Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 117 379 235

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber:

Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Landfriedstraße 5

13. Jahrgang 1939

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 13. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen:

Eugen Fehrle, Böhmen und Mähren 1

Karl Otto Frey, Volk, Heimat, Vaterland 3

Karl Michael Komma, Vom Wesen der tschechischen Volksmusik 9

Ferdinand Herrmann, Vor- und frühgeschichtliche Formen und Sinnbilder in der Volkskunst des Ober-Etschgebietes 13

Albert Becker, Volkskundliches aus der Reformationszeit . . . 28

Gerhard Eis, Pferdekundliches aus Böhmen 34

Richard Hünnerkopf, Staatsgewalt und Selbsthilfe in der isländischen Saga 57

Ferdinand Herrmann, Das Federkielsticken 73

Richard Hünnerkopf, Von bäuerlichen Rechts- und Ehrenhändeln 86

Hermann Phleps, Haferkasten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen i. W., mit Nebenstellen einiger ihm verwandter Gefügearten . . 90

Seite

Heinrich Winter, Alte Pflugumzüge 93

Albert Becker, Zur Geschichte des oberrheinischen Bänkelsangs . 100

Albert Becker, Riesenhaftes im Brauchtum und Glauben . . . 102

Maria Riffel, Volkskunde und völkisch-politische Anthropologie . 104

Ernst Christmann, Welcher Brauch ist mit dem alten Namen „Räderschieben" oder „Radscheiben" gemeint? 117

Ferdinand Herrmann, Zu Grundfragen der italienischen Volkskunde 121

Kleinere Mitteilungen:

Albert Becker, 60 Jahre alt, von Eugen Fehrle 33

Hans Thoma, von E. F. 68

Der Johann-Peter-Hebel-Preis, von E. F. 69

Der Hohenstoffeln, von E. F. . . . 70

Entgegnung, von K. Hofmann . 130

Bücherbesprechungen 71, 133

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
MAY 9 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

13. Jahrgang 1939 / Heft 1

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—

An die Mitarbeiter der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde".

Die Mitarbeiter werden gebeten, jedes unnötige Fremdwort in dieser Zeitschrift zu vermeiden. Auf alle Fälle müssen die Worte Interesse, Interessent, interessieren und interessant vermieden werden. Denn sie sind teils Schlagworte einer hauptsächlich auf persönlichen Vorteil eingestellten Zeit, die hinter uns liegt. Das Wort interessant ist nichtssagend. Jede Verdeutschung zwingt zum Bekenntnis, in welcher Hinsicht eine Sache „interessant" ist. Wir Deutschen wollen auch in der Sprache überall bekennen.

Eugen Fehrle.

Inhalt des 1. Heftes:

Eugen Fehrle, Böhmen und Mähren, 1 / Karl Otto Frey, Volk, Heimat, Vaterland, 3 / Karl Michael Komma, Vom Wesen der tschechischen Volksmusik, 9 / Ferdinand Herrmann, Vor- und frühgeschichtliche Formen und Sinnbilder in der Volkskunst des Oberetschgebietes, 13 / Albert Becker, Volkskundliches aus der Reformationszeit, 28 / Albert Becker 60 Jahre alt, 33 / Gerhard Eis, Pferdekundliches aus Böhmen, 34 / Richard Hünnerkopf, Staatsgewalt und Selbsthilfe in der isländischen Saga, 57 / Eugen Fehrle, Hans Thoma, 68 / Eugen Fehrle, Johann Peter Hebel-Preis, 69 / Eugen Fehrle, Der Hohenstoffeln, 70 / Bücherbesprechungen, 71.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen. Manuskripte und Bücher zur Besprechung sind unmittelbar an den Herausgeber zu schicken.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstraße 5

1. Heft 13. Jahrgang 1939

Böhmen und Mähren.

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Böhmen und Mähren sind heute wieder der Oberhoheit des Deutschen Reiches unterstellt. Damit sind zwei Länder, die jahrhundertelang zu uns gehörten, in denen viele treue Deutschen wohnen, die seit Beginn unserer Geschichte deutsche Art stark und innig bewahrt haben, wieder mit dem Reich verbunden. Wir grüßen von der Südwestgrenze des Reiches her unsere Brüder und Schwestern im Osten von ganzem Herzen und freuen uns, daß sie jetzt wieder offen und frei deutsche Art kundtun dürfen. Die Volkskunde kann mehr als jede andere Wissenschaft zeigen, wie unsere Brüder und Schwestern mit ihrem Herzblut treudeutsch geblieben sind. In Brauch und Sinnbild zeigt sich germanisch-deutsches Wesen dort, ob wir den Jahreslauf der Feste anschauen, ob wir den Gang des Menschenlebens betrachten, ob wir mit unseren Volksgenossen dort Lieder singen, überall kerndeutsche Art! Ja, da und dort ist sie besser bewahrt als bei uns. Denn viele dieser Deutschen lebten von fremdem, bisweilen feindlichem Volkstum umgeben, lange für sich wie auf einer deutschen Insel und haben in dieser Abgeschlossenheit alte Sitte zäher bewahrt als manche Stämme im Altreich, die im Strome städtischer Zivilisation und europäischer Entwicklung Altheimisches einer Allerweltsbildung zulieb öfters aufgegeben oder wenigstens umgeändert haben.

Die Beziehungen zwischen unserem Grenzgau im Südwesten und dem böhmisch-mährischen Grenzgau waren immer wieder gepflegt. In Mittelbaden, besonders Rastatt, erinnern noch mehrere Kunstwerke an die Baumeisterfamilie Rohrer, die aus ihrer böhmischen Heimat hierher berufen wurde und hier stolze Bauten aufführte. (Anna Marie Renner in der Sonntagsbeilage des „Führer" vom 11. Juni 1939.)

Andererseits wirkten viele Künstler aus dem südwestdeutschen Raum in Böhmen. Ich denke z. B. an Peter Parler aus Schwäbisch-Gmünd, dem Böhmen herrliche Werke verdankt (G. Fochler-Hauke, Deutscher Volksboden und deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei, 1937, 246 f.).

Was sich zwischen den Grenzgauen abspielte, gilt für das ganze Reich und seine Beziehungen zum Osten: Prag ist in seinem Aufbau und in seiner Kultur eine deutsche Stadt. Böhmens und Mährens kulturelle Blüte ist ohne ständige deutsche Befruchtung gar nicht zu denken.

Digitized by Google

Unserer Wissenschaft wird es weniger obliegen, das Zusammenwirken zwischen Böhmen und Mähren mit den anderen Teilen des Reiches im Verlauf der Geschichte zu zeigen, als vielmehr den germanisch-deutschen Wesenszügen unserer Brüder und Schwestern im Osten nachzuspüren und so das Bild von deutscher Art über ganz Großdeutschland zu vervollständigen.

Wir in der Volkskunde haben, gerade von Heidelberg aus, immer den Verkehr mit den Gauen Böhmen und Mähren gepflegt. Schon kurz nach 1900, als wir hier den badischen Verein für Volkskunde gründeten, traten wir in Beziehungen zu Böhmen und Mähren. Wir tauschten unsere Schriften aus: Unser Egerland, die deutsch-mährisch-schlesische Heimat, die Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde stehen neben den Büchern über das Volkstum in den Grenzgauen des Ostens seit Jahren in unseren Büchereien. So hoffen wir auch, mit der neu begründeten Zeitschrift: „Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren", in der einzelne Zeitschriften, die bisher getrennt erschienen sind, zusammengefaßt werden und in welcher, der neuen Einstellung volkskundlicher Forschung entsprechend, weitere Ziele verfolgt werden, in regen geistigen Austausch zu kommen. Dabei werden wir uns immer wieder dessen bewußt bleiben, daß wir an der Westgrenze des Reiches ebenso ernste Aufgaben für die Wahrung unseres Volkstums haben, wie unsere Kameraden in den Grenzgauen des Ostens, und wir werden uns über den weiten Raum des großen deutschen Vaterlandes weg stets die Hand reichen zu treuer Zusammenarbeit im Dienste des deutschen Volkstums und seines großen Führers Adolf Hitler.

Digitized by Google

Volk, Heimat, Vaterland.

Eine deutsch-nationalsozialistische Besinnung.

Von **Karl Otto Frey**, Heidelberg-Rohrbach.

Als Gottfried Herder aus dieser Welt scheiden mußte, sollen seine letzten Worte gewesen sein: „Gebt mir eine große Idee, daß ich daran gesunde!"

Wir wollen uns hier auf eine wahrhaft große Idee besinnen, an der nicht bloß ein einzelner, an der ein ganzes Volk gesunden und gesund erhalten bleiben kann. Diese Idee lautet: „Volk, Heimat, Vaterland!"

Sie ist der herrlichste Dreiklang, der die deutsche Seele mit ungemessenem Stolze zu erfüllen vermag. Sie ist die Dreiheiligkeit, von der die deutsche Seele lebt. Sie ist unsere unüberwindliche Dreieinigkeit, in die all unser Wollen, Denken, Wünschen mündet.

„Volk, Heimat, Vaterland" — es gibt keine stolzere Idee für Deutsche und Nationalsozialisten als diese. Sie ist das Teuerste, was wir besitzen, das Göttlichste, was wir in uns tragen. Kein Opfer darf dafür zu groß oder zu schwer sein. Wer für Volk, Heimat, Vaterland nicht alles tun kann, hat nichts getan. Wer da nicht alles geben kann, hat alles versagt und verweigert. Für unsere Liebe und Dankbarkeit kann es da keine Abstufung geben: sie sind alle Tage unseres Lebens gleich groß, gleich wahr, gleich tief! Aber welch ein leidvoller Weg, bis der deutsche Mensch in dieser unsagbar stolzen Freude vor Gott und aller Welt bekennen durfte: „*Mein* Volk, *meine* Heimat, *mein* Vaterland!"

Es war das tragische Schicksal unserer großen Geschichte, daß wir bisher immer nur Ansätze zur Volkwerdung erlebt hatten, aber nie zu einem einheitlichen Volk durchgedrungen waren. Erst unter der Führung Adolf Hitlers, dieses wahrhaften Herzogs der Deutschen, haben wir angefangen, ein „Volk" zu werden.

Was aber ist überhaupt ein „Volk"? Jakob Grimm hat einmal diese Frage etwa dahin beantwortet, daß es die Menschen sind, welche die gleiche Sprache sprechen. Aber haben wir nicht auch vor Hitlers Auftreten unsere gemeinsame Muttersprache gesprochen? Doch wie schlecht haben wir uns verstanden! Warum? Weil wir, durch Klassenhaß und Klassenhetze heillos zerrissen, die einzig wahre deutsche Sprache der Brüderlichkeit völlig verlernt hatten. Wir redeten nur noch im Ich des Eigennutzes, im Ich der Partei, im Ich unseres Standes oder Berufes. Das Wir aber der Volksgemeinschaft

Digitized by Google

und Blutsgemeinschaft, das Wir der Brot-, der Not-, der Todgemeinschaft hatten wir nicht mehr verstanden.

„Ein Volk sein, heißt eine gemeinsame Not empfinden." (Lagarde.) Jawohl! Gott sei Dank, daß wir endlich gelernt haben, unsere gemeinsamen Nöte auch gemeinsam am eigenen Leibe zu spüren! Darum kennen wir sie alle: die bereits überwundenen und die noch zu überwindenden, die innenpolitischen und die außenpolitischen. Darum dürfen wir aber auch hoffen, daß es unserem Führer gelingen wird, auch die letzten Nöte mit unserer zusammengeballten Kraft, mit unserem unbeugsamen, stahlharten Willen restlos zu überwinden.

Ein Volk sein, heißt aber vor allem eine gemeinsame Ehre haben. Der dummgute deutsche Michel ist wiederum emporgewachsen zu einem Michael, zu dem Drachentöter mit dem Flammenschwert, der als Gralswächter vor dem blankgeputzten Schilde deutscher Ehre wacht. Er kämpft gegen die Drachenbrut der Lüge und der Ungerechtigkeit. Alles, was durch Lüge und Unrecht gesiegt hat, muß durch Recht und Wahrheit sterben. Deutschland im Recht und in der Wahrheit, Deutschland im Bewußtsein seiner unantastbaren Ehre weicht vor keiner Macht der Erde mehr zurück: das ist die innere Dynamik, die Adolf Hitler seinem deutschen Volke geschenkt hat. Es gibt seit Adolf Hitler nur einen deutschen Tagesbefehl, und der lautet: „Vorwärts und immer wieder vorwärts, vorwärts auf allen Gebieten!" Hier liegt das tiefste Geheimnis deutscher Kraft und Unüberwindlichkeit. Halten wir fest daran, daß vergangene Tage nie mehr wiederkehren!

Wir wollen aus unserer Geschichte lernen. Es liegt so viel Unbegreifliches, schwer Faßbares in dieser Geschichte. Unser Volk war schon einmal das Herrenvolk dieser Erde. Es marschierte an der Spitze des Abendlandes. Es wußte um seinen Rang, um seine Sendung. Als Herzland Europas, als Fahnenträger der abendländischen Kultur hat es diesen Rang und diese Sendung jahrhundertelang aufs eifersüchtigste verteidigt. Und dieses selbe Volk war doch wieder Jahrzehnte hindurch zum Vasallenknecht Europas herabgesunken. Das Unglaubliche konnte geschehen: fremde Raubhorden zertrampelten die deutsche Ehre, wie sie die deutschen Korn- und Weizenfelder zerstampften; beim Gedenken daran steigt uns noch heute die Schamröte ins Gesicht.

Deutsche Macht und Herrlichkeit reichte einmal von Dänemark bis nach Sizilien, von Riga bis nach Marseille, von Rotterdam bis nach Nishnij Nowgorod. Deutsche Macht und deutscher Einfluß schienen, zur Zeit der Hansa z. B., unüberwindlich und — sie sind doch zusammengebrochen, zusammengebrochen, weil der Instinkt eines politisch geschulten Volkes nicht dahinter gestanden war.

Geistige Bewegungen, die den ganzen Erdball in Erregung brachten, sind vom deutschen Volke ausgegangen, wie z. B. die Reformation im 16. Jahrhundert. Gewaltige, ja unerreichbare künstlerische und wissenschaftliche Leistungen haben die Welt aufhorchen lassen: man denke an J. S. Bach und die deutsche Musik um die Wende des 18. Jahrhunderts, man denke an die neuere deutsche Dichtkunst, an Friedrich den Großen, an Kant und seinen kategorischen Imperativ, an seine großen würdigen Nachfahren. Buchdruckerkunst und Schießpulver hat dieses Volk erfunden — man erlasse uns das weitere Auf-

Digitized by Google

zählen! Und doch gibt es davor und dahinter unfaßbare Jahrzehnte, in denen sich ganze Generationen gefielen, das uns übelgesinnte Ausland nachzuäffen, in geistigen, künstlerischen, kulturellen Dingen der dienstbeflissene Lakai art- und blutsfremder Völker zu sein.

Weite Strecken unserer Geschichte sind ausgefüllt von einem sinnlosen, instinktlosen Kampf aller gegen alle. Es stritten — unerklärlich warum, unverständlich wozu — Ritterburg gegen Ritterburg, Territorium gegen Territorium, Bekenntnis gegen Bekenntnis. Im ewigen Hader lagen die Stämme untereinander, die Fürsten bekriegten die Städter und die Bauern die Fürsten: der latente Bürgerkrieg schien der deutsche Normalzustand zu sein. (Karl Alexander von Müller.)

Als sich diese Zeiten dann endlich an ihrer eigenen Erbärmlichkeit ausgeblutet hatten, sind hemdärmelige und befrackte Narren, die den Namen Deutsche und die Liebe ihrer Mutter wahrlich nicht verdient hatten, aufgetreten und haben dem deutschen Arbeiter, dem deutschen Menschen das deutsche Herz aus deutscher Brust reißen wollen. Viele sind ihnen nachgelaufen und haben sich betören lassen, daß der deutsche Mensch „international" sein müsse! Endlich ist auch hier der Sturmwind gekommen und hat die Blätter, die sich treulos vom Stamme gelöst hatten, in Schlamm und Morast gejagt, wo sie elendiglich verfaulten. Der Stamm aber ist geblieben, stärker und gewaltiger denn je, und erhält kräftig und lebendig, was treu an ihm haftengeblieben ist.

Hier wächst Hitlers Werk ins Übermenschliche. Er hat nicht bloß die alte deutsche Instinktlosigkeit aus unserem Blute getrieben, er hat nicht bloß die deutsche Zwietracht, unseren gefährlichsten Feind, ausgebrannt bis aufs Mark. Nein, er hat erreicht, was noch keiner vor ihm erreicht: die innere Übereinstimmung aller Volksgenossen in den wesentlichen Fragen der inneren und äußeren Politik, in den Fragen des deutschen Gesamtdaseins, da es um Ehre, Ansehen und Bestand alles dessen geht, was unser ist und was wir unser nennen. So hat er dieses deutsche Volk endlich zur Einheit und Einigkeit zusammengeschweißt und ihm das stolze Bewußtsein seiner unverletzlichen Ehre eingebrannt, daß es seinem innersten Wesen treu bleibe, das Beste und Edelste seiner Seele immer mehr herausarbeite, weitergestalte und emporbilde zur höchsten Blüte. In diesem einheitlichen Marschrhythmus befindet sich unser Volk immer unaufhaltsamer auf dem Weg zur Volkwerdung. Der eiserne Bestand auf diesem Marsche aber, das, was uns auch in den Stunden der Not und Gefahr die Kraft gibt, auszuhalten und durchzuhalten, liegt in der Liebe zur Heimat, in der Treue zum Vaterland.

Liebe und Treue sind kein proklamierter oder proklamierbarer Zustand. Sie müssen die Grundhaltung der deutschen Seele sein. Sie sind der Ehrenschmuck des deutschen Mannes: Liebe zur Heimat, Treue dem Vaterland.

Unter Heimat verstehen wir Deutsche nicht bloß ein paar Quadratkilometer Land oder die paar hundert, die paar tausend Menschen, die darauf wohnen. „Heimat", das ist uns die schicksalhafte Verbundenheit mit Blut und Boden, das tiefste Wurzelgefühl unserer Seele. Sie ist der kostbarste Besitz des Menschen, und gerade uns Deutschen eignet vor allen anderen Völkern eine besonders große Heimatliebe. Sie kommt dann unwiderstehlich zum Durchbruch, wenn wir ferne der Heimat, unter fremdem Himmel unser Dasein fristen

Digitized by Google

müssen. Nur in der deutschen Sprache konnte ein Wort wie „Elend", das ursprünglich eli-lente = das andere, d. h. das fremde Land hieß (wie etwa eli-sazzo = Elsaß = die Bewohner des anderen Rheinufers ausdrückte), die Bedeutung von Not und Verlassenheit gewinnen. „Die Urbedeutung dieses schönen, vom Heimweh eingegebenen Wortes ist das Wohnen im Ausland." (Grimm.) Heute bezeichnen wir damit einen besonders bejammernswerten, unglücklichen Zustand. Der Bedeutungswandel dieses Wortes aber offenbart uns, wie sehr gerade der deutsche Mensch an seiner Heimat hängt.

Peter Rosegger erzählt in einem ergreifenden Gedichte von seinem Steiermärker Freunde, der nach Amerika ausgewandert war. Nach einiger Zeit kam der erste Brief. Ein freudiger Brief: „Schicke mir Rosen aus Steiermark, denn ich habe eine Braut zu bekränzen!" Nach einem Jährlein abermals ein freudiges Schreiben: „Schicke mir Wasser aus Steiermark, denn ich habe ein Kind zu taufen!" Dann aber, nach längerer Zeit, ein ganz trauriger Brief: „Schicke mir Erde aus Steiermark, denn ich habe ein Kind zu begraben!"

„So ersehnte der arme Mann
auf fernen, fremden Wegen
für höchstes Glück, für tiefstes Leid
der Heimaterde Segen." —

Wenn aber Elend = Ausland ist, was will uns dann das Wort „Heimat" ausdrücken? Wilhelm Raabe hat einmal so schön darauf hingewiesen, daß die deutschen Worte Heimat und Himmel eines Stammes seien. Aus der Anrede des gotischen Vaterunsers ist das noch leicht zu erkennen: „Atta unsar thu in himinam." Aus dem „in himinam" hat sich „im Himmel" und „in der Heimat" entwickelt. Mit andern Worten: Wo des Deutschen Heimat ist, da besitzt er auch ein Stück Himmel, das Paradies auf Erden.

Nun verstehen wir, warum die Liebe zur Heimat uns so selbstverständlich ist wie die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind. Hier haben wir ja das Licht der Welt zuerst erblickt. Hier haben wir Gottes Wunderwelt zuerst geschaut: die ersten Blumen, die ersten Vögel, die ersten Schmetterlinge, die ersten Sterne. Hier ist unsere Seele zum Selbstbewußtsein erwacht, hier haben wir Gehen und Stammeln und Beten gelernt. Die Tore zum Kinderparadies haben sich uns hier weit, weit aufgetan: noch heute, in bald ergrautem Haare, möchten wir vor Wehmut weinen, wenn wir daran denken. Traum und Spiel der Kinderjahre, Hoffen und Harren und Sehnen der Jugendzeit, Erinnerungen an Freud und Leid, an Freunde und Nachbarn, an Flur und Wald mit all ihren Gottesgeschöpfen — ach, hundert und aber hundert Fäden verbinden uns auf immer mit dieser unserer Heimat! — Sprich zu den Sternen: „Höret auf zu leuchten!" Sprich zu den Rosen: „Höret auf zu blühen!" Sprich zu den Eichen: „Höret auf zu wachsen!" Aber Sterne, Rosen, Eichen spotten deiner. Denn die Sterne müssen leuchten, die Rosen müssen blühen und die Eichen müssen wachsen. So müssen auch wir gleichsam aus einem Naturtrieb heraus unsere Heimat bis ans Ende lieben, selbst dann, wenn uns die Menschen dieser Heimat einmal auch etwas Böses zugefügt hätten. Es bleibt dabei: „Die Heimat ist Gottes, auch wenn ihre Menschen bisweilen des Teufels wären." (Bartsch.)

Digitized by Google

Ich möchte den nicht zum Freunde haben, der schlecht von seiner Mutter spricht. Ebensowenig aber möchte ich mit dem etwas zu tun haben, der sich die Heimat lieblos aus dem Herzen gerissen hätte. Denn die Liebe zur engeren Heimat ist der Gradmesser für die Treue zur größeren Heimat, zum Vaterland.

„Vaterland". Auch das ist uns mehr als ein bloßer geographischer Begriff. Es will auch mehr umschließen als das herrliche Großdeutsche Reich, dessen endliches Wiedererstehen das gewaltigste Wunder unserer stolzen Tage geworden ist. „Vaterland", das ist uns das Land, dessen Sprache wir sprechen, dessen Geschichte wir erleben, dessen Sagen und Märchen immer wieder wie liebe Erinnerungen aus der Tiefe unserer Seele aufsteigen. „Vaterland" ist uns alles, was das Gepräge deutschen Wesens an sich trägt. Also vor allem ein kultureller Begriff, der alles umschließt, was wir unter deutschem Volkstum, deutscher Kunst und Wissenschaft, deutscher Technik, deutschem Denken, Fühlen, Wollen verstehen. „Deutschland", „Vaterland" — da denken wir an Männer wie Luther und Bismarck, wie Bach, Beethoven und Wagner, wie Kant, Fichte, Hegel, wie Schiller, Goethe, Hebbel, wie Zeppelin, Hindenburg und — alle überragend — Adolf Hitler. So wächst uns das Vaterland zu einer heroischen Größe, weil sich sein Schicksal an seinen großen heldenhaften Männern erfüllt. Es ist uns aber auch eine ethische Größe, weil wir ihm nicht schon durch die Geburt allein angehören, sondern erst durch unsere Pflichterfüllung und Leistung, durch unser Ehrgefühl und unsere Tatgesinnung, durch unser unbestechlich deutsches Bewußtsein. Im allertiefsten und letzten Sinne aber ist uns das Vaterland, das da Deutschland heißt, eine religiöse Größe, die uns sprechen und bekennen läßt: „Ich glaube, daß dieses mein Deutschland niemals wieder dem Sperrfeuer des Hasses, den Giftgasschwaden des Neides erliegen wird! Denn ich glaube an die Notwendigkeit des Deutschtums in dieser Welt, ich glaube, daß die Welt zusammenbrechen muß, wenn das Herz der Welt zu schlagen aufgehört hätte! Ich glaube an die große deutsche Sendung, an die sieghafte Kraft alles dessen, was deutsch heißt! — Ich danke Gott, daß ich ein Deutscher bin!"

Diesem Deutschland, diesem Vaterland gehört darum unsere ganze Liebe und Hingabe. „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" (Fichte) und „Sei stolz, daß du ein Deutscher bist!" (Jahn). Ja, welch ein Vaterland! Zwar kein besonders reiches Land. Kein Land, das von selbst was gibt. In schwerster Arbeit müssen dem Boden die Ernten abgerungen werden. In den Bergen wenig Silber, gar kein Gold; aber Kohlen, Eisen, Wasserkraft! Und darin erkennen wir keine Zurücksetzung, wohl aber einen besonders dringlichen Anlaß, eine besonders deutliche Aufforderung zu ernster Arbeit, zu tüchtiger Leistung! Es ist ein Vorzug, eine Auszeichnung der Vorsehung, in einem solchen Lande geboren zu sein, in ihm leben und wirken zu dürfen! Ihm all unsere Liebe und Hingabe!

Der Erweis dieser Liebe und Hingabe aber liegt in der Treue. Deutsch ist nur, wer treu ist. Wer nicht treu ist, ist auch nicht deutsch, und ginge sein arischer Stammbaum bis in die Zeiten Karls des Großen zurück! Treue ist der Hauptbestandteil des deutschen Wesens, „das Mark der Ehre".

Das Schäbigste auf dieser Welt ist, aus Feigheit das Gute zu unterlassen. Und die größte deutsche Erbsünde, das gemeinste deutsche Erbübel seit Hermanns

Digitized by Google

Tagen ist die Treulosigkeit, die bis in unsere allerjüngste Vergangenheit immer wieder dem Abgrund der Hölle entstiegen ist und ihr teuflisches Haupt erhoben hat. Der Dreiklang Volk, Heimat, Vaterland soll uns darum Tag für Tag immer wieder an den Hochaltar der Treue rufen: zum Zeugnis, zum Bekenntnis, zur Tat!

Deutschsein heißt bekanntlich soviel wie: sich zum Volke gehörend fühlen. Der Deutsche ist schon rein sprachlich ein Mann der Volksgemeinschaft. Deutschland ist das Vaterland derer, die sich zu ihrem Volke bekennen. Deutschland ist überall da in der Welt, wo Deutsche stehen, Deutsche in der Liebe zu Volk und Heimat, Deutsche in der Treue zum Vaterland!

Der Mensch lebt nicht von Brot allein, und ein großes, stolzes Volk nicht allein von seiner Wirtschaft oder seiner Kunst, seiner Kultur. Es lebt auch nicht von seiner schweren Artillerie, von seinen Bombengeschwadern: im tiefsten und letzten Sinne lebt es einzig und allein von der unwandelbaren Treue seiner Volksgenossen, von der Treue, die allein ein ganzes Volk fest und froh, gesund und stark zu machen vermag.

Liebe zu Volk und Heimat und — was beides in sich mitbegreift: die Treue zum Vaterland, das ist die wahrhaft große deutsche Idee, die auch unser Volk für alle Zeiten fest und froh, gesund und stark erhält.

Digitized by Google

Vom Wesen der tschechischen Volksmusik.

Von Dr. Karl Michael Komma, Heidelberg.

Die neuen Lebensverhältnisse im böhmisch-mährischen Raum zwingen uns zu Überlegungen und Erkenntnissen, deren Inhalt das Wesen des tschechischen Volkes ist. Ein Jahrtausend hat den deutschen Nachbarn stets die Fremdheit dieses Wesens bewiesen. Ein Jahrtausend hat die Tschechen stets in unbestreitbarer Abhängigkeit vom Deutschtum gehalten. Nicht ein Messen von ebenbürtigen Kräften war es, das dieser Zeit in diesem Raum das Gepräge gab: vielmehr ein unberechenbares Hin- und Herfluten, Auflehnen, Nachgeben auf der Seite des kleineren Volkes, ein unablässiges Beharren auf der Seite des kulturbestimmenden deutschen Volkes. Über unzählig vielen Aufgaben hatten die Deutschen den großen Auftrag, den Sinn ihres Schicksals zu finden. Den Tschechen blieb die große Aufgabe versagt. Um alle Formen und Inhalte ging ständig der Kampf der Deutschen. Die Geschichte des tschechischen Volkes kennt nicht mühevolle Aufstiege und weite Ausblicke, nicht tiefe Stürze und immer neues Aufraffen zur Höhe. Sie zeigt mitten in richtungsloser Fläche plötzlich aufspringende und ebenso plötzlich sich ebnende Wellen. So wurde jeweils das ganze Volk auf ein Signal hin in Aufwallung gebracht, vom Sturm erfaßt, ein Stück weit getrieben, um dann wieder in das Einerlei der Schicksalslosigkeit zu versinken.

Dieses geschichtliche Bild spiegelt sich getreu in allen Lebensäußerungen der beiden Anrainer. Gerade dort aber, wo Verstellung und Anpassung fallen, tritt das Spiegelbild am reinsten vor uns. Der singende, musizierende Mensch steht in einer Macht, die ihn ganz beherrscht. Unbewußt zeigt er da sein ganzes Wesen. Die Tschechen haben eine ausgesprochene Nationalmusik, die in jeder Umgebung sofort zu erkennen ist. In ihr, will uns scheinen, offenbart sich auch am deutlichsten der Charakter dieses Volkes.

Bevor ich die Wesensmerkmale der tschechischen Nationalmusik kennzeichne, ihre Voraussetzungen und Entsprechungen im Tschechentum als volkliche Erscheinung überhaupt zeige, sei ein kurzer Blick auf das eigenartige Schicksal der Musik bei dem am weitesten nach dem Westen vorgedrungenen slawischen Volk geworfen. Von der altslawischen Musik, die heute vor allem bei den Russen, Ukrainern, Polen, Slowaken, Bulgaren und Serben weiterlebt, haben sich die Tschechen schon sehr früh entfernt. Das Tschechentum ist von drei Seiten vom Deutschtum umklammert. Es

Digitized by Google

wurde in den westeuropäischen Musikstrom mit einbezogen, ob es wollte oder nicht. Mit den Aposteln Cyrill und Method im 9. Jahrhundert, mit der Verchristung des Volkes und Landes von Regensburg aus kommt auch die christliche Kultmusik, der Gregorianische Choral, über die Grenze. Die Hauptstadt Prag, die Adelssitze, Städte und Klöster waren von Beginn an Heimat einer aus deutschen Landen vorgeschobenen Kultur und damit auch einer deutschen, ins Deutsche umgeprägten oder vom Deutschtum eingeführten Musik. Der Reichtum dieser Musik konnte nicht spurlos am kulturell armen tschechischen Volk vorübergehen. So ist denn auch das Liedgut der Hussiten nicht unabhängig gewachsen, sondern durchsetzt mit dem Eigengut der Nachbarmusik. Das Schicksal der Umklammerung hinderte immer wieder eine freie Entfaltung der eigenen Musik und bedingte manchmal sogar deren teilweise Zerstörung. So hat im 18. Jahrhundert eine in dieser Art bei keinem andern Volk Europas zu beobachtende Invasion von italienischer Barockmusik ungezählte tschechische Volkslieder umgeformt, aber auch zur Bildung einer stattlichen Reihe neuer Lieder geführt. Das tschechische Volk kam auf den Schlössern des Adels mit den italienischen Opern und Oratorien in Berührung und übernahm kritiklos alles, was ihm gefiel. Wenn man also heute die tschechischen Volksliedsammlungen durchblättert, dann entdeckt man auf Schritt und Tritt Beispiele dieser Überlagerung. Die Wiener Nationalbibliothek bewahrt ein Kanzional aus dem frühen 18. Jahrhundert, in dem sich gleichsam alles niedergeschlagen hat, was das tschechische Volk um 1700 und in den beiden nachfolgenden Jahrzehnten an geistlichem Singgut kannte, liebte und gebrauchte. Der Pfarrer Johann Josef Božan aus Chroustowitz ist der Herausgeber des 1719 in Königgrätz gedruckten, dem deutschen Grafen von Sporck gewidmeten Gesangbuches „Slawíček Rágský" („Paradiesische Nachtigall"). Er ist auch der Sammler der Lieder, die aus dem nördlich und östlich der Elbe gelegenen nordostböhmischen Kreis stammen. Die Fülle der verschiedenartigen Lieder, die sich da zusammengefunden hat, ist schier verwirrend. Vom Gregorianischen Alleluja bis zum Menuett, vom Hussitenchoral bis zum italienischen Koloraturduett ist so ziemlich alles versammelt, was überhaupt einmal über die böhmischen Wälder hereingedrungen war. Das kleine Volk im Herzen von Europa hat eigenes Blut, aber keinen eigenen Pulsschlag. Nord, Süd und West bestimmen seinen Herzgang. Die vielen Lieder der Sammlung sind aber nur eine Auswahl aus dem geistlichen Liedgut. Um wieviel mehr mußte schon damals auch das weltliche Liedgut von fremden Einschlägen wimmeln. Die „Paradiesische Nachtigall" war jahrzehntelang im Lande sehr verbreitet. Ein erschreckender Mangel an Stilgefühl, ja ein ausdrücklicher Wille zur Abhängigkeit offenbart sich in diesem musikalisch internationalen Gesangbuch.

Das urwüchsige Lied, der eigenständige Tanz gingen aber in der fremden Hochflut des 18. Jahrhunderts nicht völlig unter. Das Vermächtnis des slawischen Rhythmus lebte unter der Überlagerung romanischen und germanischen (zum großen Teil dinarisch-alpinen) Musikgutes weiter. Dieser Rhythmus steht auch heute noch besonders zum germanischen in schroffstem Gegensatz. Im tschechischen Nationalrhythmus zeigt sich die Kontinuität der tschechisch-rassischen Grundveranlagung.

Digitized by Google

Der musikalische Rhythmus eines Volkes ist nur eine Erscheinungsform des sich in allem und jedem äußernden Lebensrhythmus. Schicksal und Geschichte, Charakter und Sprache zeigen stets die Lebenseinheit, die aus einer Summe von Menschen erst den Organismus Volk schafft. Es ist unmöglich, das Eigentlichste an der tschechischen Musik, ihren Rhythmus, zu zeigen, ohne dabei nach entsprechenden Eigenheiten im Gesamtleben des Volkes zu fragen. Dem oben angedeuteten Lebensrhythmus entspricht der Rhythmus seiner Sprache. Während im Italienischen die Fläche des Sprachverlaufes in elastischen Schnellungen, im Deutschen aber in ziehenden, nachdrückenden Wallungen durchmessen wird, reiht die tschechische Sprache in weiter, ebener Fläche Silbengruppen aneinander, deren Anfangssilben den Anstoß geben. Der tschechische Satz wird schon durch die Auftaktlosigkeit, die Wortbetonung auf der ersten Silbe, den Mangel an Artikeln und die Akzentübernahme auf jede Präposition fast regelmäßig gegliedert und verläuft, mit Ausnahme der meist die Endsilben ergreifenden Dehnungen, beinahe in gleichen Zeitwerten. Wenn der Deutsche aus Freude am Klang bei manchen Silben verweilt, dafür die Nebensilben und Nebenwörter stark abschwächt oder vor den Höhepunkten als Auftakte nimmt, setzt der Tscheche hart Hebung vor Senkung, Peitschschlag hinter Peitschschlag, treibt seine Sätze in einer Ebene vorwärts, keineswegs auf Berg und Tal, Erklimmen und Absteigen bedacht. Dazu tritt als Temposteigerung der Reichtum an Konsonanten und deren Häufung.

Dem sprachlichen Rhythmus ist der musikalische sehr verwandt. Auch ihm eignet das scharfe Zupacken und Anpeitschen. Wie der Tscheche einer fremden Sprache unwillkürlich trochäische Akzente aufzwingt, die fremden Wörter auf der ersten Silbe betont, so verwandelt er beim Singen und Spielen auch fremde Melodien mit seinem urkräftigen musikalischen Rhythmus. Im Trochäus, der Synkope, liegt die auffälligste Schlagkraft für einen Nationalrhythmus, der sich in zahllosen, gar nicht in ein System zu bringenden melodischen Varianten verbirgt. Mag in vielen dieser Varianten das Zupeitschen gemildert erscheinen oder in manchen, namentlich bei langsamen Zeitmaßen, vollständig verschwunden sein —, immer bleibt doch eine Grundbewegung, die man nicht anders denn als tänzerisch-schaukelnd bezeichnen kann. Sie ist mitreißend, körperbestimmend. Es muß erlebt, gehört, gesehen sein, wie der Tscheche von seiner Musik auch körperlich in Anspruch genommen wird! Die Kolonne der Marschierenden gerät unwillkürlich in die mit Worten gar nicht deutbare Bewegungsart, die federnd ist und doch stumpf im Ansatz, gespannt und doch wieder weich, sobald ein tschechischer Marsch aufklingt. Und welch ein Unterschied liegt im Gesang deutscher und tschechischer Kinder! Da eine gesammelte Ruhe, eine besonnene Tätigkeit, dort ein sich Hingeben, ein der rätselhaften Bewegung Anheimfallen und Mitschwingen. Dieses Tänzerische ist mit dem peitschenden, synkopischen Schlag das entscheidende Merkmal für die tschechisch-rassische Volksmusik. Schriftlich lassen sich solche immanenten Kräfte nicht darstellen, im Gesang werden sie nur vom Tschechen selbst beherrscht, im Instrumentalen höchst selten einmal von einem Fremden. Im Zusammenhang mit den beiden soeben genannten Merkmalen steht eine Erscheinung, die als Asymmetrie be-

Digitized by Google

zeichnet werden könnte. Freilich nur von unserem deutschen Standpunkt aus! Denn der Osten hat eben andere Gewichtsgesetze. In den tschechischen Tänzen wirkt ein eigentümlicher Reiz asymmetrischer Betonung, der — ganz ähnlich wie die Dehnung bei den gesprochenen Endsilben — den schwachen Taktteil ergreift.

Rhythmus und melodischformale Anlage stehen in inniger Wechselbeziehung. Der tschechische Nationalrhythmus muß notwendigerweise auch den Melodiebau beeinflussen. Die Reihung der Akzente in Sprache und Musik läßt eigentlich schon das Bauprinzip erkennen, das den Tschechen angeboren ist. Im Nebeneinander des Gleichartigen äußert sich slawische Lebens- und Gestaltungsform. Ein Vergleich der deutschen und slawischen Siedlungsform ist hier angebracht. Der Deutsche ist Einzelsiedler, der sein Besitztum abgrenzt. Eine deutsche Dorfgemeinschaft gliedert sich aus den einzelnen Ganzheiten der Hauswesen. Dem Slawen eignet eine Verbundenheit nach der Seite hin, ein Bedürfnis, sich an den andern anzuschließen. (Die Russen verflechten ihre Strohdächer und schaffen so eine gleichgerichtete Trauflinie!) Diese Eigenart findet ihre musikalisch-symbolische Darstellung in einer großen Anzahl slawischer, damit auch tschechischer Melodien, die entweder in gerader Richtung und regelmäßiger, mit den Zählzeiten zusammenfallender Bewegung ablaufen, sich also aus der ostinaten Abfolge kurzer rhythmischer Formeln bilden, oder einen ganz engen Tonraum benützen, in dem sie dann sein Grenzintervall als immer wiederkehrendes, leitendes Motiv verwenden, manchmal auch als melodischen Kern dauernd umspielen. Immer zeigt sich bei solchem Melodiebau eine durch den Volksrhythmus bedingte Lust an der primitiven Reihung. Die Schlüsse der gleichlaufenden und reihenden Bewegungsmelodien sind aber nicht in unserem Sinn befestigend. Sie brechen die Reihe willkürlich ab. Rhythmus und Melodik der tschechischen Volksmusik weisen auf ein frühes Entwicklungsstadium, das bei andern Völkern, etwa beim deutschen Nachbarn, vor Jahrhunderten schon abgeschlossen und überholt war. Die rhythmisch-melodischen Züge unseres Kinderliedes sind für einen großen Teil des tschechischen Liedgutes überhaupt maßgebend.

Dem durchaus eigenständigen, kraftvollen Rhythmus ist bei den Tschechen eine zumindest ungleichwertige melodische Begabung gepaart. Auf die ungezählten sudeten- und gesamtdeutschen Parallelen mag nur kurz hingewiesen sein. Bei ihnen wird man allerdings die oben erkannten rhythmischen Eigenheiten vergebens suchen.

Digitized by Google

Vor- und frühgeschichtliche Formen und Sinnbilder in der Volkskunst des Oberetschgebietes.

Mit 23 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers.

Von **Dr. Ferdinand Herrmann**, Heidelberg.

Je abgelegener ein Volk im Gebirge lebt, desto stärker und fester bewahren sich bei ihm nicht nur die rassischen Verhältnisse, sondern — natürlicherweise durch diese bestimmt und gefördert — auch alle die vielfältigen Ausdrucksformen seines Wesens. Wenn in den großen Durchgangsgebieten Rasse und Kultur in ständigem Wandel und Wechsel begriffen sind, wenn Eigenständiges hier in steter Gefahr und Bedrohung sich befindet, so bleibt in jenen, fern vom Strom der Durchzugsräume ruhenden Gebirgsgegenden alles unbeeinflußter, alles wird hier in seiner Entwicklung weniger gestört, bleibt in sich lagernd und kann ohne fremdes Zutun sein Wesen rein entfalten, kann blühen und sich in seiner Art wandeln.

Es ist bekannt, wie der Rassenforschung vielfach aus den Reliktformen abgeschiedener Gebirgsvölker wichtige Bestätigungen, ja nicht selten sogar grundlegende Erkenntnisse erwuchsen, namentlich über frühe Verhältnisse, insbesondere über sogenannte „Urheimaten". Für Volkskunde und Völkerforschung, die sich mit der geistigen und sachlichen Volkskultur befassen, sind solche Gebiete im gleichen Maße aufschlußreich. Denn gerade hier heben sich die großen Linien zurück in Ur- und Vorzeit klar und unverwischt ab und lassen nur die verschwindend wenigen, wirklich umwälzenden, über lange Zeiträume fortdauernden Strömungen und Ereignisse sichtbar werden. Und Formen und Sinnbilder, die anderswo wieder und wieder — wenn auch zunächst fast unmerklich — gewandelt, geändert, anderen angepaßt und angeähnelt werden, verharren hier in ihrer frühen Schärfe und Klarheit. Wo Fremdes, sei es durch den dauernden und stetig wachsenden Zufluß von außen, sei es durch ein ausgeklügeltes System, schließlich vereinzelt doch Platz griff, da vermochte es nirgends das Alte und Arteigene ganz zu verdrängen oder zu verdecken. Aus dem gleichen Geiste wurde immer wieder die frühe Form geboren, dem gleichen Sinn blieb stets das nämliche Erleben wach, dasselbe Bild und Sinnbild der Frühzeit stand stets von neuem ungebrochen da.

Digitized by Google

Unter den Gebirgsgegenden, in denen sich über Jahrtausende hinweg mannigfache Formen und Sinnbilder streng und unverfälscht erhalten haben, nimmt das Oberetschgebiet — wie heute in Italien jener Teil im Norden genannt wird, der hauptsächlich aus dem ehemaligen Südtirol besteht — eine hervorragende Stellung ein. Sie darf einmal auf den im wesentlichen unverändert erhaltenen rassischen Bestand seiner Bewohner, dann aber auch nicht zuletzt auf deren außerordentlich stark ausgeprägten Sinn für das Althergebrachte und Überlieferte zurückgeführt werden.

Abb. 1.

Auf diese außergewöhnliche und für die Wissenschaft bedeutungsreiche Stellung des Oberetschgebietes wurde in Italien in jüngster Zeit verschiedentlich hingewiesen. Vor allem hat Dr. Karl M. Mayr vom Museo dell' Alto Adige in Bozen diesen Tatbestand herausgestellt und an Hand einer großen Anzahl von Beispielen auf dem 1934 in Trient abgehaltenen III. Congresso Nazionale di Arti e Tradizioni Popolari belegt[1]. Dieser Vortrag des ausgezeichneten Kenners und liebevollen Betreuers der Vorgeschichte wie auch der Volkskunde seines Landes ist wegen seiner grundlegenden Art bei Untersuchungen in dieser Richtung immer wieder heranzuziehen. Daneben darf hier noch besonders an die Arbeit von Frau Pia Laviosa Zambotti, Mailand, über die „Cronologia delle statue antropomorfe die Lagundo e di Termeno[2]" erinnert

[1] Carlo Maria Mayr, Alcune relazioni tra l'arte popolare alto atesina e l'arte preistorica, Roma, Edizioni dell' O.N.D., 1934.

[2] Pia Laviosa Zambotti, Cronologia delle statue antropomorfe di Lagundo e di Termeno, Archivio per l'Alto Adige, dir. Ettore Tolomei, XXX, 1935, XIII, 102—176.

Digitized by Google

Abb. 2.

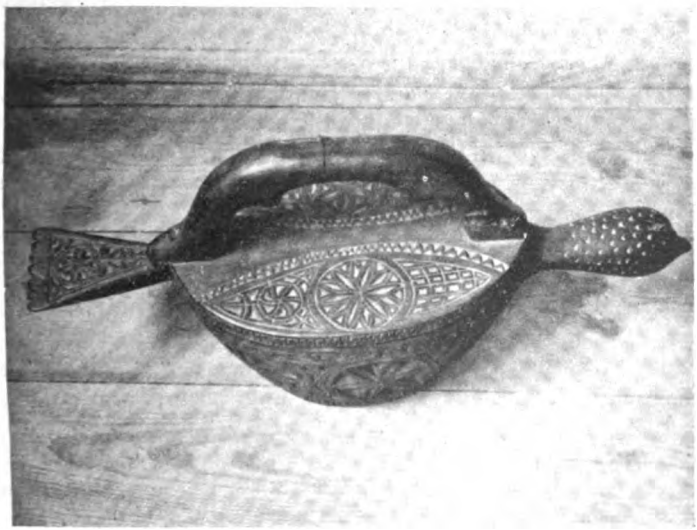


Abb. 3.

Digitized by Google

Abb. 4.

werden, in der sie auch am Schlusse auf einige Beziehungen zwischen den vorgeschichtlichen Funden und der Volkskunst der letzten Jahrhunderte aufmerksam macht und dabei ausdrücklich hervorhebt, daß lo spirito conservativo e la tendenza alla inalterata perpetuazione degli elementi di civiltà consacrati dall'uso e dalla tradizione che è propria delle tribù montane in genere als besonders spezifisch hinsichtlich unseres Gebietes anzusehen ist[3]. Frau Zambotti verdanken wir übrigens die erste großangelegte, umfassende Vorgeschichte des Oberetschgebietes[4]; was die Steinzeit angeht, so wird man immer noch die ausgezeichnete Darstellung von Menghin[5] zu Rate ziehen.

Im folgenden soll auf einige dieser vor- und frühgeschichtlichen Züge in der Sachkultur des Oberetschgebietes näher eingegangen werden. Die Gegenstände, die zu diesen Betrachtungen und Untersuchungen anregten und von denen zum großen Teil Bilder hier beigegeben sind, befinden sich durchweg in dem Museo dell' Alto Adige in Bozen, dessen Leiter für die Genehmigung, sie aufzunehmen und zu veröffentlichen, ich hiermit meinen Dank aussprechen möchte. Besonderen Dank gilt Herrn Dr. Karl M. Mayr für seine vielen Anregungen und Hinweise sowie die liebenswürdige Aufnahme in diesem Museum, dieser herrlichen Schatzkammer der Volkskultur, wo er mir in freundlicher Weise alles zur Verfügung stellte, was für diese Arbeit sich als nötig erwiesen hat. Auch Herrn Remo Pedrotti, Bozen, der, immer entgegenkommend und bereitwillig, mir manche Stunde opferte, möchte ich herzlich danken.

Daß in dem Sinnbildschatz auf den bäuerlichen Sachgütern im Bereich der oberen Etsch neben den christlichen die germanischen Zeichen einen großen Raum einnehmen, verwundert nicht und bedarf keiner weiteren Erörterung. Die Verhältnisse liegen hier nicht viel anders als jene im

[3] Pia Laviosa Zambotti, ebenda, S. 172.

[4] Pia Laviosa Zambotti, La civiltà preistoriche e protostoriche nell' Alto Adige. Roma 1938.

[5] Oswald Menghin, Archäologie der jüngeren Steinzeit Tirols: Jahrbuch für Altertumskunde, 1912, 6. Bd., Wien 1913, S. 12—95.

Digitized by Google

Nordtiroliſchen, die Frau Peſendorfer kürzlich unterſuchte[6]. Das Chriſtliche wurde, wie in vielen Fällen deutlich zu erkennen iſt, mit einer gewiſſen Bewußtheit hereingetragen mit dem Zwecke, vorchriſtliche Sinnzeichen zurückzudrängen oder, wo es nicht ging, zu ändern, ſo bei dem Herzen, aus dem das Chriſtentum das Schmerzhafte Herz machte, ſo bei

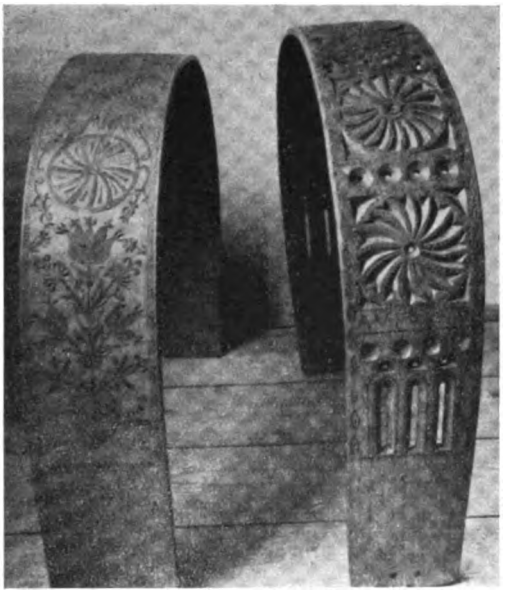


Abb. 5.

der Sonne, in deren Mitte die Buchſtaben IHS geſetzt wurden (vgl. Abb. 4). Wie ſtark jedoch, natürlicherweiſe meiſt unbewußt, alte Vorſtellungen da und dort noch bis ins 18. Jahrhundert und weiter im Oberetſchgebiet lebendig waren, iſt verſchiedentlich zu beobachten. Als kennzeichnend in dieſer Hinſicht ſcheint mir das Glanzſtück der Bozener Sammlung: die herrliche, aus einem Stück geſchnitzte und auf das wunderbarſte verzierte Taube (Inv.-Nr. 2305, Abb. 1—3). Solche Tauben pflegte man noch im vorigen Jahrhundert zur Geburt und Hochzeit als Segensgabe zu ſchenken. Insbeſondere bei Hochzeiten war es üblich, der Braut als Segens- und vor allem auch als Fruchtbarkeitsangebinde eine ſolche Taube aus Holz zu überreichen. In dem Behältnis, deſſen Deckel leicht zu öffnen iſt, waren gewöhnlich Naturalien und gelegentlich auch andere Dinge untergebracht, die den Segen und damit den Wert des Geſchenkes verſtärkten. Wie die Henne, für die im übrigen dieſe Taube nicht ſelten ausgegeben

[6] Gertrud Peſendorfer, Von germaniſchen und kirchlichen Sinnbildern in der Tiroler Volkskunſt, Deutſche Volkskunſt, 1. Jahrg., 1939, 24—34.

Digitized by Google

Abb. 6.

wird, hat die Taube als Fruchtbarkeitstier im Volksglauben und -brauch unseres Gebietes ihren besonderen Platz. Wie jene, die im Volksbrauch der Pustertaler Bauern auch als Gebäck zu Allerheiligen bekannt ist[7] und weniger vom Christentum beansprucht wird, geht auch die Taube, deren sich das Christentum stark bemächtigte (Heiliggeisttaube!), auf vorchristliche Vorstellungen und Bräuche zurück, wie gerade auch das vorliegende Stück und seine Bedeutung erweisen. Dessen mag sich in tiefem und richtigem Ahnen der bäuerliche Künstler bewußt gewesen sein. Denn er wählte dafür die frühen Segens- und Heilszeichen, unter denen vor allem die Sonnensinnbilder einen großen Raum einnehmen.

Wie verbreitet sonst in der Volkskunst des Oberetschgebietes Sonnenzeichen sind, mag noch aus einigen hier wiedergegebenen Bildern von Gegenständen aus dem Bozener Museum hervorgehen. Vornehmlich sind Sonnenwirbel und Sonnenräder immer wieder über Türeingängen, an Truhen und „Schatzkästlein" (vgl. Inv.-Nr. 1845, Abb. 4), an den reizenden Wiegenbögen (vgl. Inv.-Nr. 1346 und 1349, Abb. 5), an Butterfässern (vgl. Inv.-Nr. 1293, Abb. 6), am Kummet der Tiere (vgl. Inv.-Nr. 806, Abb. 7) anzutreffen, wo sie sich neben anderen Sinnbildern in vielfältiger Weise vorfinden.

Unter diesen anderen Sinnbildern, die zusammen mit dem Sonnenrad oder anderen Sonnenzeichen hier häufig wiederkehren, fällt neben dem auch in unserem Gebiete außerordentlich verbreiteten Lebensbaum (vgl. die Abb. 5 und 9) der Hirsch auf. Zunächst darf festgestellt werden, daß der Hirsch überhaupt in der Volkskunst des Oberetschgebietes eine große Rolle spielt. Und zwar ist er hier häufig in einer Weise wiedergegeben, die in ihrer schlichten, nur die wesentlichen Konturen berücksichtigenden Art unmittelbar an die eisenzeitlichen Felszeichnungen erinnert, wie wir sie etwa bei Cemmo in Val Camonica antreffen, worauf besonders Dr. Mayr schon hingewiesen hat. Das Rad jedoch, wie es unmittelbar über dem Rücken des Tieres auf dem Ochsenjoch aus dem Jahre 1715 zu beobachten ist (Abb. 10), oder wie wir es als Vorbild für

[7] Paul Tschurtschenthaler, Bauernleben im Pustertal, Bozen 1935, 29.

Digitized by Google

die bei der Malerei auf der Vase (Inv.-Nr. 3065, Abb. 11) mehr blumenähnliche Gruppierungen von Punkten um einen Mittelpunkt annehmen dürfen, wo es — genau wie auf dem Kummet — an der gleichen Stelle über dem Rücken des Tieres zu erkennen ist, hat seine Vorläufer in der nämlichen Zusammenstellung in der aus der Hallstattzeit stammenden Zeichnung von S. Maurizio bei Bozen (Abb. 12), wo aus Mangel an Raum das Sonnenrad unter dem Leib des Hirsches angebracht ist (vgl. damit auch die

Abb. 7.

Abb. 8.

Eingravierungen der Tabakdose, von denen Teile mit Abb. 16 hier beigegeben sind). In seiner eigentlichen Gestalt wie auch in der eben erwähnten Form einer Blume tritt es uns immer wieder in der umschriebenen Verbindung mit dem Hirsch in der Volkskunst unserer Gegend gegenüber. An die Stelle des Hirsches ist gelegentlich der Steinbock, ein in der Alpenkunst sehr geschätztes Tier, getreten. Er ist in dem gleichen Zusammenhang bereits auf den Bronze-Situlen von Watsch, Krain (Abb. 13) anzutreffen, wie er sich auf einer Tabakdose aus Bein eingraviert findet — im Gegensatz zu dem offenbar von einem gewandteren Volkskünstler stammenden, in seiner Bewegung herrlich dargestellten Hirsch (Abb. 14) — allerdings von ungelenkerer und weniger beweglichen Hand (Abb. 15). Im übrigen ist auch die Darstellung der Tiere mit einer Rolle oder Ranke, die aus ihrem Maul sich windet, nicht ohne Nachfolger in der Volkskunst geblieben, wie ein Vergleich der mit der Abb. 14 wiedergegebenen Schnitzereien einer Tabakdose, die aus Sterzing stammt und im Bozener Museum

Digitized by Google

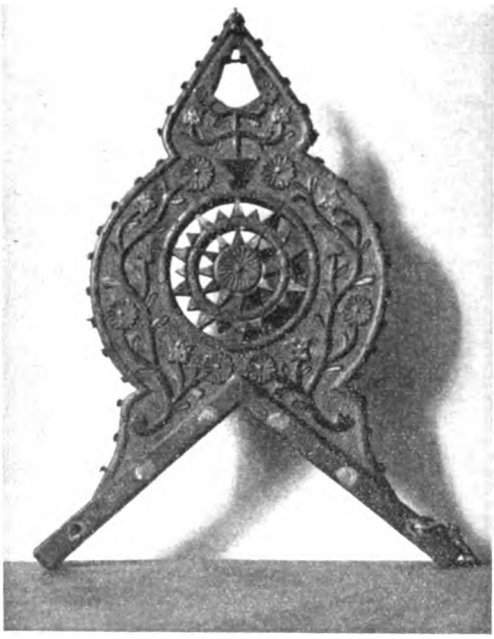


Abb. 9.

sich befindet, mit den Darstellungen auf den Situlen, als deren Herstellungsgegend Venetien genannt werden darf, ergibt (Abb 13; vgl. auch Abb. 16 mit Abb. 17).

Bei der Verbindung der Sinnbilder „Hirsch" und „Sonnenrad" neige ich dazu, in ihr eine geschlossene und bedeutungsvolle Ganzheit zu sehen und glaube nicht, daß das Rad hier einem bloßen horror vacui sein Dasein verdankt. Der Hirsch als Götterlier ist namentlich in der Mythologie der Ostgermanen zu verfolgen. Daß er auf den bronzezeitlichen Felsbildern von Bohuslän den Sonnenwagen zieht[8], erweist seine enge Verbindung mit der Sonne und ihren Symbolen. Auch die Bedeutung des Hirsches im Balder-Mythenkreis ist hier zu erwähnen[9].

Wie ich schon in meinen „Beiträgen zur italienischen Volkskunde"[10] ausgesprochen habe und es aus verschiedenen Tatsachen geschlossen werden darf, war im italienischen Süden gegenüber dem Norden, wo die Sonnenverehrung zum Wesen der Religion gehörte, der Feuerkult stärker und

[8] Vgl. Peuckert, Art. Hirsch, HDA., IV, 90.

[9] Vgl. F. Losch, Balder und der weiße Hirsch, Stuttgart 1892.

[10] Ferdinand Herrmann, Beiträge zur italienischen Volkskunde. Heidelberger Akten der von Portheim-Stiftung, Heft 23, Heidelberg 1938, S. 65.

Digitized by Google

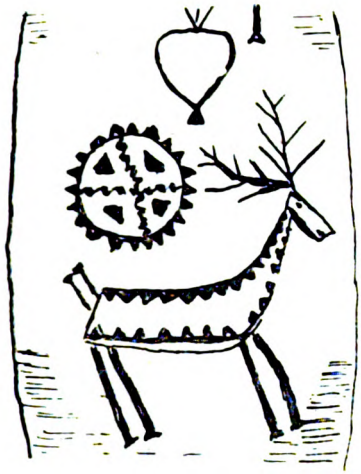


Abb. 10.
Teil eines Ochſenjoches
aus dem Jahre 1715.

bedeutſamer. Sie beide, Sonnenverehrung und Feuerkult, ſind auseinanderzuhalten und brauchen von Hauſe aus nichts miteinander zu tun zu haben[11], ſo gehen m. E. viele der italieniſchen Frühlingsfeuer auf ganz andere, mit der Sonne nicht zuſammenhängende Vorſtellungen zurück. Erſt ſpäter — und wahrſcheinlich auf Einflüſſe vom Norden zurückgehend — wurde hier immer mehr das Feuer zum Zeichen der Sonne und wurden da und dort beſtehende Sonnenbeziehungen verſtärkt. Daß im Norden Italiens die Verhältniſſe anders liegen und daß namentlich im Oberetſchgebiete ſchon zu einem ſehr frühen Zeitpunkte eine ausgeſprochene Sonnenverehrung anzunehmen iſt, geht nicht nur aus der Kunſt jener Frühzeit hervor, wo, wie ſchon dargelegt, insbeſondere Oſtgermaniſches ſpürbar iſt, ſondern auch aus dem Brauchtum. Und der Hirſch (wie auch der Steinbock) mit dem Sonnenzeichen gehört zu jenen Sinnbildern, die über Jahrtauſende unbeeinflußt einen weſentlichen Teil alten Glaubensgutes enthielten und bewahrten.

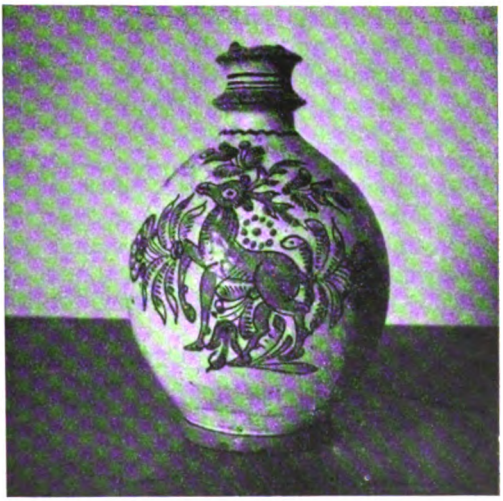


Abb. 11.

[11] Vgl. auch Freudenthal, Art. Feuer, HDA., II, 1389—1402.

Digitized by Google

Abb. 12.

Auf eine andere Beziehung zwischen der bäuerlichen Sachkultur und dem Brauchtum des Oberetschgebietes einerseits und den vorgeschichtlichen Zeichnungen andererseits möchte ich hier näher eingehen. In der Bozener Sammlung sind zahlreiche schöne Stücke von Halsjochen für das Kleintier (Inv.-Nr. 806 und 807, Abb. 7 und 8), die im übrigen teilweise mit Sinnbildern, insbesondere Sonnenzeichen, reich geschmückt sind. Das Kummet ist der Schmuck der Tiere, den sie mit größtem Stolz tragen. Der äußere Umriß eines solchen Kummets erinnert in seiner Infulähnlichkeit zunächst an den Kopfputz der Männer bei gewissen Festen unseres Gebietes. Diese Ähnlichkeit wird noch deutlicher, wenn wir zum Vergleich uns den Kopfschmuck vergegenwärtigen, den die Tiere besonders im Pustertal tragen, wenn sie im Herbst von den Höhen in ihre Täler zurückkehren. Die herrlichen Aufsätze, bestehend aus Bändern, Flitterwerk und künstlichen Blumen, mit denen sie die Hirten krönten, ähneln, wie bereits Mayr feststellte, in höchstem Maße sowohl dem Kopfputz der Saltner von Meran, wie auch jenem der Schemen von Imst, wie auch — und das ist das Beachtenswerte — in ihrer äußeren Form der Kopfbedeckung eines auf den Felszeichnungen von Cemmo dargestellten Kriegers (Abb. 18), der übrigens, genau wie der Saltner noch heute, eine Lanze oder Hellebarde trägt. Ich möchte in diesen Ähnlichkeiten nicht nur Zufälligkeiten sehen;

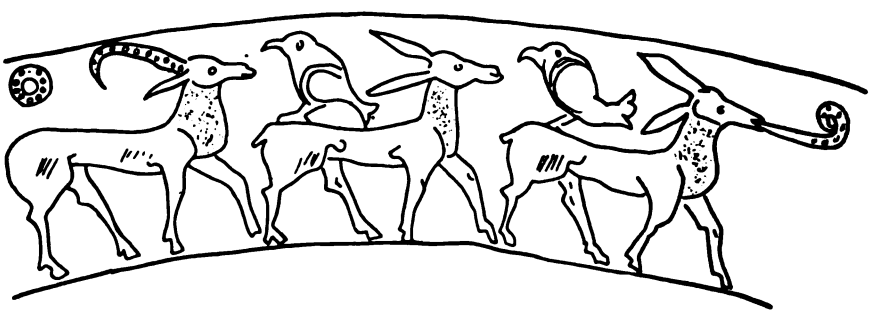


Abb. 13. Teil des Bildwerkes von der Bronzesitula von Watsch.

Digitized by Google

bei der das Alte erhaltenden und pflegenden Art des Volkes des Oberetschgebietes bin ich mit Dr. Mayr der Überzeugung, daß sich in den Gestalten des Imster Schemenlaufens und in den Meraner Saltnern nicht nur im großen ganzen, sondern auch in gewissen Einzelheiten ihrer Kleidung ganz bestimmte Vorstellungen und Formen der Frühzeit unverändert er-

Abb. 14.

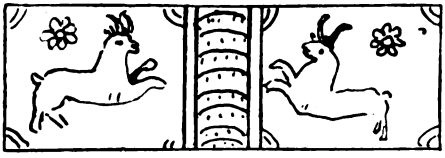


Abb. 15.

halten haben, daß in unserem Falle also ihre Kopfbedeckung zurückgeht auf jene der Krieger, genauer: besonders ausgezeichneter Krieger, wie uns einer davon in den Zeichnungen von Cemmo gegenübertritt. Es scheint mir gesichert, daß wir in diesem infulförmigen Kopfschmuck eine alte kultische Kopfbedeckung erblicken dürfen, die ursprünglich vornehmlich von Kriegern getragen wurde. Daß später — nachweisbar im 10. Jahrhundert — die Kirche sie übernommen hat und sie von da an immer mehr zu den kirchlichen Requisiten gehörte, spricht nur dafür. Denn überall, wo es dem Christentum unmöglich war, die alten kultischen Formen, die es antraf und

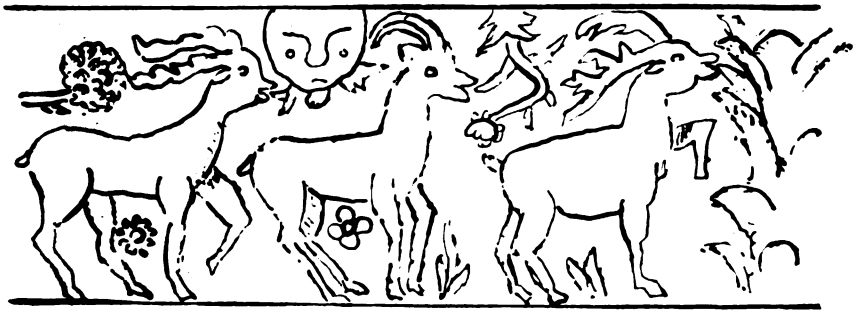


Abb. 16.

Digitized by Google

mit denen es zu kämpfen hatte, auszurotten, hat es sie übernommen und verchristlicht, derartig verchristlicht, daß es uns heute immer wieder schwer fällt, den vorchristlichen Kern zu erkennen und herauszuschälen. Um Mißverständnisse auszuschließen, möchte ich bemerken, daß es mir wichtig scheint, diese infulartige kultische Kopfbedeckung nicht mit dem spitzen Hut des Pulcinell zu verwechseln. Beide haben ganz verschiedene Vorläufer. Der spitze Hut der Narren hat, wie A. Dieterich[12] nachweisen konnte,

Abb. 17.
Teil des Bildwerkes einer Bronzesitula aus dem Gräberfeld von Hallstatt.

seine Entwicklungsgeschichte auf unteritalienischem Boden. Er hängt wahrscheinlich mit der Kapuze zusammen, die schon früh für komische Figuren der Bühne typisch ist und von der wir in dieser Hinsicht zahlreiche Belege haben.

Einer gewissen Vollständigkeit willen sei zum Schlusse auf einige Zierformen — oder sind es bedeutungsreiche Zeichen? — hingewiesen, die auch Dr. Mayr in dem schon erwähnten Berichte auf der Volkskundetagung in Trient gleich zu Beginn behandelte. In der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung des Bozener Museums befindet sich der von den Ausgrabungen bei San Maurizio stammende reiche Votivschatz von annähernd dreitausend Bronzeringen, die der zweiten Epoche der Eisenzeit zugezählt werden. Bei ihnen herrscht, zusammen mit der Gliederung durch schlichte, parallel verlaufende Linien, vor allem die im Metallzeitalter häufige Verzierung mit Kreisen vor, bei denen jeder um einen deutlich ausgeprägten Mittelpunkt oder auch um einen weiteren kleinen Kreis sich zieht (Abb. 19). Diese Kreise um Würfelaugen sind auch sonst noch in der Bozener Sammlung zu beobachten. So finden sie sich an dem schönsten Schaustücke der vorgeschichtlichen Abteilung, an dem Griff des Hauensteiner Bronzeschwertes (Inv.-Nr. 237). Hier, auf dem Griff des außerordentlich guterhaltenen, in herrlicher dunkelgrüner Patina leuchtenden Schwertes, das dem sogenannten Donautypus angehört und von Mayr nach Monkelius der zweiten

[12] Albrecht Dieterich, Pulcinella. Pompejanische Wandbilder und römische Satyrspiele, Leipzig 1897, S. 170—171.

Digitized by Google

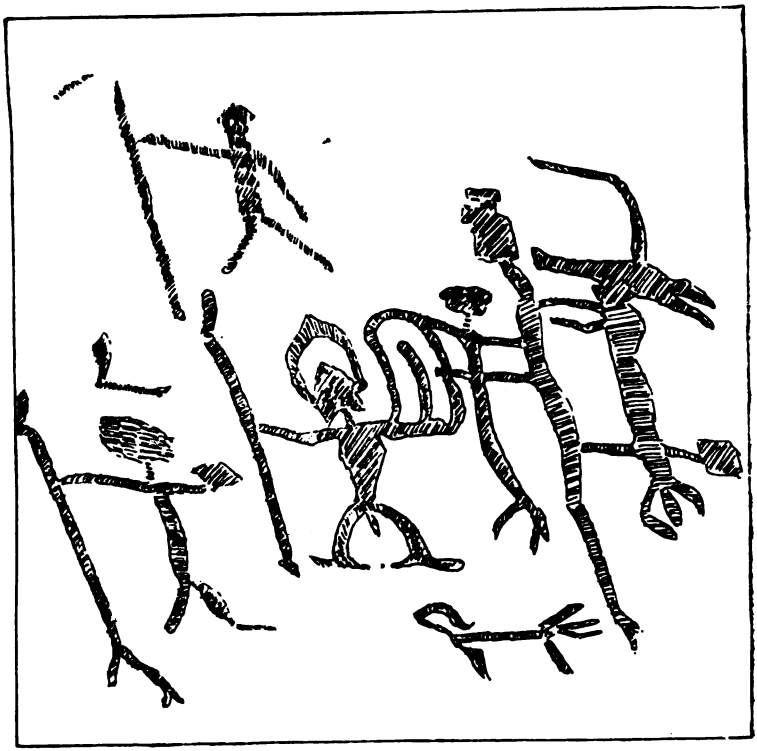


Abb. 18.

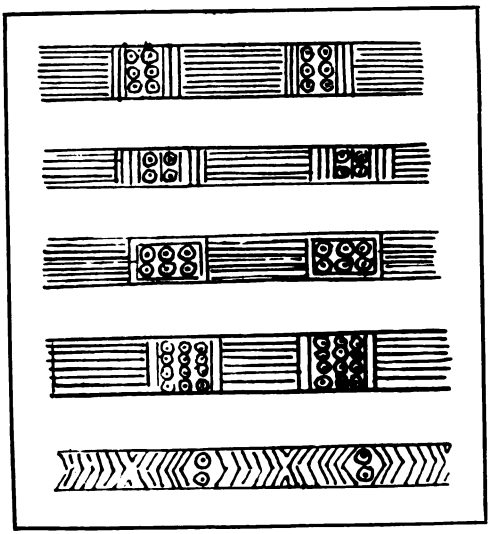


Abb. 19.

Digitized by Google

Abb. 20.

Periode der Bronzezeit oder der jüngeren Bronzezeit C nach Reinecke (etwa 1300 bis 1200 v. d. Ztr.) zugewiesen wird[13], laufen drei Reihen mit je acht konzentrischen Kreisen, die jeweils von fünf waagerechten Linien umschlossen sind. Auf den beiderseitigen Griffplatten ziehen sich außerdem zwischen den Nietstiften je vier dieser konzentrischen Kreise um die halbmondförmige Einbuchtung, und je fünf solcher Kreise schmücken den Rücken der beiden Griffplattenflügel. Diese gleichen Zierformen, teilweise, wie bei den Ringen von San Maurizio, mit denselben Linienbündeln, fallen immer wieder bei den Stücken der volkskundlichen Sammlung des Bozener Museums auf. Bei den Beinschnitzereien an Messergriffen (Inv.-Nr. 701 und 702, Abb. 20 und 21b), Haarsteckern (Inv.-Nr. 2564 und 2170, Abb. 22), „Gemsenschinderln" (Inv.-Nr. 281, Abb. 21a und 23) sind sie am häufigsten anzutreffen.

Mit dieser Gegenüberstellung der Schmuckformen bronzezeitlicher Gegenstände zu solchen der bäuerlichen Sachkultur des Oberetschgebietes aus den letzten Jahrhunderten möchte ich schließen. Im Falle des „Sonnenhirsches" habe ich versucht, den Sinnbildkomplex in einen größeren Beziehungskreis einzuordnen, nicht zuletzt in der Hoffnung, damit anzuregen, daß Darstellungen aus der Volkskunst anderer Stammesgebiete in ähnlicher Richtung gesichtet und bearbeitet werden.

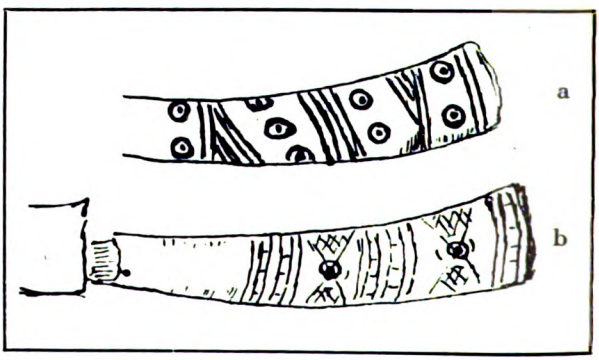


Abb. 21.

Was den „kultischen Kopfschmuck" angeht, dem ich den spitzen Hut, abgeleitet aus der Kapuze närrischer Personen, gegenüberstellte, ließen sich wohl mit Leichtigkeit die Belege noch erweitern. Allgemein darf hinsichtlich dieser Beziehungen

[13] Karl M. Mayr, Vorgeschichtliche Miszellen, Bozner Jahrbuch für Geschichte, Kultur und Kunst, 1931—34, Bolzano 1934, S. 285—310.

Digitized by Google

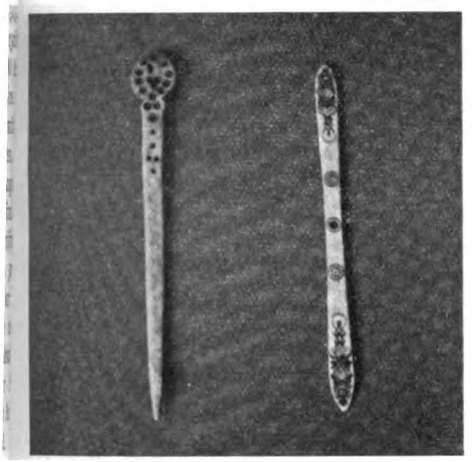


Abb. 22.

zwischen Vor- und Frühgeschichtlichem und der Volkskunst im Bereiche der Oberetsch gesagt werden, daß mancherlei in den Brauchtumserscheinungen wie auch in der Sachkultur hier noch bestätigend herangezogen werden könnte. Vor allem scheinen mir die Masken der Spiele — so jene der Nikolausspiele[14] — in hervorragendem Maße in dieser Hinsicht bedeutsam und einer Behandlung wert. So lehrreich es gewesen wäre, sie in dieser Arbeit einzubeziehen, glaubte ich doch, besser zu tun, darauf zu verzichten; zu weitschichtig ist das Material und zu mannigfaltig sind die Beziehungen und Gesichtspunkte, denen in diesem Bezuge nachgegangen werden muß. Insbesondere sind auch die rassischen Verknüpfungen hier beachtenswert und erheischen eine gründliche Behandlung. Ich hoffe jedoch, bald in der Lage zu sein, in einer anderen Arbeit, die manches, was hier ausgesprochen wurde, noch ergänzen und erweitern wird, sie eingehend gesondert untersuchen zu können.

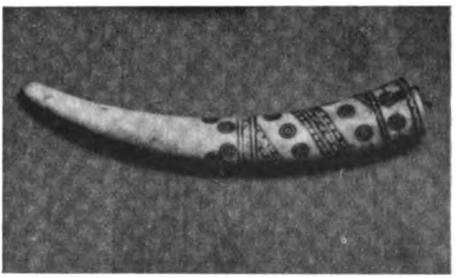


Abb. 23.
Solche „Gemsenschinderln" dienten den Gemsenjägern zum Ausweiden der Gemsen.

[14] Vgl. Ferd. Herrmann, Inventar und Beschreibung der hauptsächlichsten Stücke der tirolischen volkskundlichen Sammlung aus der von Portheim-Stiftung, „Schlern", 14. Jahrg., S. 429—436, wo einige typische Masken beschrieben und abgebildet sind.

Digitized by Google

Volkskundliches aus der Reformationszeit.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Eine wertvolle geschichtlich-volkskundliche Quelle fließt uns in den kirchlichen Ordnungen und Verordnungen der Reformationszeit. Der Prüfungsbefund geistlicher Oberbehörden, die Niederschrift über die beobachteten kirchlichen und gemeindlichen Verhältnisse vermitteln uns nicht selten die Kenntnis vorreformatorischen Brauchtums und Glaubens, die sich aus älterer Zeit im evangelischen Kirchentum auch nach der Kirchenerneuerung noch erhielten. Meist nur handschriftlich überliefert, sind solche „Protokolle" zum Teil auch an einer Stelle veröffentlicht, wo sie der Volkskunder weniger sucht und darum leicht auch übersieht.

Was ich aus solchen urkundlichen Quellen hier mitteile, entstammt Kirchen-Visitationsberichten des östlichen und westlichen heutigen Saarpfalzgaues, ehemaligem Leininger (1) und Zweibrücker Gebiet (2). Hier ist es die Gegend etwa zwischen Zweibrücken und Kusel, dort das Land unweit Worms, um Grünstadt und Frankenthal. Die bei der Kirchenbesichtigung festgestellten „Mängel" stellen für uns eine Reihe von Zeugnissen zur Geschichte oberrheinischer Volkskunde dar. Für den alten evangelischen Theologen sind jene „Mängel" Äußerungen des Unglaubens oder doch Aberglaubens, „Narrheit und Torheit"; der Volkskunder erkennt in manchem dieser beanstandeten Bräuche aus vorchristlicher Zeit überliefertes Brauchtum, hinter dem sich germanischer Glaube birgt. So entbehrt es nicht einer gewissen tragischen Ironie, daß gerade jene germanisch-deutsche Kirchenerneuerung der Reformationszeit ganz bewußt vorchristliche Wurzeln auszurotten suchte — mit welchem Erfolg freilich, kann uns unser heutiges Brauchtum noch lehren; und so schlagen auch jene Äußerungen alten oberrheinischen Glaubens und Brauches eine Brücke her zur Gegenwart.

Ich gebe den in verschiedenen Berichten aufgeführten Befund in einer Auswahl von Belegen wieder und füge zum Teil auch den auf die Beanstandungen hin ergangenen Bescheid hinzu; manches wiederholt Angeführte bezieht sich auf verschiedene, aber doch einander benachbarte Orte der Leininger Grafschaft (1). Es ist an dieser Stelle nicht nötig, alle volkskundlichen Erscheinungen, die zur Sprache kommen, aus dem wissenschaftlichen volkskundlichen Schrifttum zu belegen; es sind zum

Digitized by Google

großen Teil bekannte Bräuche, die an dem Kern des Menschendaseins haften, an die Marksteine des Lebens-, Tages- und Jahreslaufs, an Werden und Vergehen im Geschlechter- und Zeitenwechsel geknüpft sind; dazu tritt einiges aus dem Bereich der Volksheilkunde. Manche Wortform ist dem einstigen oder heutigen Schreiber verkehrt in die Feder geflossen oder überhaupt unvertraut geblieben. Ich habe solche offensichtliche Fehler gleich richtiggestellt und mich auf nur wenige Schrifttumsnachweise beschränkt; unter 2 ist einiges mehr zur Erläuterung gesagt und das Wesentliche an dem unter 1 und 2 mitgeteilten Brauchtum auf den Hauptnenner gebracht: Was fruchtbar ist, allein ist wahr.

1.

Aus dem Visitationsprotokoll der Grafschaft Leiningen-Hardenburg vom Jahre 1597[1].

Sie haben kein Leichtuch noch Bahr oder Leichschragen, sondern Wagen die Toten aufzuhöbeln[2].

Haben ein abgöttisch Gelauf nach den Osterfladen[3] auf den Ostermontag.

Hochzeiter und Hochzeiterin brechen etliche Stück von einem Weck, behalten dieselbige, den andern werfen sie hinter sich[4].

In Kindsschenken brauchen sie große Unkosten.

Thomas Schellen Hausfrau hat aus Einfalt den Leuten die Häupter gesegnet, ist ihr leid, daß sie es getan, will's nimmermehr tun, welches sie mit Treuen bezeuget.

Sollen (Schultheiß und Gericht) den großen Unkosten mit dem Taufschenken, die Unordnung des Abends aus dem Wirtshaus und von der Ratsstube zur Unzeit zu gehen, das Klicken (?) und Spielen auf den Gassen vor der Sonntagspredigt abschaffen, auch das Laufen nach dem Osterfladen[3] fürohin untersagen lassen.

Glöckner klagt, man gebe ihm nicht, was ihm gebühre, als: der Batzen für ein Kalb werde ihm nicht gegeben wie auch der Gang Brot auf Weihenachten nicht, die Garben voller Raden lasse man ihm liegen. Man ziehe ihm ab an Kappis und Rüben. Schultheiß will ihm behilflich sein.

Die Metten läute er (der Glöckner) gar unfleißig auf zwei Jahr, läute auch nicht die Funckenglocke (Turckenglocke?)[5], wende für, er hab kein Öl.

[1] Blätter für pfälzische Kirchengeschichte, 13, 1937, 76 ff.

[2] Volk und Volkstum, 2, 1937, 76 ff.

[3] Albert Becker, Osterei und Osterhase. Vom Brauchtum der deutschen Osterzeit. Jena 1937.

[4] Eugen Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche. Jena 1937.

[5] Wohl eine Erinnerung an die noch im 19. Jahrhundert am Rhein gefürchtete Türkengefahr. Vgl. Volk und Volkstum, 1, 1936, 109 ff.; 3, 1938, 9 ff. Auch G. Wolfram, Ein feste Burg ist unser Gott. Berlin und Leipzig 1936.

Digitized by Google

Die getauften Kindlein tragen sie um den Altar.

Die Lehen werden noch ausgerufen und Maien gesteckt auf Walburgis.

Ein junger Knecht tragt zu Hochzeiten ein Maß Wein und 4 Pfg. Weck auf der Hand in die Kirche zum Altar, gehört dem Pfarrer.

Peter Kürsner und Heinrich Scherers Hausfrau haben aus Einfalt und Verführung anderer den Leuten die Häupter pflegen zu segnen.

Lassen die Kinder bisweilen auf den 8. Tag ungetauft liegen.

Mit den getauften Kindern gehen sie um den Altar.

Halten jährlich Kirchweihe zwei oder drei Tage auf Sonntag vor Bartholomaei.

Die Knechte rufen die Lehen aus und stecken Maien auf Walburgis.

Auf die Hochzeiten trägt ein Knecht ein Maß Wein und vier Pfg. (Pfund?) Brot auf der Hand in die Kirche zum Altar, ohne (?) Handszwell (Handtuch)[2], selbige Maß gebührt einem Pfarrer.

Bei den Hochzeiten trägt ein Junger ein Maß Wein auf der Hand in die Kirche zum Altar, verdient damit ein Paar Handschuhe[2].

Auf Walburgis werden die Lehen ausgerufen und Maien gesteckt.

Haben kein Leichtuch zu den Verstorbenen.

Der alt Zill hat das Kindlein, so er mit einer andern in Unehre erzeugt, lassen zum Petersbrunnen[4] tragen, ist hernach gestorben.

Man läutet zu Mittag die Funkenglocke (Türkenglocke?)[5], auch auf den Abend die Weinglocke nicht.

Glöckner klagt, der Gang Brot werde ihm nicht gereicht.

Glöckner hält kein Metten noch Vesper, kein Turckenglocken[5] noch acht Uhr.

Halten Kirchweihe jährlich auf den Sonntag nach Aegidii und auf des neuen Jahrs Abend einen Markt von Hanf, Flachs, Häfen[7].

Auf Walburgis rufen sie die Lehen aus im Dorf und stecken Maien.

Es will sich gebühren, daß, was unrecht, abgeschafft werde, und weil man aus allerlei Bericht so viel befunden, daß diejenigen, so sich ausrufen lassen, aus der Kirche bleiben, soll fürohin derselbigen Proklamation, wenn sie nicht gegenwärtig, eingestellt werden. Item auf die Hochzeiten[4] soll man um neun Uhr oder zum längsten halb zehn in der Kirche sein, wo nicht, soll keine Predigt geschehen und die Kirche geschlossen werden. Braut und Bräutigam sollen das Weckbeißen und Weintrinken gar unterlassen.

Zum Wetter und dem hl. Urban soll man nicht mehr läuten. Aber die Turckenglocke[5] soll alle Tage um 12 Uhr geläutet werden.

Die Lehen und was demselbigen anhängt, sollen nicht mehr ausgerufen werden, sondern gänzlich abgeschafft sein.

---

[6] Bayerische Hefte für Volkskunde, 8, 1921, 145 ff. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 9, 1931, 17 ff. Volk und Volkstum, 3, 1938, 192 ff.

[7] Man denkt auch beim Hafenstechen an den (unter 1) erwähnten Hanf-, Flachs- und Häfenmarkt auf Neujahrsabend. Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 11, 242, 260 ff.

Digitized by Google

Aller Flennwein[8], da man die Seel vertrinket[8], soll gänzlich unterbleiben.

So soll auch männiglich bevorab neben dem Pfarrer der Schultheiß, Gerichtspersonen und andere dem grausamen Fluchen und Lästern[8] steuern.

Velten Genheimers Hausfrau will des Segnens abstehen, weil man's nicht haben will. Man brauche doch viel gute Wort.

Clara Plackschneiders Hausfrau sagt, sie hänge dem Viehe (?) Kräuter an als Eisenkraut, Leberkraut usw., so sind auch nit böse Wort, doch sie wolle es unterlassen.

Auf Philippi und Jacobi (1. Mai, Walburgis) werden die Lehen noch ausgerufen und grüne Maien gesteckt.

Ein Maß Hochzeitswein[4] und 4 Pf. Brot trägt ein junger Gesell mit einer Handzwell (Handtuch)[3] umhangen in die Kirche.

Man hält öffentliche Spielplätze[10] nach den Predigten.

Man hält auch öffentliche Tänze[10] auf den Gassen oder im Otterbergischen Hof auf die Sonn- und Feiertage.

Im Sommer wird auf den Abend die Weinglocke nicht geläutet.

Jost Bock, ein alter, ungestümer Mann, betet den Glauben, die zehn Gebote und Ave Maria durcheinander, sagt, er sei nicht anders gelehrt worden, treffe er's nicht, so müßte er Straf leiden, habe er's verdient, so soll man ihn strafen.

Hans Spannagel, der Schuster, ist päpstisch. Ist noch nie zum Abendmahl gangen, will bei seinem alten Glauben bleiben und eher aus dem Land ziehen. Sagt, wo er hinkomme, so hieße es, Gotteswort halte alles für recht, man wisse nicht, welches das Beste sei...

Ich habe diese letzten Stellen mitgeteilt, weil sie, wie wenige andere, uns unmittelbar in diese Zeit des Ringens zwischen altem und erneuertem Glauben einen Einblick gewähren und auch volkskundlich vieles verständlich machen.

2.

Aus einem Zweibrücker Kirchen-Visitationsbericht von 1558.

In einem Zweibrücker Kirchen-Visitationsbericht von 1558 (Blätter für pfälzische Kirchengeschichte, 2, 1926, 56), finde ich einige volkskundlich lehrreiche Angaben, die der Erklärung bedürfen. Als „gemeine Mängel und Mißbräuche, so hin und wieder eingerissen", werden dort — wir geben in heutiger Schreibweise wieder — gebrandmarkt: Johannesfeuer, Lehenausrufen (so heißt es statt des sinnlosen Lesenausrufens), Räderschieben, Hafenstechen, Pfingstbessam-

[8] Volk und Volkstum, 2, 1937, 84 f.

[9] Ebenda, 2, 1937, 342 f.

[10] Robert Stumpfl, Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. Berlin 1936.

Digitized by Google

meln, Flachtänze, nächtliche Tänze, unzüchtige Spinnstuben und dergleichen Narrheit und Torheit mehr.

Johannesfeuer und Lebenausrufen sind bekannte Bräuche; das Räderschieben ist eine ältere Bezeichnung für Notfeuermachen; ich darf dafür auf meine Pfälzer Volkskunde (1925) verweisen. Das Pfingstbessammeln hängt mit dem Westricher Frühlingsbrauch des Pfingstquacks zusammen, der an derselben Stelle behandelt ist[11]. Mehr Schwierigkeit für die Deutung bereitet die Sitte des Hasenstechens, noch mehr die der „Flachtänze". Das Hasenstechen führt wohl in den Bereich der in dem Bericht gleich darnach verpönten Spinnstube, bei deren Abschluß auf Lichtmeß noch einmal die tollste Ausgelassenheit, „Torheit und Narrheit" herrschte. Mädchen und Burschen suchten sich, so wird uns aus Mitteldeutschland[12] berichtet, mit Ruß und Kohlen die Gesichter zu schwärzen, die Burschen warfen den Mädchen alte Zöpfe[7] gegen die Tür oder in die Stube; als Hasenschnellen wird dieser vielfach übliche Lärmumzug[7] in Thüringen bezeichnet. Die „Flachtänze", wie es in der von uns eingesehenen Urschrift in der Tat heißt, gewinnen wohl nur Sinn und Bedeutung, wenn wir ein Versehen des Schreibers annehmen. Ich vermute, es sollte heißen: Flachstänze. Damit aber werden wir wiederum in den Bereich der Spinnstube und in die Fasnachtszeit versetzt, deren Sitte und Brauch in innigstem Zusammenhang mit der Sicherung neuen Gedeihens für Feld und Flur, vor allem des Flachses stand. Der Gleichlauf zwischen tierisch-menschlicher und pflanzlicher Fruchtbarkeit findet seinen sinnbildlichen Ausdruck in einer beide Geschlechter erfassenden Tanzlust[13], die vielfach am Fasnachtsdienstag ihren Höhepunkt erreichte. Die Frau als Hauptträgerin fruchtbaren Wesens tritt auch sonst in dieser Zeit des Vorfrühlings, des keimenden Lebens in der Natur, besonders hervor. Auf eigene Weiberfeste, die unter Ausschluß der Männer gefeiert wurden, wie z. B. in der Pfalz der Weiberbraten von Berghausen bei Speyer, und die sich in unserm süd- und westdeutschen, ehemals römischen Besatzungsgebiet vielleicht daher länger erhielten, bin ich in meiner Schrift Frauenrechtliches in Brauch und Sitte (Kaiserslautern 1913) und anderwärts näher eingegangen. Wenn in unserm Visitationsbericht beklagt wird, daß „Weiber und Maid zum Wein gehen und bisweilen in die lange Nacht[12] beieinander sitzenbleiben", so darf dabei an solcherlei Weiberfasnacht[13] gedacht werden, wie sie bis ins 19. Jahrhundert herein vom alemannischen Elsaß herüber auch in die Südpfalz ausstrahlt. Der Weibertag von Wilgartswiesen z. B., für den E. Christmann in Heimat und Volkstum, 10, 1932, 378 ff., ur-

[11] Jetzt auch Albert Becker, Frühlingsbrauch und Sonnenkult vom Rhein zur Saar. Wuppertal-Elberfeld 1937. Dazu Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde, 1926, 58, und Blätter für pfälzische Kirchengeschichte, 6, 1930, 106.

[12] P. Sartori, Sitte und Brauch, 2, Leipzig 1911, 192. Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche[4] (Leipzig und Berlin 1936), 37.

[13] P. Sartori, a. a. O., 3 (Leipzig 1914), 109 ff. Hessische Blätter für Volkskunde, 35, 1936, 59—85, mit weiterem Schrifttum.

Digitized by Google

kundliche Belege aus älterer Zeit erbrachte, wurde erst um 1800 durch amtliche Verfügung in der Franzosenzeit beseitigt (A. Becker, Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, 24, 1927, 160). Auch beim Bereiten des Notfeuers oder Räderschiebens, wie ich es nach der Schilderung eines Zeitgenossen, des Hornbacher Pfarrers und bekannten Botanikers Hieronymus Bock-Tragus (1498—1554) bekanntmachen konnte (Pfälzer Volkskunde, 326), tritt das Frauentum besonders hervor: kultisch reine Mädchen führen dabei eine Art Schwerttanz auf, um allem drohenden Unheil wehrhaft zu begegnen[11]. Johannesfeuer und Lehenausrufen aber, das in unsern heute noch in der Gegend von Wilgartswiesen üblichen Mädchenversteigerungen verklingt, sind erst recht eine Angelegenheit der reifen weiblichen und männlichen Jugend.

So reihen sich alle Bräuche, die die evangelische Kirche um 1558 zu rügen hatte, zu einer geschlossenen Kette, die sich gleichsam um die zu sichernde Fruchtbarkeit schlingt. Unfruchtbarkeit ist eben ein Fluch, der alle Lebenstätigkeit lähmt und drückt, den nur heilige Handlung heben kann. Dem Römer fließt in seiner felicitas Fruchtbarkeit und Glück sprachlich in eins zusammen; wir denken an Goethes Wort:

Was fruchtbar ist, allein ist wahr.

Albert Becker 60 Jahre alt.

Am 16. September dieses Jahres vollendete der saarpfälzische Landes- und Volksforscher Prof. Dr. Albert Becker in Heidelberg sein 60. Lebensjahr. Geborner Speyerer, hat B. neben und nach seiner Tätigkeit im Staatl. Höheren Lehramt (zuletzt als Oberstudiendirektor des Gymnasiums Zweibrücken) seit bald vier Jahrzehnten der pfälzischen Heimatforschung in umfassender Weise gedient. Dem „Begründer einer wissenschaftlichen Volkskunde der Pfalz" überreichte „auf Grund seiner großen Verdienste um die wissenschaftliche Erforschung der Pfalz und um die Wahrung des Deutschtums in der Pfalz in schwerer Zeit" die Universität Würzburg 1927 ihre Bene-Merenti-Medaille mit Diplom. Schon 1916 wurde ihm als erstem Pfälzer für hervorragende Verdienste um das Pfalzjubiläum und einen wertvollen Urkundenfund wie dessen Auswertung die Königliche Ludwigsmedaille Abt. A für Wissenschaft und Kunst von Bayern zuteil, andere Auszeichnungen gleichzeitig von Preußen, Württemberg und Baden. Von der Bayer. Staatsregierung war B. 1925 bei Errichtung der (von ihm angeregten) Saarpfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften zu deren ord. Mitglied ernannt worden. Er besitzt die goldene Jahrhundertdenkmünze des Historischen Museums der Pfalz (1927) und ist Ehren- und Korr. Mitglied anderer wissenschaftlicher Körperschaften. Daneben wurden ihm noch zahlreiche Anerkennungen seiner Arbeit zuteil, für die die heimatliche Saarpfalz stets nur Brücke zu einer gesamtdeutschen Einstellung war; so wurde ihm Heimatkunde früh schon ein sehr weiter Begriff, den er bei seiner wissenschaftlichen Tätigkeit von allen Seiten her (Geschichte, Geistesgeschichte, Kulturkunde) zu umfassen suchte. Mit Vorliebe arbeitet B. seit einem Menschenalter im Bereich der Volkskunde, der er ungezählte Aufsätze und ganze Bücher gewidmet hat. Er ist unsern Lesern bekannt als Mitarbeiter dieser Zeitschrift. E. F.

Digitized by Google

Pferdekundliches aus Böhmen.

Beiträge zur sprachlichen und kulturellen Volksforschung.

Von **Dozent Dr. Gerhard Eis**, Prag.

Bei der Sommerhochschulwoche in Böhmisch-Leipa im Juli 1937 wies ich im Rahmen eines Vortrags über ältere deutsche Handschriften als Quellen für die Kultur- und Geistesgeschichte[1] auf einige bisher von der sudetendeutschen Landesforschung völlig übersehene Forschungsaufgaben hin, deren Einbeziehung ungeahnte Aufschlüsse über die Zumittelung von Kulturgütern der Altstämme an die Ostsiedler und die Weitergabe durch diese an die slawischen Nachbarn verspricht. In der Folgezeit habe ich eines dieser Themen selbst ausgearbeitet, um die Ergiebigkeit der herausgestellten Gebiete nachzuweisen. Die Arbeit, die ich nach weitgreifenden Quellenstudien zu einem vorläufigen Abschluß brachte, ist eben unter dem Titel „Meister Albrants Roßarzneibuch im deutschen Osten" erschienen[2]. Bei der Materialsichtung stieß ich naturgemäß auch auf Quellen anderer Art, die im Rahmen des genannten Buches nur gestreift werden konnten, aber ihrerseits mancherlei Anregungen bieten. Sie werden im vorliegenden Aufsatz mit herangezogen.

Die Vorbedingung für die Fruchtbarmachung der Albranthandschriften in dem von mir erstrebten Sinne einer kulturgeographischen Lebensgeschichte eines wirkungsreichen, praktischen Zwecken dienenden Buches bildete die veterinärhistorische Sicherstellung des Inhalts der Urschrift. Es galt zunächst, den Nachweis zu liefern, daß Meister Albrant, den die Medizin- und Veterinärgeschichte für apokryph erklärt hatte, wirklich gelebt hat. Die Heranziehung aller bisher bekannten und einiger von mir entdeckten Handschriften ermöglichte es, den Verfasser als einen Marstaller Kaiser Friedrichs II. zu erweisen; seine Schrift — das erste Roßarzneibuch in deutscher Sprache — begann im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts in Neapel die Ausfahrt nach dem nördlich der Alpen liegenden Raum. Es mußte festgestellt werden, welche Krankheitsfälle, Heilverfahren und Heilmittel dem Kernbestand angehörten und welche der in den späteren Bear-

[1] Erschienen in der „Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte", I, S. 281 ff.

[2] Bd. 9 der „Schriften der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg", Reichenberg 1939, 158 S.

Digitized by Google

beifungen auftretenden Vorschriften landschaftlicher Zuflug sind. Nachdem diese durch textkritische Methoden gewonnenen Grundlagen gesichert waren, konnte zu der mir als Hauptsache erscheinenden Auswertung kulturgeschichtlicher und kulturgeographischer Art geschritten werden, wie sie meines Wissens bisher noch für kein medizinisches Denkmal des deutschen Mittelalters durchgeführt worden ist. Die Ergebnisse dieser Bemühung sind, kurz zusammengefaßt, diese:

1. Die Sendung des Roßarzneibuches von Meister Albrant im deutschen Osten.

Das schulmedizinische Werk, dessen erstes Auftreten in Böhmen durch ein Pergamentfragment aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (der ältesten Handschrift überhaupt) bezeichnet wird, gewinnt eine über die Gelehrtenstuben hinauswirkende Bedeutung. Es sind Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß die Schrift auf Geheiß Karls IV. in Prag durchgeprobt und dann über Böhmen hinaus in den ostdeutschen Länderbesitz der Luxemburger verbreitet wurde. Um 1360 sind in Schlesien bereits über ein halbes Dutzend von Handschriften nachzuweisen, die sich als Umschriften sudetendeutscher Vorlagen zu erkennen geben. Etwa gleichzeitig dringt die Schrift auch in der Oberlausitz ein. Die aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammenden preußischen Niederschriften weisen Merkmale und Zutaten auf, welche beweisen, daß das zum Hausbuch der Hufschmiede gewordene Werk über Schlesien und die Lausitz bis an die Gestade der Ostsee weitergeleitet wurde. Im Ordensland Preußen gewinnt es Einfluß auf den größten deutschen Wundarzt des Mittelalters, Heinrich von Pfolspeundt, um 1460[3]. Gleichzeitig dringt Albrants Schrift, mit Zuflug aus der Volksmedizin beladen, auch nach dem Südosten weiter vor. Wir finden sie am Westrand der Karpaten in der Gegend zwischen Lundenburg und Preßburg, ja selbst in Debrecen in Ungarn. Wenngleich die dort befindliche Handschrift des 15. Jahrhunderts nicht in Ungarn geschrieben worden sein muß, sondern erst später dorthin gelangt sein kann, so zeigt doch das Vorhandensein einer Albrantinkunabel im Magyar Nemzéti Múzeum in Budapest und die Drucklegung eines späten Nachfahren Albrants in Temesvar (in deutscher Sprache) an, daß die für das Mittelalter und die frühe Neuzeit im Namen Albrant sich verkörpernde deutsche Pferdeheilkunde nicht vor den heutigen magyarischen Volks- und Staatsgrenzen Halt machte. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst wird das Roßarzneibuch wohl auch den Deutschen Polens und Rußlands bekanntgeworden sein; hiefür spricht z. B. die Erhaltung eines deutschen Albrantdruckes des 17. Jahrhunderts in Leningrad[4]. Auch Spuren einer ostwestlichen Kulturbeeinflussung sind greifbar; eine Münchener und eine Donaueschinger Handschrift des

[3] G. Eis, Meister Albrants Roßarzneibuch und Heinrich von Pfolspeundt, Forschungen und Fortschritte, 20, III, 1938.

[4] H. Held, Zu Meister Albrechts Hippopronia, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 1936, S. 191.

Digitized by Google

Roßarzneibuches weisen Merkmale des sudetendeutschen Überlieferungsflügels auf.

In Böhmen wurde Albrants Schrift von den Tschechen mehrmals in ihre Sprache übersetzt. Die älteste erhaltene tschechische Handschrift stammt aus dem Jahre 1444, aber es ist wahrscheinlich, daß die erste Eintschechung noch im 14. Jahrhundert erfolgte. Während im deutschen Kulturkreis, auch in dem mit dem Gesamtdeutschtum Schritt haltenden sudetendeutschen Kulturkreis, das mittelalterliche Buch später immer mehr an Bedeutung verlor, indem die wissenschaftliche Pferdeheilkunde sich über Albrant hinaus fortentwickelte, steht das Werk bei den Tschechen im 18. Jahrhundert noch in ungemindertem Ansehen und wirkt weiter wohl bis auf den heutigen Tag — eine nun in meinem Besitz befindliche, um 1800 hergestellte Abschrift wurde in Innerböhmen noch im Jahre 1890 von einem Großvater mit Widmung an seinen Enkel weitergegeben.

Das führt von der zunächst flächenhaft gesehenen Verbreitung und Geltung der Schrift zur Betrachtung ihrer Rolle in den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten. Der Hofmarstaller des Staufenkaisers hatte in der Nachbarschaft der salernitanischen Schule und im Wetteifer mit arabischen Autoritäten gedient. Durch Karl IV. wurde seine Schrift zum praktischen Behelf der Schmiede, Pferdeknechte, Roßtäuscher usw. Wohl sind es auch in dieser Zeit noch vorwiegend Geistliche, welche die Handschriften anfertigten, aber in Verwendung steht das Buch allüberall, wie Anhängsel wie sam dy smede tun u. ä. schon in den Handschriften des 14. Jahrhunderts dartun. Auch wird das Werk schon damals mit Heilsegen, Zaubern und Roßtäuscherkniffen bereichert, die gewiß nicht aus Gelehrtenstuben stammen. In einer in meinem Besitz befindlichen österreichischen Handschrift aus der Zeit um 1600 finden sich wachsartige Tropfen und Spuren daraufgegossener Beizen, die deutlich zeigen, daß das Buch aufgeschlagen neben dem kurierenden Praktiker lag. Andere Handschriften stammen aus der Feder von Adeligen (Kollonitz, Liechtenstein, Kaunitz), und gerade diese zeigen in starkem Maße Anschwellung durch Hausmittel aller Stände (Wasenmeister, Soldaten, Bereiter usw.). Ist so Albrants Werk einerseits zum Auffangbecken für volksmedizinische Verfahren geworden, denen dadurch das glückliche Schicksal früher schriftlicher Fixierung zuteil wurde, so behaupten sich andererseits manche Mittel Albrants noch in der wissenschaftlichen Tierheilkunde der jüngsten Zeit. Fast alle roßarzneikundlichen Druckwerke bis ins 18. Jahrhundert bewahren Vorschriften des Altmeisters, dessen Name im 15. Jahrhundert zu Albrecht umgemodelt und infolge der in seine Schrift hineingearbeiteten Roßtäuscherkniffe und Betrügerstreiche zeitweilig der Verachtung anheimfiel[5], um später ganz vergessen zu werden.

[5] In der Schlägler Handschrift wird Albrant zu Hilbrant verlesen, in einer Hs. zu Rom liest man Hildebrant. Wort und Begriff „Hilpersgriff", zu Unrecht mit dem Meister Hildebrand der Heldensage zusammengebracht, scheint in Wahrheit von Hilbrant-Albrant herzukommen; s. darüber in meinem genannten Werk, S. 106 f. Ein Roßtäuscherausdruck, den Grimms Wörterbuch nicht kennt, ist „beheften", das „betrügen" bedeutet, vgl. ebenda, S. 94.

Digitized by Google

2. Mitbringsel der Ostfahrer. Weitergabe altdeutscher Volksmittel an die Tschechen.

Es ist anzunehmen, daß jene deutschen Bauern, Handwerker und Bergleute, die im 12. bis 14. Jahrhundert in den Sudetenländern einzogen, keine lateinischen Pergamente mit sich brachten, um nach den antiken Vorschriften ihre erkrankten Haustiere zu heilen. Was sie an Behandlungsweisen beim Vernageln, Beinwachs, Satteldruck, bei der Harnwinde, Druse, Mauke, Hufknorpelfistel usw. kannten und anwendeten, das waren ohne Zweifel Mittel der praktischen Erfahrung, worein allerdings auch manche antike oder arabische Erkenntnis auf dem Wege über die Klosterschmiede eingesickert sein mochte, erwiesenermaßen auch Segen und Zauber. Die Möglichkeit eines Nachweises, daß die in den Albranthandschriften des ostdeutschen Kolonialbodens auftauchenden Zusatzmittel nicht Neuerrungenschaften der seßhaft gewordenen Pioniere, sondern altes, mitgebrachtes Erbgut sind, ergibt sich dann, wenn sich Aufzeichnungen derselben Mittel bei den Altstämmen schon in der Zeit vor der Abwanderung der Kolonisten beibringen lassen. In der Tat finden wir bei den Sudetendeutschen und anderen deutschen Ostleuten solche Mittel, für die sich ein höheres Alter, als die jeweilige deutsche Ostsiedlung aufweist, nachweisen läßt. In der 1435 niedergeschriebenen, von mir herausgegebenen Handschrift des Prager Kanonikus Siegmund von Königgrätz begegnet folgende Beschwörung des Überbeins: Ich beswer dich, uberpain und ubel pain, pey den tzwain engeln Michahel Gabriel, das du swennest und verswendest, als diser töd tet, da man in des ersten in die erd legt, et non escas, sed evanescas. in gotes namen amen. Der hier noch erhaltene Stabreim kann nicht in Prag und nicht in Königgrätz geschaffen worden sein. Der Spruch ist vielmehr ein Erbstück aus der Zeit der Urväter, die in Bayern oder Thüringen saßen. Man vergleiche damit jene spätalthochdeutsche Niederschrift, die bei Müllenhof und Scherer[6] gedruckt ist: Ih besueren dich, uberbein, bi demo holze, da der almahtigo got an ersterben wolda durich meneschon sunda, daz du suinest unde in al suachost. Keinesfalls ist Siegmund von dieser Eintragung unmittelbar abhängig. Es ist leicht zu sehen, daß er vielmehr dem Urbild trotz seiner jüngeren Lautgebung näher ist, als die spätalthochdeutsche Fassung. In letzterer ist das stabende Reimwort zu uberbein verlorengegangen, das Siegmund noch bewahrt; auch scheint Siegmunds Bindung swennest — swendest eher das Urbild fortzusetzen als die Bindung suinest — suachost. Wo immer man im deutschen Osten Stabreimspuren findet, sind diese als Erbgut aus der Stammheimat zu betrachten. Wenn ein preußischer Schreiber empfiehlt, bei Behandlung des mordschlächtigen Pferdes die Zauberworte uf, ros, und ruse dich, alle dein ungemach vare in die erde zu rufen, so ist das gewiß aus der Erinnerung an Vorväterübung in der ehemaligen Heimat geschöpft.

[6] Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert, II, S. 304 f.

Digitized by Google

Wir finden in den ostdeutschen Handschriften des Roßarzneibuches mehrere Heilsegen, die von den Altstämmen ihren Ausgang nahmen. Es sind neben Wurmsegen (Jobsegen), die am zahlreichsten vertreten sind, auch Longinussegen, Segen aus der Familie „der ungerechte Mann", Segen gegen Spat, Rähe, Flußgalle, Haarkluft, Unruhe beim Beschlagen, Verrenkung u. a. in das Roßarzneibuch Albrants hineingearbeitet worden. All dieses deutsche Gut ging in die tschechischen Übersetzungen und damit in die tschechische Praxis über. In der folgenden Gegenüberstellung ist der deutsche Spruch der aus Groß-Schützen in der Slowakei stammenden, in meinem Besitz befindlichen Handschrift des Grafen Kollonitz, der tschechische aus der im Jahre 1694 geschriebenen Handschrift II G 16 des Prager Nationalmuseums entnommen:

Ein Seegen vor das Bluet verstellen:

Christus ist gebohren zu Bethahemb,
Christus ist gedaufft in Jordann,
Christus ist gemardet wordten zu Jerusaleimb.
Du, Blueth, ich gebeüth dir, du solst still stehen!
In Namen gottes Vatters, Sohn, vndt heyl. geist. Amen.

Aby mohl koni krew stawitj, rzikeg
tato slowa po trzikrate:
Narodil se Krystus Pan w Betlemė,
pokrztien w Gordanie,
vkrzizowan w Geruzalemie,
prawdat gest, tak taky N:
Krwj, prawdie stug a wiecze netečz!
A to we gmeno otcze y syna y ducha swateho.

Die Entlehnung ins Tschechische ist zweifellos schon viel früher erfolgt. Für die Zeit um 1600 belegt diesen Blutstillsegen eine gleichfalls in meinem Besitz befindliche tschechische Fassung, welche um 1600 in der Gegend von Kostenblatt und Ploschkowitz im Sudetengau umlief. Hier lautet der Spruch: Počzal se Pan Krystus w Nazaretu, Narodil se w Betlemė, a umržel w Geruzalemė. Gestli to prawda, stug, krew, we gmeno otcze y Syna y ducha Swateho. Amen.

Die in Böhmen mit Albrants Schrift vereinten Volksheilmittel gingen naturgemäß auch in die schlesischen Nachschriften über. So findet man dort, weil aus derselben Quelle stammend, manche auch in tschechischen Handschriften vorkommenden Zusatzstücke wieder. Viele dieser schon in Handschriften des 14. Jahrhunderts belegten Verfahren leben noch heute in der deutschböhmischen und sudetengauischen Volksheilkunde in den verschiedensten Prägungen. In der Fassung der Breslauer Augustiner (um 1360) findet man den Dreiwürmersegen in einfachster Form:

Der würme woryn dry, dy sente Job bissyn.
der eyne was wys, der ander swarcz, der dritte rot.
herre sente Job, lege der würme tot!

In der deutschen Volksmedizin noch der Gegenwart wird der Spruch in Süd- und Westböhmen reichlich belegt. Aus der Mieser Gegend wurde

Digitized by Google

eine Fassung von J. Hanika mitgeteilt[7], in der Gott und Petrus drei Würmer herausackern, die weiß, rot und schwarz sind. In einer südböhmischen Fassung ackern Jesus und Petrus 77 Würmer aus der Erde, die grün, blau und rot sind[8]; in Frauental bei Prachatitz ackert Gott mit einem goldenen Pflug einen weißen, einen braunen und einen roten Wurm heraus[9]; in Westböhmen sind die Farben mitunter auch schwarz, grün und weiß[10].

So wie Segen sind auch andere Volksmittel in den schlesischen und zugleich auch in den tschechischen Abkömmlingen der sudetendeutschen Handschriften zu finden. In der von Johannes Posenanie 1361—1366 angefertigten Handschrift III Q 1 der Breslauer Universitätsbibliothek wird folgendes Mittel gegen das Verfangen der Pferde empfohlen: Welch ros sich worwangen habe. Nym daz gebis unde zcuch is durch eynen warmyn lutis mist und lege is dem pherde in den munt. unde worstoph ym dy nazelocher alzo lange, bis is begynne dresyn. Während Siegmund von Königgrätz die volksmedizinischen Verfahren fast zur Gänze fernhielt, findet sich das Rezept in genauer Parallelität auch in der tschechischen Handschrift von 1444: Ktery kon se ochwati. Seyma uzdu s nieho, prowleczyz skrze layno czlowiecze horke a wzdiey uzdu gemu na hlawu zase. a zadies gemu chřipie, az bude prskati. Der Tscheche sagt dann noch dazu: paklito nepomoz, ale pust gemu krew ze wssie nohy („wenn das aber nicht hilft, so lasse ihm an allen Füßen zur Ader"). Auch dieser Zusatz geht auf das deutsche Vorbild zurück, obgleich er in der Handschrift Johannes Posenanies nicht steht. Der Aderlaß wurde bei diesem Krankheitsfall noch im 18. Jahrhundert von deutschen Pferdeärzten vorgeschrieben. So heißt es z. B. in dem 1713 zu Frankfurt und Leipzig gedruckten umfänglichen Werke „Der Kluge Landmann oder: Recht gründlicher und zuverlässiger Unterricht, wie man das Hauswesen nützlich anfangen... möge": Wider die Wasser Reh: Nimm des Rosses gebis oder Mundstück und ziehs durch Menschen-Koth, zäume es auf und halte ihm die Nasenlöcher zu, daß es trieffe, dann schlage ihm die vier Adern und reite fort. Albrant selbst verordnete gegen die Wasserräbe allein den Aderlaß.

Ein bisher von der sudetendeutschen Volkskunde völlig übersehenes Arbeitsgebiet stellen die Praktiken der Roßtäuscher dar. Am ergiebigsten für die Nachweisung altstämmlicher Vorbilder für die in ostdeutschen Handschriften auftauchenden Händlerkniffe erwies sich eine Handschrift des Stiftes Einsiedeln in der Schweiz, die aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammt (Cod. 731, Bl. 43r—64v). Im Anschluß an eine schon an sich stark durch Volksheilmittel und Roßtäuscherkniffe angeschwellte Fassung des Albrantschen Roßarzneibuches wird hier unter der Überschrift „Roßaventüre" eine abgerundete Zusammenstellung von Vorschriften ge-

[7] Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, I, S. 34.
[8] Ebenda, I, S. 117.
[9] Ebenda, I, S. 157.
[10] Ebenda, VII, S. 119.

Digitized by Google

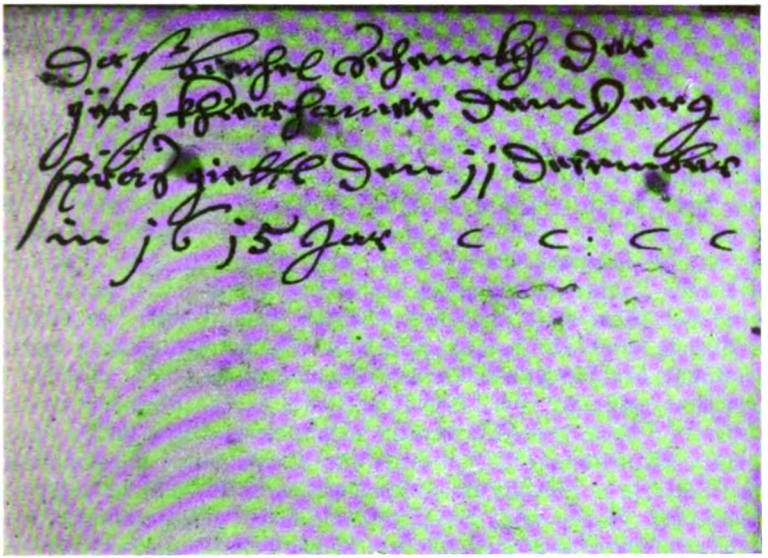
seien, die in kaum einem Falle den Zweck haben, einem erkrankten Tier zu helfen. Es ist hier vielmehr ein Ausschnitt aus dem praktischen Erfahrungsschatz von Leuten überliefert, deren Ziel eigene Bereicherung ist, wobei auch die Gesundheit des Tieres nicht geschont wird. Mit Pferdehandel befaßten sich all die Jahrhunderte über nicht allein die übel beleumundeten Roßkämme, Juden und Zigeuner, sondern auch Adelige, Geistliche und ansonsten ehrbare Bürger. Graf Kaunitz auf Neuschloß und Wostow in Böhmen hat eine Art Pferdematrik hinterlassen, in welcher er die Lebensgeschichten aller Pferde, die 1686 bis 1720 durch seine Hände gingen, festhielt[11]. Er schlug sich mit Juden, Schankwirten und Schindern herum und strebte, es ihnen gleichzutun, was man aus Eintragungen erkennt, welche zeigen, daß er Pferde rasch verkaufte, wenn er die ersten Anzeichen eines unheilbaren Übels entdeckte. Eine Stute namens Bassetta drehte er einem Juden namens Heschel an und vermerkt dazu: dan diese ist starblindt geweßen, so in handlen vnmeglich zue mercken war.

Diese Gattung alten Volksgutes, für das ich die Bezeichnungen Roßtäuschertrug und Schelmenzauber vorschlug, zerfällt in drei Gruppen: Die erste umfaßt Praktiken, die einem Pferd, das man verkaufen will, eine günstige Beurteilung sichern sollen; man verdeckt Mängel. Die zweite Gruppe bilden Anweisungen, wie man ein Pferd, das man kaufen will, minderwertig erscheinen läßt, damit man es billig erhalte; man macht es krank. Die dritte Gruppe enthält Mittel, welche die Verwendbarkeit des eigenen Pferdes gewährleisten oder steigern sollen, und zugleich Mittel, welche die Leistungsfähigkeit der Pferde des Feindes herabmindern sollen. Da gibt es Vorschriften, ein gestohlenes Pferd durch Färben oder sonstige Veränderungen unkenntlich zu machen, einen Renner zu rascherem Lauf anzuspornen, das Pferd des Feindes hinken zu machen usw.

Was sich an derlei Dingen in den Albranthandschriften Böhmens, Schlesiens, Preußens und Ungarns findet, erweist sich gleichfalls als Erbe aus der Stammheimat. So wird z. B. in der Handschrift des Stiftes Schlägl empfohlen, ein Pferd dadurch krank erscheinen zu lassen, daß man es eßunlustig macht: Gestreich an die czend mit puken unslit. Dasselbe Mittel steht auch in der Einsiedeler Handschrift, wo dazu bemerkt wird, daß das Pferd (nach Abschluß des Kaufes unter günstigeren Bedingungen) sofort wieder „gesund" gemacht werden kann, indem man das ekelerregende Bocksunschlitt mit einem mit warmem Essig getränkten Lappen von den Zähnen des Tieres wegwäscht. Bedenklicher sind zwei Methoden der Schlägler Handschrift, ein Roß dahinzubringen, daß es wie tot niederstürze, damit man es nach der hawt kaufen könne. Man gießt dem Pferde einen Abfud von Bilsensamen in das Ohr; das bewirkt, daß das Tier einen ganzen Tag lang oder länger wie tot auf dem Boden liegt. Auch das ist in der Schweizer Roßaventüre vorweggenommen. Hier wird durch Einträufelung von Bilsensaft in geringerer Menge erzielt, daß das Pferd den Kopf hängt und elend aussieht; zugleich wird Vorsorge ge-

[11] Die Handschrift wurde von mir für das „Sudetendeutsche Archiv" in Reichenberg von einem Prager Antiquar angekauft und unter Sign. Hs. 36 eingereiht.

Digitized by Google



Aufnahme von Hans Kaiser, Reichenberg.

Abb. 1. Das Roßarzneibuch geht um 1600 unter Praktikern von Hand zu Hand (Jerg Khierhammer ſchenkt dem Jerg Strasgiettl eine Handſchrift; Widmungsblatt in der Hſ. 36 der Sammlung des Verfaſſers).

troffen, daß das Pferd nicht ernſten Schaden nehme: du macht jms mit eim tuechlin an eim fedemly jn daz or henken, da mit du es wider heruß ziehen macht. Siegmund von Königgrätz teilt ein Mittel mit, einen ſchwarzen Strich des Fells weiß zu färben: so nim scheren (Krebſe), alz vil du der haben wild, und seud si in einem newen hafen und faym daz smalcz ab, daz von den scheren chumpt, und streych es dem rozz uber dy swercz, so wirt es weys. Die Einſiedelner Roß-aventüre hat eine ganze Reihe derartiger Mittel, die Farbmerkmale beſeitigen oder neue Kennzeichen hervorbringen ſollen. Hier dient der Krebs nicht nur zum Weißfärben kleiner Stellen, man kann ſogar das ganze Pferd färben. Auch das Umgekehrte iſt möglich: Item das ein wiß roß schwartz werde, Eim wissen roß ein schwartzen fleken zu machen. Auch ſolcherlei Wiſſen und Können haben die Sudetendeutſchen an die Tſchechen weitergegeben.

Von beſonderer Bedeutung iſt noch ein Fund, den das Studium der tſchechiſchen Bearbeitungen zutage förderte. In der Handſchrift I F 10 des Nationalmuſeums in Prag ſtieß ich auf einen Zauberſpruch, der noch recht deutlichen Einfluß jenes althochdeutſchen Verrenkungsſegens erkennen läßt, der in der Merſeburger Faſſung heidniſche Gottheiten und in der Trierer Faſſung chriſtliche Perſonen handeln läßt. Während man im Nordiſchen, Finniſchen, Ruſſiſchen uſw. dem Trierer Zauberſpruch ähnelnde

Digitized by Google

Fassungen in größerer Zahl kennt, war die tschechische Fassung der genannten Prager Handschrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts bisher unbekannt. Ich habe den tschechischen Text in meinem genannten Buche mitgeteilt; der Inhalt ist dieser: Der heilige Petrus reitet auf seinem Grauschimmel und begegnet der Mutter Gottes, die ihn frägt, warum sein Reittier hinke. „Es hat die Verrenkung im Fuß oder in der Schulter." Sie empfiehlt, den Schimmel zu heilen, und darauf kommt die Beisprechungsformel: Bein zu Bein, Glied zu Glied, Fleisch zu Fleisch, Ader zu Ader, Haut zu Haut!, und das im Namen Gottes usw., „Verrenkung ... entweiche mit der heutigen Sonne hinter den Berg! Amen." Während im Merseburger Zauberspruch nur Gebein, Blut und Glied genannt werden, erscheint hier Ader statt Blut und zusätzlich noch Fleisch und Haut. Zu dieser Gestalt leitet eine deutsche Variante hinüber, welche man aus einer Aufzeichnung des 16. Jahrhunderts kennt, worin es heißt: Bein zu bein, blut zu blut, ader zu ader, fleisch zu fleisch[12]. Einen anderen sudetenländischen Nachhall des Merseburger Pferdesegens hat G. Jungbauer[13] nach einer Mitteilung der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, III (1897), S. 214, aus Themenau im ehemaligen Südmähren angeführt. Es liegt auf der Hand, daß die Tschechen diesen Heilsegen weder dem Merseburger Pergament noch eigener Schöpferkraft verdanken, sondern daß sie ihn nur von den ihren Volksraum befruchtenden Deutschen erhalten haben, welche ihn aus ihrer einstigen Heimat mitbrachten.

3. Namen der Krankheiten und Heilmittel, entlehnte Namen und Sachen.

Die Beschäftigung mit den deutschen und tschechischen Handschriften des Roßarzneibuches bringt auch einige Beiträge zum Wörterbuch und der Sachkulturkunde ein. Die Ausdrücke haghuf, aglei, dillen, mortslechtig, atermintzen, pullisch weis, teite, strupwurtz usw. sucht man vergeblich in den großen Wörterbüchern. Ihre Bedeutung ergibt sich aus dem Zusammenhang, in dem sie die Schreiber der Albranthandschriften gebrauchten, und aus den Entsprechungen in Parallelhandschriften.

In der ältesten Handschrift des Roßarzneibuches — im 15. Jahrhundert gehörte sie dem Pleban Conrad in Schaab im Podersamer Bezirk — ist ein Rezept welch ros hagen huof ist überschrieben. Bei Siegmund von Kanngraß heißt es Welch rozz hagel hueff ist. In der Handschrift des Johannes Polenanie wird außer dem Eigenschaftswort halhuwek auch die Benennung eines an der in Frage stehenden Krankheit leidenden Pferdes haynhuwer und die Bezeichnung haynhuwe für die befallenen Füße belegt. In einer Münchener Handschrift heißt das Eigenschaftswort gagenhuff, in der Schlägler Handschrift agenhueffig. Eine preußische Fassung schreibt Hot deyn pfert den hagel, eine Göttinger Handschrift nennt das erkrankte Tier hagel houich. Zu einer Vorstellung von dem

[12] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VIII, Sp. 1615.
[13] Buch der Volksmedizin, S. 110.

Digitized by Google

Krankheitsbild führt Peter Uffenbachs Ruini-Überſetzung, wo man lieſt: Wenn ein Pferd Hanhuefig oder ſtrupffhaerig iſt. Sudhoff erläutert daher hagel hoüich als „ſtrupphufig, ſtrupprauh" (Arch. f. Geſch. der Med., VII, S. 345). Das Wort wurde ins Tſchechiſche entlehnt, und dabei wird folgende Verſtändlichmachung gegeben: to gest, kdyz se wlasy nad kopite drastie („d. i. wenn die Haare über dem Huf rauh werden"). Schmutzer ſpricht in den „Quellen und Studien zur Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und der Medizin", IV, S. 34, von den „geſträubt ſtehenden Haaren" und vermerkt, daß Rieck aus einer Stelle bei Seuter ableitete, daß die Bezeichnung agenhuof u. ä. auf die Hufknorpelfiſtel beſchränkt wurde. Sprachlich ſcheint das Beſtimmungswort als hagen, hain (Buſch) aufzufaſſen zu ſein, ſo daß das Wort den mit Haaren krankhaft umwucherten Huf bezeichnet. Bei Weglaſſung des Anlaut-h ſchwebt wohl agen (Spreu, Granne) vor, agenhuofig wird dabei als „grannenhufig" zu deuten ſein. Die tſchechiſche Handſchrift I F 10 des Prager Nationalmuſeums bietet das Lehnwort in der Form hangulfft.

Ein Krankheitsname, über den weder die Wörterbücher noch die mediziniſche Fachliteratur Auskunft geben, begegnet in den Auszügen aus dem Roßarzneibuch, die ich aus einer um 1400 geſchriebenen ſüdböhmiſchen Handſchrift herausgegeben habe. Da iſt eine Vorſchrift Wider die aglei überſchrieben. Im 15. Jahrhundert findet ſich das Wort auch in den beiden gleichfalls von mir herausgegebenen preußiſchen Faſſungen des Roßarzneibuches. Hier heißt es: Item weder ageley und Weder die agelen. Ein h im Anlaut iſt nirgends belegt; es handelt ſich alſo wohl nicht um den Hagel(huf). Das unter der aglei-Überſchrift folgende Verfahren deckt ſich mit dem, welches in den anderen Albranthandſchriften unter der Überſchrift „Welchem Roß der Eiter ausgebrochen iſt" ſteht. Es handelt ſich alſo um den Ausbruch des im Hornſchuh angeſammelten Eiters an der Hufkrone. Die Heilung wird durch Auflegen von Hundemiſt und Einſtreuen von Spangrün erzielt.

Ein gleichfalls nur durch die Albranthandſchriften enträtſelbares Wort iſt dillen. Wann man dem ros die dillen auß wirfft — dann ſoll man nach Siegmund von Königgrätz eine Nacht lang Broſamen mit Salz aufbinden und am nächſten Tag trockenen Lehm mit Spangrün aufbringen. Statt dillen lieſt die von mir herausgegebene Münchener Handſchrift tullen, die Donaueſchinger und die Handſchrift 36 meiner Privatſammlung ſchreiben wiederum dillen. Weder Grimm noch Lexer, noch Götzes frühneuhochdeutſches Gloſſar kennen das Wort, das augenſcheinlich nicht in die Drucke überging. Die Inkunabel aus der Offizin des Hans Sporer in Erfurt ſagt ſtatt deſſen: So einem roß dy hüff ab gen, was ungenau iſt. Seuter und nach ihm der „Kluge Landmann" ſagen: Wiltu einem rosz die solen auswerffen, und vollendet ausdrücklich iſt die Gleichſetzung von „Sohlen" mit dillen in meiner Handſchrift 36, wo es heißt: Von Sollen oder dillen auswerffen. Die „Sohle" iſt nach Grimm die dünne Fleiſchſohle zwiſchen dem ſtarken Horn, welches das Hufeiſen trägt, und dem Strahl. Sprachlich iſt das Wort nicht klar; Schmutzer hält einen Zuſammenhang des Ausdrucks mit dem von Jordanus Ruffus gebrauchten Wort dessolatio für

Digitized by Google

möglich. Im tschechischen Kulturkreis hat das bisher nur im ostoberdeutschen Kulturkreis belegte Wort viel Unheil angerichtet. Ein Übersetzer gibt dillen durch raty (Herzbeulen) wieder, wofür ein anderer zraky (Sehkraft), ein dritter rty (Leiden) einsetzt. Man male sich aus, wie die Behandlung des Auges und der Leisen mit einem für den Huf bestimmten scharfen Mittel auf die gequälten Tiere gewirkt haben muß!

Unter „Mordschlag" versteht Grimms Wörterbuch einen „mordenden Schlag" oder „Hinfallen auf den Boden, das tödlich verletzt". Das in den Zusatzstücken des Roßarzneibuches vorkommende Eigenschaftswort „mordschlächtig" ist dort nicht belegt. „Mordschlächtig" ist ein Pferd, das fast tödlich verletzt ist; man versucht, es durch Zaubermittel wieder auf die Beine zu bringen. Der Bildung nach dürfte Beeinflussung von „herzschlächtig" vorliegen.

Gegen die Darmkolik wird in den südböhmischen Auszügen per anum Speck mit aterminzen einzuführen empfohlen. Was die rätselhaften atermonzen (man denkt unwillkürlich an eine Minzengattung) bedeuten, lehren die Parallelstelle. Siegmund hat dafür so nim attrament, von dem eine in Wien liegende ostmitteldeutsche Fassung mit der Schreibung atermentum sprachlich zu aterminzen hinüberleitet. Es handelt sich also um das *atramentum sutorium* (Schusterschwärze), über das der im 14. Jahrhundert in Rom wirkende, von der deutschen Pferdeheilkunde beeinflußte Roßarzt Laurenzius Rufius sagt: est illud, quo sutores utuntur in corio tingendo, est autem duplex: fossile et factitium, valet adstringere et crustas inducere. Das Mittel lebt noch im 18. Jahrhundert. Im „Klugen Landmann" steht statt des Atraments „Dinten-Zeug". In der ältesten Handschrift des Roßarzneibuches scheint das Wort mißverstanden worden zu sein. Statt des Atraments findet man dort ain chraut azarum.

Nur einmal stieß ich — in den südböhmischen Auszügen — auf die Heilmittel pullisch weis und teite. Eine Hufsalbe soll aus altem Schmer, Stierunschlitt, Wachs, Honig, Olivenöl, Weihrauch, Speck und teites eyn halben virdung und pullisch weis ein halben virdung zusammengemengt werden. Bei Seuter wird eine Salbe aus Honig, Wachs und bulharz verzeichnet. Setzen wir statt Seuters bul- aus unserer Handschrift pullisch und statt Seuters -harz unser weis, so gewinnen wir aus dieser Probe die Lösung. Denn das Harz Seuters ist weiß, wie man aus einer Salbe Posenanies folgern darf (eyn salbe von wysem harcze). Entspricht unser pullisch weis dem Seuterschen bulharz, dann hilft uns das Weitere Grimms Wörterbuch auf, wo Bulharz als „Harz in kleinen Pillen" mit dem Harz terebinthus gleichgesetzt wird. Statt pullisch könnte mir auch auf Grund des südböhmischen Belegs pullisch von „Pille" herleitbar zu sein. Das rätselhafte teite könnte dann wohl eine Sonderart dieses Harzes meinen und sprachlich von terebinthus herzuleiten sein (vgl. bulharz, das ist lauter wie terpentin, bei Grimm).

Die Pflanze striphvurtze (so in der ältesten Handschrift, andere Schreibungen sind stripfen wurtzen, strupwurtz, strephenwurtzen) scheint diesen Namen von ihrer Verwendung gegen die Pferderäude erhalten zu haben. Denn die Räude, gegen die Albrant Stripfwurtz mi-

Digitized by Google

ordnet, heißt auch Strupfe, wie der „Kluge Landmann" lehrt: Es ist zu wissen, daß die Rappen, Strupfen und Maucken einerlei sei und aus einer Ursach herkommen (II, S. 129). Welches Kraut aber ist damit gemeint? Die Frage wird durch eine Äußerung Heinrichs von Pfolspeundt beantwortet, der gelegentlich sagt: ochßn tzungen wurtz anders genant strupffen wurtz. Es handelt sich demnach um die Radix Anchusae officinalis. Ochsenzunge begegnet denn auch in Parallelteχten von Albrants Roßarzneibuch statt Stripfwurz und wurde auch wörtlich im Tschechischen als wolowy yazyk nachgebildet; neutschechisch wird der Name volský jazyk gebraucht.

Nicht mit Sicherheit zu entscheiden ist es, ob die in den verschiedenen Handschriften bei der Behandlung des Spates gebrauchten Pflanzennamen Synonyma sind oder verschiedene Kräuter bezeichnen. Die gewöhnlich Knochenauflagerung verursachende Entzündung der Knochenhaut an der Innenseite des Sprunggelenkes wird auf folgende Weise behandelt: die Stelle wird umbrannt, worauf Spangrün eingestreut und heißes Brot darüber gebunden wird. Unter volksmedizinischem Einfluß wird schon in der Fassung Posenanie's angeordnet, den Spat kreuzweis zu durchschneiden und ein Kreuz von seyme in den Kreuzschnitt zu drücken. In der jüngeren ostmitteldeutschen Handschrift entsprechen diesem seym die von Schmutzer für Wasserrosenblätter gehaltenen bletter dy uff deme wasser schweben. In den südböhmischen Auszügen heißt es: von der wurtz die da haisset alga ze latein, ze dewtsch seim, das da swimmet auff dem wasser. Dieser Pflanze entsprechen bei Siegmund und im Erfdruck seeminczen, was wohl die heimische Wasserminze meint, die aber lateinisch nicht alga, sondern Mentha aquatica heißt. Die Donaueschinger Handschrift sagt schlechtweg myntzen, dem Grundwort des Siegmundschen Pflanzennamens folgend. Vom Bestimmungswort desselben kommen textlich die Nürnberger Handschrift, welche sepleter. und die Wiener Handschrift 3011 her, die daraus senif pleter macht. Aus den seeminczen Siegmunds sind in der von ihm beeinflußten Münchener Handschrift sack myntzen geworden (Minzen, die in einem Riechsäckchen bewahrt werden). Der seim Posenanies setzt sich in der preußischen Überlieferung als wasserseim fort.

Synonym werden eine ansehnliche Reihe von Ausdrücken für das Pferdeasthma verwendet. In alten, guten Texten ist das Rezept Welch ros kychet überschrieben, und kichen bezeichnet gut das wichtigste Symptom der Krankheit. Bei Posenanie heißt die Krankheit der schren, in einer Salzburger Handschrift die schraytzen, bei Siegmund die sczarczen. Statt kichen sagt die Münchener Handschrift, gleichfalls das hörbare Symptom benennend, Welich roß den krechen hat. Das Wort krechen wurde aber irgendeinmal zu kretzen verlesen und das ganze Rezept dann auf die Krätze bezogen. In der von Schmutzer herausgegebenen Donaueschinger Handschrift lautet die Überschrift: Welches ros die kretzen oder rewden hat, was Schmutzer verführte, eine Diät, die bei Asthma verordnet wurde, als Räudeheilmittel anzunehmen. Andere Quellen nennen die Krankheit daz gip, das daran erkrankte Roß stetigk oder athmich.

Digitized by Google

Eine besondere Art von Krankheitsnamen sind personifizierende Bezeichnungen des Erregers. Die Hautkrankheit „Bürzel" (Wurm, Pseudorotz, Druse der Subkutis, bei Seuter morbus farciminosus elephantialis) hat drei Erscheinungsformen, welche die Namen Wolf, Fraß und Hecker (letzterer auch hencker, lecker) tragen. Selbst diese Namen werden im Tschechischen nachzuahmen versucht. Wolf wird wörtlich übersetzt: wlk; dem Fraß entspricht der lite (lity, wütend, grimmig); dem Hecker entspricht der lotr (aus dem Deutschen „Lotter").

Der tschechische Roßarzt und Schmied, der die kranken Pferde all die Jahrhunderte über nach den deutschen Heilvorschriften behandelte, bediente sich auch all die Jahrhunderte über der deutschen Fachausdrücke, da er im eigenen Kulturkreis weder die Sachen noch die Wörter zur Verfügung hatte. Der Spat heißt spaty, der Haghuf haghuf oder hangulfft, die Mauke muchy, das curvei heißt kurdey. Die tschechischen Albranthandschriften bedürfen noch der Ausschöpfung seitens der Slawistik. Fehlt z. B. das Wort haghuf in Gebauers altschechischem Wörterbuch (und natürlich auch in den weniger bedeutenden anderen Wörterbüchern) gänzlich, so können die Belegstellen aus den Albranthandschriften in anderen Fällen manchen bisher unberichtigten Fehler, der ohne Kenntnis dieser Quellen zustandegekommen ist, berichtigen helfen. Kurděj hat bei Gebauer nur die Bedeutung „Mundfäule". Das Wort bezeichnet aber auch die in den deutschen Texten curvei benannte Hufkrankheit. Es ist romanischen Ursprungs. Bei Rufius heißt die Krankheit italienisch corva, lateinisch curba, wovon die stark schwankenden Schreibungen der deutschen Texte herkommen (gurvay, durfal, corvey, gurpfay, cucfay, corney, curfair, kurse, zurfa, gutfeür usw.). „Welche Hufzustände in Betracht kommen, ist unbestimmt; möglicherweise fällt Strahlfäule darunter" (Schmutzer, a. a. O., S. 29). Gebauer hat nur einen einzigen Beleg für das tschechische kurděj, und zwar handelt es sich, wie ich mich vergewisserte, um eine Übersetzung des Albrantrezeptes, wo nur die Hufkrankheit und keinesfalls die Mundfäule gemeint sein kann. Die Überschrift Ktery kuoň má kurdyei (Cod., IX, C 2, Bl. 290ᵛ der Prager Universitätsbibliothek) ist eine genaue Übersetzung der deutschen Überschrift, welche z. B. in der ältesten Handschrift Swelich ros daz gurvay hat lautet.

Allein schon die Alltagssprache des tschechischen Pferdeknechts und Hufschmiedes zeigt an, daß ständig das Deutsche Wörter und Sachen lieferte. Der Marstall heißt in den tschechischen Handschriften marsstal, der Stallmeister sstolmistr, die Mundstücke heißen mundsstuky; die Maße und Gewichte Pfund, Pinte, Maß, Viertel, Vierting, Seidel erscheinen als Lehnwörter: funt, pinta, mas, wirtel, wyrdunk, zegdlik, der Kochtiegel als tegdlik, die Schmelzbutte als hut', der Gelenkschleim der Pferde als klydwasser („Gliedwasser"); das Pflaster heißt flastr, der Mühlstaub mulstaub. Vollends die Namen kunstlich bereiteter chemischer Heilmittel mußte bei Abgehen in Ermangelung eigener Erzeugung zugleich mit den Sachen vom sudetendeutschen Nachbar entlehnen. Der „Spießglanz" (Antimon) erscheint als spisglasz. Das viride hispanum, eingedeutscht als spangrun, umgestellt zu grunspan und weitergemodelt zu grunspat,

Digitized by Google

erscheint in den tschechischen Handschriften unter beiden Namen, manchmal entstellt: krunsspat, krumsspat, sspangkrynu, spangegmi, sangrin. Schlechtweg trank oder kralowsky trank heißt der Absud vom Gemeinen Odermennig. Von Deutschen ins Land gebrachte tropische Heilmittel, wie die ostindische Rhizoma Galangae, deutsch Galgant, und das Harz des mittelmeerischen Calamus draco, deutsch Drachenblut, erscheinen tschechisch als galgan und trachenblut. Die offizinelle Curcuma zedoaria, deutsch Zitwer, wird unter dem Namen cycwar verwendet. Den Häring, den die deutsche Volksmedizin eingeführt hat, verwenden alsbald auch die Tschechen (herynk).

Die Mentha pulegium (Flöhkraut) erhielt bei den Deutschen den zurechtgemodelten Namen Polei. Der Saft dieser Pflanze gibt das Poleiwasser, das in tschechischen Bearbeitungen des Roßarzneibuches als polegowa woda auftritt. Die mhd. Bezeichnung agetstein (Bernstein, Magnet) lebt im Tschechischen als akstajn fort.

Eine besondere Rolle spielt in der Pferdeheilkunde der kalkus. Gebauer und nach ihm Mayer[14] erläutern dieses aus dem Deutschen entlehnte Wort als Kalkguß, und auch Schmutzer, der in der Donaueschinger Handschrift auf das Wort stieß, denkt dabei an „Kalkwasser aus der Kalkgrube". Grimm kennt neben dem Kalkguß auch einen Kaltguß. Was für ein Guß war der in den meisten deutschen Handschriften und, in Abhängigkeit von diesen, tschechischen Texten erwähnte kalkus? Jene ältesten Handschriften, in denen das Wort noch nicht als abgeschliffener Fachausdruck erscheint, entscheiden die Frage zugunsten des Kaltguß, unter dem ein erkalteter Absud von verschiedenen pflanzlichen Heilmitteln zu verstehen ist, der gegen Rappigkeit, auch gegen Spat und Beinwachs, als Waschmittel benützt wird. In der ältesten Handschrift wird der Spat mit tan zephen chaltguezz, gesoten von tanzephen gewaschen. Dieselbe Waschung findet hier auch bei Beinwachs statt, wenngleich das t an dieser Stelle fehlt: mit chalchuezz von tanzephen wasser. Für die Räude verordnet diese Handschrift einen Kaltguß aus Asche von Mohnhalmen: chalchez von aschen aus magen halm. Einwandfrei Kaltguß meinen auch Siegmund, der die Rappigkeit mit chaltgozzen waschen läßt, und die preußische Handschrift, welche gegen Igelfuß und Kopfgrind kalt gos verordnet. In den meisten Belegstellen wird calcus geschrieben, worunter nach all dem ein Kaltguß zu verstehen ist. Nur ein einziges Mal begegnet mir kalkgoss — in derselben preußischen Handschrift, die zweimal richtig kalt gos schrieb. Auch noch Seuter verstand das Wort so: wol gesotten und ein kaltgusz oder laug darausz gemacht. Es scheint mir völlig sicher, daß die Tschechen bei Übernahme der abgegriffenen Bezeichnung auch das übliche Mittel übernahmen, daß kalkus in tschechischen Handschriften also Kaltguß und nicht Kalkguß bedeutet, wofür es Gebauer nimmt. In den Belegstellen, die er anführt, erkennt man Nachbildung des deutschen Heilmittels auch in sachlich-inhaltlicher Beziehung. Einmal ist der kalkus ein Absud von Wegwartenasche (kalkus z popele čekánkového), ein anderes Mal ein Absud von Ysop (Vezmi yzop a udělaj

[14] A. Mayer, Die deutschen Lehnwörter im Tschechischen, Reichenberg 1927.

Digitized by Google

kalkus dobrý). Es ist schlechtweg nicht einzusehen, warum man den Kräuterlaugen Kalk zusetzen sollte. [14a])

Ein womöglich noch übleres Mißverständnis ist es, wenn Gebauer den aus dem Deutschen entlehnten kalštajn als Kalkstein auffaßt, was gleichfalls von Mayer kritiklos nachgeschrieben wurde. Es handelt sich statt dessen um den Galitzenstein (Vitriol), der dem von Albrant gegen Augenkrankheiten verordneten Muschelpulver beigefügt wird und galiczen steyn oder galiczyen stein geschrieben wird. Das sehr beliebte Heilmittel kam aus Nordwestspanien und Südfrankreich nach Deutschland, woran noch der Name erinnert. In der tschechischen Übersetzung des deutschen Rezeptes heißt es galstayn. Gebauer hatte Belege vor sich, welche lauten: přiloż prach kalixtaynowy (tschechische Bearbeitung der Wundarznei des Rhases) und kalisstaynowy prach, die auch lautlich Bedenken gegen Zusammenhang mit Kalkstein auslösen.

Wir sehen auf pferdekundlichem Gebiet die Tschechen in unbedingter Gefolgschaft des deutschen Vorbildes. Was sie selbst der Umgangssprache des Meierhofes beisteuerten, ist fast null. Einmal begegnet im Roßbuch des Grafen Kaunitz ein Lehnwort aus dem Tschechischen, das aus der Sprache des mit der Sorge für die Pferde betrauten Gesindes stammt. Er vermerkt, daß der „Pohunck" Vit Goczmann einmal die Stute Villa zu stark ziehen ließ (S. 450). Pohunck entspricht dem tschechischen pohůnek, das Pferdeknecht bedeutet. Daß Goczmann trotz seines deutschen Zunamens ein Tscheche war, lehrt sein Taufname Vít (d. i. Veit).

Das Pferdebuch des Grafen Kaunitz verspricht mancherlei kulturgeschichtliche Ausbeute. Im folgenden werden die darin enthaltenen Pferdenamen überschaut. Vorher sei noch ein Ausdruck angeführt, den ich gelegentlich aus dieser Handschrift notierte. Was bedeutet „Ratzer"? Das Wort kommt in Grimms Wörterbuch nicht vor. 1716 hat Graf Kaunitz einen braunen böhmischen Hengst „nach Neischloß vor ein Razer genommen". Die Lösung bringen einige weitere Belege. Er kauft einen Hengst namens Insolente vom Baron Georg Wratislaw „vor einen Ratzer"; 1693 läßt er ihn wallachen, „weilen er aufsetzen gelernet" (S. 252). Ein Ratzer ist also ein Deckhengst. Aufschlußreich ist auch folgende Bemerkung über den Hengst Cinquanta cinque: brauch ihm vor einen Ratzer vndt vor einen beschaller vor frembde leith vndt vor meine stutten, so nit fangen wollen.

4. Pferdenamengebung im böhmischen Barock.

Aus dem Pferdebuch des Grafen Kaunitz lassen sich die von ihm bei der Benennung seiner Pferde zugrundegelegten Gesichtspunkte ermitteln, die gewiß auch in anderen böhmischen Gestüten Geltung hatten. Dank der Fülle des gebotenen Materials dürften die daraus zu gewinnenden Aussagen grundsätzliche Bedeutung haben. Ich habe mir die auf den 771 Seiten der Handschrift vorkommenden Pferdenamen ausgezogen, um von diesem bisher von

[14a] Zu kalkus vgl. K. Hoppe, Mißverstandene und dunkle Wörter der mittellateinischen und frühneuhochdeutschen Veterinärliteratur, Beiträge z. Gesch. d. Veterinärliteratur I, 7 ff, 85 ff, 264 ff.

Digitized by Google

Aufnahme vom Verfaſſer.

Abb. 2. Alte Schmiede in Tſchaloſitz bei Leitmeritz an der Elbe.

der ſudetendeutſchen Volkskunde und Volksforſchung völlig übergangenen Gebiete her zu geiſtesgeſchichtlichen Erkenntniſſen über den böhmiſchen Barock zu gelangen. Das Gebiet der Tiernamengebung ſcheint mir darum der wiſſenſchaftlichen Bemühung wert, als es von den Zeiten her, da man dem Roſſe Odins den Beinamen Sleipnir gab, über den „Meier Helmbrecht", der für die vier Ochſen des Altbauern die Namen Auer, Räme, Erke und Sonne belegt, bis zur Gegenwart, in der für Rennpferde noch immer der Geſchmack der Barockzeit nachwirkt, einen wahrhaftigen Spiegel vorſtellt, in dem die Geſchmacks- und Geiſteshaltung der Jahrhunderte mit aller Deutlichkeit angeſchaut werden kann. So wie die Familiennamen nicht für den Geiſt der Träger, ſondern den der ſchöpferiſchen Gemeinſchaft zeugen, welche die Benennungen ſchuf[15], ſo ermöglichen die den Tieren erteilten Namen Rückſchlüſſe auf die Menſchen, welche dieſe Namen wählten. Wie alt ſind die von den

[15] Die Erfaſſung der im böhmiſchen Raum 1652 und 1654 vorkommenden Familiennamen, die ich 1935 in einem Vortrag bei der Sommerhochſchulwoche in Reichenberg forderte und in der Folgezeit leitete, hat bis zu meinem Ausſcheiden aus der Anſtalt für ſudetendeutſche Heimatforſchung am 31. März 1939 faſt das ganze hiſtoriſche Böhmen erſchloſſen. Es wurden rund 270 000 Familiennamen in Liſtenform ausgezogen und rund 240 000 Familiennamen (alphabetiſch nach den ehemaligen Kreiſen) verzettelt. Die wiſſenſchaftliche Bearbeitung und Auswertung dieſes Materials, die die Arbeitskraft eines einzelnen überſteigt, wird eine der wichtigſten Aufgaben des genannten Inſtituts ſein, dem nun nach der glückhaften geſchichtlichen Wende wohl bald hauptamtliche Sachbearbeiter zur Verfügung ſtehen werden.

Digitized by Google

verschiedenen Volksschichten den Haustieren erteilten Namen? Was für Sprachgut haben wir jeweils vor uns? Welches sind die psychologischen Grundlagen für die Namengebung und Namenwahl? Diese Fragen werden, besonders im deutsch-slawischen Mischraum, von der sprach- und kulturgeschichtlichen Volksforschung zu beantworten sein. Als ein Beitrag hierzu seien die Auskünfte mitgeteilt, die aus der Hs. 36 des „Sudetendeutschen Archivs" zu erlangen sind.

Sehr häufig findet man die Benennung des jungen Pferdes nach der Mutter, und zwar wird sowohl der Name des männlichen wie auch der des weiblichen Fohlens vom Namen der Mutter abgeleitet. Einige Beispiele: 48 Putanella, Mutter Puttana; 59 Fridlandina, Mutter Friedlandia; 112 Giovella, Mutter Giova; 117 Garbatella, Mutter Garbata; 121 Cittelina, Mutter Citella; 219 Dametta, Mutter Dama; 222 Gravidezza, Mutter Gravida; 271 Vecchiaia, Mutter Vecchia; 390 Budinacca, Mutter Budina. Der Name des Füllens ist meist ein Deminutivum des Namens der Mutter. Trägt schon die Mutter einen abgeleiteten Namen, so tritt auch das Umgekehrte ein: Das Füllen der Stute Cuioneria wird Cuiona benannt (S. 325). Ein „Muttername" ist es auch, wenn aus dem Namen der Mutterstute Carano[18] durch Silbenumstellung für das Füllen der Name Nocara gebildet wird. Die Füllen der Stute Codalonga heißen Longacoda (120) und Codabella (105).

Auch der Name des Hengstfohlens wird mittels Verkleinerungsableitung vom Namen der Mutter gebildet: 47 Cittelino, Mutter Citella; 60 Favoritello, Mutter Favorita; 414 Gentilesco, Mutter Gentile. Ebensooft wird nur die Geschlechtsendung geändert: 221 Falso, Mutter Falsa; 362 Ungharo, Mutter Ungheria; 296 Rustico, Mutter Rustica. Dabei gilt die Bedeutung, nicht der Klang (Sprache) des Namens für wesentlich; das Hengstfohlen der Stute Hortulana erhält den Namen Jardiniero (66).

Selten wird das Tier nach dem Vater benannt. Das Hengstfohlen der Stute Contenta, die von dem Deckhengst Montenegro besprungen wurde, erhält den durch Silbenumstellung vom Namen des Vaters hergeleiteten Namen Negromonte.

Mit dem Elternverhältnis vergleichbar ist (hinsichtlich der Namengebung) die Erscheinung, daß ein eingehandeltes Pferd einen vom Namen jenes Pferdes, das im Tausch dafür hingegeben wurde, abgeleiteten Namen erhält. Morello, ein rappeter Hengst, zu Prag im Margarethenwirtshaus gegen einen anderen Hengst verhandelt, übergibt diesem seinen Namen: der neue Deckhengst wird Moro genannt. Eine für den Hengst Villano eingetauschte Stute wird Villanella getauft.

Etwa in gleicher Häufigkeit wie Benennungen nach den Eltern finden sich Benennungen nach der Herkunft oder nach dem früheren Besitzer. Der Pferdename wird von der Stadt, der Herrschaft oder dem Lande der Herkunft abgeleitet. Nach der Stadt: 36 Fridlandia („zue Fridlandt von Graff Frantz Gallas geschenckt bekommen"), 67 Lipsia („zue Leiptzig auf der stell von Roßhandler hertzog"), 202 Launese („habe ihm von einen burger von Laun ge-

[18] Die Erwerbung dieser Stute verzeichnet der Graf mit freudiger Genugtuung über das Spielglück seiner Gemahlin, welche sie 1691 dem Grafen Ernst Hersau abgewann.

Digitized by Google

kauft"), 335 Neocastra („habe sie zu Newschloß in hof gefunden"), 378 Budina („zu Prag von wohnenden Juden vndt Roßhandler in Budin eingehandelt"), 531 Kaurschimska („zue Nimburg auf den Roßmarck von einem fleischhacker von Kaurzim gekauft"), 546 Halberstadia („in der Ostermesse von Juden von Halberstatt Levin Isaac gekauft"), 560 Hanovria („zue Nauenburg von einen Roßhandler von Hannover"), 554 Nauenburgia („zue Nauenburg"). Ist dem Grafen der Herkunftsort nicht genau bekannt, so benennt er das Pferd nach dem Heimatland; 661 „Pommerin" ist nicht etwa eine Rassebezeichnung, sondern ein Herkunftsname: der Graf hat diese Stute bei der Margarethenmesse in Frankfurt an der Oder „von einem Richter auß Pommern erworben". Sprachlich zeigen diese Beispiele außer der Verwelschung der Endungen zweimal Übersetzung ins Lateinische (Lipsia, Neocastra), einmal tschechische Bildung (Kaurschimska), aber die deutsche Namensform der vertschechten Städte Nimburg und Laun in Böhmen. Ein bemerkenswerter Fall steht S. 332, wo ein Name für mehrere Stuten gilt: „Sieben Lippa" (daneben „Luppa"): „Alte schimmelte Stutten, welche ich Anno 1696 den 6. September mit der herrschaft Newschloß vndt Leippe überkommen vndt in Leipper hof waren ... biß ultima Dec. 1699 schon fünf stück eingangen, daß sechßte, Luppa genandt, meinen knechten geschenkt ... daß siebende, Lippa genandt, verkauft." Der jämmerliche Zustand der sechs Stuten ließ es nicht lohnend erscheinen, ihnen noch Namen zu erteilen; die beiden überlebenden Tiere behielten dann die von der Stadt Leipa genommenen Namen Lippa und Luppa.

Die Deutung mancher Namen ist nur auf Grund genauester Orts- und lokaler Zusammenhangskenntnisse möglich. Ein Herkunftsname ist z. B. auch Muncifaya; diese Stute wurde von Graff Jirg Adam von Martinitz erworben. Munzifay (d. i. Mons fagi) ist die in den neueren Ortsverzeichnissen nicht mehr geführte Bezeichnung eines zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit Marktrecht begabten Teiles des Städtchens Smetschno im nördlichen Innerböhmen. Daß die Stute Muncifaya tatsächlich nach Munzifay-Smetschno benannt ist, bestätigt der Name eines „Hengstels", das sie warf: dieses heißt „Smetschnese" (S. 290 und 393). Gleichfalls nur dem Kenner der Orts- und Herrschaftsgeschichte enthüllt sich die Begründung des Namens eines Hengstes „Sporcko", über dessen Herkunft Graf Kaunitz folgendes eintrug: von Haubtmann von Herschmanomiestetz. Das bezieht sich auf Hermannstadt im Chrudimer Kreis, das den aus der Kunst- und Literaturgeschichte bekannten Grafen Sporck um diese Zeit gehörte. Der Hengst des Sporckschen Herrschaftshauptmanns ist daher ein Sporckscher Hengst.

Nach Herrschaften sind auch die Hengste Servo („ist zu Wossow auf den Servusischen gut in Radausch gefallen, vndt alß ich daß gut erkauft, alß habe eß den 8. Oct. 1716 nach Neischloß vor ein Razer genommen", S. 716) und Harraco („auf der Harrachischen herrschaft Wultawa gekauft", S. 752).

Benennung nach dem Zunamen des früheren Eigentümers belegen Fälle wie: 314 Maschka („von meinen pauren Maschek ... vndter den nahmen Maschka aufgestellt", tschechische Bildung, der Vater der Maschka hieß Hoschko), 593 Zigla („von hern Christian Zigler"), 595 Knuta („von Jacob Knut" bei der Leipziger Ostermesse 1705), 602 Johnsa („von Hans Johns" bei der Leipziger Ostermesse 1705), Fochtlandia („von Roßhandler Valentin

Digitized by Google

Fochtlender"), 609 Schreteria („von herrn Johann Schreter"), 660 Wiseo („von herrn Casper Wiese", Roßhändler in Hamburg). In anderen Fällen ergibt sich die Zugehörigkeit des Namens in diese Gruppe durch Berücksichtigung von Eintragungen an anderen Stellen. Man wäre versucht, in dem Namen „Zwingmannia" etwa einen altdeutschen Pferdenamen zu erblicken, zumal nach der Biographie dieser Stute („zue Nauenburg von einen Roßhandler bey Leipzik nahmenß Gregor Horn", S. 558) Herkunft und Vorbesitzer als Namensspender ausscheiden. Bei einer Stute Duderstadia auf S. 553 findet man jedoch einen Roßtäuscher namens Heinrich Zwingmann in Verbindung mit dem Grafen Kaunitz; die Stute Duderstadia stammt „von einem Roßhandler von Duderstatt auß den Meintzischen nahmenß Henrich Zwingmann". Dieser Roßkamm mag etwa beim Kauf der Zwingmannia als Vermittler seine Hände im Spiel gehabt haben und so zum Namensspender geworden sein. Ähnlich löst sich das Rätsel des Namens „Dünnebira", das im Erwerbsbericht auf S. 750 nicht geklärt wird. Dünnebier ist ein in Nordböhmen noch heute häufiger Familienname, und tatsächlich findet sich S. 338 ein Beleg dafür, daß ein Mann dieses Namens mit Graf Kaunitz zu tun hatte; 1696 schenkte dieser eine Stute Donata seinem „Newschloßer hauptmann Georg Dunnebier". Man wird nicht zögern, den Namen der Stute Dunnebira mit diesem Herrschaftshauptmann in Verbindung zu bringen.

Noch reizvoller ist es, zu beobachten, wie Pferdenamen in noch loserer Beziehung auf den früheren Besitzer geschaffen werden. S. 747 trägt Graf Kaunitz eine Neuerwerbung unter dem Namen „Pfaffo" ein, denn das Tier wurde „von des Sehligen herrn Pfarrers zue Pablowitz, herrn Paters Joannes Turba, geschwister" im Jahre 1718 gekauft. Der „Malteſe" (S. 51) ist ein Hengst „auß dem herrn Grandprior (des Maltheserordens) seinen gestift". Eine Stute „Razza" erhält die nähere Bestimmung „Hebraica" (S. 403), denn sie wurde zu Frankfurt an der Oder „von einen Juden vndt Roßhandler von Berenburg, Levi Moses", gekauft. Dank seiner Herkunft aus solchen Händen führt ein Tier den Namen „Giudo" (S. 199: „habe ihm von Croaten gekauft" —, daß dieser Kroat ein Jude war, wird an anderen Stellen gesagt). Seinen Wallach Cittadino verhandelte Graf Kaunitz an den „Heschel Jud vndt Roßhandler" und nahm dafür den „Hebreo" in Tausch (S. 42). 1694 schied der Hauptmann Daniel Hain aus des Grafen Diensten und hinterließ zur Deckung seiner Schulden ein Pferd; dieses erhält den Namen „Capitana" (nach dem Rang des Vorbesitzers, S. 293). Ein anderes Roß erwarb der Pferdeliebhaber käuflich von einem seiner Hauptleute und nannte es „Capitano" (S. 551: „habe eß von meinem Haubtmann gekauft vndt eß Capitano geheißen"). 1712 erwirbt er käuflich „von einen krump geschoßenen Dragoner von Schönbornischen Regiment" die „Dragona" (S. 676). Bei einem Pferd „Svedeſe" erklärt sich der Name aus der Eintragung: „zue Newschloß von einen von könig auß schweden außgerissenen Dragoner" (S. 630). Mit einem Fragezeichen sei hier noch der Name „Saltatrice" mit dem ehemaligen Besitzer in Verbindung gebracht. Die Eintragung über diese Stute lautet: „Eine schimlete Böhmische Stutten. habe sie Anno 1700 meinem Schelm vndt Diebischen Haubtmann von Wossow Jacob Schlesinger, alß er durchs fenster

Digitized by Google

durchgangen, weggenommen." Heißt dieses Pferd „Springerin", weil sein Besitzer (mit ihm?) durchs Fenster sprang?

Eine weitere Gruppe von Pferdenamen geht von Eigenschaften und Merkmalen aus. Zum Teil handelt es sich dabei gewiß um traditionelle Wunschnamen, zum Teil aber sind es auch „persönliche" Namen, die Merkmale des bestimmten Tieres benennen. Es handelt sich dabei manchmal um Eigenschaften, die schon bei der Geburt sichtbar sind, z. B. „Mula mit dem Eßelmaul" (S. 274), mitunter auch um Eigenheiten, die sich erst während einiger Wochen oder Monate einprägsam bemerkbar machen können, z. B. „Tanzerin oder Ballatrice" (S. 1). Tatsächlich erhielten die Pferde den Namen nicht gleich nach der Geburt, sondern erst nach Monaten, wenn sie „aufgestellt" wurden. Das geht aus Eintragungen über jung verstorbene Pferde hervor; diese besitzen noch keine Namen (z. B. Ein Rappetes Hengstel von der Stutten Ballatrice, S. 113, fillen von Elletiva, S. 109, Ein einjargs fillele, S. 62). Oft nennt der Name die Farbe des Tieres. Ein schwarzes Roß (Ein Rappeter Pohlischer Wallach, S. 278) trägt den Namen „Diavolo", ein anderer Rappe heißt „Corvo" (S. 21). Ein „falbeter" Wallach heißt „Falbino" (S. 79), eine „Armelin Stutten" heißt „Armelina" (S. 35), ein „nicht recht schwartzer" dänischer Wallach heißt „Maltinto" (S. 190), ein weibliches Gegenstück dazu „Maltinta" (S. 156), ein „tigerter Wallach" heißt „Pezzato" (S. 144). Eine langhälsige Stute wird „Collalonga" getauft (S. 29). Meist sind die Namen einfache Adjektiva, wobei das grammatische Geschlecht dem natürlichen entspricht, z. B. die Stuten Allegra 37, Superba 38, Robusta 158, Longa 160, Bizzara 162 und die Hengste Fiero 211, Jocondo 152. Zuweilen steht das Eigenschaftswort als nachgestelltes Attribut: Bruto Buono 104, Bruto Forte 104.

Hieran reihen sich die Rassebenennungen, die oft mit Herkunftsbezeichnungen konkurrieren. Ein Pferd, das Graf Kaunitz 1686 „zue Olmütz von einen bauer" kaufte, heißt „Hanack" (S. 15), wobei nicht zu entscheiden ist, ob für diesen Namen der hanakische Vorbesitzer oder der hanakische Pferdeschlag verantwortlich ist. Eindeutig als Rassenamen dürfen „Lüneburga", S. 391 (weil „Lüneburgische Stutte" dabeisteht), Fiorentina, S. 228 („Eine Falbete Florentinische Stutten"), Polacco, S. 169 („Ein Fixeter Wallach, ein Polac"), Transilvano, S. 43 („Ein Siebenbirgisches Falbel"), Turco, S. 61 („Ein schwartzbrauner Türckischer Hengst"), bezeichnet werden. Keine sichernden Angaben findet man bei der Turca, S. 6, dem Turcofalso, S. 141, und dem Turcovero, S. 143, doch ist es in diesen Fällen, wie auch bei Arabo 292, Danese 87, Holandese 201, Napolitana 257, kaum zu bezweifeln, daß es sich um Rassebenennungen handelt. Das Wort Razza selbst (= Rasse) wird nie ohne nähere Bestimmung als Name verwendet. Eine junge Stute kam aus folgendem Grund zu dem Namen „Razza di Canaglia": „Ein braunes Stittel von der Stutten Fridlandina, welche auf der Huetweydt Anno 1690 mit denen auch dreyjärigen hengstfollen, alß Stalondoppio, Favoritello vndt Jardiniero, auß nachleßigkeit deß Fillknecht Adam Rendl vndt Filltreiber Wawra Rendl zukommen; ich, erzürnet darüber, habe alle 3 den 20. Julij 1691 wallachen laßen. Die Stutten aber hat Anno 1691 den 26. May vmb 8 vhr früh dieß stüttl geworffen. dießes Stittel ist Anno 1693 auf der weidt zukommen, vnge-

Digitized by Google

sehr, von einen von denen vieren, alß Monarcha, Bravo, Contento vndt Ragazzo, hat anno 1694 den 5. Augusti ein brauneß hengstel geworffen, alßo habe ſi dießen tag vnter den nahmen Razza di Canaglia aufgeſtellt." Der Name Razza begegnet noch öfter im Geſtüt des Grafen Kaunitz. S. 226 wird eine Stute „Razza Buona" gegen eine andere Stute verhandelt, welche den Namen „Razza di Porco" erhält. Deren Tochter wird ſpäter unter dem Namen „Razza Caniſcha" aufgeſtellt (S. 620).

Die Pferdenamen brachten die fernſten Blickfelder des Erzhauſes Habsburg in die Alltäglichkeit der innerböhmiſchen Barockſchlöſſer. Da gibt es Stuten Ungheria (291), Crovatia (376), Spaniola (258), Bosnia (380), Baignalucca (381, nach der Stadt in Bosnien), einen ſpaniſchen Wallach Gonzales (583); das mit Ketten an den Himmel geſchloſſene Stralſund, vor dem Wallenſtein lag, bringt ein „ſchwediſcher Wallach" namens Stralſundo (383) in Erinnerung. Einen Raſſenamen trägt auch der Wallach Pachmatto: „Ein Füxeter wallach, ein Pachmat" (S. 168). Pachmat, aus dem Ruſſiſchen entlehnt, bezeichnet nach Grimms Wörterbuch „ein großes tartariſches Pferd". Auch einen „Pachmatiſchen hengſt" namens Efeminato hielt Graf Kaunitz in ſeinem Geſtüt.

Wir fanden bisher an altdeutſchem Tiernamengut nichts. Drei deutſche Namen enthält die Handſchrift, die der Einreihung in die angeführten Gruppen Schwierigkeiten entgegenſetzen, ſo daß man die Möglichkeit offenlaſſen möchte, in ihnen Reſte altheimiſcher Pferdenamen zu erblicken. Als die Stute Diamantina 1707 ein Füllen warf, wurde dieſes alsbald unter dem Namen „Dittricha" aufgeſtellt (S. 649). Soll man da einen Pferdeknecht mit dem Namen Dittrich hinzudenken, um auch hier auf einen Namen zu verzichten, der ſich neben Auer und Räme des „Meier Helmbrecht" ſehen laſſen könnte, oder aber den Namen des Gotenkönigs der Heldenſage heranziehen, der ja mancherlei Entwicklungsſtufen hinabſchritt — bis zum Folterknecht im Egerer Fronleichnamsſpiel[17]? Die Stute Gemma wirft ein Hengſtfohlen „Grobiano" (S. 664) — ſo kann kein Pferdeknecht geheißen haben. Und iſt der Stutenname „Phipherlinga" (S. 444) nur eine launige Zufälligkeit? Es kommen allerdings ganz tolle Einfälle des Grafen Kaunitz zu Papier. Er hat einen Hengſt auf den Namen „Cinquanta cinque" getauft, weil er für ihn 55 Taler an den Herrn Bouquowſky bezahlte; und eine Stute Junge Julis heißt augenſcheinlich nur darum ſo, weil ſie dem Julius Proche beſonders gefiel, dem ſie der Graf denn auch ſchenkte (336).

Zum Schluß noch der Hinweis, daß Pferde nach berühmten Männern benannt wurden. Ein altes Streitroß aus dem Heer des Kurfürſten von Bayern heißt „Walſteinio", ein halbes Jahrhundert nach der Ermordung des kaiſerlichen Generaliſſimus. Graf Kaunitz ſchreibt über das Tier, das ſein mühſeliges Alter bei ihm verlebte: „Ein käſtenbrauner Walach, XVIII Jahr alt, einn handtroß, meines brueders Favorit roß, welches Ehr von Rittmeiſter

[17] Die Geißelung Chriſti wird von den milites Dietrich, Hillebrant, Laurein, Sigenot vollzogen, lauter Namen aus den mittelhochdeutſchen Heldenepen. Bemerkenswert iſt es auch, daß Meiſter Albrant, der in zwei Handſchriften ſich in einen Hildebrand verwandelte, nach einer Münchener Handſchrift ſein Werk im Auftrag eines Kaiſers Dietrich (!), ſtatt Friedrichs II., ſchrieb.

Digitized by Google

Obern vmb hundert ducaten in goldt, gleich wie der Pezzato auch gezalt worden, gekauft, hat auch von Curfirſten in Bayern zum öftern 1000 (!?) Ducaten in goldt dafir gehabt, iſt auß den feldt geſchoſſener in der rechten ſeiten komen" uſw. In der Zeit, da die Türken Wien belagerten und die zeitgenöſſiſche Literatur voll der Türkennähe iſt, nimmt es nicht wunder, daß auch der altberühmte albaniſche Freiheitskämpfer gegen die Türken aus der Mitte des 15. Jahrhunderts als Namenspatron von Kampfroſſen Urſtänd feiert („Scanderbego", S. 668)[18]. Nach vollzogener Gegenreformation fühlt der katholiſche Graf auch keine Hemmung mehr, neben ſeinen „Pfaffo" und „Malteſe" auch einen Hengſt „vndter den nahmen Luthero" (S. 683) aufzuſtellen[19].

5. Hexen und Pferdeſchrätel.

Die Pferdematrik des Grafen Kaunitz liefert auch einige Belege dafür, daß in Böhmen der Glaube, daß Hexen ein Pferd krank machen könnten, verbreitet war. In den älteren ſudeten- und oſtdeutſchen Handſchriften von Albrants Roßarzneibuch begegnen auch in den Zuſatzſtücken keine derartigen Stellen, es ſei denn, man wolle dem Beräuchern eines kranken Pferdes den Zweck zuſchreiben, eine Hexe als vermutete Verurſacherin der Krankheit zum Herbeikommen zu zwingen. Erſt die um 1700 geſchriebene Groß-Schützener Pferdemittelſammlung verordnet gelegentlich einen Guß für ein Pferd, das „verſchrieren oder ſonſten kranckh iſt" (Rezept 39). Graf Kaunitz führt in drei Fällen den Tod von Pferden auf Behexen zurück. Von ſeiner Stute Primavera ſchreibt er: „iſt den 4. Januarij 1691 beſchrieren worden vndt verreckt" (S. 116). 1717 büßt er ſeinen Cervo ein: „Iſt in Martio zue Neiſchloß erkranckt vndt von fleiſch ſtetz abgefallen. in Julio habe (ich) eß nach Woſſow geſchickt, allwoh eß auch den 25. verreckt. die leith all ſagen, daß eß verhext ware" (S. 721). Bemerkenswert iſt die Eintragung über den Tod eines Fohlens (S. 113): „den 31. Auguſti iſt ein Bettelmann mit ſeinem weib durch di hutweidt gangen, welche ich außgegreindt; alß haben ſie dießen fill — wi ich glaub — daß maul geſpert. ich habe alleß gethan, waß miglich, den fill zue helfen, ware aber alleß vergeblich, vndt iſt eß daran den 1. September 1691 verreckt." Die Krankheit, welche die rachſüchtigen Bettelleute dem Füllen angezaubert haben ſollen, der Kinnbackenkrampf, mag den Charakter der Hirſch-

[18] Folgende Epiſode aus dem Türkenkrieg, die Graf Kaunitz in der Lebensbeſchreibung des „Pica Bruto" erzählt, iſt als Zeitbild des Feſthaltens wert: „Ein ſchöcketer, ſchantlicher, doch haubt gutter Wallach, IX Jahr alt, welchen mein Brueder von den Haubtmann Doſt, alß er von Wydim auß ziegen mißen, vndt ihme der vicecommendant der Türcken den accord nit halten wollen, er ihme zue gedrodt, darauf der Türck den Saabel gezucket, der Haubtmann aber die Piſtohlen vndt ihn erſchoſſen; iſt aber hernach ſambt allen den ſeinigen glorios nider gehauen worden."

[19] Wenn eine 1704 bei der Leipziger Oſtermeſſe gekaufte Stute „Lutherana" genannt wird (S. 550), dann darf man dabei wohl an denſelben Grund denken, der auch die öſterreichiſchen Soldaten des Weltkrieges veranlaßte, reichsdeutſche Zigaretten, die ſie als Liebesgaben erhielten, „Evangeliſche" zu nennen.

Digitized by Google

krankheit angenommen haben, bei welcher der ganze Körper des Pferdes steif werden kann.

Böhmen als das Land, das sich mit nicht ganz erwiesenem Recht rühmt, die Heimat des Dichters des mittelhochdeutschen Schwanks „Der Schrätel und der Wasserbär" zu sein, kannte nach dem Zeugnis des Grafen Kaunitz den Schrätel noch am Ende des 17. Jahrhunderts als Plagegeist der Pferde. S. 382 steht die Lebensgeschichte des Hengstes Orefice, bis zu dem Tage, da ihn sein Besitzer dem Pferdejuden Naftel Brandeißer verhandeln zu müssen glaubte. Als Grund für seinen Entschluß gibt der Graf an: „weilen er in der nacht so turnirt hat, vndt man sagt, eß ritte selbigen der schratel". Für den Orefice handelte der Graf von dem Roßtäuscher den Wallach Grasso ein, dem er S. 386 eine Biographie eröffnet. Hier wiederholt er die Angabe über die Ursache des Tausches: „vor den Orefice, so jn der nacht so turnirt hat, vndt man sagt, der schrattel hette ihm geritten". Den Naftel Brandeißer scheint Orefices nächtliches Abenteuer mit dem Schrätel weniger gestört zu haben.

Digitized by Google

Staatsgewalt und Selbsthilfe in der isländischen Saga.

Von **Prof. Dr. Richard Hünnerkopf**, Heidelberg.

„Christentum und Staatsbürgertum, diese beiden Mächte rücken uns vom alten Germanen ab." So sagt einer der besten Kenner des germanischen Altertums[1], und zwar mit besonderem Blick auf die isländische Saga. Bei oberflächlicher Betrachtung muß es so scheinen, als habe in erster Reihe das Christentum das Leben in jeder Hinsicht völlig umgestaltet. Ohne Zweifel sind es gewaltige Änderungen, die die neue Religion im Leben des Volkes sowohl wie des einzelnen bewirkt hat. Sehen wir aber genauer zu, so erscheinen die Wandlungen durch das Christentum viel äußerlicher, als man gemeinhin annimmt: das Innerste eines Menschen, seine Naturanlage, kann durch eine neue Lehre nicht grundlegend geändert werden.

Die große Umwälzung ist vielmehr begründet in der völlig veränderten Staatsauffassung, in dem festen Staatsgefüge an Stelle der lockeren staatlichen Gemeinschaft der Germanen. Eine Zeit, in der der Mensch infolge der Schwäche der Staatsgewalt in weitestem Umfang auf Selbsthilfe angewiesen war, mußte zwangsweise Zustände zeitigen, die dem modernen Menschen gegen das Gefühl gehen. So mag dem Leser der altisländischen Familiengeschichten besonders die vielfache Darstellung der Blutrache als wesensfremd erscheinen, dieser Rache, die geradezu durch die Ehre gefordert wird. Zwar haben wir heute wieder mehr denn je Verständnis für den altgermanischen Begriff der Ehre, aber man hat manches bei diesen Racheaten finden wollen, was mit der Ehre, wie wir sie auffassen, nicht vereinbar sei. So sagt noch Ulrich Haacke in einem eben erst erschienenen Aufsatz[2]: „Daß man nichts dagegen einzuwenden hatte, daß ein Mann seinen Gegner hinterrücks niederschlug oder mit starker Übermacht überfiel, erregt immer wieder Empörung bei der Jugend. Wir sollen bei dieser Gelegenheit keine verunglückten Rettungsversuche machen. Hier denken wir heute tatsächlich anders." Es liegt uns natürlich völlig fern, derartige Dinge als be-

[1] A. Heusler, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit (Nollau, Germanische Wiedererstehung, 160).

[2] Altnordisches Schrifttum im Deutschunterricht (Beiträge zum neuen Deutschunterricht. Deutsche Volkserziehung, Heft 4, 1939), 118.

Digitized by Google

sonders ehrenvoll hinstellen zu wollen, aber wir werden noch sehen, aus welcher Lage heraus solche Zustände, die uns heute innerlich abstoßen, mit Notwendigkeit herausgewachsen sind.

Die Rache treffen wir in ältester Zeit bei allen Völkern überhaupt, sie reicht ohne Zweifel vor die Entwicklung der menschlichen Kultur zurück[3]. Sie war das einzige Wehrmittel gegen erlittenes Unrecht, solange es noch keine feste Staatsordnung gab. Man darf aber nicht in diesem Zusammenhang an die Blutrache orientalischer Völker erinnern, mit der die altgermanische nichts gemein hat. Der Germane kennt nicht die „Rachsucht", Rache ist bei ihm nicht Gesinnung, sondern bittere Notwendigkeit. Daß das Christentum die Rache bekämpft hat, ist ohne weiteres verständlich. Wenn wir aber heute einem Missetäter, der uns Schweres zugefügt hat, sei es die Ermordung eines Verwandten oder Freundes oder sonst eine schlimme Schädigung, nicht mit der Waffe in der Hand auflauern, so liegt das weniger daran, daß wir jetzt so fromme Christen sind, sondern dafür sorgt schon der Staat durch seine Gesetze und seine Polizeigewalt; ihm allein steht die Verfolgung eines Verbrechens zu, und wer über den Staat hinweg die Sühne der Missetat selbst in die Hand nimmt, macht sich strafbar.

Man wird einwenden: Aber der heidnische Germane, auch der Isländer der Sagazeit, hatte seine Gesetze und sein Gericht, und wenn die alten Isländer nur gelegentlich eine Straftat vor die Dingversammlung brachten, meistens aber die Selbsthilfe vorzogen, so lag das doch an ihnen selbst und nicht an der mangelnden Gelegenheit, das Vergehen auf gesetzlichem Wege sühnen zu lassen. Um diese Frage zu klären, müssen wir uns die tatsächlichen Zustände etwas näher ansehen. Gewiß, wir haben germanische Rechtsbücher, auch ein altisländisches, die Gragas (Graugans), aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Ohne darauf abzuheben, daß diese Gragas von einem modernen Gesetzbuch recht weit absteht, ist vor allem zu betonen, daß die tatsächlichen rechtlichen Verhältnisse der Saga aus der Zeit von 930 bis 1030 wesentlich andere sind und dem Staate weit weniger Recht zugestehen als die schriftliche Festlegung der Gesetze[4]. Diese einzigartige Gelegenheit, die uns die Saga bietet, das rechtliche Leben nicht in der Theorie, sondern in der Wirklichkeit kennenzulernen, ist für unsere Anschauung vom frühgermanischen Rechte überhaupt äußerst wichtig[5]. Allerdings dürfen wir nicht übersehen, daß auf Island die staatlichen Verhältnisse nicht schlechthin gemeingermanisch sind, sondern durch die Eigenart der Umstände ein besonderes Gesicht haben.

Die einzige Volksgemeinschaft auf der Insel schafft das Godentum[6]. Gode (godi) heißt wörtlich Priester. Wir merken aber kaum etwas in der Saga vom priesterlichen Amte des Goden. Er ist Tempelbesitzer, zieht dafür die Abgaben ein und führt die Aufsicht über seinen Bezirk, deren es etwa

[3] A. Heusler, Das Strafrecht der Isländersagas, 67.

[4] Ebenda, 8 ff., 225 ff.

[5] Ebenda, 228.

[6] Zum folgenden vgl. besonders Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit, 53 ff.; A. Heusler, Strafrecht, 25 f., 231 ff.

Digitized by Google

10 auf Island gegeben hat. Seit Einführung des Christentums hat er ediglich ein weltliches Amt. Wichtig ist die starke und selbständige Stellung der aristokratischen Familien Islands. Ein gewöhnlicher Großbauer stand an Macht und Ansehen kaum hinter dem Goden zurück, der ja nur eine Art Aufsichtsbeamter war. Eine eigentliche „Regierung" gab es auf der Insel nicht. Diese außerordentliche Schwäche der Staatsgewalt erklärt sich vor allem aus dem Fehlen eines Volksheeres. Der isländische Staat hatte keine feindlichen Nachbarn und hat niemals einen Krieg geführt. Da die Isländer also niemals Gelegenheit hatten, sich alle zusammenzuschließen, um mit der Waffe in der Hand ihren Staat zu verteidigen, konnte das Zusammengehörigkeitsgefühl und der Staatsgedanke sich niemals richtig entwickeln. Und dennoch wäre es ein Irrtum zu glauben, daß diesen Leuten der Sinn für die Gemeinschaft abgegangen sei. Im Gegenteil: je mehr der Staat sie bei der Verteidigung ihrer Belange im Stiche ließ, um so fester und unbedingter schlossen sie sich in kleineren Gruppen zusammen, deren Kern die Sippe war. „Die altgermanische Sippe trägt viel von den Bindungen, die später von Gemeinde und Staat übernommen wurden[7]." Diese bäuerlichen Gemeinschaftsgruppen ließen sich es nicht nehmen, ihre Streitigkeiten mit der Waffe auszufechten. Man muß es sich klarmachen, was in der Geschichte von jeher der Waffendienst für den Bauer bedeutet hat[8]. Bauer und Krieger sind keine Gegensätze, sondern notwendige Ergänzungen. Der deutsche Bauer des Mittelalters verlor seine Freiheit, als der Ritterstand ihm die Kriegspflicht völlig abgenommen hatte. Und da der isländische Bauer die zweite Seite seines Wesens, den Krieger, nicht im Kampf mit dem Landesfeind zu ihrem Recht kommen lassen konnte, mußte diese sich in den zahlreichen Fehdezügen innerhalb der Insel ausleben. In jungen Jahren war jeder Isländer, der etwas gelten wollte, im Ausland gewesen, hatte als Wikinger oder im Fürstendienst die Waffen geführt, und wenn er dann in der Heimat auf seinem Hofe saß, war es ihm Ehrenpflicht, seinen Sippegenossen, Freunden und Nachbarn im Kampfe beizustehen. Kurz gesagt: das Fehdewesen ersetzte ihm den Krieg mit dem Landesfeinde, und da die Staatsgewalt so schwach entwickelt war, fühlten sich diese Gemeinschaftsgruppen gewissermaßen als selbständige kleine Staaten, wenn es galt, anderen Gruppen gegenüber ihr Recht zu vertreten. Aus dieser Tatsache erklärt sich nun alles: die Parteifehden auf Island verlaufen im kleinen genau so wie die kriegerischen Auseinandersetzungen der Staaten in der Weltgeschichte. Ehe wir aber die eigentlichen Rachefeldzüge betrachten, müssen wir endlich die Frage klären, wie es denn mit dem staatlichen Gericht auf Island, mit der Dingversammlung, stand.

Dieses Gericht war etwas ganz anderes, als man sich heute darunter vorstellt[9]. Die Leitung hatte nicht ein Richter, der die Parteien verhörte, sondern die Parteien selbst. Man erwartete vom Gericht auch gar nicht die vorurteilslose Ermittlung des Tatbestandes, sondern man betrachtete es

[7] A. Heusler, Sittenlehre, 168.
[8] R. Hünnerkopf, Krieger und Bauer: Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 9, 1935, 65 f.
[9] A. Heusler, Sittenlehre, 184; Strafrecht, 102 f.

Digitized by Google

„als einen sicheren Posten im Gefecht, dessen Besitz ein taktischer Gewinn ist" (Heusler). Und das Gericht konnte man nur an sich reißen, wenn man all die verwickelten Formen beherrschte, vor allem aber, wenn man die nötige Streitmacht bei sich hatte! „Der Gerichtsgang ist eine stilisierte Fehde" (Heusler), und wir behandeln seinen Verlauf am besten mit den übrigen Fehdezügen. Aber warum ging man denn dann überhaupt ans Gericht? Eines gab ihm erhöhte Bedeutung: die schwerste Strafe, die strenge Acht oder Friedloslegung, konnte nur auf gerichtlichem Wege zustande kommen. Um jemanden friedlos zu machen, brauchte man den Staat, denn das Entscheidende dabei war der Beschluß der gesamten Gemeinde, sich von dem Schuldigen abzuwenden[10]. Zwar gab es immer Leute, die sich um diesen Beschluß des Staates nicht kümmerten. So hat die Mutter des Gest in der Gislasaga (Kap. 22) oft Geächtete bei sich. Diese halten sich, wenn jemand kommt, in einem unterirdischen Raum auf, der einen Ausgang beim Fluß und einen anderen in der Küche hat. Immerhin haben wir hier endlich etwas, was allein dem Staate zustand. Nur täuscht man sich, wenn man glaubt, hier habe der Staat mächtvoll das Strafrecht gehandhabt. Denn wie stand es mit der Vollstreckung des Urteils? Der Staat dachte gar nicht daran, sich selbst irgendwie dabei zu beteiligen, vielmehr war diese einzig und allein Sache des Klägers. Ihm selber lag die „Fronung" ob, d. h. er hatte den gesamten Besitz des Verurteilten einzuziehen (dieser gehörte dann restlos ihm, der Staat hatte keinen Teil daran); s e i n e Sorge war es auch, daß der Geächtete, den jeder straflos töten durfte, nicht etwa heimlich von der Insel entkam. In der Hrafnkelssaga (Kap. 4) ist es dem kleinen Bauern Sam durch die Hilfe der beiden Häuptlinge Thorgeir und Thorkel gelungen, den mächtigen Goden Hrafnkel auf dem Ding in die strenge Acht zu bringen. Als Sam nun stolz umhergeht, weil er dem großen Mann eine solche Schande bereitet hat, meint Thorgeir: „Der Mann ist nur halb geächtet, solange die Fronung nicht vollzogen ist ... Du aber gedenkst jetzt heimzureiten und dich in deinen Hof zu setzen, wenn du dazu kommst, was der günstigste Fall ist. Dein Prozeß hat dir dann das eingebracht, daß du ihn Waldmann (d. i. Geächteter) nennen darfst. Aber seine Schreckensherrschaft wird andauern, wenn es dir nicht etwa noch besonders schlimm ergeht." Außer auf Friedloslegung konnte das Gericht noch auf die milde Acht, die Landesverweisung, erkennen, gegebenenfalls in Verbindung mit einer Geldbuße (auf reine Geldbuße erkannte das Gericht nie, und das Geld floß nicht in die Staatskasse, sondern kam dem Kläger zugute), aber beides, Landesverweisung für den Täter und Bußgeld für den Gekränkten, konnte man auch ohne Gerichtsgang, allein durch schiedlichen Vergleich der Parteien untereinander erreichen. Wer sich also ans Gericht wandte, hatte wohl immer als Endziel die strenge Acht im Auge. Und was war damit erreicht? Die Fehde war nicht beendet, die Waffen wurden nicht niedergelegt, sondern der Angreifer konnte jetzt auf Grund der staatlichen Hilfe seine Rache unter viel günstigeren Bedingungen durchführen, da der Verfolgte nunmehr schußlos war.

[10] Ebenda, 234.

Digitized by Google

So kam es, daß man sich nur dann ans Gericht wandte, wenn man auf einen günstigen Ausgang hoffen konnte. Und der hing unter Umständen vom Zufall ab. Die Strafe richtete sich durchaus nicht nach der Schwere des Vergehens. Gisli, der den Thorgrim aus gerechter Ursache erschlagen hat, wird von Börk aufs Ding geladen. Er schickt seine Schwäger hin, um durch Vergleich in seinem Namen die Ächtung abzuwenden, was an sich durchaus möglich gewesen wäre. Aber diese stellen sich so ungeschickt an, daß der Vergleich nicht zustande kommt, und lediglich deshalb fällt Gisli in die strenge Acht[11]. Die Ladung vor Gericht konnte auch als Schimpf empfunden werden[12]. Mitunter waren die Geschworenen, die das Urteil zu sprechen hatten, kleine Leute, die man leicht bestechen konnte, wie es Oseig in der Bandamannasaga (Kap. 8, 9) tut. Ein Mann von Standesgefühl wie Gunnar in der Njalssaga muß es ablehnen, daß solche Leute im Namen des Staates sich in seine Angelegenheiten mischen, besonders da es sich um eine so peinliche Sache handelt wie um den Käsediebstahl seiner Frau (Frauen konnten nicht vorgeladen werden, deshalb ergeht die Vorladung an Gunnar selbst), und so bietet er schiedlichen Vergleich an (Kap. 49). Auch im Laufe der Gerichtsverhandlung ist der persönliche Vergleich der Gegner immer noch möglich. Die Njalssaga, die die meisten und ausführlichsten Dingverhandlungen von allen Familiengeschichten hat, führt keine einzige Sache bis zum gerichtlichen Urteil, sondern läßt alles auf schiedlichem Wege enden.

Wir sehen also, wie der Isländer der Sagazeit in weitem Umfange auf Selbsthilfe angewiesen war, denn das gerichtliche Urteil auf strenge Acht war ja schließlich nichts mehr als eine staatliche Unterstützung bei der Selbsthilfe! Wenn Heusler festgestellt hat, daß von sämtlichen Händeln in den Familiengeschichten nur 50 durch staatliche Gewalt, 470 dagegen durch Selbsthilfe erledigt werden[13], so heißt das durchaus nicht, daß es sich bei diesen letzten Fällen durchweg um Blutrache handelt. Die gütlichen Vergleiche durch persönliche Verhandlung, wo man sich auf Bußgeld oder auf Landesverweisung einigt, nehmen einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Man hatte auch durchaus Sinn dafür, daß man die Blutrache nicht bis zur Ausrottung ganzer Geschlechter treiben dürfe, und so wird eine Blutrache, die zu mehreren Verlusten auf beiden Seiten geführt hat, in der Regel schließlich durch Vergleich beendet. Zuweilen tritt die Rache erst ein, wenn die Forderung von Buße abgeschlagen worden ist: Bardi in der Heidharvigasaga (Kap. 13) verlangt dreimal Buße auf dem Ding für seinen Bruder Hall, ehe er sich zum Rachezug entschließt. Das Schiedsurteil spricht oft ein am Handel Unbeteiligter, ein angesehener und vertrauenswürdiger Mann; eine besondere Ehrung ist es, wenn einem der beiden Gegner das Selbsturteil zuerkannt wird. Besonders bei Totschlägen innerhalb der Sippe, die ja auch vorkamen, drang man auf Buße, um die Blutrache zu vermeiden. In der Laxdoelasaga (Kap. 37) sagt Olaf, als Thorleik und Hrut im Streit

[11] Gislasaga, Kap. 20.
[12] Vgl. dazu A. Heusler, Strafrecht, 100.
[13] Ebenda, 40.

Digitized by Google

sind: „Das gehört sich nicht, daß ihr Verwandten Hand aneinanderlegt ... wir wollen lieber versuchen, euch zu versöhnen." Und Snorri verwehrt es der Gudrun, aus Rache für ihren erschlagenen Mann die ersten Männer im Bezirk anzugreifen, „und dazu die nahen Verwandten derer, denen die Rache obliegen würde, und das ist die Hauptsache, daß diese Geschlechtsausrottung aufhört" (ebd., Kap. 59). Die Abmachungen werden in der Regel gehalten, ein Handschlag genügt zur Bekräftigung, Vertragsbruch war Neidingstat. Hier sehen wir deutlich, wie diese Männer, die keinen staatlichen Schutz zu erwarten hatten, durch das Gebot der Ehre sich selber schützten. Der bäuerlich-nüchterne Sinn, sich gegenseitig nicht zu sehr zu schädigen, kommt klar in der Eyrbyggjasaga (Kap. 46) zum Ausdruck, wo nach großem Blutvergießen auf beiden Seiten durch Schiedsspruch die Totschläge und Verwundungen gegeneinander aufgewogen werden, so daß der Überschuß auf der einen Seite durch eine geringe Geldsumme gebüßt werden kann. Bei einer gerichtlichen Entscheidung wären mehrere Urteile auf Landesverweisung und hohe Geldzahlung herausgekommen.

Der Vergleich mußte allerdings scheitern, wenn die Gegner innerlich nicht friedensbereit waren. Die Njalssöhne haben ihren Ziehbruder Höskuld erschlagen, und der alte Njal wünscht einen friedlichen Ausgleich. Schon ist es soweit, daß das Bußgeld ausbezahlt wird, da kann es Flosi, ein Verwandter des Erschlagenen, nicht unterlassen, eine beleidigende Bemerkung über Njal zu machen, sofort antwortet dessen Sohn Skarphedin mit einer Schmähung, und das Ende ist, daß Njal mit seiner ganzen Familie durch Mordbrand zugrunde geht[14]. Oder ein übermütiger Herrenmensch wie der Gode Hrafnkel brüstet sich, viele erschlagen, aber keinen gebüßt zu haben. Als Thorbjörn für seinen Sohn Einar, den Hrafnkel erschlagen, Buße fordert, will er aus Grundsatz keine zahlen, obgleich er die Tat bereut; wohl aber macht er ein großzügiges Angebot, wodurch Thorbjörn und seine Kinder auf Lebenszeit versorgt wären — wohlgemerkt, als freiwilliges Geschenk von seiner Seite, aber Schiedsrichter lehnt er ab. Der durch diesen Hochmut gekränkte Thorbjörn nimmt das Geschenk nicht an, und daraus entwickelt sich die folgende Fehde[15]. So selbstherrliche Menschen, die sich in keiner Sache beugen wollten, auch wenn sie im Unrecht waren, konnten bei der Schwäche der Staatsgewalt auf der Insel gedeihen, aber man darf wohl sagen, daß sie in diesem Ausmaß die Ausnahme bildeten. Gerade mächtige Häuptlinge versuchten in der Regel durch einen schiedlichen Vergleich dem Blutvergießen zu steuern, so z. B. der Gode Snorri, der in mehreren Sagas vorkommt.

Aus all dem geht hervor, daß es auch ohne Eingreifen des Gerichtes die Möglichkeit gab, Streitigkeiten auf friedlichem Wege beizulegen, und daß man aus Gründen der Vernunft sehr oft diese friedliche Lösung suchte. Wie kommt es nun aber, daß die Blutrache trotzdem in so vielen Familiengeschichten im Vordergrund steht? Sie gilt nicht nur für ehrenvoller als

[14] Njalssaga, Kap. 123.

[15] Hrafnkelssaga, Kap. 3.

Digitized by Google

die Annahme von Bußgeld, sondern auch als die Klage vor Gericht. Deutlich zeigen dies die Worte der Hildigunn, deren Gemahl Höskuld die Njalssöhne erschlagen haben. Als Flosi ihr die gerichtliche Verfolgung der Totschlagsache verspricht, entgegnet sie: „Rächen würde dich Höskuld, wenn er für dich die Mordverfolgung hätte[16]!" Man nahm unter Umständen sehr gerne Buße an und war auch froh, wenn einem durch gerichtliches Urteil die Fronung der Habe des Angeklagten zufiel, denn in beiden Fällen hatte man selber einen Gewinn. Der bäuerliche Besitztrieb schätzte dies keinesfalls gering ein. Wir müssen aber verstehen, daß gerade besonders ehrliebende Leute es ablehnten, den Tod des Verwandten oder des Freundes als Anlaß zur eigenen Bereicherung zu nehmen. Die Buße war ein rechnerischer Vergleich, aber keine Sühne[17], die Fronung Vermehrung des eigenen Besitzes, aber kein Opfer für den geliebten Toten. Gelegentlich lesen wir den Ausspruch: „Ich will meinen Sohn (oder meinen Bruder) nicht im Beutel tragen." Wieviel mehr ehrte man das Andenken des Erschlagenen, wenn man nicht nur bei der Verfolgung des Täters auf persönlichen Gewinn verzichtete, sondern selbst alles aufs Spiel setzte, zunächst das eigene Leben, dann auch sein Vermögen! „Wenn ich wüßte, daß es noch einmal Rache geben könnte für Olaf, meinen Sohn, so wollte ich nicht ansehen, was ich dafür tun müßte", sagt Havard nach der Erschlagung seines Sohnes[18]. Ehrenvoller war Rache immer als Buße oder Klage, für den Toten sowohl wie für seinen Rächer. „War es nicht zu erwarten, daß ein Mann wie Vestein nicht ungerächt liegen werde?", sagt Gisli, als er seinen Blutsbruder gerächt hat[19]. Den Lebenden erfüllt es bereits mit Stolz, wenn er weiß, daß er nach seiner Erschlagung gerächt werden wird. Der Knecht Atli tötet auf Wunsch von Njals Frau Bergthora einen der Knechte Gunnars. Er bedingt sich dann aus, daß, wenn er erschlagen werde, nicht Knechtsbuße (die geringer war als die Buße eines freien Mannes) auf ihm stehe. „Man soll dich büßen wie einen Freien", erwidert Njal, „aber Bergthora wird dir versprechen und wirds auch halten, daß Blutrache auf dir stehe[20]." Und eben dieser Njal, der stets auf friedlichen Vergleich dringt, spricht unmittelbar vor seinem Tode aus, daß es Fälle gibt, wo die Ehre nur die Rache kennt. Als Flosi bei dem Mordbrand ihm freien Abzug anbietet, weil er unverdient drinnen verbrenne, ist seine Antwort: „Ich will keinen freien Abzug, denn ich bin ein alter Mann und bin kaum imstande, meine Söhne zu rächen, aber in Schanden leben will ich nicht[21]." Und daß man bei persönlichen Ehrenkränkungen weder Buße noch gerichtliche Klage kannte, sondern die Pflicht hatte, sich selbst zu wehren, diese Auffassung ist heute noch vielfach lebendig; wir haben sie noch im alten echten Bauernstand[22], und bis in unsere Tage hat in bestimmten Kreisen die strenge Ver-

[16] Njalssaga, Kap. 116.
[17] A. Heusler, Strafrecht, 86.
[18] Havardharsaga, Kap. 6.
[19] Gislasaga, Kap. 19.
[20] Njalssaga, Kap. 38.
[21] Ebenda, 129.
[22] Hünnerkopf, Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 11, 1937, 123.

Digitized by Google

pflichtung gegolten, in diesem Falle den Beleidiger vor die Pistole zu fordern. Nicht geschätzt wurde die in der ersten Hitze vollbrachte Rachetat; ein ehrendes Beiwort war langraekr: einer, der die Rache lange hinausschiebt, aber nicht vergißt (vgl. auch Hagens Worte im Nibelungenlied, Str. 1461: ez ist vil lancraeche des künec Etzelen wîp).

Die Rache ist also in gewissen Fällen die einzige Sühne, die die Ehre befriedigen kann. Es bleibt nun noch übrig, zu betrachten, in welcher Weise die Rache vollzogen wird. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Parteifehden der kriegerischen Auseinandersetzung feindlicher Staaten gleichen. Das Hetzen zum Streit geht oft dem Kampfe voraus. Zwar gibt es einen Anreiz zur Rache, der der Ehre entspringt, so wenn die Mutter die Söhne anstachelt, den erschlagenen Vater zu rächen. „Gut wäre eure Gemütsart, wäret ihr die Töchter irgendeines Bauern" (Gudrun in der Laxdoelasaga, Kap. 48); „ihr paßtet besser dazu, daß ihr Töchter eures Vaters und verheiratet wäret" (Thorgerd, Kjartans Gemahlin, ebenda Kap. 53). Ähnliches hören wir öfters in der Saga aus Frauenmund. Daneben aber gibt es die übelsten Hetzereien mißgünstiger Leute. Die Freundschaft der beiden edlen, mächtigen Männer Njal und Gunnar in der Njalssaga wünschen kleine Leute zu stören. Es beginnt mit Reibereien zwischen den beiden Gesinden, Knechte erschlagen sich gegenseitig, die Njalssöhne selbst greifen schließlich ein, angefeuert durch ihre Mutter Bergthora; aber — „zwischen Gunnar und Njal hielt sich die Freundschaft, so kühl es auch war zwischen ihrem anderen Volke" (Kap. 44). So lange beide Männer leben, wird alles gütlich geschlichtet. In einem anderen Falle erreichen die Hetzer ihr Ziel. Der aus der Fremde zurückgekehrte Valgard ärgert sich, daß die Leute aus seines Sohnes Mörd Ding ausgetreten sind in das neugegründete des Höskuld. Da es Njal ist, der seinem Ziehsohn Höskuld das neue Godentum verschafft hat, möchte er aus Rache Njals Familie verderben, ohne selbst der Angreifer sein zu müssen. Er spricht daher zu seinem Sohne: „Ich möchte, daß dus ihnen so lohnst, daß es sie alle ins Verderben reißt. Aber dazu dient das, daß du sie gegeneinander verhetzest, daß die Söhne Njals den Höskuld erschlagen. Aber um ihn gibt es viele Mordkläger, und so werden die Njalssöhne um dessentwillen erschlagen werden" (Kap. 107). Der Vergleich mit den Vorgängen in der großen Politik liegt hier auf der Hand.

Ebenso spielt das Werben von Bundesgenossen vor dem Kampf eine große Rolle. Bei der Verheiratung von Söhnen und Töchtern ist einer der wichtigsten Gesichtspunkte die Stärkung, die die Sippe durch die neue Verwandtschaft erfährt. Oft werden solche Ehen gerade im Hinblick auf einen bevorstehenden Fehdezug geschlossen: Herstein, der Sohn des durch einen Mordbrand umgekommenen Blundketil, heiratet die Tochter Gunnars (Hoensnathoressaga, Kap. 12); Mörd die Thorkatla, die Tochter Gizurs des Weißen (Njalssaga, Kap. 65); Flosis Bruderssohn Starkad Mörds Tochter Rannveig (ebenda, Kap. 117). Aber die Partei fällt nicht ohne weiteres mit der Sippe zusammen[23]. Wichtig ist die Freundschaft, wie in der Njals-

[23] A. Heusler, Strafrecht, 22.

Digitized by Google

saga, auch die Blutsbrüderschaft, wie in der Gislasaga (hier kommt es dadurch zu einer tragischen Verwicklung, da sich schließlich Verwandte feindselig gegenüberstehen). Das Mannschaftswerben vor Beginn des Zuges erfordert das, was man von jeher zum Kriegführen gebraucht hat: Geld, Geld und wieder Geld. So sind es in der Regel auch die mächtigen reichen Herren, die die Fehde führen; wer selbst keine Mittel hat, muß einen reichen Bundesgenossen gewinnen. Und bei der Abrechnung gibt es nicht den Begriff „Missetat". „Dieser Begriff ... setzt ein starkes Gefühl voraus von der Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen und eine feine Empfindung dafür, daß ein Zustand ohne Missetaten ein gemeinsames Gut sei, für das jedermann ungeboten einzutreten habe[24]." „Die Fehde mit dem Nachbar gilt etwa wie ein Krieg mit dem Landesfeinde, nach dessen unentschiedenem Abschluß man sich für die beiderseitigen Verluste entschädigen würde, rein rechnerisch, natürlich ohne zu fragen, wer durch wen gefallen ist[25]." So erklärt es sich auch, wie wenig im allgemeinen berücksichtigt wird, daß einer in der Notwehr Totschläge begeht. Gunnar in der Njalssaga wird von mehreren Gegnern überfallen, wehrt sich tapfer und erschlägt einige von ihnen, worauf die andern die Flucht ergreifen (Kap. 72). Beim Schiedsspruch wird es zwar Gunnar angerechnet, daß er der Angegriffene war, aber es kommen doch noch drei Jahre Landesverweisung für ihn heraus. Bei den vielfachen verwickelten Händeln ist es eben schließlich unklar, wer eigentlich die Feindseligkeiten begonnen hat. Zum Wesen der Parteifehde gehört es, wenn es nicht in erster Reihe darauf ankommt, den persönlichen Gegner zu töten, sondern irgendeinen von der andern Seite. Hrafnkel greift Eyvind, den Bruder seines Gegners Sam, an, als er vom Auslande zurückkommt, ohne es für nötig zu halten, auch nur die geringste Begründung dafür zu geben. Es ist klar, daß er den Tüchtigeren zuerst beseitigen muß, ehe er den Rachezug gegen Sam beginnt[26].

Alle diese Einzelheiten, die wir beim Rachezug treffen, gelten auch für die gerichtliche Verfolgung, die, wie oben ausgeführt, ja auch eine Fehde ist. Man beginnt mit Mannschaftswerben und sucht Bündnisse zu schließen. Der Schwache muß einen Starken als Beistand gewinnen; so Sam in der Hrafnkelssaga (s. o.). Thorkel Hündlein und Knut in der Laxdoelasaga strengen nur deshalb keine Klage gegen Thord an, weil sie nicht die nötige Unterstützung finden (Kap. 35). Schon auf dem Ritt zum Ding greift man bisweilen den Gegner an (Hoensnathoressaga, Kap. 15, 18), oder man sucht ihn, wenn er aufs Ding kommt, mit Waffengewalt von der Gerichtskammer abzudrängen (Njalssaga, Kap. 137). Und ebenso wie der Rachefeldzug kann die gerichtliche Verfolgung durch persönlichen Vergleich abgebrochen werden (s. o.).

Die Art, wie man den Gegner vernichtet, geht uns öfters gegen das Gefühl. Man scheut sich nicht, ihn nachts, wenn er im Bett liegt, zu töten; man lockt ihn in den Hinterhalt, man überfällt ihn mit überlegener Streit-

[24] Ebenda, 235.
[25] Ebenda, 94.
[26] Hrafnkelssaga, Kap. 8.

Digitized by Google

macht, öfters stehen mehrere gegen einen einzelnen; und schließlich, was uns am wenigsten eingeht, man verbrennt ihn im Hause mit allen, die drinnen sind, in der Njalssaga mit der ausdrücklichen Begründung, daß es zu gefährlich sei, die Njalssöhne im Freien anzugreifen (Kap. 128). Zu „beschönigen" ist hier nichts; fragen wir lieber, ob Ähnliches nicht auch heute noch vorkommt. Und da müssen wir antworten: ja, im Kriege. Gilt es da als unehrenhaft, den Feind in eine Falle zu locken oder ihn mit starker Übermacht anzugreifen, wird das Minenlegen im Wasser, der nächtliche Bombenangriff durch Flugzeuge abgelehnt, weil dies kein „offener" Angriff ist? Selbstverständlich hat bei einem erbitterten Ringen jeder das Recht, sich sämtlicher Vorteile gegenüber dem Feinde zu bedienen, deren er habhaft werden kann. Es erübrigt sich, all das Grausige anzuführen, was ein Krieg unter Umständen mit sich bringt. Und warum können bei Streitigkeiten zwischen einzelnen Staaten immer noch solche Mittel gebraucht werden, die innerhalb eines geordneten Staatswesens unmöglich sind? Doch eben darum, weil es auf Erden keine überstaatliche Macht gibt, die unbestechlich nach gerechten Gesetzen die Streitfälle zwischen den Staaten entscheidet und auch die Machtmittel besitzt, ihre Entscheidungen umgehend und restlos durchzuführen. Und dies war der Zustand im isländischen Staate: es fehlte die starke Gewalt, die das Recht des einzelnen hätte schützen können, und der Isländer kämpfte mit der Begeisterung und Hingebung des ehrlichen Kriegers, der die Sache seiner Gemeinschaft bis zum äußersten verficht und das Unschöne, das der Krieg mit sich bringt, eben in Kauf nehmen muß.

Werfen wir zum Schluß noch einmal die Frage auf, ob dem Christentum nicht doch ein wesentlicher Anteil am Wandel dieser Dinge zuzuschreiben ist. Daß die neue Lehre im Laufe der Jahrhunderte ganz ohne Wirkung geblieben sei, wollen wir gewiß nicht behaupten. Nur hat sich der Wesenskern des germanischen Menschen dadurch nicht geändert; das sehen wir heute noch am deutschen Bauern mit seiner inneren Einstellung zu religiösen, sittlichen und rechtlichen Fragen[27]. Eine Saga hat den Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum an mehreren Stellen betont, die Njalssaga. Aber hier haben wir kein klares Bild der Wirklichkeit, vielmehr sind dem um 1300 schreibenden christlichen Verfasser mehrere Unstimmigkeiten unterlaufen. „Die Einwirkung des Christentums in den ersten Jahren nach der Bekehrung wird überschätzt, in äußeren wie in seelischen Dingen[28]." Der Verfasser, der sich bemüht, als guter Christ zu erscheinen, kann seine innere Zuneigung zum heidnischen Germanentum nicht immer verbergen. Njal tröstet vor dem Mordbrand seine Hausgenossen mit dem Hinweis auf Gottes Barmherzigkeit und aufs Jenseits, und dann heißt es weiter: „Solche Mahnreden richtete er an sie und andere, *mannhaftere*" (Kap. 129). Daß Flosi vor Beginn des Rachezugs gegen die Njalssöhne, der mit dem Mordbrand endet, alle Teilnehmer in die Kirche gehen und beten läßt,

[27] Vgl. dazu meinen 1937 in Gotha gehaltenen Vortrag über germanische Bauernart: Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 11, 1937, 115 ff.

[28] A. Heusler in seiner Einleitung zur Njalssaga, Thule, 4, 8.

Digitized by Google

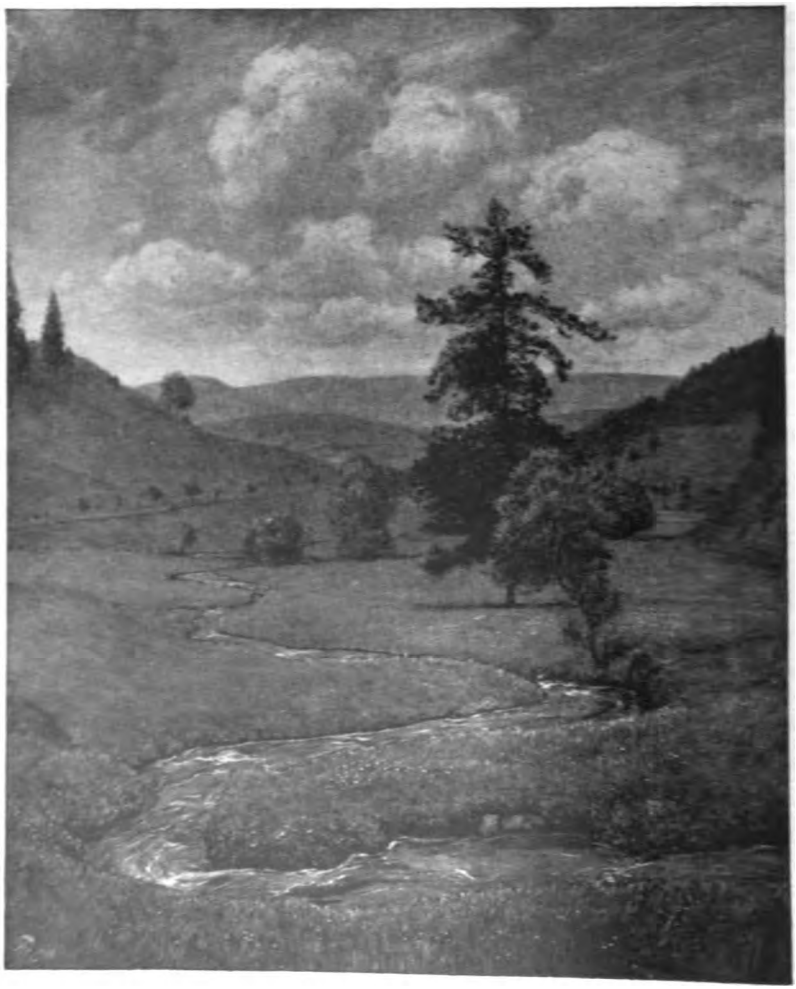
mutet uns merkwürdig an (Kap. 126). Die ärgste Mischung aber bringt Kap. 106. Amundi, der blinde Sohn des erschlagenen Höskuld, steht im Zelte vor Lyting und fordert Buße für seinen Vater. Auf Lytings abschlägige Antwort geht er hinaus, aber als er sich unter der Zeltküre noch einmal umdreht, tun sich seine Augen auf. Da ruft er: „Gelobt sei der Herr! Jetzt sehe ich, was sein Wille ist." Er springt vor und schlägt Lyting die Axt in den Kopf. Als er beim Zurückgehen an die Stelle kommt, wo sich vorhin seine Augen geöffnet haben, schließen sie sich wieder, und er bleibt sein ganzes Leben lang blind wie bisher. Also eine germanische Rachetat in Form einer christlichen Legende!

Wir haben uns bemüht zu zeigen, daß das, was uns beim Lesen der altisländischen Familiengeschichten heute fremd anmutet, nicht so sehr auf innerem Abstand als vielmehr auf den veränderten äußeren Verhältnissen beruht. Und je mehr wir unsere innere Verwandtschaft mit den Menschen der Saga erkennen, um so besser werden wir diese einzigartigen Quellen für altgermanisches Leben verstehen.

Digitized by Google

Hans Thoma. / Von Eugen Fehrle.

Überall feiern in diesem Jahr Deutsche den 100. Geburtstag unseres Schwarzwaldmalers Hans Thoma. Wenn wir mit unserer Wissenschaft uns besonders bemühen, das Deutschbewußtsein vom Volkstum aus wachzurufen, so müssen wir Hans Thoma zu den führenden Männern dieser



Der Bach im Tal.

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

großen Aufgaben stellen. In einer Zeit, die bodenfremd geworden war, wo besonders in der Kunst Vorurteile galten, die in der Stadt meist von Menschen geformt und zur Geltung gebracht waren, die andere Voraussetzungen mitbrachten als wir Deutschen, war Hans Thoma beiseite gesetzt. Er fügte sich nicht den Forderungen jener Zeit. Er malte die Wiesen in dem frischen Grün, wie er sie als Wälderbub erlebt hatte. Aber das galt den Kritikern damals als unfein, bäuerisch. Zwar hat jedes unverbildete Kind Freude an solchen frischen Farben. Die Jahrzehnte vor uns waren aber von Kulturträgern geleitet, die nicht von Herzen jung waren. Drum konnten sie eine gesunde, naturfrische Jugendlichkeit nicht mehr verstehen und suchten die Menschen nach ihren Idealen zu erziehen. Die ausgesprochen frischen Farben wurden als unfein bezeichnet. „Rot und blau macht ne schöne Bauernfrau", sagte man spöttisch. Und „der Gebildete" wollte doch nicht sein wie die Bauern. Doch Hans Thoma hielt immer zu seiner bäuerlichen Heimat im Schwarzwald.

Schließlich regte sich im deutschen Kunstempfinden eine Ahnung neuen Werdens, neuerwachter Jugendlichkeit, die Morgenluft unserer Zeit, und Hans Thoma wurde verstanden und kam zur Geltung. Heute ist er überall herzlich verehrt und geliebt. Bei Tausenden von Familien in Stadt und Land hängen seine Bilder. Er gehört uns allen. Seine Werke machen Freude, sie zeigen schlichte bäuerlich-deutsche Haltung und führen zur Heimat.

Der Johann Peter Hebel-Preis

wurde auf Vorschlag des Badischen Ministers des Kultus und Unterrichts Dr. O. Wacker durch den Reichsstatthalter von Baden, Robert Wagner, dieses Jahr unserem Dichter Hermann Eris Busse verliehen. Ich beglückwünsche, auch zugleich im Namen der Leser dieser Zeitschrift, Freund Busse herzlich zu diesem schönen Erfolg. Wir alle kennen Busse als Dichter und Schriftsteller, viele zunächst wohl vom Landesverein Badische Heimat her, wo Busse in Pflege und Erforschung der Heimat und ihres Volkstums Vorbildliches geleistet hat. Tausende kennen und verehren Busse aus seinen Romanen. In ihnen zeichnet er mit markigen, sicheren Strichen deutsches Bauerntum unserer Südwestmark.

Johann Peter Hebel hat den Weg gewiesen zur Heimatkunde. Busses Tätigkeit ist Arbeit in diesem Sinne Hebels. Deshalb freuen wir uns, daß ihm der Hebelpreis zuerkannt wurde. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Der Hohenstoffeln.

Von **Eugen Fehrle.**

Seit Jahren wird am Hohenstoffeln gesprengt und gebohrt. Der Basalt des Berges sollte zu Geld gemacht werden. Viele Deutschen haben sich gegen diese Versündigung am Hegau, einer der schönsten Gegenden Deutschlands, gewandt. Keiner hat so zäh und tapfer gekämpft wie der Dichter

Aufnahme: H. Wilcke, Friedrichshafen.

Der Hohenstoffeln mit Binninger See, 1934.

Ludwig Finckh. Wohl flammte für ihn dann und wann etwas Hoffnung auf, meist aber kam bittere Enttäuschung. Um so größer war die Freude, als Anfang dieses Jahres die Nachricht kam, der Reichsforstmeister Generalfeldmarschall Hermann Göring habe entschieden, daß am stattlichen Hegauberg der Basaltabbau beendet werde und der Berg als Naturschutzgebiet in das Reichsnaturschutzbuch einzutragen sei.

Jeder Deutsche, der diese herrliche Landschaft kennt, freut sich über diese Tat Hermann Görings. Mit Tausenden von Volksgenossen danken auch wir dem Generalfeldmarschall und zugleich dem unerbittlichen Streiter Ludwig Finckh für seinen Kampf und beglückwünschen ihn zum Sieg.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Hans Strobel, **Volksbrauch und Weltanschauung** (Forschungen zur deutschen Weltanschauungskunde und Glaubensgeschichte, Heft 2), Stuttgart, Georg Truckenmüller, 1938, 54 S.

Es ist gut, daß Strobel sich gegen die in letzter Zeit vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Brauch und Sitte wendet, denn Volksbrauch ist haltungsmäßig und gesittungsmäßig gebundener Ausdruck oder, wie Strobel es auch formt, sinnbildliche Handlung. Strobel stellt einander schroff gegenüber die Äußerungen deutscher Bauernart und Vorstellungen, die uns fremd waren und von außen zu uns gebracht worden sind. Diese Gegenüberstellungen sind recht lehrreich und geben einen klaren Einblick in die Gegensätze, die seit Jahrhunderten im Volksleben bestehen und deren man sich heute in der Volkskunde bewußt ist. E. F.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1933 und 1934, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, begonnen von E. Hoffmann-Krayer, weitergeführt von Paul Geiger, Berlin, Walter de Gruyter u. Co., 1939, 500 S.

Nach Erscheinen der Bibliographie blättert der Volkskunder jeweils gleich eifrig in dem umfangreichen Band und findet dann immer wieder Werke, die er übersehen hat. Wie früher muß ich auch jetzt betonen: wer in unserer Wissenschaft und ihren Nachbargebieten (Landeskunde, Heimatkunde, Geopolitik, Geschichte, Kunstgeschichte u. a.) wissenschaftlich arbeiten will, wird durch diese Bibliographie wesentliche Förderung erfahren und sich viele Mühe sparen. Geiger hat sorgfältig und gewissenhaft gearbeitet. Große und kleine Werke aus aller Welt sind zusammengestellt. Die Bibliographie gehört zu den wesentlichen Hilfsmitteln für volkskundliches Arbeiten und kann warm empfohlen werden. E. F.

Karl Frölich, **Stätten mittelalterlicher Rechtspflege auf südwestdeutschem Boden, besonders in Hessen und den Nachbargebieten** (Arbeiten zur rechtlichen Volkskunde, herausgegeben von Dr. iur. Karl Frölich, o. Prof. der Rechte in Gießen), mit 85 Abb. Tübingen 1938, Osiander'sche Buchhandlung. 48 S. und 20 Tafeln.

Dieses ausgezeichnete Buch kennzeichnet kurz den Stand der neueren rechtsgeschichtlichen Forschung und gibt dann Beschreibungen und Bilder von Gerichtssteinen aus vorgeschichtlicher Zeit, von mittelalterlichen Gerichtsstätten, darunter auch von Königsstühlen, dann von Marktkreuzen, Rolanden und verwandten Erscheinungen, von Richtplätzen und Prangern. Das Buch kann warm empfohlen werden. E. F.

Dietrich Klagges, **Idee und System**, Grundfragen nationalsozialistischer Weltanschauung. VIII und 144 S., 4,20 RM. Armanen-Verlag, Leipzig.

Klagges zeigt, wie aus der Idee des Nationalsozialismus in der Auseinandersetzung mit gegenteiligen und abweichenden Meinungen mit der Zeit ein System geworden ist, das wohlgefügt und planvoll ist. E. F.

Digitized by Google

Willy Andreas, **Der Bundschuh.** Die Bauernverschwörungen am Oberrhein. Hermann Schaffstein, Köln 1936, 64 S.

Der Heidelberger Historiker Andreas hat es verstanden, die Bauernverschwörungen am Oberrhein klar, großzügig und verständlich darzustellen. Das Büchlein kann für weite Kreise warm empfohlen werden. Für den Volkskunder enthält es allerlei wesentliche Beobachtungen. E. F.

Wilhelm Port, **Griechische und römische Fabel,** Bericht über das Schrifttum der Jahre 1932—1937.

Dieser Bericht ist sehr gewissenhaft und gibt einen guten Überblick über die Fabelforschung, nicht nur auf dem Gebiet der Antike. Auch die Fabel im deutschen Kulturbereich ist behandelt. Zu Beginn werden frühere Berichte aufgezählt. Der Sonderdruck stammt aus (Bursians) Jahresbericht für Altertumswissenschaft. Band 265, 1939. E. F.

Hermann Eris Busse, **Hans Thoma,** 3., erweiterte Auflage, Konkordia. Bühl (Baden) 1939, 76 S., geb. 1,80 RM.

Busse gibt in dem schönen Büchlein ein gutes Bild von unserem Künstler. Er plaudert unterhaltend von Einzelheiten und versteht es, damit ein Gesamtbild zu geben und den liebenswürdigen Schwarzwälder Maler in seinem Wesen vorzuführen. Man liest das Buch gerne und hat das Empfinden, durch eine liebenswürdige Erzählung gut belehrt zu sein. Der Jugend und weiten Kreisen unseres Volkes kann es bestens empfohlen werden. Der Verlag hat es sehr gut ausgestattet. Es enthält 14 Bildtafeln, darunter eine farbige. E. F.

Ludwig Finckh, **Ein starkes Leben,** Das Schicksal zwingt — die Treue entscheidet, Roman. München, Deutscher Volksverlag o. J. 382 S.

Lebhaft und spannend erzählt Finckh hier die Geschichte des Pfälzers Konrad Krez und setzt damit einem Manne ein Denkmal, der dem deutschen Namen in der Welt draußen Ehre gemacht hat, aber wie so mancher Auslandsdeutsche in der Heimat fast vergessen war. So ist das Buch zugleich ein schönes Mal der Heimattreue vieler Auslandsdeutschen. Es zeigt eindringlich, wie unendlich viel fremde Länder, besonders Amerika, den Deutschen verdanken. Viele bekannte und unbekannte Deutsche werden uns von Finckh lebhaft vor Augen gestellt. Mit Liebe und feinem Verständnis ist das Bild des Lehrers Schmiedel gezeichnet. Finckhs Buch sollte in keiner deutschen Volksbücherei fehlen. Es vermittelt in fließender, anziehender Erzählung ein gut Teil der Geschichte des letzten Jahrhunderts. Auch unserer Jugend sei es warm empfohlen. E. F.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: W. Vesper, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Vesper). Auflage dieser Ausgabe 1000.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
MAY 9 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

13. Jahrgang 1939 / Heft 2/3

Verlag Konkordia A.G. / Bühl-Baden

Digitized by Google

Die **Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde** erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—

An die Bezieher der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde".

Die Zeitschrift erscheint diesmal etwas verkürzt. Ich bitte alle Bezieher, uns trotzdem die Treue zu wahren. Denn gerade jetzt, wo unser Volk von Feinden bedroht ist, müssen wir mehr denn je zusammenhalten und das uns alle am meisten Bindende, unser Volkstum, in der Tiefe seines Wesens erkennen und erforschen. Männer wie E. M. Arndt, der Turnvater Jahn, Joseph Görres, die Brüder Grimm u. a. haben in einer Zeit, in der Deutschland von Feinden schwer heimgesucht war, erkannt, daß die Kunde und Pflege des Volkstums notwendige Voraussetzung zur Hebung des Deutschbewußtseins ist. Adolf Hitler hat uns das Gefühl der Verbundenheit aller Deutschen durch ihr gemeinsames Volkstum mit seinen Taten wieder lebendig gemacht. Wenn wir Volkstum erforschen und pflegen, handeln wir als seine Gefolgsmannen. Darum soll gerade jetzt jeder Bezieher uns treu bleiben und andere zu uns führen.

Eugen Fehrle.

Inhalt des 2./3. Heftes:

Herrmann, Das Federkielsticken, 73 / R. Hünnerkopf, Von bäuerlichen Rechts- und Ehrenhändeln, 86 / H. Phleps, Haferkasten aus Vorhalle, 90 / H. Winter, Alte Pflugumzüge, 93 / A. Becker, Zur Geschichte des oberrheinischen Bänkelsangs, 100 / A. Becker, Riesenhaftes im Brauchtum und Glauben, 102 / M. Riffel, Volkskunde und völkisch-politische Anthropologie, 104 / E. Christmann, Welcher Brauch ist mit dem alten Namen „Räderschieben" oder „Radscheiben" gemeint?, 117 / F. Herrmann, Zu Grundfragen der italienischen Volkskunde, 121 / Kleinere Mitteilungen, 130 / Bücherbesprechungen, 133.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen. Manuskripte und Bücher zur Besprechung sind unmittelbar an den Herausgeber, Heidelberg, Landfriedstraße 5, zu schicken.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstraße 5

2./3. Heft 13. Jahrgang 1939

Das Federkielsticken.

Ergebnisse und ungelöste Fragen der Forschung.

Von Dr. Ferdinand Herrmann, Heidelberg.

Als anläßlich eines Vortrages von B. Reber über die vorhistorischen Skulpturendenkmäler der Schweiz in der 2. gemeinschaftlichen Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien im August 1894 die Frage nach „ethnographischen Brücken" zwischen der alten und neuen Welt aufgeworfen wurde, machte Felix von Luschan die Teilnehmer der Tagung auf die Tiroler Ledergürtel mit ihren herrlichen Federkielstickereien aufmerksam. Er führte in diesem Zusammenhange aus, daß die Technik wohl „in der ganzen Welt nirgends weiter geübt wird, als bei gewissen amerikanischen Indianerstämmen und ihren unmittelbaren Verwandten im nordöstlichen Asien" und aus diesem Grunde Veranlassung besteht, zu fragen: „Ist diese ganze eigenartige Übereinstimmung eine zufällige oder liegt eine wirkliche Brücke vor?" Diese Frage beantwortet Luschan dann wie folgt: „Ich will die Möglichkeit eines Zufalles durchaus nicht in Abrede stellen, aber ich denke, daß wir vielleicht die Brücke ermitteln können, auf der diese uralt-amerikanische Technik nach diesem schönen Lande Tirol gekommen sein mag. Es fällt mir nämlich auf, daß die mit Federstreifen ausgenähten Tiroler Gürtel durchaus nicht etwa die älteren sind, sondern, daß ihre Jahreszahlen alle in die dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fallen, während die älteren Gürtel, wenigstens soweit ich sie kenne, nur mit weniger ausgezeichneten Materialien bestickt sind. Bei den Indianern ist dieses Verhältnis natürlich umgekehrt; da finden wir nur die ganz alten guten Stücke mit Federstreifen oder mit kleinen Hystrix-Stacheln gestickt, während heute diese vornehme Technik ganz verschwunden ist und der Stickerei mit Leder, mit Bindfäden aller Art und mit Perlen Platz gemacht hat. Halten wir aber daran fest, daß diese Technik in Tirol erst nach 1830 aufzutreten scheint, so liegt es nahe, sie in Zusammenhang mit den tirolischen Bergleuten zu bringen, welche um diese Zeit sehr zahlreich aus Amerika in die alte Heimat zurückkehrten"[1].

[1] Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 24. Bd., 1894, Verhandlungen S. 105—106.

Digitized by Google

So sehr auch im Ganzen aus den Ausführungen Luschans die Fragestellung und der Gelehrtenstreit einer Zeit spricht, bei der in ethnographischen Dingen es um die Entscheidung „Völkergedanke" oder „Übertragung" ging und die noch ganz im materialistisch-naturwissenschaftlichem Bannkreise war, so wenig wird die Forschung umhin können, das dort Ausgesprochene genauer zu prüfen.

Was über die Federkielstickerei im einzelnen zu sagen ist, zu welchen Ergebnissen die Wissenschaft bisher gelangte und welche Fragen noch als ungelöst bezeichnet werden müssen, soll im folgenden dargestellt werden. Dabei kam es mir darauf an, nach Möglichkeit alle wesentlichen Fragen, die damit zusammenhängen, zu untersuchen und den Grad ihrer bisherigen Lösung zu kennzeichnen.

Die Technik.

Während von einer großen Anzahl von Werkstoffen eingehende volkskundliche Darstellungen vorliegen — ich denke beispielsweise an das Jahrbuch für historische Volkskunde, dessen 3. und 4. Band den „Sachgütern der deutschen Volkskunde" gewidmet ist (Berlin 1934), wo Holz, Keramik, Textilien, Eisen und andere Metalle besprochen werden — hat die volkskundliche Forschung das Leder in dieser Weise noch verhältnismäßig wenig beachtet. Wohl hat man, insbesondere im Hinblick auf die Tracht, gelegentlich die Bedeutung der Lederbestandteile hervorgehoben, die namentlich in der bayrisch-österreichischen Ostmark und im Oberetschgebiet von hervorragender Bedeutung sind; auch fanden, allerdings vornehmlich von kunstgewerblicher Seite, die bedeutendsten Lederarbeiten Beschreibung und Würdigung[2], allen den vielfältigen volkskundlichen Fragen, die jedoch damit zu verbinden sind, wurde bis jetzt nirgends Erörterung zuteil.

Dies ist um so mehr erstaunlich, als gerade von diesem Werkstoffe, dank der fleißigen Sammlertätigkeit von Prof. Hugo Eberhardt, Offenbach a. M., und der verständnisvollen Unterstützung lederverarbeitender Kreise, in Offenbach a. M. ein Museum entstanden ist, das in seiner Einzigartigkeit, seinem Reichtum und seiner Vielfalt jedem Volks- und Völkerkundler ungeheures Material darbietet. In diesem Museum befinden sich auch viele jener Lederarbeiten, die Stickereien aufweisen und somit zu den Gegenständen dieser Darstellung zählen.

Das Besticken des Leders wird von vielen Völkern gepflegt. Die Stoffe, die dafür verwendet werden, sind verschiedenartig. Leder selbst, das zu Streifen geschnitten ist, Zwirn, Pergament, Seide, Federkiele und die Borsten gewisser Tiere sind die wesentlichen Materialien. Bei diesem Volke ist das Besticken mit Seide verbreitet und alteinheimisch, bei jenem geschieht das Verzieren mittels Rentierhaaren. Im ostmärkischen Alpengebiet, vornehmlich im Tirolischen, von wo aus diese Untersuchung immer wieder ihren Ausgangspunkt nehmen wird, werden Federkiele zum Besticken des Leders verwendet.

[2] Hervorzuheben ist vor allem das Werk von H. Clouzot, Geschmückte Lederarbeiten, 2 Bde., 1925.

Digitized by Google

Ich habe mich vor Jahren in dieser Zeitschrift mit dem hauptsächlichsten Gegenstand der Tiroler Volkskunst, der solche Federkielstickereien aufweist, der Lederfatschen, befaßt und ihn auf eben diese Stickereien untersucht[3]. Damals kam es mir in der Hauptsache darauf an, auf diese Volkskunst hinzuweisen, sie zu schildern, eine Einteilung der wesentlichen Typen von Lederfatschen vorzunehmen, die beliebtesten Zierformen herauszustellen. In Ergänzung jener Ausführungen seien hier zunächst die hauptsächlichsten Sammlungen und Museen genannt, in denen sich besonders bemerkenswerte ostmärkisch-tirolische Federkielstickereien, namentlich an Lederfatschen, befinden. Neben dem schon genannten Ledermuseum in Offenbach a. M. sind zu erwähnen: das Bayerische Nationalmuseum in München, das Tiroler Volkskunst-Museum in Innsbruck, das Museum für Volkskunde in Wien, von dem Prof. A. Haberlandt verschiedene beachtenswerte Fatschen veröffentlicht und besprochen hat (vergl. meine Literaturangaben in der Fußnote des schon genannten Aufsatzes dieser Zeitschrift), das Volkskundemuseum in Hellbrunn (Salzburg), das Oberösterreichische Landesmuseum in Linz, das Bezirksmuseum in Dachau, das Steierische Volkskundemuseum des Joanneums in Graz, das Volkskundehaus in Ried (Innviertel), das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, die Lehrstätte für Volkskunde an der Universität Heidelberg (die schönsten Stücke und wesentlichen Typen habe ich in der obenerwähnten Arbeit behandelt und in Abbildungen wiedergegeben), das Museum für deutsche Volkskunde in Berlin, das Museum für Völkerkunde in Lübeck und schließlich das Museo dell' Alto Adige in Bozen, dessen reichhaltige volkskundliche Sammlung von Dr. Mayr betreut wird.

Wie entstehen nun diese schönen Federkielarbeiten? Die erste Vorarbeit für das Besticken des Leders ist das Zurichten der Federkiele. Da Pfauenfedern am längsten sind, werden sie vorzugsweise zum Sticken benützt. Aber auch Hühner- und Gänsefedern können verwendet werden, nur reißt eben bei ihnen der „Faden" rasch ab. Die Federn werden zunächst geschlitzt — eine Arbeit, die überaus mühevoll ist und schon eine reiche Erfahrung und Übung voraussetzt. Da die wenigen älteren noch lebenden Federkielsticker zumeist ihre Berufsgeheimnisse ängstlich hüten, läßt sich schwer Erschöpfendes über das Schlitzen sagen. Es scheint mir jedoch möglich, daß es durchaus nicht überall gleichmäßig und einheitlich durchgeführt wurde, sondern, daß dieser Federkielsticker in dieser Art das Schlitzen ausübte, jener in einer anderen seinen Vorteil fand und dann den jeweiligen Arbeitsweg weiter ausbildete. Diesem dienen Ritzvorrichtungen, spitze Nägel oder ähnliches, die er am Arbeitstisch anbringt, um an ihnen von oben nach unten die Federkiele zu schlitzen, jener hält einfach den Federkiel mit dem Daumen an der Tischkante fest und ritzt ihn mit dem Messer. Von einem anderen wird berichtet, daß er den Federkiel mit einer zwirngefädelten Nadel oben durchstach und ihn dann durch Anreißen an diesem Zwirn halbierte[4]. Die dadurch entstandenen zwei Hälften wurden dann mit einem

[3] Ferdinand Herrmann, Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 6, 1932, 104—113.

[4] Gustav Brachmann, Der alpenländische Trachtengürtel: Welt und Heimat, Illustrierte Beilage zur Linzer Tagespost, 3. Jg., Nr. 40, 5. Okt. 1935.

Digitized by Google

Das „Nährößl".

Meſſer in weitere „Riemen" geteilt. Daß die dabei entſtehenden Streifchen gleichmäßig werden, ſetzt natürlich beſondere Erfahrung und Geſchicklichkeit — die Kunſt des Federkielſtickers — voraus, wie er auch erſt durch langjährige Praxis beim Entfernen des Marks nicht zu viel, nicht zu wenig wegſchabt, um die richtige Beſchaffenheit der Streifen für das Sticken und die den Federkielſtickereien ſo eigentümliche Elfenbeintönung zu erhalten. Daß der Streifen je nach Art für die feineren oder gröberen Stiche ver-

Digitized by Google

wendet wird, ist selbstverständlich. Gewöhnlich sollen die Federkielsticker vier verschiedene Arten von solchen Streifen unterschieden haben.

Hat sich der Künstler in dieser Weise mehrere größere Bündel von „Riemen" hergestellt, so kann er sich an das „Ausnähen" des Leders machen, vorausgesetzt allerdings, daß er nicht, wie es gelegentlich geschieht, die Federn einfärbt.

Das „Ausnähen" des Leders nimmt in der Regel der Meister selbst vor. Gelegentlich wird dazu wohl ein Geselle herangezogen und ganz vereinzelt ein außergewöhnlich tüchtiger Lehrling, freilich nur für die weniger in Erscheinung tretenden Teile (was übrigens bei genauem Betrachten einer Fatsche häufig deutlich zu erkennen ist). Das in einigen Gegenden so beliebte „Blattl" ist durchweg Sache des Meisters, der Lehrling hat inzwischen den „Ranzen" zu verfertigen. Für den zu bestickenden Teil wird meistens schwarzes Lackleder verwendet, das durch einen darunter geklebten Pappdeckel noch verstärkt wird.

Mit einer Ahle zeichnet nun der Meister die Zierformen und Muster auf dem vor ihm auf dem Tische liegenden Leder ein. Dann geht es an die eigentliche Stickarbeit. Bei dieser bedient er sich meistens des „Nährößls", eines Holzgestells, das diesen Namen seiner Form verdankt (Abbildung). Zwischen die beiden beweglichen Teile des Rößlkopfes wird die Arbeit eingespannt und durch Zudrehen der Schraube festgehalten. Auf dem „Sattel" sitzend, beginnt der Meister alsdann mit dem Besticken. Die vorher mit der Ahle nur angedeuteten Stiche werden jetzt ganz durchgeführt, und unmittelbar darauf wird durch die kleinen Löcher der „Faden" gezogen, und zwar ohne Nadel, einfach durch Einschieben und Durchziehen der Federstreifen. Je nach dem auszustickenden Bilde oder der vorgesehenen Linie wird aus einem der verschiedenen Bündel der Faden genommen.

Sowohl das vorbereitende Aufzeichnen des Musters wie auch das Durchstechen zum Besticken des Leders setzen gute Augen und eine sichere Hand voraus und strengen namentlich die Augen sehr an. Jeder Stich macht zudem eine gewisse Kraftanwendung nötig.

Die bevorzugten und am meisten geübten Stiche sind Blatt- und Stielstiche. Geometrische Zeichen, Tiere und Pflanzen werden mit Blattstichen dargestellt. Seltener ist der Kreuzstich.

Die Erzeugnisse.

Wie schon angedeutet, sind unter den Lederarbeiten, die mit Federkielstickerei verziert sind, an erster Stelle die Ledergürtel der Männer zu nennen, die früher überall in den bayerisch-österreichischen Alpenländern getragen wurden und die in Oberbayern als „Tiroler Gürtel" bekannt sind. Sie sind in Tirol auch ohne Zweifel am stärksten verbreitet. Durchweg sind dort die Gürtel, sowohl die ledernen, die ursprünglich mit Zinnstiften und Messingnägeln geschmückt wurden, an deren Stelle erst später die Federkielstickereien traten, wie auch die roten wollenen Leibbinden, unter der Bezeichnung „Fatsche"

Digitized by Google

bekannt, — eine Benennung, die bereits in Inventaren um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu finden iſt[4a].

Beſonders geeignet zum Ausſchmücken durch Stickereien ſind die „Blattl" der nach ihnen genannten „Blattlfatſchen"; ſie laden geradezu ein, verziert zu werden. Auf ihnen werden neben den Sinnzeichen häufig die Namen des Beſitzers eingeſtickt. Daß bei den Federſtickereien auf den Fatſchen, wie im übrigen auch bei anderen Lederarbeiten, vielfach auch bunte Lederſtreifen und Lederſtückchen zur Erhöhung der Wirkung benützt werden, ſei nur nebenbei erwähnt. Meiſtens werden dafür grüne und rote Lederſtückchen bevorzugt. Häufig auch ſind, wie in Kärnten, bunte Kanten.

Den Fatſchen der männlichen Trachten entſprechen die Ledergürtel und Lederriemen mit Gehängen beim Bauernſtaat der Frau. Auch an ihnen dürfen die Federkielſtickereien nicht fehlen. Sie ſind es, die insbeſondere in Tirol der Frauentracht ihren außerordentlichen Reiz und jenen letzten Abſchluß verleihen. Außerſt maleriſch hebt ſich hier von der bunten Schürze und dem Rock das Lederzeug ab, an dem unten Meſſer und Schlüſſel hängen.

Mannigfach ſind die Dinge, die ſonſt noch vom Federkielſticker verziert wurden und werden. Von der Tracht ſind noch die Hoſenträger und Armelbänder, auch die Schuhe der Frau, insbeſondere die Brautſchuhe, hervorzuheben. Dann ſind aus dem bäuerlichen Inventar zu nennen: Frauentaſchen, Marktaſchen und -körbe, Schulmappen, Beſteckfutterale, Tabakbeutel, Pferdegeſchirre, Glockenbögen, Peitſchenſtiele uſw.

Der Sinnbildgehalt.

Da die Federſtickereien am meiſten und vielfältigſten auf den Gürteln vorkommen, verdienen dieſe namentlich in Hinſicht auf das Kultiſch-Symboliſche beſondere Beachtung. Das Schützende und Hegende, das dem Gürtel eigen iſt und ſich allein ſchon aus ſeiner Etymologie erſchließen läßt[5], iſt dabei in erſter Linie zu berückſichtigen. Es iſt ein ſchützendes Umfaſſen, das mit dem Anlegen des Gürtels geſchieht, und der Gürtel, insbeſondere das Schloß, kennzeichnen geheiligte Bezirke. Auf dieſe hervorragende Bedeutung, die inſonderheit beim germaniſchen Frauenſchmuck damit verknüpft iſt, wurde vor allem von F. van Scheltema verſchiedentlich hingewieſen; es ſei hier nur an ſeine Ausführungen auf dem 2. wiſſenſchaftlichen Kongreß der Nordiſchen Geſellſchaft in Lübeck im Herbſt 1937 erinnert, wo er mit beſonderer Deutlichkeit dies ausſprach und weiter ausführte. Im einzelnen kann im Rahmen dieſer Arbeit darauf nicht eingegangen werden. Daß man ſtets an erſter Stelle bei einer Betrachtung der Symbolbeziehungen des Gürtels an jene Teile des menſchlichen Körpers zu denken hat, die er zunächſt und in ſeiner früheſten Form umſchließt, iſt ſicher. Welche Bedeutung hinwiederum den Geſchlechtsteilen in Kult und Magie zukommt, iſt bekannt. Über den Urſprung dieſer außergewöhnlichen Be-

[4a] Zur Erklärung des Wortes vergl. F. Herrmann, a. a. O., S. 106.

[5] E. Schuppe, Gürtel und Orendismus: Oberdeutſche Zeitſchrift für Volkskunde 2, 1928, 128—146.

Digitized by Google

deutung sowohl der Geschlechtsteile wie auch des sie umschließenden Gürtels gehen die Meinungen der einzelnen Forscher weit auseinander. Eckstein[6] wie auch Schuppe nehmen dazu insofern den richtigen Standpunkt ein, als sie verschiedene Wurzeln annehmen und nicht von einem bloßen Entweder-Oder ausgehen. Man wird allerdings gegenüber Schuppe, wie es vor allem A. Haberlandt[7] getan hat, neben oder vielleicht besser vor der „praktischen Abwehr" als „das Allerursprünglichste" das Positive stärker betonen, das Segenbergende des Gürtels, seinen Heiltumcharakter, was m. E. schon allein daraus hervorgeht, daß Unwürdigen das Tragen des Gürtels versagt wird (wie z. B. Dirnen im Mittelalter oder in manchen Gegenden der Ostmark Bräuten, die nicht mehr die Jungfräulichkeit besaßen[8]).

Daß mit der Heiltumsbedeutung des Gürtels alles, was sich an ihm befindet, in besonderem Maße unter diesem Gesichtspunkte Beachtung erheischt, ist offenbar. Und wenn wir auf alpenländischen Gürteln die germanischen Symbole des Ackerfeldes, der Raute oder der Sonne finden, so dürfen wir vornehmlich bei diesen die engste Verknüpfung mit der Urbedeutung des Gürtels als vollzogen erblicken. Der geheiligte Bereich der Mutter Erde, umhegt und geschützt, befruchtet und in seiner Kraft bestärkt durch die Sonne — gibt es eine bessere Kennzeichnung des kultischen Charakters des Gürtels und der noch da und dort geahnten und gepflegten Urbedeutung?

Andere Zeichen, aus frühen Überlieferungen erwachsen und die genannten ergänzend, wie aber auch solche, die von späteren Überlagerungen und Beeinflussungen zeugen, gesellen sich hinzu: das Sonnenkor, der Lebensbaum, das Herz.

Das Christentum deutete manche um: so wird das Herz unter seinem Einflusse etwa zum „Schmerzhaften Herzen Mariae". Bei den christlichen Sinnbildern und Sinnzeichen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Bei vielen dürfen wir mit Bestimmtheit, wie namentlich Stuhlfauth[9] überzeugend nachgewiesen hat, vorchristliche Zeichen erblicken, die einfach vom Christentum ausgewertet wurden. Auf den Fatschen finden wir von solchen christlichen Zeichen vor allem IHS wie auch den Namen von Maria, dieser meistens in der auch sonst in der Volkskunst verbreiteten ineinandergeschlungenen Form. Dann das Lamm, dessen Beziehungen zu vorchristlichen Vorstellungen Weigel annimmt[10].

Der Lebensbaum wird, wie wir ihn auch sonst antreffen, gelegentlich von zwei Tieren flankiert, die übrigens ebenfalls bei heraldischen Zeichen auf den Fatschen zu finden sind. Doch sind auch Tiere für sich oder in

[6] Art. Nacktheit, HDA., wo alle wichtige Literatur im einzelnen verzeichnet ist.

[7] A. Haberlandt, Gürtel als Heiltum. Volkskunde-Arbeit, Otto Lauffer zum 60. Geburtstag, 1934, S. 83—96.

[8] Art. Gürtel im Wb. d. deutschen Volkskunde von Erich und Beitel, S. 263, und G. Jungbauer, Art. Gürtel im HDA., 3, 1210—1230.

[9] Georg Stuhlfauth, Die Sinnzeichen der altchristl. Kunst. Theol. Bl., hrg. v. Strathmann, 18., 1939, Nr. 8/9.

[10] K. Th. Weigel, Sinnbild und Glaube, NS.-Monatshefte, Nr. 98, 1938, 419—434.

Digitized by Google

Gruppen, vereinzelt auch bei Jagddarstellungen, nicht selten. Löwen, Hirsche, Rehe, der Steinbock, die Gemse, der Adler tauchen auf; die alpenländische Welt, die Heimat mit ihren Tieren offenbart sich insbesondere bei den letztgenannten. Sie tritt uns auch in den Pflanzen entgegen, die teilweise aus dem umrahmenden Gerank hervortreten, teilweise ebenfalls ein selbständiges Dasein führen. Daneben sprossen und entfalten sich Blumen, die mancherlei Bedeutungsvolles zu sagen haben, so die Tulpe und der Granatapfel. Auch das glückbringende Kleeblatt fehlt nicht.

Die auf ihre Gürtel und Ranzen stolzen Besitzer legten meistens Wert darauf, daß die Embleme ihres Handwerkes auf dem Leder (manchmal auch auf den Metallschließen) angebracht wurden. Daraus erklären sich die vielen Darstellungen von Werkzeugen und Geräten (Zange, Huf, Hammer, Säge, Hobel usf.). Von Metzgern, Böttchern, Schmieden, Zimmermeistern und anderen Handwerkern wurden solche Fatschen getragen und in ihrer Familie auf den das Handwerk fortsetzenden Sohn vererbt.

Das Handwerk.

Nach dem Schneiden der „Riemen" nannte man die Handwerker, die solche kunstvollen Lederarbeiten herstellten, Riemer. Mit dieser recht treffenden Bezeichnung wird Nachdruck auf eben dieses Herrichten der Riemen, sowohl der ledernen, wie auch jener aus Federkielen, gelegt, das ja tatsächlich als wesentliche Grundlage für das Erreichen guter Arbeiten angesehen werden muß. Daneben ist für die Hersteller der Fatschen schon früh die Berufsbezeichnung „Fatschenmacher" oder „Pfaidler" zu belegen. Für das steirische Unterland weist von Geramb nach, daß in Marburg schon im Anfang des 17. Jahrhunderts Fatschenmacher bekannt waren und daß von 1683—84 hier ein Fatschenmacher namens Thomas Hunger ansässig war[11]. Von den anderen Benennungen seien noch „Gürtler", „Beutler" und „Taschner" erwähnt. Heutigentags ist „Sattler" durchweg gebräuchlich, wenn auch vereinzelt in den Alpenländern dieser oder jener, der die alte Handwerkskunst noch betreibt, sich „Riemer" oder „Taschner" nennt.

Es ist kein Wunder, daß Namen wie „Riemer" immer mehr verschwanden, denn jene, bei denen das Schneiden der Riemen das Wesentliche ihrer Kunst ausmachte, wurden im letzten Jahrhundert immer weniger. Sie starben, ohne Nachfolger zu hinterlassen. Zu wenig brachte ihre Kunst ein und zu zeitraubend war sie. Wer kann auch nur annähernd die Arbeitszeit bezahlen, die etwa das Besticken einer Fatsche erfordert! Denn dafür sind mitunter 14 Tage und noch mehr anzusetzen.

Es wurde früher sowohl auf Bestellung, wie auch auf Vorrat gearbeitet. Der Vorrat wurde auf den Jahrmärkten ausgestellt. Der Riemer bot seine Kunstwerke hier selbst an. Für ganz einfache Ranzen und Gürtel konnte er 1—2 Gulden erlösen, für schönere und reicher bestickte Stücke 9—10 Gulden. Auf den Jahrmärkten erschienen auch die Kunden, die mit

[11] Mautner-Geramb, Steirisches Trachtenbuch, Graz 1932, 1. Bd., S. 446.

Digitized by Google

besonderen Wünschen an den Fatschensticker herantraten und Fatschen bestellten, die dann nach ihren Angaben ausgeführt wurden. Dieser wünschte eine mit seinem Namen, jener eine mit bestimmten Emblemen, und wieder einem anderen gefiel nur der Gürtel, wenn er seinen Lieblingsspruch trug. Solche Bestellungen brachten schon mehr ein, und sie waren es, die noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts den Fatschensticker schlecht und recht ernährten. Bei außergewöhnlich kunstvoll verzierten und auf das sorgfältigste ausgearbeiteten Stücken wurden 50, ja sogar 60 Gulden bezahlt.

Daß schon früher in einer Gegend nur wenige Fatschenmacher saßen, da das Handwerk mehrere nicht ernährt hätte, geht aus verschiedenen Berichten hervor. Landrat Dr. Gustav Brachmann, Perg (Oberdonau), ein ausgezeichneter Kenner der Fatschenstickerei seiner Heimat, berichtet z. B. vom Mühlviertel, daß dort der in Freistadt lebende Riemer Ludwig Furthmoser der Einzige war, der die ganze Gegend mit seinen Fatschen versorgte. Als Dr. Brachmann ihn 1935 aufsuchte, war Furthmoser bereits 80 Jahre alt und übte sein Handwerk nicht mehr aus[12]. Da hier, wie so oft, ein Nachfolger nicht an seine Stelle getreten ist, hat die Federkielstickerei auch hier ihr Ende gefunden.

In dem weiten Gebiet der deutschen Ostmark arbeiten heute, soviel mir bekannt, nur noch zwei Federkielsticker, die alle durchweg schon ein schönes Alter erreicht haben; es sind dies: der Oberlechner in Schwaz, der Stiegler in Stumm im Zillertal. Außerdem ist aus dem Oberetschgebiet Italiens der Regele in Nordheim im Sarntal zu nennen.

Zu ihnen gesellte sich, begeistert von dieser edlen Handwerkskunst, Fräulein Anna Maria Link, die 1936 in München ihre Werkstätte für Federkielstickerei eröffnete. Fräulein Link brachte für dieses Handwerk nicht nur die Begeisterungsfähigkeit und einen bewunderungswürdigen Idealismus, sondern auch jene zähe Ausdauer mit, die zur Durchführung eines derartigen Vorhabens unerläßlich ist. Ihrer gründlichen Art, die sie nicht beim Praktisch-Handwerklichen halt machen und sie auch mit theoretisch-wissenschaftlichen Fragen ihrer Kunst befassen ließ, verdanke ich manchen wertvollen Hinweis zu der vorliegenden Arbeit.

Wie ich schon mit dem Untertitel meiner Darstellung angedeutet habe, sind gerade auf dem Gebiete der Federkielstickerei noch manche Fragen zu lösen. Bezüglich des Handwerks wäre ein genaueres Erforschen seines Verhältnisses zu den Zünften erwünscht. Inventare, Handwerksarchive und Marktverzeichnisse wären noch stärker als bisher auszuwerten. Hinzu kommen die überaus wichtigen Fragen nach der Verbreitung, der Herkunft und den Beziehungen, denen wir uns im folgenden Abschnitt zuzuwenden haben.

Verbreitung, Alter und Herkunft.

Das Hauptverbreitungsgebiet der Federkielstickerei ist der Südosten Großdeutschlands; und hier wieder sind vor allem Tirol, das Mühlviertel, Kärnten und die Steiermark besonders hervorzuheben. Ein wichtiges Zen-

[12] G. Brachmann, Der alpenländische Trachtengürtel, a. a. O.

Digitized by Google

trum ist außerdem das Oberetschgebiet Italiens, wo mit Federkiel bestickte Fatschen namentlich im Ahrn-, Sarn- und Pustertal einen wesentlichen Bestandteil der männlichen Tracht bilden[13]. Auch in Böhmen fanden später Federkielstickereien Eingang. In Oberbayern weist die dort häufige Bezeichnung „Tiroler Gürtel" auf die Herkunft der Fatsche aus Tirol hin, und für die Steiermark macht von Geramb geltend, daß sie von Weinfuhrleuten aus dem Unterlande in Obersteier eingeführt worden ist[14]. Besondere Erwähnung verdient von der Ostmark die Salzburger Gegend, wo insbesondere farbige Federkielstickereien häufig sind. Daß ein Federkielsticker von Freistadt aus früher das ganze Mühlviertel belieferte, wurde schon erwähnt. In Rosenheim soll sich, nach einer freundlichen Mitteilung von A. M. Link, ebenfalls eine Werkstätte befunden haben, deren Meister noch lebt.

Da auf den Fatschen nicht selten Jahreszahlen aufgestickt wurden, sind, wie schon Luschan feststellte, Datierungen möglich. Nach diesen darf es als sicher angesehen werden, daß vor 1700 ein Besticken des Leders mit Federkiel in dem ganzen, oben näher gekennzeichneten Gebiet nirgends üblich war. Mit Bestimmtheit kann auch gesagt werden, daß erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine gewisse Blütezeit des Federkielstickens eintrat. Vorher wurden die Gürtel und Ranzen mit Zinnstiften und -nägeln ausgeschlagen, von denen manches Stück, das sich in unseren Sammlungen befindet, mit der Geburtsangabe „um 1600" versehen werden könnte. Es sind jene „Zinnranzen" oder „Bleiranzen", deren Schönheit nicht nur von den verschiedenartigen Nägeln, sondern auch von den häufig gefärbten Lederteilen bestimmt wird. Diese Zinnranzen sind sonst flach und einfach, ein „Blattl" ist nirgends bei ihnen vorhanden[15]. Die Zinnranzen pflegte man, insbesondere gegen Ende des 18. Jahrhunderts, gerne mit Lederriemchen auszunähen, die Kunst des „Riemers" trat nun in den Vordergrund. Meist waren es gefärbte Riemchen, die nun zum Schmuck des Gürtels benutzt wurden. Aber nicht nur Lederriemen waren es, die man zum Besticken verwendete, bald wurde auch in gleicher Weise mit Pfauenfedern gestickt. In manchen Gegenden, so im altoberösterreichischen Gebiet, waren es vorwiegend die „Blattl", an denen der Federkielsticker zuerst seine Kunst „ausprobierte".

Merkwürdig ist nun, daß von einem eigentlichen „Probieren" nicht die Rede sein kann. Denn schon die ältesten erhaltenen Stücke mit Federkielstickereien lassen eine staunenswerte Vollendung, ein absolutes Beherrschen der Technik erkennen, und dies ist, wie ich glaube, die Ursache, daß man bald an eine fremde Beeinflussung, an eine Übertragung der Technik dachte. Dies mag es auch gewesen sein, daß Felix von Luschan bei einer solchen Fragestellung Umschau nach dem Vorhandensein dieser Technik bei anderen Völkern hielt, schließlich an die Indianer geriet und die Übertragung in der anfangs geschilderten Weise den aus Amerika rückkehrenden Tirolern

[13] F. Herrmann, Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen, a. a. O.

[14] Mauthner-Geramb, S. 446.

[15] M. Bauböck und J. Veichtlbauer, Ein Gang durch das Rieder Volkskundehaus, SA. aus der Rieder Volkszeitung, o. J. (Pressevereinsdruck Ried).

Digitized by Google

ıuſchrieb. Hätte er freilich, ſtatt in die Ferne zu ſchweifen, ſich noch etwas eingehender mit den Tiroler Gürteln befaßt, dann wäre ihm die Unmöglichkeit dieſer Beziehung wohl raſch klar geworden. Denn er glaubte, daß die Technik des Federkielſtickens hier erſt nach 1830 auftritt, was ungefähr der Zeitpunkt iſt, zu welchem tiroliſche Bergleute „zahlreich aus Amerika in die alte Heimat zurückkehrten". Nach unſeren Feſtſtellungen iſt dies aber ein Irrtum, denn die Technik iſt, wie wir ſchon ausführten, ſchon früher in Tirol anzutreffen, und als die Bergleute in ihre Alpentäler kamen, müſſen ſie das Federkielſticken dort ſchon vorgefunden haben.

So wenig ich — auch aus anderen Gründen — die Theſe Luſchans für wahrſcheinlich halte, ſo ſehr ſcheint mir die Frage, die ihr zugrunde liegt, in anderer Form geſtellt, außerordentlich wichtig. Nämlich die Frage, ob bei anderen Völkern Federkielſtickereien oder ähnliche Stickereien vorkommen. Ich habe mich in den letzten Jahren immer wieder damit beſchäftigt und mit Berufskameraden darüber unterhalten. Ich habe mich auch vor einigen Monaten mit den Leitern und Abteilungsvorſtehern verſchiedener Muſeen in Verbindung geſetzt, die ich um ihre Mithilfe bei der Klärung dieſer Frage gebeten habe. Für ihre liebenswürdigen Auskünfte möchte ich ihnen hier meinen beſonderen Dank ausſprechen. Er gilt namentlich: Prof. Dr. A. Haberlandt (Muſeum für Volkskunde, Wien); Dr. Diſſelhoff, Dr. Dittmer, Dr. Snethlage (Muſeum für Völkerkunde, Berlin); Frl. M. Schmidt-Römhild (Muſeum für Völkerkunde, Lübeck); Prof. Dr. E. Schneeweis (Prag); Im. Wagner (Muſeumsverein der deutſchen Koloniſten Beſſarabiens, Sarata); Direktor Clifford C. Gregg (Field Museum of Natural History, Chicago); Faith Dennis (Metropolitan Museum of Art, New York). Außerdem habe ich Frau A. v. Lettow-Vorbeck, Neckargemünd, Frau Dr. Ehrhart-Klein, Roſtock, und Frl. Dr. G. Rivoir, Offenbach, für ihre Anregungen und Mitteilungen zu danken.

Im folgenden möchte ich nun verſuchen, die Verbreitungsgebiete der Federkielſtickereien kurz zu umſchreiben. Im vornherein ſei jedoch betont, daß dieſe Aufſtellungen keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit erheben können und nur bei einzelnen Gebieten eine gewiſſe abſchließende Zuſammenfaſſung möglich iſt, ſo insbeſondere hinſichtlich der amerikaniſchen Verhältniſſe.

Hier iſt für unſere Frage nur Nordamerika in Betracht zu ziehen. Denn in Südamerika iſt das Beſticken von Leder nirgends bekannt. Im Chaco beſteht eine Verzierung des Leders darin, „daß in gewiſſer Entfernung vom Rand eines Gurtes Löcher, beſſer Schlitze, geſchnitten werden und ein Lederſtreifen hindurchgezogen wird" (Snethlage), was natürlich in keinerlei Beziehung mit unſerer Technik zu bringen iſt.

Was nun Nordamerika angeht, ſo ſind wir über die hier beſtehenden Verhältniſſe durch die ausgezeichnete Arbeit von W. Krickeberg beſtens unterrichtet[16]. Dort verdienen namentlich die Alaska-Eskimo unſere Be-

[16] W. Krickeberg, Das Kunſtgewerbe der Eskimo und der nordamerikaniſchen Indianer: Geſchichte des Kunſtgewerbes, herausgegeben von H. Th. Boſſert, 2. Bd. S. 155—244.

Digitized by Google

achtung. Während auf den Diomedes-Inseln der Beringstraße, den Aleuten und am unteren Yukon Stickereien aus weißen Rentierhaaren hergestellt werden, die auch früher in Westgrönland vorkamen, finden sich gelegentlich auf Ledergürteln der Alaska-Eskimo Verzierungen aus weißen und schwarzen Federkielen, die Krickeberg (S. 165) mit den Stachelschweinborsten-Stickereien der nordamerikanischen Indianer in Verbindung bringt. Diese Borstenstickereien sind überaus häufig und sowohl bei den nördlichen wie östlichen Waldindianern als auch bei den Prärie-Indianern anzutreffen, wo sie allerdings nicht alteinheimisch sind (a. a. O. S. 198). In neuerer Zeit traten dafür Glasperlen. Im übrigen habe ich selbst viele der Stickereien der genannten nordamerikanischen Stämme in der Hand gehabt und genau betrachtet. Abgesehen davon, daß, wie bei den Alaska-Eskimo, die Arbeiten mit Federkielen ausgeführt wurden, erinnert sonst gar nichts, weder ein Ornament noch ein Sinnbild, ja nicht einmal eine Linie, an die ostmärkisch-tirolischen Federkielstickereien. Der Vollständigkeit halber sei dies ausdrücklich betont.

Wenn man übrigens schon nach einer „Heimat" dieser Stickereien sucht und sie außerhalb der ostmärkisch-alpenländischen Bezirke vermutet, so wären m. E. in erster Linie auch die Beziehungen innerhalb Europas und seiner Grenzgebiete zu beachten. In dieser Richtung scheinen mir noch Untersuchungen in besonderem Maße nötig. Für Mitteilungen gerade in dieser Hinsicht wäre ich dankbar. Man würde der Frage schon wesentlich näher kommen, wenn sich eine geographische Verbreitungskarte der Federkielstickereien innerhalb dieses Gebietes aufstellen ließe.

Von den Lederarbeiten in Osteuropa, deren Verzierungen durch Besticken mittels gefärbter Lederstreifchen erreicht werden, sprach Dr. Dittmer, Berlin, in einer liebenswürdigen Mitteilung die Vermutung aus, daß dieses „als Ersatz der früheren Federkielstickerei" wohl anzusehen sei. Hier wären u. a. noch Einzelforschungen nötig. Die in den angrenzenden asiatischen Gebieten, vor allem in Nordasien und Ostsibirien, bekannten Stickereien wären ebenfalls einzubeziehen. In Nordasien sind, wie bekannt, Ziernähte aus weißen Renhaaren gebräuchlich und in Ostsibirien bemerkenswerterweise wiederum Federkielstickereien. In ihrer Art sind diese allerdings mehr mit den nordamerikanischen als mit den alpenländischen Arbeiten verwandt. Auch hier sind übrigens diese Stickereien im Rückzug begriffen; auch hier haben zum Teil Glasperlen, zum Teil aber auch Seide als Stickmaterial sich breitgemacht. Die letztgenannte Seidenstickerei ist, wie die mit ihr gleichzeitig auftauchenden chinesischen Ornamenten bei den Amurvölkern beweisen, auf chinesischen Einfluß zurückzuführen.

Bei den nordafrikanischen Lederarbeiten, an die man noch denken könnte, scheinen Federkielstickereien nicht üblich gewesen zu sein. Besticken mit Wolle und Seide, sowie Durchflechten des Leders sind hier allein zu verzeichnen.

Wenn, wie im erwähnten Verhältnis der Amurvölker zu China, gewisse Übereinstimmungen nicht nur hinsichtlich des Materials, sondern auch im Hinblick auf die Ornamentik bei den ostmärkisch-alpenländischen Feder-

Digitized by Google

kielstickereien mit solchen irgendwelcher anderer Gebiete festgestellt werden könnten, würde der Fall einigermaßen klarer liegen. Wie etwa bei den roten wollenen Leibbinden, bei denen aus den Bezeichnungen „türkische Fatschen" und „türkische Binden" eine Einführung aus dem Südosten und Süden erkennbar ist, so wäre dies durchaus auch bei den Federkielstickereien denkbar[17]. Sie könnten z. B. von Schiffern oder Flößern donauaufwärts gebracht worden sein — ein Gedanke, der überaus bestechend ist, für den mir aber jeder Anhaltspunkt fehlt, und der nur hier ausgesprochen wurde, um auch in dieser Richtung zu einer Mitarbeit an dieser Frage aufzurufen. Und wenn die Antwort in jeder Beziehung verneinend ausfiele, so wäre mindestens auch hier eindeutige Klarheit geschaffen.

So wenig gelöst die Frage nach der Bodenständigkeit, bzw. der fremden Herkunft der Federkielstickereien ist, so klar und eindeutig möchte ich zum Schlusse nochmals zusammenfassen, was an verschiedenen Stellen dieser Arbeit versucht wurde, immer wieder herauszustellen, nämlich, daß in ihrer ganzen Art, in Verzierung und Gehalt, in ihren Formen und Sinnbildern die Federkielstickerei bodenständig ist.

[17] Die hochentwickelten persischen Lederarbeiten sind berühmt. Sie erreichten eine gewisse Blüte im 16. Jahrhundert. Einige besonders wertvolle Stücke sind bei Clouzot (Bd. 1, Tafel 35, 36 u. 38) abgebildet. In Persien und der Türkei ist auch das Besticken des Leders bekannt.

Digitized by Google

Von bäuerlichen Rechts- und Ehrenhändeln.

Von **Prof. Dr. Richard Hünnerkopf**, Heidelberg.

Über die bäuerliche Einstellung zum Recht habe ich in meinem Vortrag über germanische Bauernart gehandelt[1]. Ich füge im folgenden einige Belege hinzu, die Erzählungen Jeremias Gotthelfs, Gottfried Kellers, Peter Roseggers und Knut Hamsuns entnommen sind.

Im alten Island war es hauptsächlich die Schwäche der Staatsgewalt, die die Bauern in weitem Umfang zur Selbsthilfe veranlaßte, wenn sie auch gelegentlich die Hilfe des Gerichts in Anspruch nahmen[2]. Daneben gab es allerdings Fälle, wo man von vornherein auf eine gerichtliche Entscheidung verzichtete: wenn die Ehre eines Mannes angegriffen war, dann hatte er die Pflicht, diese mit eigener Hand zu verteidigen. Diese Auffassung lebt im ganzen heute noch im alten Bauernstand fort[3]. Der Rächer seiner Ehre wird versuchen, den Beleidiger tätlich anzugreifen, und wenn bei einer schweren Schlägerei auch gelegentlich einmal eine tödliche Verletzung vorkommen kann, so trachtet man im allgemeinen doch dem Gegner nicht nach dem Leben, wie es in alter Zeit die Regel war. Man fühlt sich aber nahezu in die Zeit der Saga versetzt, wenn man den Burschen Daniel in Knut Hamsuns Roman „Das letzte Kapitel" betrachtet. In den nördlichen Ortschaften Norwegens, die aus ein paar Holzhäusern bestehen und von der Stadtkultur unberührt sind, konnte sich so eine ursprüngliche Gestalt wie dieser im Grund kindlich einfache Bauernbursche erhalten. Sein Vater hat einen großen Hof gehabt, diesen aber durch schlechte Bewirtschaftung verloren, und so landet der Sohn in einer Sennhütte, die als einziges von dem großen Besitz übrig geblieben ist. Dies veranlaßt seine Braut Helena, das Kind eines großen Hofes, mit ihm zu brechen. Daniel, der sich vergebens darauf beruft, daß er auch von einem Hofe stamme, ist dadurch so schwer in seiner Ehre gekränkt, daß er Helena bei Nacht in ihrem Hause verbrennen will; er plant also einen richtigen Mordbrand wie in der Saga! Zwar läßt er sich von seinem Freund davon abbringen, aber schlimm wird es, als er das zweitemal betrogen werden soll. Das durch falsche Bildung verdorbene Fräulein Julie d'Espard verlobt sich mit ihm in der Verzweiflung, weil sie für das Kind, das sie erwartet, einen Vater sucht. Als aber ihr erster Liebhaber Fleming, angeblich ein Graf, in Wirklichkeit ein in der Stadt verkommener Bauernsohn, wieder auftaucht, will sie die Verlobung wieder rückgängig machen und versteht nicht den Einwand Daniels, daß das unmöglich gehe, weil er doch ein Bauernsohn sei und die erste Braut ihn be-

[1] Oberd. Zeitschr. f. Volksk. 11, 1937, 122 ff.
[2] Ebd. 13, 1939, 57 ff.
[3] Ebd. 11, 123.

Digitized by Google

reits betrogen habe. Schließlich schießt Daniel Fleming nieder, und was nun folgt, gleicht dem Leben eines Ächters in der Saga. Mit seiner Flinte zieht er sich auf die steinige Höhe des Berges zurück, der Gendarm und seine Leute können ihm nicht beikommen, weil seine Büchse weiter reicht als die ihren. Zwei Knaben aus dem benachbarten Sanatorium bringen ihm heimlich zu essen und sind stolz, weil der „Räuberhauptmann" ihnen zum Abschied die Hand gibt; überhaupt steht die ganze Bevölkerung auf seiner Seite. Und eines Nachts kommt Daniel herab in seine Wohnung, um zu essen und sich mit dem Nötigsten zu versehen, ehe er wieder weiter zieht — man denkt bei allem unwillkürlich an die Geschichten von Gisli und von Grettir im alten Island. Und dabei hat Hamsun gar nicht die Absicht, so etwas wie einen germanischen Helden zu schildern. In seinen zahlreichen Romanen findet sich nirgends ein Hinweis auf die Zeit des alten Nordens, seine Gestalten sind alle der Gegenwart entnommen, so wie er sie in seinem Abenteurerleben, in jedem nur denkbaren Berufe tätig, kennen gelernt hat.

Obwohl heute der Staat eine ganz andere Macht hat als früher, das Recht des einzelnen zu schützen, geht der wahre Bauer nicht einmal dann gern vor Gericht, wenn es sich um seine Besitzangelegenheiten handelt, selbst wenn er sich im Rechte weiß. Warum soll er auch? Er vertut seine Zeit, versteht nichts von dem Kauderwelsch und hat Angst vor dem kostspieligen und umständlichen Hinauszerren des Prozesses[4]. Wenn der Bauer bei Diebstählen und Prozessen nicht gerne Anzeige erstattet, so spielt manchmal vielleicht noch etwas anderes mit; man will den andern nicht ins Unglück bringen, denn wer weiß, in welche Lage man einmal selber kommt! In Hamsuns „August Weltumsegler" könnte Kristofer, ein Bewohner der Bucht, angezeigt werden wegen Zerstörung einer Plantage, wegen Einbruchs und Gewalttat, wegen Stierraubs und mehrfachen Diebstahls von Schafen in der Gemeinde, aber der Bürgermeister meint nur: „Wer wird sich die Mühe machen, so eine klägliche Figur wie den Kristofer anzuzeigen!" Nun ist aber August über die Zerstörung seiner Tabakanpflanzung durch Kristofer so erbost, daß er einen richtigen Mordanschlag auf ihn macht und ihn mit dem Stockdegen verwundet. Jetzt will ihn Kristofer beim Lensmann anzeigen, aber der Bürgermeister sucht ihn auf, erinnert ihn an seine eigenen Sünden und bringt ihn schließlich von der Klage ab, so daß zum Schluß nichts bleibt als Kristofers Drohung, „der gute August solle sich in Zukunft vor ihm in acht nehmen!"

Neben der Angst vor der langen Dauer und der Kostspieligkeit des Prozesses ist es vor allem auch das Mißtrauen gegen die Advokaten und die Richter, das den Bauer vom Gerichtshandel abhält. „Advokaten sind Teufelsbraten", lautet ein bäuerliches Sprichwort. Die Art, wie Jeremias Gotthelf in „Uli, der Pächter" diese Herren schildert, ist allerdings wenig schmeichelhaft. „Indessen muß man doch den meisten Herren Advokaten nachreden, sie nehmen bloß die Wolle, selten die Haut dazu, sie sind kluge Schafscherer, diese schinden die Schafe auch nicht, sondern sie scheren sie

[4] Rosegger, Alpensommer, 273.

Digitized by Google

bloß, denn wenn sie die Schafe schinden täten, so wüchse keine Wolle mehr nach, und das Scheren wäre ein für allemal aus; tut man aber klüglich, so kann man alle Jahre frisch dran hin, bei Schafen mit gröberem Haar sogar zweimal im Jahr." Uli, der wegen eines Kuhhandels einen Prozeß angestrengt hat, bekommt nachträglich Bedenken. „Er habe schon gehört, es gehe bei den Abstimmungen oft verflucht ungerecht zu, und der beste Handel könne verloren gehen, denn die meisten Richter verständen nichts vom Recht, und die übrigen seien sonst nicht sauber übers Nierenstück, dachte er. Bekanntlich müssen die Richter immer als Sündenböcke der Advokaten vor dem Rechte paradieren." Köstlich wird bei der Gerichtsverhandlung die bäuerliche Unbeholfenheit gegenüber der Rechtsprechung geschildert. „Seines Gegners Agent eröffnet das Feuer, und zwar so scharf, daß es Uli fast schwarz ward vor den Augen. Der wusch ihm den Pelz, daß er glaubte, er könne sein Lebtag keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen, daß er viel Geld gegeben hätte, nicht bloß, wenn er den Handel nie angefangen, sondern wenn er nur nie hergekommen wäre, denn fortan werde jedes Kind, wenn er sich zeige, mit Fingern auf ihn weisen und sagen: „Seht da den Betrüger, den verlogenen Kuhhändler!" und daß was an dem Gerede wäre, das sagte Uli was unter dem Brustlatz." Aber da beginnt sein eigener Anwalt zu reden. „Potz Himmel, wie tat Uli erst das Maul auf und wie fing es ihm zu wohlen an; das Ding kam heraus wie ein umgekehrter Handschuh, und Uli mußte immer denken: „Persche! Ja so! Kuh, was ich bin, daß ich das nicht gedacht!" . . . Man hätte glauben sollen, im ganzen Berngebiet sei kein ehrlicherer Mann und kein noblerer Staatsbürger als Uli. Und wirklich hatte selbst Uli nie daran gedacht, daß er so einer sei, und fürchtete fast, er könne künftig vor lauter Rechtschaffenheit, Tugend, Vaterlandsliebe und entschiedenem Fortschritt sich nicht vor den Leuten sehen lassen, dieweil die einen aus Neid zerspringen, die andern aus Begierde, so einen zu sehen, ihn erdrücken könnten."

Mehr Zutrauen hat der Bauer zu seinesgleichen. Rosegger schildert uns einen bäuerlichen „Richter", der in den Alpentälern auf die Dauer von drei Jahren gewählt wird[5]. Genau wie die andern Bauern trägt er seine braune Knielederhose, seine blauen Strümpfe und sein Lederjöpplein, und wenn seine Frau sagt: „Alter, jetzt mußt dir wohl fleißig die Hosen flicken lassen, es kommen alleweil Leute her!" dann entgegnete er: „Das mußt du schon besser wissen, aber ich meine, sie kommen nicht der Hosen wegen." In kürzester Zeit und ohne Unkosten bringt der Richter die Leute dazu, sich die Hand zu reichen und friedlich nach Hause zu gehen. Man denkt wieder an die Sagabauern, die häufig auf den verwickelten Rechtsgang verzichten und einen vertrauenswürdigen Mann zum Schiedsrichter wählen, dessen Urteil sie sich ohne weiteres fügen. Und noch eine andere, einzigartige Gestalt führt uns Rosegger vor: einen „Bauernjuristen", einen jungen Bauer, der sich in seiner freien Zeit mit dem Recht beschäftigt und seinen Dorfgenossen kostenlose Ratschläge erteilt, genau wie auch der alt-

[5] Die Alpler, in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 9. Aufl. 1902, 85 ff. Vergl. Oberd. Zeitschr. f. Volksk. 11, 1937, 123.

Digitized by Google

germanische Rechtsberater kein Geld annehmen durfte. „Er kennt alle Prozesse der Umgegend und alle Rechtsfälle, die seit Jahren bei dem Bezirksgerichte vorgekommen sind. Er wird von der Nachbarschaft und weiteren Umgebung zu Rate gezogen in Erbschaftsangelegenheiten, Grenzstreitigkeiten, Dienstbotenzerwürfnissen und in allen möglichen Fällen, in welchen es sich um das liebe Mein und um das fatale Dein handelt"[6].

Daneben kennen wir aber auch den „Prozeßhansel". Den gefährlichen Weg des Prozesses beschreiten die Bauern meist dann, wenn sie selber merken, wie wackelig ihr Recht ist. „Sie fühlen, daß ihr Recht vor der Nachbarlichkeit und Kameradschaftlichkeit, vor dem Hausverstande, der Billigkeit und der Nächstenliebe nicht bestehen kann; darum verschanzt man sich hinter dem Gesetzparagraphen, der kein Wohlwollen, keine sittliche Forderung kennt"[7]. Häufig treibt den Bauer dazu die Gier nach Geld und Gut, und daß auch ehrenwerte Leute auf diesen Abweg geraten können, zeigt das oben angeführte Beispiel von Uli, dem Pächter. Seiner Frau, die ihn davon überzeugen will, daß er bei dem Kuhhandel im Unrecht ist, erwidert er: „O, es machte mir wenigstens zehn Taler Unterschied, und zehn Taler sind nicht zu verachten, besonders wenn man sie so nötig hat wie ich, zehn Taler findet man nicht auf der Gasse . . . Ich bin nicht der erste und nicht der letzte, der zu lösen sucht, so viel er kann, dagegen wird kein vernünftiger Mensch viel haben können." Um eine faule Sache handelt es sich auch bei dem Streit der beiden Bauern Manz und Marti in Gottfried Kellers Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe". Jahr um Jahr hat sich jeder der beiden von dem herrenlosen Grundstück, das zwischen ihren Äckern liegt, einen schmalen Streifen angeeignet. Als dieses endlich durch Versteigerung an Marti fällt, verlangt er von Manz, er solle den Zipfel des Ackers, den er sich bei der letzten Gelegenheit angeeignet, zurückgeben. Der kleine Zipfel bedeutet für beide wohlhabenden Bauern keine Bereicherung, aber die Starrköpfigkeit, mit der sie um diesen wertlosen Gegenstand streiten und die sie schließlich beide um Haus und Hof bringt, entspringt merkwürdigerweise einer Art bäuerlichen Ehrgefühls. „Beide . . . trafen zusammen in der Überzeugung, daß der andere, den andern so frech und plump übervorteilend, ihn notwendig für einen verächtlichen Dummkopf halten müsse, da man dergleichen etwa einem armen haltlosen Teufel, nicht aber einem aufrechten, klugen und wahrhaften Manne gegenüber sich erlauben könne, und jeder sah sich in seiner wunderlichen Ehre gekränkt und gab sich rückhaltlos der Leidenschaft des Streites und dem daraus erfolgenden Verfalle hin."

In der Gegenwart tritt diese bäuerliche Einstellung zum Recht, wie sie sich aus den vorliegenden Beispielen ergibt, vielleicht öfters nicht mehr so klar und deutlich in Erscheinung, im ganzen aber läßt sich sagen: alle Wandlungen, die wir auf diesem Gebiete beobachten können, beruhen auf Veränderung der äußeren Verhältnisse, während der Bauer innerlich von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart seine Art bewahrt hat.

[6] Die Alpler, 138.

[7] Rosegger, Alpensommer, 273.

Digitized by Google

Haferkaſten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen in Weſtfalen, mit Nebenſtellen einiger ihm verwandter Gefügearten.

Von **Hermann Phleps**, Danzig.

Der Geſtaltung des Speichers, als dem vornehmſten Bau des germaniſchen Hofes, iſt von jeher eine beſondere Sorgfalt gewidmet worden. An ihm fand die Überlieferung ihren getreueſten Gefolgsmann. So wurde er der zuverläſſigſte Verkünder uralter Baugewohnheiten. Als ein bemerkenswertes Beiſpiel kann hierfür ein Haferkaſten in Vorhalle, Stadtkreis Hagen, aus dem Jahre 1665 (Abb. 1) gewertet werden. Man darf ihn zugleich als Vertreter einer ſtattlichen Zahl zum Teil bis zum Ende des 16. Jahrhunderts zurückreichenden Nebenbeiſpielen des Berger Landes anſehen. Außer ſeinem Wand- iſt es ſein eigenartiges Dachgefüge, das in dieſen Zeilen knapp geſtreift werden ſoll.

Über einem älteren Bohlendach breitet ein jüngeres Steinplattendach, bei anderen Beiſpielen jener Gegend ein Schindel- oder Strohdach, ſeine ſchützende Decke aus.

Das Gefüge der Wand, wie das des Daches finden Verwandte, die ſich im Norden bis nach Norwegen (Abb. 2 $_{1,2}$), im Süden bis nach Kroatien (Abb. 2 $_{4}$) und im Oſten über Europa hinaus bis nach Kleinaſien (Abb. 3) verfolgen laſſen.

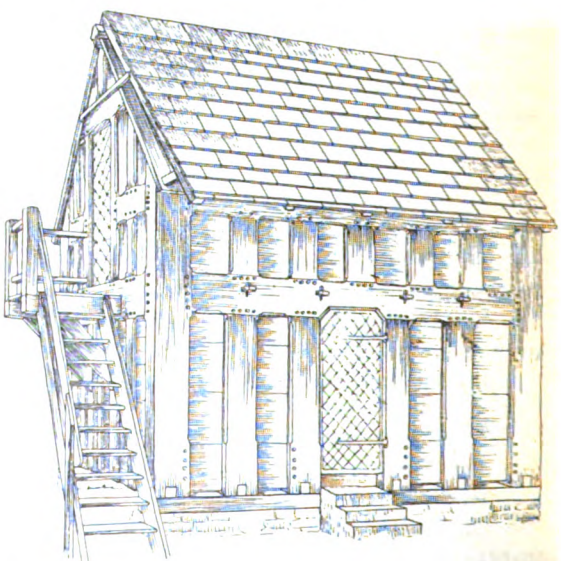


Abb. 1. Haferkaſten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen, Weſtfalen, vom Jahre 1665.
(Nach Aufnahme der Stadtlehranſtalt für Hoch- und Tiefbau in Eſſen.)

Digitized by Google

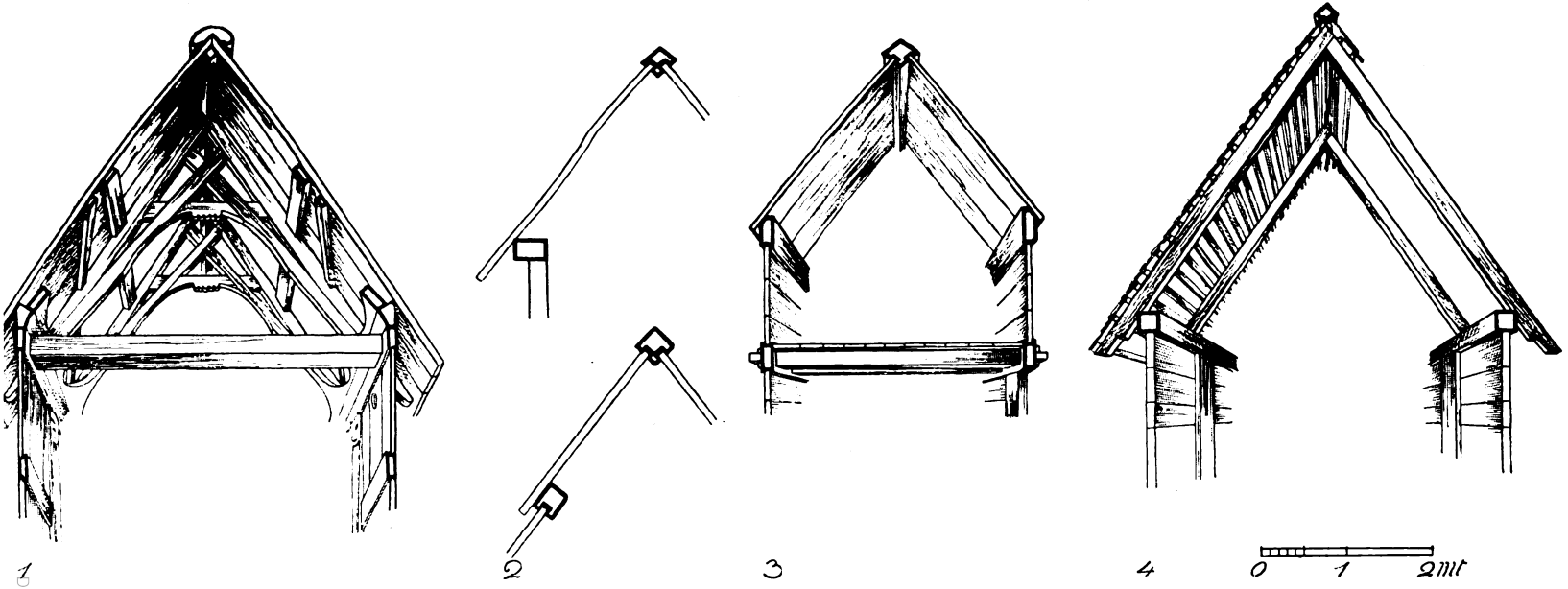


Abb. 2.

Dachgefüge von 1) der Stabkirche zu Borgund, Stift Bergen, Norwegen, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts (nach Dietrichson und Munthe), 2) der Kumlaby-Kirche und einem Bauernhaus aus Gotland (nach Sigurd Erixon), 3) einem Haferkasten aus Vorhalle, Stadtkreis Hagen, Westfalen, von 1665 (nach Aufnahme der Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau in Essen), und 4) von einem Getreidespeicher aus Kusmin, Kroatien (nach Das Bauernhaus in Kroatien, 1910).

Alle vier Beispiele zeigen neben der Wand, in der Art, wie der First geschützt worden ist, die gleiche Lösung. Dem Schindeldach ist das Bohlendach, entwicklungsgeschichtlich betrachtet, vorausgegangen. Im Vorliegenden haben wir einen Beleg für die Ausstrahlung der nordgermanischen Baukultur und deren enge Verwandtschaft mit der ostgermanischen, denn der letzte Speicher ist auf die Ostgoten zurückzuführen.

Digitized by Google

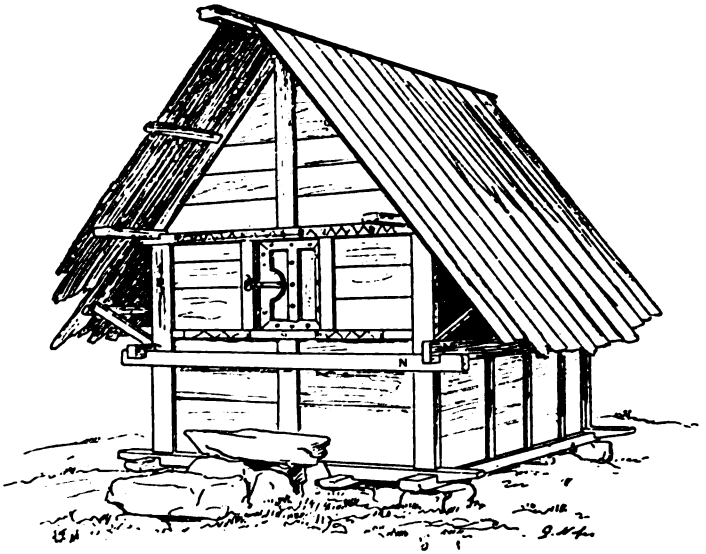


Abb. 3. Lykischer Speicher, wie er heute noch zu finden ist. (Nach Georg Niemann.)

Besondere Beachtung muß hier der eigenartigen Gestaltung des Firstbalkens mit zweiseitigen Nuten, in die die Bohlen beziehungsweise Schindeln eingreifen, gewidmet werden. Ist diese Verwandtschaft eine zufällige, oder spielen da auch völkische Zusammenhänge mit? Wilhelm Rees bringt in einem Aufsatz über „Gehöft und Bauerhaus im Bergischen Lande" (Rheinische Heimatpflege, 7. Jahrg. 1935) einen dem vorangestellten ähnlichen Haferkasten aus Korthausen (von 1592) und weist darauf hin, daß die bandkeramische Dorfsiedlung bei Köln-Lindenthal ähnliche Kornspeicher aufweise.

Wenn man sich in diesen weiten, auf unserem Boden liegenden Weg bis in die Vorzeit zurückzuversetzen vermag, steht man dem kleinasiatischen Beispiel fragend gegenüber. Einen gewissen Fingerzeig geben uns bei letzterem die lykischen Felsengräber, wie die von Myra, mit ihren wahrheitsgetreuen Nachbildungen von Holzhäusern in Stein. Einige dieser Architekturgebilde zeigen ein waagerechtes Dach mit eng aneinander gerückten Rundhölzern und einen Bohlenkranz darüber, der im Vorbild die dichtende Lehmhaut am Rande sichern sollte, und andere wiederum über diesem Dach ein steiles Satteldach.

Man erkennt auf den ersten Blick, daß man es bei diesem mit der Zuwanderung eines jüngeren Volkes, das das Satteldach mitbrachte, zu einem älteren, dem das flache Lehmdach eigen war, zu tun hat.

Ist es vermessen, das steile Dach als nordisches Dach und seine Träger von dieser Richtung stammend anzusehen?

Hier eröffnet sich uns noch ein ersprießliches Forschungsgebiet.

Digitized by Google

Alte Pflugumzüge.

Mit 1 Abbildung und 3 Belegkarten.

Von Dr. ing. **Heinrich Winter**, Heppenheim (Bergstraße).

In Eppertshausen bei Dieburg zogen vor 1900 Kinder am Petertag (22. Februar) von Haus zu Haus und heischten Eier, Speck oder Geld. In den Händen hielten sie selbstgefertigte kleine Holzpflüge. Ihr Heischelied lautete:

Ho, ho, ho, der Pertstag iß do!
Zackert mer die Bohne,
zackert mer die Erbse,
zackert mer de Waaz,
daß Gott alles waaß.
Zackert mer de rore Speck,
eher geh ich net vor eirer Dier eweck!

Da heute noch Leute in Eppertshausen leben, die in ihrer Jugend diesen Brauch geübt haben, war es möglich, durch sie derartige Holzpflüge herstellen zu lassen und den Brauch selbst in alter Art bildlich und filmisch festzuhalten[1]. (Vgl. hierzu die Abbildung 1.)

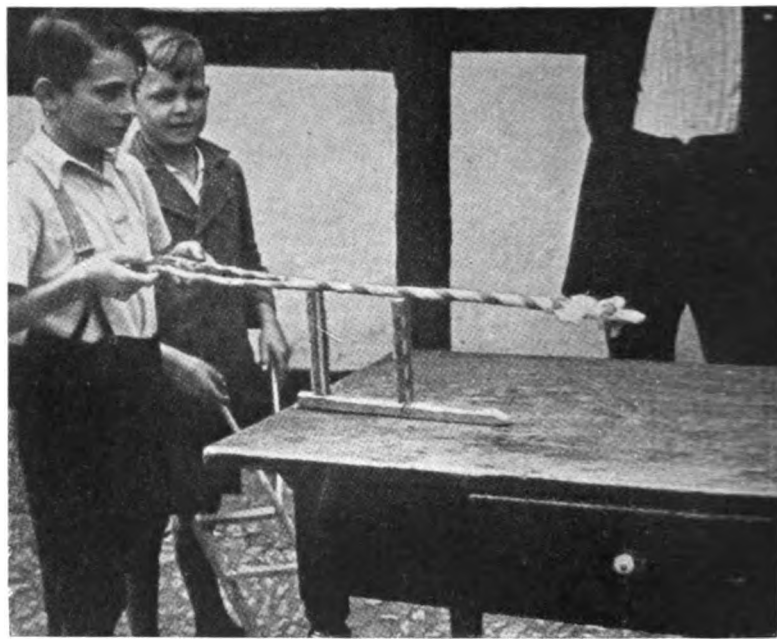
Betrachtet man die Herstellungsweise der Holzpflüge und die Pflugbewegungen, die die Kinder beim Absingen oder Hersagen des Heischeliedes im Hausflur oder auf dem Tisch der Bauernstube ausführen, so kann man feststellen:

1. Der alte Holzpflug der Kinder sieht nur äußerlich einem Pflug ähnlich. Der Holzstab, der die Pflugschar darstellen soll, ist durch zwei senkrechte Stäbchen an einem stärkeren Gabelstecken nur ungenügend befestigt. Diese Anordnung und Befestigungsweise ist nicht werkgerecht!

2. Die Kinder halten den Pflug mit beiden Händen an den Gabelenden waagrecht und stoßen ihn vor und zurück. Diese Bewegung erfolgt im Rhythmus des Heischeliedes, entspricht aber keineswegs der üblichen Pflugbewegung.

[1] Für Mitteilung des Brauches und Vermittlung der Brauchwiederholung gebührt Herrn Rektor Klohocker, Eppertshausen, besonderer Dank.

Digitized by Google



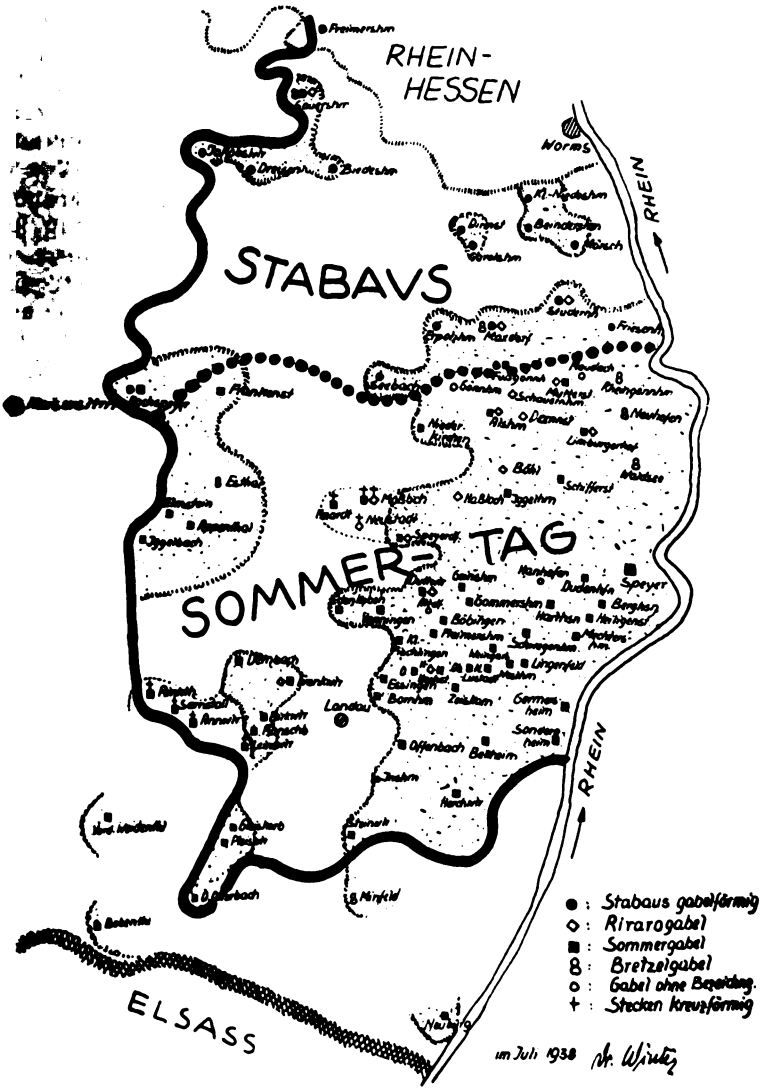
Aufn. Dr. Winter.

Abb. 1.
Umzug mit selbstgefertigten Holzpflügen in Epperlshausen bei Dieburg. Auf dem Tisch wird beim Hersagen des Heischeliedes der Holzpflug vor- und zurückgestoßen.

Versuchen wir einmal die hier festgestellten Unstimmigkeiten in der Braucherscheinung vor 1900 zu beseitigen. Die erste Forderung ist die nach Werkgerechtigkeit in der Bauart des Pfluges. Wir müssen, um ihr Genüge zu tun, die Pflugschar mit ihren zwei Stäbchen, die dem Gabelstecken unsachgemäß angehängt ist, entfernen. Dann bleibt nur der Gabelstecken übrig, der früher, als der Brauch in den Händen Erwachsener lag, bedeutend länger und schwerer gewesen sein mag.

Durch diese technisch bedingte Abänderung in der Pflugform und die Rückführung auf einen starken Gabelstecken entfällt auch die Unstimmigkeit, die wir zwischen der üblichen Pflugbewegung und dem Vor- und Zurückstoßen der Kinder im Liedrhythmus feststellen mußten. Ein Gabelstecken, der vielleicht früher noch an seinem unteren Ende durch einen eingeklemmten Steinkeil bewehrt und dadurch beschwert war, konnte dann selbst von Erwachsenen nicht mehr waagrecht gehalten werden. Er wurde vielmehr an beiden Gabelenden mit den Händen gefaßt und mit seinem unteren steinbewehrten Ende schräg in den Boden gestoßen. Ein solches Gerät zur Bodenbearbeitung muß älter als der Pflug sein, denn es ist primitiver, den Boden zu lockern, indem man einen zugespitzten Stock vor sich schräg in die Erde.

Digitized by Google



Belegkarte 1.

Der Gabelstecken im pfälzischen Sommertagsbrauch.

Die weiß gelassenen Gebiete kennen heute nur den einspitzigen Stecken. Beachtenswert ist die Verchristlichung des Brauchzeichens in der Gegend um Neustadt und Annweiler.

Digitized by Google

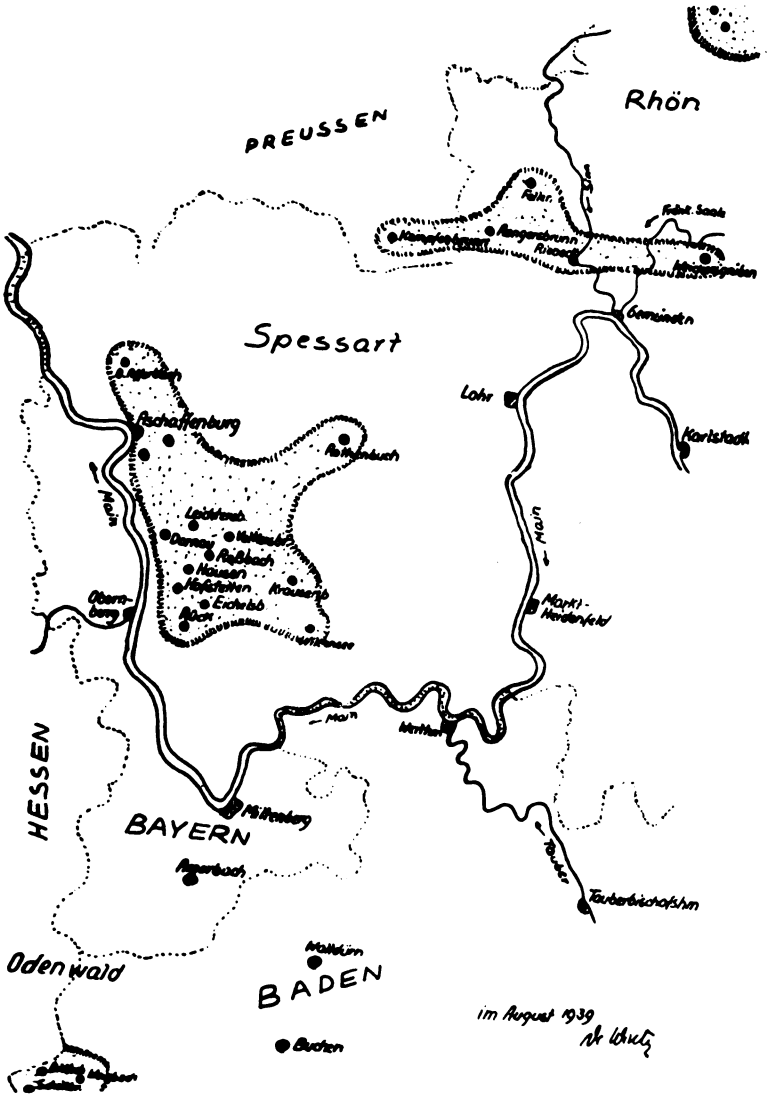
stößt und furchenbildend ruckartig weiterschreitet, als daß man ein hackenähnliches Gebilde hinter sich nachzieht. Durch einen vorgeschichtlichen Fund ist für unsere Gegend das tatsächliche Vorhandensein eines Druckpfluges vor dem Aufkommen des Zugpfluges nachgewiesen. Ein Druckpflug, dem ein Alter von etwa 12 000 Jahren zugeschrieben wird, befindet sich im Pfälzer Volkskundemuseum (Theodor-Zink-Museum) in Kaiserslautern.

Hierdurch entfällt nun auch die zweite, oben angeführte Unstimmigkeit, die wir in der Erscheinungsform unseres Brauches vor 1900 feststellen konnten, denn nun deckt sich Brauchbewegung, Pflugbewegung und Liedrhythmus. Manche bisher unverständliche Heischelieder erhalten dadurch, daß sie mit der alten Druckpflugbewegung zusammengebracht werden können, einen Sinn. Es sei hier nur hingewiesen auf Fasnachts- und Sommertagslieder, die beginnen mit: Han appel die han oder Riraro usw. Aber nicht nur ihr Rhythmus bringt diese mit der Pflugbewegung und Pflugumzügen in Zusammenhang, sondern auch die übrigen Erscheinungsformen dieser Bräuche deuten auf den alten Druckpflug. Ganz deutlich wird dies im südpfälzischen Sommertagsbrauch.

Zahllos sind die Veröffentlichungen über den südhessischen und pfälzischen Sommertagsbrauch. Zumeist befassen sich diese, wenn sie über rein örtliche Schilderungen und mehr oder minder gewagte Deutungen des Brauches hinausgehen, mit der Verbreitung des Brauches, insbesondere unter Betonung der Brauchbenennung: Stabaus, Sommertag, Riraro, Sommermeiern usw. Nur selten wird auf die Herstellung der Brauchzeichen eingegangen. Betrachtet man aber diese, so ist es auffällig, daß der einspitzige Stecken häufiger auftritt als der Gabelstecken. Eine einfache technische Überlegung aber sagt uns, daß der Gabelstecken nicht eine Spielart oder späte Brauchabwandlung sein kann, sondern die alte Brauchform sein muß. Man wird beim Absinken eines Brauches auch die Herstellungsweise des Brauchzeichens allmählich vereinfachen. Die Herstellung des Gabelsteckens aber ist eine wesentliche Erschwerung der Brauchform. Die beigegebene Belegkarte 1 über die Verbreitung des Gabelsteckens zeigt uns, daß die Gabelform im ganzen Pfälzer Raum, wenn auch in manchen Gegenden nur vereinzelt, vorkommt, früher aber wohl allgemein üblich war. Ist dieser Schluß richtig, dann muß früher ein gewichtiger Grund für die Gabelform vorhanden gewesen sein. Wir haben diesen sofort gefunden, wenn wir im Gabelstecken den alten Druckpflug erkennen wollen. Geht man von dem Gedanken aus, daß man früher im Frühjahr Pflugumzüge unter Vorantragen eines geschmückten Pfluges veranstaltet hat, dann muß dieser Pflug, sofern es sich um einen Druckpflug gehandelt hat, so getragen worden sein, daß das leichte Gabelende nach oben schaute, das steinbeschwerte aber nach unten. In dieser Blickrichtung werden somit unsere Sommertagsumzüge in Südhessen und der Pfalz zu einstigen Pflugumzügen.

Der Gabelstecken als wichtiges Brauchzeichen findet sich in manchen Gegenden unserer Landschaft heute noch im Mittwinterbrauch beim Umzug der Nickelgestalt. So kommt heute noch im Vorderspessart der Nickel mit der Ofengabel, über die die Kinder springen müssen. (Vergl. Belegkarte 2).

Digitized by Google



Belegkarte 2.

Die Nickelsgestalt tritt mit einer Holzgabel auf.

Digitized by Google

Belegkarte 3.

Mittwinterliche Tiergestalten, die mit Hilfe einer Holzgabel hergestellt werden.

Digitized by Google

Am Südhang des Katzenbuckels, also in der Südostecke des Odenwaldes, heißt der Nickel wegen seines Auftretens mit dem Gabelstock „Storrnickel", weil er mit ihm die Kinder storrt. In der Nordwest-Rhön, in Schondra, Schildeck usw., trägt der Bollekloas (so ist die dortige Benennung der Nickelgestalt) auf seinem Rücken eine Holzgabel so, daß die Gabelenden über seinen Kopf hinausragen. Beim Eintreten in die Stube krabbelt der Bollekloas auf allen Vieren, so daß nun die Gabelenden waagrecht stehen und über seinen Kopf hinausragen. In dieser Stellung sucht der Bollekloas die Kinder zu storren. Von ihm wurde angeblich in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Schondra ein Kind zu Tode gestorrt, das sich aus Furcht vor ihm unter ein Bett verkrochen hatte. Im nördlichen Spessart, in Neuhütten, Wiesthal usw. kommt an Weihnachten mit dem Nikolaus und Christkind ein Esel. Der Esel ist hergestellt wie ein Bollekloas, nur ist über die vorragenden Gabelenden ein Tuch geworfen. Durch Ausstopfen und Abbinden dieses Tuches an den Gabelenden wird ein Eselkopf erzeugt. Im mittleren Odenwald wieder wird der Weihnachtsesel, der in der alten Benennung Bohlischbock oder Hörnerschnickel heißt, ebenfalls unter Verwendung einer Holzgabel hergestellt. (Vergl. Belegkarte 3).

Es scheint mir nun, daß all diese Verwendungen des Gabelsteckens letzten Endes auf den alten Druckpflug und brauchtümliche Umzüge mit diesem Pflug zurückgehen, wenn auch die heutigen Braucherscheinungen anderes vermuten lassen. (Vergl. in diesem Zusammenhang meinen Aufsatz: Dämonie oder Sinnbild in dieser Zeitschrift, 1938, S. 145, und Brauchtumsschichtung im Jahrbuch des Bayerischen Heimatbundes 1938, S. 42). Mögen auch manche Verbindungen, die hier zwischen heutigen Braucherscheinungen und der Urform des Druckpfluges geknüpft wurden, zu gewagt erscheinen und bei noch tiefer gehender Forschung unzulässig werden, die Fruchtbarkeit des hier benutzten Forschungsweges bleibt davon unberührt. Immer wieder wird man auf ihm zu der Erkenntnis kommen, daß Brauchbewegungen und Brauchhandlungen sich länger unverändert erhalten als die Herstellungsweise der Brauchzeichen und Brauchgestalten. Am meisten jedoch ist der zeitlichen Veränderung unterworfen die Brauchbenennung und Brauchdeutung. So kommt auch im Bereich der volkskundlichen Erforschung der Tat das Primat zu vor dem Wort.

Digitized by Google

Zur Geschichte des oberrheinischen Bänkelsangs.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker,** Heidelberg.

In der Festschrift für John Meier, „Volkskundliche Gaben" (Berlin und Leipzig 1934), mußte ich in meinem Beitrag „Bänkelsang in der Pfalz am Rhein" (S. 16—24) eine Frage offen lassen, die ich heute zu beantworten vermag. Es handelt sich dort um das romanhaft-abenteuerliche Lebensschicksal eines jungen Saarpfälzers und seiner Schwester, das von Zweibrücken nach dem Baltenland und Sibirien führte und seinen Niederschlag in einem 1845 entstandenen Bänkelsängerlied gefunden hat. Quelle dafür war, wie ich jetzt nach einem freundlichen Hinweis von Herrn Studienrat Dr. J. Giesen in Köln mitteilen kann, das 1834 erschienene vierbändige Werk der englischen Schriftstellerin Anna Jameson (1794—1860) „Visits and sketches at home and abroad"; 1837 erschien eine deutsche Ausgabe davon in Frankfurt a. M. Anna Jameson, auf irischem Boden zu Dublin geboren, eine Tochter des Malers Brownell Murphy, weilte seit 1833 wiederholt in Deutschland, wo damals die „Engländerpest" grassierte. In Weimar wurde sie zur Freundin der Schwiegertochter Goethes, der Ottilie von Goethe, die auch auf die schriftstellerische Arbeit der Jameson Einfluß und an ihr Anteil hatte. Auf einer der damals üblichen Rheinreisen, die Anna Jameson im Herbst 1833 auch nach dem gastlichen Stift Neuburg bei Heidelberg führte, lernte sie die eben aus Sibirien zurückgekehrte Mitheldin der „Moritat" in Fulda kennen; sie schilderte deren Schicksal in jenem schon genannten Werke, das dann nach seiner Übertragung ins Deutsche wieder dem Bänkelsängerflugblatt zugrunde gelegt wurde, als Quelle für den Bänkelsängerverlag Trowitzsch und Sohn, Frankfurt und Berlin, Oberwasserstraße Nr. 10. Anna Jameson, die in dem Goetheschrifttum wohlbekannt ist, wird so zu der bestimmt erweisbaren Urheberin einer oberrheinischen Moritat, ein Fall, der wohl nicht allzu häufig begegnet. Die Lebensangaben der Beteiligten habe ich an der obengenannten Stelle mitgeteilt. Zu den dort behandelten Moritaten unserer Gegend habe ich inzwischen noch einige andere vom Rhein gefunden, auf die ich gelegentlich zurückkommen werde — durchweg Nachfahren der „Neuen Zeitungen" und „Relationen" schon des 16. Jahrhunderts, im ganzen ein Stück Geschichte alter deutscher

Digitized by Google

Volksdichtung, die neuerdings wieder in Aufnahme kam und, wie beispielsweise die vielaufgeführte, auch ins Saarpfälzische übertragene „Pfingstorgel" Alois Johannes Lippls zeigt, bühnenfähig wurde oder in Buchwerken auferstand. Auch der Tonfilm hat sich des Stoffes bemächtigt, und H. J. Moser hat die Moritat vom Schlossergesellen und seinen Mordeltern auf die Platte B 62215 der Deutschen Grammophongesellschaft gesungen. Erinnert sei hier auch daran, daß der bekannte Hofnarr des Pfälzer Kurfürsten Karl Philipp, der Knopfmacher Perkeo, als Bänkelsänger nach Heidelberg kam. Und ebenso erinnere ich an die im Bänkelsängerton gehaltenen Heidelberger Gedichte Karl Gottfried Nadlers, wie z. B. dieses: Ein neues schreckliches Lied von dem blutgierigen Zweikampf, welchen Herr v. Sarachaga und Herr v. Haber jüngst unter freiem Himmel abgehalten. Nach bekannter Melodie mit Moral und Orgelbegleitung eingerichtet. Gedruckt in diesem Jahr. Nadler beabsichtigte eine kleinere Sammlung von Liedern ähnlichen Schlages unter dem Titel „Orgelinda, Album für deutsche Orgelmamsellen etc." herauszugeben, „wenn das Genre Beifall finden sollte". Vgl. K. G. Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalt's! Gedichte in Pfälzer Mundart. Frankfurt a. M. 1847 (Erstausgabe), S. 292—296.

Digitized by Google

Rieſenhaftes in Brauchtum und Glauben.

Von **Oberſtudiendirektor Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Friedrich Mößinger hat an dieſer Stelle 11, 1937, 131—140 über rieſenhafte Geſtalten gehandelt, die ſich ſeit alters in unſerem Brauchtum finden. In ihnen ſpiegelt ſich meines Erachtens eine beſtimmte Art der Einſtellung Spätgeborener zu früheren Geſchlechtern. Während wir im Bereich handwerklicher oder auch künſtleriſcher Leiſtungsfähigkeit den Unbewanderten gerne geneigt ſehen, nur der eigenen Gegenwart Großes zuzutrauen, und nicht ſelten verwundert feſtſtellen hören, daß doch auch „ſchon die Alten ſo Schönes oder Zweckmäßiges zuſtande gebracht", erſcheint die Vergangenheit ihren allgemeinen Lebensverhältniſſen nach den ſpäter Geborenen immer ſchlechthin überhöht, als „paradieſiſch", als „gute alte Zeit" und das Menſchengeſchlecht der Vorzeit gern als ſtark, groß, rieſenhaft. Wenn ſchon nordiſche Felsritzungen mit der Darſtellung menſchlicher Größe ſolcherlei Vorſtellungen verraten, ſo erkennt man daran das Zeitloſe dieſes Glaubens. Aber nicht nur in Glaube und Sage lebt ſolche Vorſtellung fort, ſondern, wie Mößinger richtig zeigt, zunächſt wohl in unſerm Brauchtum, und das bis heute. Unter bibliſch-chriſtlichem Einfluß wird das Rieſen- und Hünenhafte der Vorzeit gern in Verbindung gebracht mit bibliſchen Rieſengeſtalten wie Goliath oder Samſon, Geſtalten, die auch durch kirchliche Umzüge, Prozeſſionen volkstümlich wurden und beiſpielsweiſe am Rhein, in Heidelberg oder Speyer, der Heimat auch des Rieſen Olps, bis ans 19. Jahrhundert heran durch die Straßen der Stadt zogen; das geſchah in einer berühmten Palmſonntagprozeſſion. In ſchwäbiſchem Faſnachtsbrauchtum wird der Rieſe Goliath zum Gole. Das erinnert mich daran, daß Menhire auf deutſchem Boden gerade unſerer Gegend nicht nur zu Hünenſteinen werden, ſondern auch, wie der bisher größte ſolcher Steine auf deutſchem Boden heißt, zu Gollen- oder mundartlich Golenſteinen. Wenn die weſtpfälziſche Sage in dem „Golenſtein" von Blieskaſtel den Wetzſtein des Rieſen Goliath ſah, ſo bewegt ſich dieſe Anſchauung durchaus in der gleichen ſchon angedeuteten Linie, wie wir es vom Brauchtum hörten. Die Erklärung des Namens Gollenſtein, die mir ſelber ſchon allerlei Schwierigkeiten bereitete[1], findet ſo

[1] Vgl. meine Aufſätze über den Gollenſtein Pfälziſch. Muſeum-Pfälziſch. Heimatkunde 1924, 22—24. Rheiniſche Vierteljahrsblätter (Bonn) 2, 1932, 207—215. Germanien 1933, 264—267; 1934, 81—82 u. ö. (mit Bildern).

Digitized by Google

vielleicht eine neue Stütze. Das Hünenhafte der Vorzeit, das uns im Volksglauben entgegentritt, klingt aus dem Brauchtum heraus in der Namenkunde fort und führt uns wieder zurück in den Bereich der vielgestaltigen Frühlingsbräuche, besonders des Fasnachtsbrauchtums. Hieher gehört schon der riesenhafte „Kinderfresser“[1], der vielfach umgeführt ward, mehr noch der Riese Rücker, der an dem nach ihm benannten Rückerstag, dem Fasnachtsmontag, nach dem Frankfurter Chronisten A. von Lersner (1662—1732) im mittelalterlichen Frankfurt umgeführt und ertränkt wurde. Der Rücker von Frankfurt tritt unmittelbar neben die flandrischen Winterriesen, reuzen, reusken. Am Niederrhein wurde der Reuker begraben, wie anderwärts die Fasnacht. Möglicherweise haben die einstigen Träger des heutigen Sippenamens Rücker (auch Rückert?) ihren Namen davon, daß sie am Rückerstag eine Rolle spielten, wie man die Namen Sommer und Winter mit Sommertagsbräuchen in Zusammenhang brachte und vielleicht auf einstige Erblichkeit der Rollen in einer Sippe schließen durfte. Man könnte in diesem Zusammenhang auch daran erinnern, daß Riesenhaftes der Vorzeit in christlichem Votivbrauch abgewandelt zu sein scheint oder doch dort sich, mit aus anderen Triebkräften, selbständig entwickelte: beispielsweise der vielumstrittene riesige eiserne Leonhardsnagel von Inchenhofen, die Riesenkerze der „Langen Stange“ von Bogen, der Eisenklotz des Würdinger zu Aigen am Inn oder die kultische Wachsspende in Menschengestalt, wie sie Pfalzgraf Ottheinrich im Jahre 1518 im Gewicht seiner eigenen, nicht zu schmächtigen Persönlichkeit von Heidelberg nach St. Wolfgang im Salzkammergut stiftete. Der Hinweis auf den jahrtausendealten Saarpfälzer Gollenstein wird heute leider zu einer Todesanzeige: er ist in den allerersten Septembertagen, wohl am zweiten des Jahres 1939, ein Opfer notwendiger Maßnahmen geworden und, ohne daß man sein Ende wollte oder erwarten konnte, nach rund vier Jahrtausenden, die er gesehen, auf seinem Grenzwachtposten vor dem deutschen Westwall — gefallen und zerfallen.

[1] Zum „Kinderfresser“ und dessen Vermengung mit fremdem Sagengut: Albert Becker, Dreihundertfünfundsechzig. Volkskundliches um Zeit und Ewigkeit, in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 10, 1932, 133—141, bes. 138. In Speyer gab es noch 1638 ein Haus zum [wohl angemalten] Kinderfresser. Ein kleinerer, noch stehender Menhir (1354 Kriemhildenspil genannt) bei Rentrisch (Saarpfalz) gilt heute dem Volk als „Riesenwetzstein“, an dem der Riese Kreuzmann sein Messer wetzte, wenn er am nahen Riesentisch (Fels) Menschen schlachtete, um sie zu verzehren.

Digitized by Google

Volkskunde und völkisch-politische Anthropologie.

Von Dr. Maria Riffel, Bruchsal.

In seinem Buch „Mein Kampf" schreibt der Führer in seinen Ausführungen über die nationalsozialistische Auffassung vom Staat: „So ist die Voraussetzung zum Bestehen eines höheren Menschentums nicht der Staat, sondern das Volkstum, das hierzu befähigt ist."[1] An einer andern Stelle lesen wir: „Erst wenn ein Volkstum in allen seinen Gliedern, an Leib und Seele gesund ist, kann sich die Freude, ihm anzugehören, bei allen mit Recht zu jenem hohen Gefühl steigern, das wir mit Nationalstolz bezeichnen. Diesen höchsten Stolz aber wird auch nur der empfinden, der eben die Größe seines Volkstums kennt."[2]

Die Grundlage des nationalsozialistischen Staates ist das Volkstum, jene „Gesamtheit der Kräfte und Triebe, der Empfindungen und Gedanken, die unser Arteigenes sind, die das Rassenhafte unseres Volkes offenbaren, die uns im Blute liegen, also unsere Erbmasse darstellen. Dieser völkische Staat kann auf die Dauer mit Erfolg nur geführt werden von Männern, die mit dem Volkstum verwachsen sind"[3].

Um das Ziel der Volkwerdung zu erreichen, ist das stete Mitleben und Taterleben der Volksgenossen notwendige Voraussetzung. Durch den fortwährenden Aufruf zum Einsatz für die Lebensnotwendigkeiten des ganzen Volkes wird der private Einzelne in die politische Verantwortung gezogen; dadurch wird er zum Glied am Ganzen und die Glieder selbst zum Organismus eines neuen deutschen Volkskörpers zusammengefügt.

Die nationalsozialistische Weltanschauung bringt auch allen Wissenschaften eine Umstellung der Fragestellung, des Sinnes, der Methode und damit neue Ziele und Inhalte und eine neue bindende Grundlage, die sie befähigt, neue Wege zu bahnen in die völkische Zukunft. Hier steht mit an erster Stelle die Wissenschaft, die unmittelbar zum völkischen Werden und Leben vordringt und dieses selbst zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht hat: die deutsche Volkskunde.

---

[1] Adolf Hitler, Mein Kampf, 432 f.

[2] S. 474.

[3] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 1936, Vorwort S. IV. Ich verweise ferner auf die Ausführungen von Eugen Fehrle über das Volkstum in dem Aufsatz „Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volkstums": Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 10, 1936, 76 ff.

Digitized by Google

Was ist und was will die deutsche Volkskunde? Volkskunde ist, wie das Wort schon sagt, die Kunde vom Volke. Sie umfaßt alle Schichten des Volkes und sucht das zu erforschen, was durch Triebhaftes entsteht und sich in irgendeiner Form fassen läßt, was richtungbestimmend ist für den Einzelnen und für das ganze Volk: die Artung eines Volkes. Es ist die Aufgabe der Volkskunde, „die Persönlichkeitswerte eines Volkes, die Volksseele, wie Herder sagt, nach Veranlagung und Erlebnis zu erforschen ... Diese Forschung führt uns zu den stärksten Wurzeln unserer Kraft und läßt uns etwas fühlen vom gesunden ‚Herzschlag unseres Volkes'. Von solchen Forschungen aus werden wir auch am ehesten die Überfremdungen erkennen, denen unser Volk jahrhundertelang in verschiedener Form ausgesetzt war. Wir werden fähig sein, ohne hohle Großrederei an der Gesundung und Reinerhaltung unseres Volkes zu arbeiten"[4].

Die Volkskunde betrachtet die einzelnen „Erscheinungsformen menschlichen Denkens und Empfindens"[5] nicht für sich und herausgelöst aus dem Ganzen, sondern in sinnvoller Ordnung vom Lebensganzen eines Volkes aus. Im folgenden mögen einige Beispiele zur Erläuterung dienen.

Der philosophische Grundgedanke, der durch Adolf Hitlers Werke zieht, ist die Antwort auf die Frage: Was ist unsere Aufgabe? Er fordert die verlorene natürliche Ordnung, die verlorene Naturordnung neu aufzubauen durch die Schaffung eines neuen deutschen Menschentums aus den gesunden Naturgrundlagen. Hiermit ist die gemeinsame Aufgabe gestellt, die Grundlage aller Wissenschaften gegeben. Die Volkskunde, die durch ihre Forschung mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Volkes von jeher verwurzelt war, erhält nun eine neue Weihe ihrer Zielsetzung im Dienste des nationalsozialistischen Aufbaus. Es handelt sich dabei um die Erforschung des deutschen Volkstums in seiner Unvergänglichkeit, in seiner Grundhaltung in der Lebensgemeinschaft. Die Grundfrage ist gerichtet nach dem Stetigen im Leben, nach dem Ewigen, dem Gleichen im Wandel der Zeit und nach dem, was wirklich Bewegung schafft. Einer solchen politisch gerichteten deutschen Volkskunde auf rassischer Grundlage wird die Aufgabe zufallen, dem Volkstum in seinen völkisch-politischen Kraftquellen in der Gegenwart nachzuforschen durch Beobachten und Erleben, gleichzeitig aber auch in der Vergangenheit nach den Werten zu suchen, die uns das innere Gesetz und das Wesen unseres Volkes klar erkennen lassen.

Wie stellt sich nun die Volkskunde zur völkisch-politischen Anthropologie? Zunächst was ist völkisch-politische Anthropologie?

Nach Krieck verstehen wir darunter die Lehre vom Menschen in der völkischen, politischen Gemeinschaft, die durch Blut und Rasse bedingt und geschichtlich geworden ist. So wird ein neues Menschenbild gestaltet. Es ist „der in der völkischen Lebensganzheit gliedhaft gebundene Mensch, der völkische Mensch, eingespannt zwischen Rasse und Geschichte, zwischen seiner Naturgegebenheit und der auferlegten geschichtsbildenden Aufgabe, dessen persönliches

[4] Eugen Fehrle, Bemerkungen über Grenzen und Ziele der Volkskunde: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 6, 1932, 92.

[5] Eugen Fehrle, Grundfragen der Volkskunde: Obd. Zt. f. V., 4, 1930, 81.

Digitized by Google

Werden sich erfüllt aus Teilhabe an der Substanz der völkischen Lebensganzheit, in der dienenden Gliedschaft, im rassischen Charakter, in Arbeit und Kampf um die politische Lebensrichtung . . ."[6]. An erster Stelle des politischen Handelns steht das Volkstum.

Fehrle bemerkt[7] zu diesen Ausführungen Kriecks: „Das Volkstum ist zwar in seinen Äußerungen sichtbar, die Volksseele, die in ihm wirkt, aber ist nicht verstandesmäßig faßbar, kann aber erschaut und erlebt werden. Darum ist sie eine Wirklichkeit wie andere Lebenserscheinungen. Gerade heute sind wir so weit, daß wir nicht nur das, was sich dem Verstande erschließt, als Wirklichkeit nehmen, sondern auch, was wir als unfaßbar wirkende Macht in uns und draußen erleben."[8]

Wenn wir noch einmal die Ziele der Volkskunde und die völkisch-politische Anthropologie nebeneinander betrachten, so können wir feststellen, daß beide dasselbe erstreben, das Leben in seiner Ganzheit, „sein Werden und Wandeln, seine lebendige Kraft, seine Eigenart, die immer wieder im Kulturwandel, bei aller Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, nach derselben Richtung geht, denn sie ist ja das einem Volke Angeborene, das rassenhaft mit ihm Verwurzelte; dies läßt sich nie ausrotten, solange ein Volkstum besteht"[9].

Die völkisch-politische Anthropologie allerdings hat weitere Ziele als die Volkskunde; sie sucht alle Wissenschaften zu erfassen[10]. Und aus dem neuen Welt- und Menschenbild, das sie prägt, soll ihnen Erneuerung und Auftrieb kommen. Unter diesen nationalsozialistischen Wissenschaften darf man die Volkskunde in die vorderste Reihe stellen im Dienst der neuen deutschen Volkserziehung. Daß sie dazu berufen ist, zeigt allein schon ihre Geschichte. Sie hat zu jeder Zeit Kunde gegeben vom Volke und sich für den völkischen Tatbestand eingesetzt gegen liberalistisch-marxistische Lehre und Weltanschauung, gegen Klassen- und Massentheorie, gegen Gesellschaft, gegen „Primitivität" usw.

Bevor ich die Stellung der Volkskunde zu den einzelnen Problemen behandle, möchte ich näher auf die völkisch-politische Anthropologie eingehen.

Das Hauptproblem der völkisch-politischen Anthropologie lautet: „Volk als Ganzheit überpersönlichen Lebens, Volk als Lebensgrund, als Lebens- und Schicksalsraum, daraus alles persönliche Leben der Volksgenossen heraufwächst, darin sich alles persönliche Werden vollzieht und erfüllt, indem es seinen Beitrag liefert zur Erfüllung der geschichtlichen Sendung und der schicksalhaften Bestimmung des Volksganzen in seinem Werdegang."[11]

Was ist nun Ganzheit? Dieser Begriff ist nicht von anderen Begriffen herzuleiten, jedoch auf die Wirklichkeit anwendbar. „Jede Wirklichkeit aber

[6] Ernst Krieck, Völkisch-polit. Anthropologie, 1, 1936, 43 f.

[7] „Volksseele": „Die badische Schule", Folge 11, 1937.

[8] S. auch Wilhelm Classen, Weltanschauung und Wissenschaft: Ernst Krieds „Völkisch-politische Anthropologie": Volk im Werden, 4, 1936, 408 ff.

[9] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, Vorwort S. III.

[10] S. die Ausführungen von Ernst Krieck, Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulreform, S. 13 f., vor allem 60 ff.

[11] E. Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 44; siehe auch E. Krieck, Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulreform, S. 11; derf., Nationalpolitische Erziehung, S. 42 f.

Digitized by Google

trägt wiederum das Ganzheitsprinzip in sich: darum ist sie Glied am höheren Ganzen und verkörpert in ihrer gliedhaften Eigengesetzlichkeit das Gesetz jeder übergeordneten Ganzheit."[12] Wie ist nun die Stellung von Einzelmensch und Gemeinschaft zur Ganzheit? Das Leben des Einzelnen ist ein Teil einer Einheit, einer höheren Lebensgebundenheit, es kann sich aus sich heraus nicht entwickeln, es ist nicht selbstgenugsam; nur in der Gemeinschaft ist Entfaltung und seelisches Wachstum. Unter ihrer Einwirkung und Anreizung geht ein Wecken der schlummernden Kräfte vor sich. Dieses Wachstumsgesetz kann sich von der Person bis zur Persönlichkeit, bis zum Führertum entfalten, das ein größeres Blickfeld für das Ganze hat. Einfügung des Einzelnen in diese übergeordnete völkische Lebensordnung mit ihrem Artgesetz, das ist das Wiederfinden der gesunden Naturordnung. Um es nochmals zu betonen: Der Mensch ist eine leiblich-geistig-seelische Einheit und Ganzheit, zugleich als eigengesetzliches Glied in das übergeordnete Lebensganze verflochten. Und diese Lebenseinheit ist für uns das deutsche Volk. Das Volk ist Lebens- und Schicksalsraum seiner Glieder. Es „ist die ewige Quelle und der ewige Brunnen, der immer wieder neues Leben gibt"[13]. „Der Fundamentalsatz der völkischen Weltanschauung wie auch der wissenschaftlich beweispflichtigen Wirklichkeitserkenntnis lautet: Die Ganzheit völkischen Lebens trägt alles in sich und erzeugt alles aus sich, was dem eingegliederten Einzelmenschen für sein Entstehen und Wachsen, für sein Reifen und seine Sinnerfüllung lebensnotwendig ist; es gibt weder innerhalb noch oberhalb des völkischen Lebensganzen irgendeine gemeinschaftliche Lebensganzheit, die denselben Höchstgrad an Selbständigkeit, an Vollständigkeit und Selbstgenügsamkeit in sich trüge. Zum lebendigen Volk gehören nicht nur die gliedhaften Einzelmenschen (Volksgenossen), sondern alle nötigen Lebensgebiete und Lebensfunktionen, in denen sich Werden und Sinn des Einzellebens erfüllt: völkische Religion, völkische Politik, völkische Lebens-, Arbeits-, Wirtschafts- und Rechtsordnung, Sprache, Kunst, Wissen, Erziehung samt ihren Organen."[14]

Volk als Ganzheit ist für uns der Ausgangspunkt. Dazu muß aber die Möglichkeit vorhanden sein, sich selbst zu ernähren, sich selbst zu betätigen, aber nicht nur um der Selbsterhaltung willen. Jeder Einzelne, der in den Raum gestellt ist, kann irgend welchen Zwecken nachgehen. Diese müssen aber immer unter dem Gesetz des Ganzen liegen. „Gemeinnutz vor Eigennutz" oder „das Ganze vor dem Teil". Es muß natürlich auch noch ein „Eigen" geben; denn jeder muß eine Existenzmöglichkeit haben, sonst gibt es ja kein Schaffen und Wachsen am Ganzen.

In diesem Wachsen im Einzelleben und im Werden des Volkes stellt Rasse das Stetige dar. „Rasse ist jene innere Stetigkeitskomponente im Leben des Volksganzen und des einzelnen Volksgenossen, die sie zur Gemeinschaft, zur Einheit des Ziels, des Lebenswillens und der Sinnrichtung fügt und ordnet. Die entsprechende äußere Stetigkeitskomponente ist gegeben mit dem

[12] E. Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 44.

[13] Adolf Hitler, Aus der Rede vor den deutschen Arbeitern in Siemensstadt am 10. November 1933. In: Welser, Hitler-Worte, S. 10.

[14] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 54.

Digitized by Google

Boden (Heimat, Landschaft, Klima, dem zugeteilten Lebensraum, der Mutter Erde, dem Wurzelgrund menschlichen Lebens)."[15] Somit steht die Rasse hinter allem geschichtlichen und kulturbildenden Handeln im Völkerleben. „Aber auch bei Stetigkeit der Rasse und des Grundcharakters bleibt ein Volk nicht stillstehen . . . Adliges Rassetum erweist sich gerade darin, daß es nicht bloß Objekt, Gestaltungsfeld der Geschichte ist, sondern daß es als politische Macht selbst zum Herrn, zum Gestalter, zum schicksalbildenden Prinzip der Geschichte wird."[16]

Galt der Satz der übergeordneten Volksganzheit schon zu andern Zeiten? Zur Zeit des Armin z. B. gab es ein staatlich zusammengefaßtes Volk noch nicht. Aber das Bewußtsein der Gemeinschaft war schon vorhanden. Die Germanen hatten ein starkes Gefühl der Stammeszugehörigkeit und Blutsgebundenheit in den Lebensordnungen. Daraus konnte sich keiner lösen. „Jeder stand mit seinem persönlichen Leben in der Gebundenheit der Sippe, des Männerbundes, der Stammes, des Volkes, insgesamt: gebunden in ‚Midgard', daraus er herkam und darin sich der Sinn seines Lebens erfüllte."[17] Beschützer dieser ganzen Lebensordnung war der „fulltrui", der Gott, in dem sich die Lebenssubstanz der Gemeinschaft bis zur „Symbolgestalt" steigerte. In dieser gemeinsamen Lebenssubstanz aus Rasse und Blut sind Sippe, Thing, Führer und Gefolge verbunden.

Die nationalsozialistische Bewegung hat die große Bedeutung der Gefolgschaftsform mit ihrer ganzen Wert- und Zuchtordnung erkannt. In die neue Gliedschaftsform sind alle Volksgenossen und alle Gliedschaftsverbände einbezogen. Bauern, Arbeiter, Handwerker, Richter, Ärzte, Lehrer, Kaufleute, alle treten sie vor neue Aufgaben, die sie von ihrem Beruf aus erfüllen in Blickrichtung auf das gemeinsame Lebensganze und das Prinzip des All. Daraus entsteht ein neues Ethos der Berufe. Die Aufgabe der Wissenschaft ist die „Gestaltung der volksgemeinschaftlichen Lebensordnungen und der umweltlichen Lebensbedingungen in der von Weltanschauung gewiesenen Sinnrichtung. Für den deutschen Menschen: ein Weg der Selbst- und Welterkenntnis, der Umwelt- und Gemeinschaftsgestaltung zur Erfüllung seines rassischen Menschentums und seiner geschichtlichen Mission aus dem ihm eigentümlichen Menschenbild heraus"[18].

Das Prinzip der Ganzheit als Zentralproblem der Weltdeutung hat viele Vorläufer und begegnet uns immer wieder gerade bei den Größten unter den Deutschen.

Leibniz hat in einer Zeit größter deutscher Not das gesamtdeutsche Problem in seiner ganzen Weite und Tiefe erschaut. Er hat erkannt, daß Deutschland nur durch Einigkeit des ganzen Volkes aus der Zerrissenheit und dem „zerfallenen Zustand des gemeinen Wesens"[19] errettet werden könne. Deutschland wird „seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen sieht, und

[15] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 76.
[16] A. a. O., 3, 127 f.
[17] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 1, 55.
[18] Ernst Krieck, Völkisch-politische Anthropologie, 3, 122.
[19] Leibniz, „Denkschrift zur Festigung des Reiches".

Digitized by Google

manchen auf andere Gedanken bringen, der jetzt nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben soll"[20]. Leibniz will die Kräfte des Deutschtums aufzeigen und die Deutschen zu ihrer Selbsterkenntnis wecken. (S. seine „Denkschrift von der Aufrichtung einer Akademie in Deutschland zur Förderung der Künste und Wissenschaften".)

Leibniz sieht stets bei aller Erkenntnis das ganze menschliche Sein als Aufgabe vor sich und stellt die Frage nach der Nützlichkeit und Anwendbarkeit, nach der Bildungsmöglichkeit. Alle Erfahrungen und Entdeckungen, alles Wissen und Forschen soll sich in einem geistigen Mittelpunkt vereinen, von hier aber wieder in lebendiger Wirkung zum Ausgangspunkt zurückkehren: zum Volksganzen. Oberhalb dieser geistigen Lebenszentrale soll eine Verbindung der Akademien über alle europäischen Hauptstädte bestehen. Zum Aufgabenkreis der Akademie gehört all das, um was sich seit den Tagen der Romantik germanische Philologie, Geschichts- und Rechtswissenschaft u. a. bemüht haben. Leibniz selbst hat den Weg gezeigt und geebnet; er hat die methodische Sammelarbeit selbst begonnen, die Sprache erneuert, viele Wissensgebiete beherrscht und selbst viel Schöpferisches hervorgebracht und Bedeutendes geschaffen. —

Um das Prinzip der Ganzheit und um völkische Weltanschauung hat die Volkskunde gekämpft seit den Tagen der Romantik: J. Möser, Herder, Arndt, Jahn u. a.[21]. Es ist bezeichnend, daß sich in vorderster Reihe Politiker und Freiheitskämpfer um die Grundlegung der Volkskunde bemühen, die aus der national-politischen Forderung nach Volkwerdung entspringt. Ich möchte hier von vielen nur wenige Beispiele anführen.

Justus Möser kämpfte zäh um die Erhaltung deutschen Volkstums. Er fordert auf, sich mehr auf sich selbst zu stellen und besser den eigenen Boden zu nutzen, das Nachbarliche nur dann heranzuziehen, wenn es dem Eigenen dient. So hat Möser inmitten der Aufklärung die Größe der nationalen Vergangenheit und den Wert des deutschen Volkstums erkannt. Seine Forschungen konnte Möser gut in der Staatsführung anwenden, in Zeiten, da er die ganze Verwaltung des Osnabrücker Landes innehatte. Wir haben hier also zum erstenmal die Anwendung volkskundlichen Forschens im Staatsleben.

Auch bei Herder wird der Volkstumsgedanke zur Basis, „um den gesamten Bereich einer solidarischen europäischen Vernunftkultur umzuwerten und in einen neuen Kulturgedanken umzuschmelzen, der an die Stelle des Fortschrittes die Entwicklung, an die Stelle der Vernunft die Geschichte, an die Stelle der Menschheit Nationen setzt. Dieser großartige Versuch der Eindeutschung des aufgeklärten Kulturgedankens ist die eigentliche Jahrhundertleistung Herders"[22]. Und dieses deutsche Volkstum stellt Herder gegen alle Überfremdungen der Mittelmeerkultur und gegen die Verwelschung deutscher Artung.

Herders besonderes Verdienst ist auch die neue Art des Sehens und Ver-

[20] S. Anmerkung 19.

[21] Vgl. Eugen Fehrle, Volkstum und Staat: Obd. Zt. f. V., 10, 1936, 1 ff.

[22] Benno von Wiese, Volkstum und Geschichte bei Herder: Zeitschrift für Deutsche Bildung, 10, 1934, 466.

Digitized by Google

stehens; für ihn ist der Einzelne Glied eines Ganzen, ohne jedoch seine Eigengesetzlichkeit zu verlieren. Die einzelnen Lebensgliederungen sind organisch aus Kräfteschichten aufgebaut. Der Einzelne kann nur als Glied einer höheren Lebenseinheit werden und wachsen, und diese wiederum ist in das universalgeschichtliche Ganze eingegliedert. „Jede Nation trägt den ‚Mittelpunkt der Glückseligkeit' in sich selber, aber zugleich bleibt sie bezogen auf den Mittelpunkt aller Mittelpunkte, auf das organische Zentrum, das alle organischen Zentren noch einmal übergreift, auf die der Gottheit analoge Geschichte der Menschheit. Nur aus dieser Doppelheit universalgeschichtlicher und individualisierender Betrachtung heraus läßt sich die Aufgabe von Nation und Volkstum im Herderschen Sinne erfassen."[23] Das Volk mit Sprache, Dichtung, Religion, Sitte usw. ist aus einer Wurzel entstanden und in das Ganze der göttlichen Lebensordnung eingegliedert. Je mehr nun das einzelne Glied zum Verständnis der eigenen Wurzeln gelangt, um so besser versteht es auch den weltgeschichtlichen Zusammenhang. Das Suchen nach den Wurzeln und Ursprüngen des Volkstums führt zum Erkennen der Lebenskräfte, die sich stets wandeln in der Geschichte, die sich aber auch ewig verjüngen aus den Ursprungskräften. Die einzelnen Kulturerscheinungen sind alle zusammenhängend, da sie aus der gleichen Lebensgrundlage entwachsen sind. Besonders entscheidend sind für Herder in diesem Zusammenhang Sprache und Poesie. Diese spiegelt in Lied, Märchen, Sage die Denkart und Eigenart eines Volkes wider; sie ist Ausdruck des irrationalen Etwas, das Herder selbst als Volksseele bezeichnet. Herder hat diesen Begriff als erster geprägt. Damit will er sagen: Das Volk ist nicht nur als eine Summe von Individuen aufzufassen, sondern es ist eine organische Ganzheit, der wirklich eine Volksseele innewohnt, die auf vielerlei Weise erlebt werden kann[24]. So hat Herder bereits einen Begriff geprägt, der heute der nationalsozialistischen Weltanschauung zugrunde liegt.

Ernst Moritz Arndt erkannte vor allem die große Bedeutung des Bauernstandes für unser Volksleben: „Macht Gesetze, die inmitten so ungeheurer Weltbewegungen euch einen freien tüchtigen Bauernstand sichern, die einen festen Volkskern pflegen und erhalten; sorgt, daß freie Leute mit mittelmäßiger Wohlhabigkeit auf dem Lande in den natürlichsten edelsten Arbeiten ferner noch bestehen, daß die mächtigen Säulen stehen bleiben, woran die Waffenrüstung des Vaterlandes am sichersten aufgehängt werden kann . . . sorgt ihr nur für die Erhaltung des glücklichen freien Bauern mit hundert oder mit zwanzig und vierzig Morgen Landes, so habt ihr für das Beste und Wichtigste des Vaterlandes gesorgt."[25]

Über die Erhaltung der Ganzheit des Volkes schreibt er: „Das erste Notwendige ist, unsere große Freiheit zu stärken und zu wahren und nicht zersplittern zu lassen, die Erhaltung der Ganzheit unseres Landes und Volkes ins Auge zu fassen und durch republikanische oder gar kommunistische Glückselig-

[23] A. a. O., 468.

[24] S. den Aufsatz „Volksseele" von Eugen Fehrle: „Die badische Schule", Jahrgang 1937.

[25] Ernst Moritz Arndt, Staat und Vaterland. Eine Auswahl aus seinen politischen Schriften. Herausgegeben von E. Müsebeck. 58.

Digitized by Google

keits- und Freiheitsträume uns nicht zerreißen und den Fremden als Beute hinwerfen zu lassen . . ."[26] Unter der großen Freiheit versteht er „unsre ganze, volle Volkstümlichkeit in ihrer einigen, in ihr selber abgeschlossenen Unversehrtheit und in ihrer den Fremden Achtung gebietenden Stärke: daß wir als Volk geschlossen zusammenhalten, daß kein fremdes Volk unter dem Titel der Befreiung und Beglückung sich in unsre Familiensachen mischen dürfe . . ."[27]

Die Naturphilosophie der Romantik hat nicht vermocht, an der Ureinheit des Lebens festzuhalten. Das All-Lebendige wurde wiederum gespalten in Natur und Geist. Die Rasse als Naturgrundlage, die im Einzelleben wie im übergeordneten Volksganzen entscheidet, wurde nicht als hauptsächlich bestimmend anerkannt.

Aber wir dürfen trotz allem die großen Leistungen nicht verkennen, die die Romantik hervorgebracht hat. Sie hat dem deutschen Volk das Gefühl der Minderwertigkeit genommen und ein starkes Deutschbewußtsein geweckt. Sie hat eine völkische Eigenprägung der Volkskunde gebracht. Wenn Männer wie Hans Naumann heute spötteln über die romantische Volkskunde, so haben sie nur die Schwächen der Romantik bedacht, aber nicht ihre ungeheure elementare Gewalt.

Äußerlich kennzeichnend für jene Zeit ist eine Reihe neu geschaffener Ausdrücke für die Wesenseinheit des Volkes. Neben Herders „Volksseele" steht der „Heilige Volksgeist" von Görres. Jahn kämpft um „Volkstum"; Goethe spricht von „Volkheit"; außer der „Völkerkunde" hören wir von „Volksforschung" und „Volkstumskunde". Zum erstenmal ist auch der Begriff „Volkskunde" nachweisbar.

Durch Wilhelm Heinrich Riehl kam ein neuer Vorstoß von großer Entscheidung. Er hat die Ergebnisse von Leibniz, Herder, Möser u. a. gut zusammengefaßt und durch eine klare, weiten Kreisen zugängliche Darstellung die Hauptzielpunkte lebendig gemacht und somit auch der Volkskunde unserer Zeit viel Anregung gegeben. In seinem Vortrag „Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit" führt er u. a. aus: „Wir leben in den Tagen der Nationalpolitik und der Realpolitik. Die Nation ist eine historische Tatsache, ihr Leben ein historischer Prozeß: in der historischen Erkenntnis wird sich die Nation erst ihrer selbst bewußt . . . Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts machte kosmopolitisch, sie suchte den Weltgeist im Menschengeiste, den Menschengeist im Volksgeiste; das Nationalbewußtsein war ihr eine lästige Schranke, ein Schlagbaum, der den geraden Weg zum Weltbürgertum versperrte. Der historische Genius der Wissenschaft unserer Zeit lehrte die Wucht und den Wert der Nationalität erst vollauf erkennen; die Geschichte geht vom eigenen Volke aus zu den Völkern und kehrt am liebsten wieder zum eigenen Volke zurück . . ."[28] Riehl versucht, das Wort Volkskunde in einen bestimmten Inhalt zu fassen. Er gibt dabei einen kurzen Rückblick in das Schaffen verschiedener Männer, die auf diesem Gebiet vorgearbeitet haben.

[26] A. a. O., 78.

[27] Ernst Moritz Arndt, Staat und Vaterland. Herausgegeben von E. Müsebeck. 78.

[28] Wilhelm Heinrich Riehl, Freie Vorträge, 2, S. 162.

Digitized by Google

Er verweist „auf die Begründung und Fortbildung einer selbständigen Disciplin der Statistik seit Achenwall, auf die Neugestaltung der Nationalökonomie seit Adam Smith, auf die Pflege einer selbständigen Wissenschaft der Culturgeschichte, wo für uns namentlich Heeren mit seinen Verdiensten um die Verbindung von Geographie, Ethnographie und Geschichte bahnbrechend voransteht; auf die Zusammenführung des Volksstudiums mit der Ethik, wie sie Justus Möser so erfolgreich versuchte; auf die Arbeiten der historischen Schule der Staats- und Rechtsgelehrten; auf die Reform der Geographie wie sie durch Ritter zum Fundament und unmittelbarsten Vorbild für die Volkskunde angebahnt wurde; endlich und ganz besonders auf die mythologischen, antiquarischen und philologischen Forschungen der sogenannten Germanisten . . ."[29] Hier führt er vor allem die Brüder Grimm an; er versucht „zu veranschaulichen, daß wir von einer neuen Wissenschaft der Volkskunde selbst dann reden könnten, wenn wir auch gar nichts Weiteres besäßen, als was diese beiden Männer zur Erkenntniß des deutschen Volkes ausgesonnen und ausgearbeitet haben"[30]. Er betont an anderer Stelle, daß die Volkskunde jedoch gar nicht als Wissenschaft denkbar ist, „solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat; darum nannte ich sie im Eingange geradezu eine neue Wissenschaft, eine Schöpfung der letzten hundert Jahre, denn seit dieser Zeit hat sie allmählich erst jenen Mittelpunkt wiedergefunden, und damit zugleich eine Fülle der Ideen und des Stoffes, eine Selbständigkeit und Schöpfungskraft gewonnen . . ." „So gewaltiger Fortschritt in aller Geistescultur wächst hervor aus der Selbsterkenntnis des Volksthums."[31] Aber „die bloße Kenntniß der Thatsachen des Volkslebens gibt niemals eine Wissenschaft vom Volke; es muß die Erkenntniß der Gesetze des Volkslebens hinzukommen und zu einem Organismus geordnet werden . . ."[32]. „Aus der vergleichenden Beobachtung entwickelt sie ihre Gesetze, und der ächte Volksforscher reist, nicht blos um das zu schildern, was draußen ist, sondern vielmehr um die rechte Sehweite für die Zustände seiner Heimath zu gewinnen."[33] Ferner soll die Volkskunde „objektiv untersuchen, was der unantastbare Urgrund menschlicher Gesittung bei den Völkern, und was unser eigenes, freies und wechselndes Gebilde ist, welches sich auf jenen Granitpfeilern aufbaut, und nach welchen historischen Motiven sich auch wieder jedes einzelne Volk individuell bewegt"[34]. Die Volkskunde dient Riehl nicht nur zur Erforschung der Vergangenheit, sondern führt zum Verständnis des volklichen Seelenlebens auch in der Gegenwart. „Indem nun aber unsere Zeit zur Erforschung auch der nächstliegenden, gegenwärtigen Volkszustände vorgeschritten ist, hat dadurch die Volkskunde in der That eine ganz neue Gestalt angenommen. Sie ward inhaltreicher im Stoff, freier und tiefer in der Entwicklung der Gesetze des Volksorganismus, mächtiger in befruchtender Einwirkung auf

[29] und [30] W. H. Riehl, Die Volkskunde als Wissenschaft. Ein Vortrag. In: Culturstudien aus drei Jahrhunderten von W. H. Riehl, S. 228.

[31] A. a. O., S. 216 f.

[32] A. a. O., S. 220.

[33] A. a. O., S. 218.

[34] A. a. O., S. 224.

Digitized by Google

andere Wissenschaften und das praktische Leben."[35] „In Summa hat die culturgeschichtliche Vertiefung der ganzen modernen Geschichtsschreibung wie die historische Tendenz der neueren Staats- und Rechtswissenschaft unendlich viel dazu beigetragen, der Volkskunde zu einer festen Grundlage innerer Gesetzmäßigkeit zu verhelfen. Aber solche Dienste sind bei allen selbständigen Wissenschaften gegenseitig, und die Volkskunde hat Gelegenheit genug, den Dank, welchen sie der Geschichte und Staatswissenschaft schuldet, abzutragen, indem sie nicht minder befruchtend auf jene zurückwirkt. Die Selbständigkeit einer Wissenschaft besteht nicht in ihrer Isolierung, sondern vielmehr darin, daß sie andere Zweige in eben dem Maße fördert, als sie selbst von jenen gefördert wird.

Werfen wir in diesem Sinne einen Blick auf den Zusammenhang der Volkskunde mit der Staatswissenschaft.

Ohne ein Zurückgehen auf die Naturgesetze des Völkerlebens sind viele der wichtigsten politischen Begriffe gar nicht wissenschaftlich zu begründen, und so wird die Volkskunde geradezu eine Vorhalle zur Staatswissenschaft"[36]. Über die Blickrichtung der Volkskunde sagt Riehl: „Diese Studien über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol, Küche und Keller sind in der That für sich allein eitler Plunder, sie erhalten erst ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit."[37]

Riehl war seiner Zeit sehr vorausgeeilt; deshalb war er kaum verstanden und fand keine unmittelbaren Nachfolger. Er schließt eine vergangene Zeit ab, die mit Leibniz beginnt und in der großen völkischen Erhebung vor und um 1800 ihren Höhepunkt erreicht. Nach Riehl erfolgte zunächst eine eifrige Sammeltätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde, aber die Blickrichtung war meist nicht weit.

Der Weltkrieg hat viel verholfen zum Verständnis des Volkes. Aber dann folgte eine schwere Zeit des Niedergangs, die dem deutschen Volk den Glauben an seine eigene Kraft nahm. Ein fremdrassiges Volk, die Juden, erlangte immer mehr Einfluß in Recht, Verwaltung, Erziehung, Wirtschaft usw. Es lebte zwar auch noch völkisches Empfinden, aber es war nicht von Bedeutung für den Staat. Wer sich für das Volkstum einsetzte, war verlacht und verspottet.

Erst die nationalsozialistische Revolution hat wieder Verständnis für das Volk geweckt, und nun stehen wir nach jahrelanger Zurückdrängung des Volksbewußtseins am Anfang einer neuen Volkwerdung. In ständigem Kampf um die Seele des Volkes und in der Erkenntnis seines Wesens, setzte sich der Führer das Ziel, das Volk aus seinem Niedergang emporzuführen und in einem völkischen Staat zusammenzufassen. Ihm gelang es, deutsches Volkstum zum Durchbruch zu bringen; keiner der Vorhergehenden hatte die Kraft, seine Ideen zu verwirklichen und danach den Staat zu formen. Was die Volkskunde schon lange erstrebte, hat sich durch die Tat des Führers verwirklicht:

[35] A. a. O., S. 218/219.
[36] A. a. O., S. 221 f.
[37] A. a. O., S. 215.

Digitized by Google

„ein mächtiges Emporquellen deutschen Volksbewußtseins aus dem Mutterboden unserer Kultur, ein Erwachen und Besinnen auf eigenes Wesen und erdgebundene Kraft, ein Erglühen aller deutschen Herzen für die heiligen Aufgaben einer germanisch-deutschen Wiedererstehung, ein Zusammengehen aller Stände unseres Volkes zum Ringen um deutsche Wiedergenesung . . ."[38]. Durch die nationalsozialistische Wiedergeburt des deutschen Volkes hat auch die Volkskunde eine entscheidende Neuausrichtung ihrer Gehalte und Ziele erhalten. In einem Aufsatz „Zur Stellung der Volkskunde in der Gegenwart" schreibt Fehrle: „Unsere Kultur kann in ihrem Wesen nur erkannt werden, wenn wir sie in den Grundlinien geschichtlich durchschauen, deshalb wenden wir uns rückwärts und erforschen, welche Erscheinungen nicht nur Augenblickswerte haben, sondern wesentlich sind. Daraus werden wir ihre Richtung sehen und auch Weisungen für die Zukunft geben können. Denn wir suchen ja das Alte nicht auf, weil es alt ist, sondern nur soweit, als es uns bodenständig, gut und unserem eigensten Wesen entsprechend erscheint und so lebensvoll, daß es uns auch für Gegenwart und Zukunft etwas bedeuten kann."[39] Somit ist also das Alter allein noch kein Maßstab zur Wiedererweckung, und eine Belebung ist nicht im Sinne einer bloßen Nachahmung gedacht. Nur was der völkischen Gegenwart dient und ihr entsprechend umgestaltet werden kann, soll bewahrt werden und neue Gestaltung erfahren. Es geht bei all dem um die Erkenntnis der Gesetze des Volkes und um eine zukünftige Gestaltung, aber nie um ein bloßes Wiederbeleben und Nachahmen.

Im Mittelpunkt der Arbeit muß für die deutsche Volkskunde wie für die deutsche Volkssoziologie stets die Gegenwart stehen. „So wollten es die geistigen Väter beider Wissenschaften, Möser und Riehl, so will es in unsern Tagen selbst ein aufs stärkste historisch arbeitender Volkskundler wie Eugen Fehrle, dessen historische Studien darauf hinauslaufen, die verschiedenen, die germanische Grundlage des deutschen Volkstums überschichtenden antiken, christlichen und anderen Elemente zu erfassen in der Absicht, die tragende ‚arteigene' Grundlage allen deutschen Volkstums bloßzulegen und sie für die Gestaltung der Gegenwart wie der Zukunft fruchtbar zu machen."[40]

Die Volkskunde behandelt die Erscheinungen des Volkslebens nicht für sich abgesondert, sondern in engem Zusammenhang mit dem übergeordneten Ganzen. Sie betrachtet z. B. das Bauernhaus in organischer Einordnung zu Familie, Stamm, Landschaft, Dorf. An der Bauweise der Höfe und Häuser erkennen wir, wie die Menschen in den verschiedenen Gegenden leben und denken. Besondere Bedeutung gewinnt das Dorf in seiner ganzen Anlage und Fluraufteilung.

Die Volkskunde beschäftigt sich u. a. mit der Vielfalt der deutschen Stämme und Landschaften und untersucht von jedem Stamm die Eigenheit und be-

[38] Eugen Fehrle, Die Volkskunde im neuen Deutschland: Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 7, 1933. S. 1.

[39] „Heimatarbeit und Heimatforschung", Festgabe für Christian Frank. München 1927.

[40] Adolf Bach, Deutsche Volkskunde, ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Leipzig 1937, S. 53.

Digitized by Google

sondere Leistungskraft für die gesamte Kultur. Daraus kommt sie auf die gemeingermanische, allen zukommende Eigenart, und aus dem bunten Reichtum, wie er sich in diesen Eigenschaften offenbart, zeigt sie das Gemeinsame, das all diese einzelnen Stämme besitzen.

Sie befaßt sich mit allen volkstümlichen Bereichen wie Volksglaube, Volksrecht, Volksmedizin, Volkskunst, Volkssprache, Volksbrauch, Volkslied, Volkstracht, Volkstanz usw. In alledem handelt es sich um die blut- und bodengebundene geistig-seelische Grundhaltung, um die bodenständigen Elemente eines Volkes, um die Ewigkeitsgehalte der jeweiligen Erscheinungen. Dabei ist zu betonen, daß diese Untersuchungen sowohl für das Land als auch für die Stadt gelten. Denn auch in der Stadt lebt deutsches Volkstum, das große Bedeutung hat. Das Volkstum der Stadt ist zwar anderer Art, aber ebenso berechtigt wie das des Bauerntums. Deshalb darf die wissenschaftliche Volkskunde nicht achtlos an den formenden Volkstumskräften der Stadt vorübergehen; denn schließlich umfaßt die Volkskunde die Gesamtheit des Volkes und sein ganzes Brauchtum. Daß dabei die Pflege des bäuerlichen Volkstums im Vordergrund steht, braucht nicht hervorgehoben zu werden; denn da ist der Mutterboden des Volkstums und Brauchtums, und da wird auch stets der unversiegbare Nährboden bleiben; letztlich kommt doch alle Kraft, auch für die Stadt, aus dem Bauerntum.

Der Führer schreibt in seinem Buch über den Bauernstand als Grundlage der Nation: „Schon die Möglichkeit der Erhaltung eines gesunden Bauernstandes als Fundament der gesamten Nation kann niemals hoch genug eingeschätzt werden. Viele unserer heutigen Leiden sind nur die Folge des ungesunden Verhältnisses zwischen Land- und Stadtvolk. Ein fester Stock kleiner und mittlerer Bauern war noch zu allen Zeiten der beste Schutz gegen soziale Erkrankungen . . ."[41] Der Bauer steht mit seinem ganzen Tun immer in Verbindung mit dem organischen Leben, woraus ihm stets Kräfte zufließen. So wird er zum Urgrund des Volkes, das vom Bauerntum neue Nahrung erhält.

Beim Bauern fanden auch die Überfremdungen nicht so schnell Eingang wie beim Städter. Das Landvolk hat seine seit Jahrhunderten und Jahrtausenden bei den Ahnen üblichen Feste und Volksbräuche bis heute vielfach bewahrt. Dieses Bauerntum, das uns in Sitte und Brauch altes Kulturgut überliefert, müssen wir alle kennen und verstehen. Über die alten Volksfeste schreibt Fehrle: „Die alteingewurzelten Jahresfeste des deutschen Volkes, die aus bäuerlicher Kultur kommen und sich dort am meisten erhalten haben, zeigen in ganz Deutschland, von Helgoland bis nach Tirol, von Königsberg bis zum Oberrhein und über die Grenzen hinaus, soweit deutsches Volk wohnt oder deutsche Kultur ausstrahlt, tiefgehende Übereinstimmungen. Wohl haben Landschaft und gemeinsames Erleben den Festen hier diese, dort eine andere Prägung gegeben, die Haltung, die dahinter steht, die Ur-Sachen und die Vorstellungen sind im Grunde genommen immer wieder dieselben. Sie sind gemeingermanisch und können in unserer Geschichte bis in die Frühzeit unseres Volkes zurückverfolgt werden. Vielfach sind sie auch zu belegen bei anderen

[41] Adolf Hitler, Mein Kampf, S. 151.

Digitized by Google

arischen Völkern, in den Weden der alten Inder, in der Religion der Perser, in dem bäuerlichen Jahreslauf der alten Römer, besonders aber bei den uns nahestehenden alten Griechen. Damit sind sie erwiesen als altarisches Erbgut.

Die Volksbräuche, vor allem die Jahresfeste, sind die besten Zeugen für die altgermanische Art und Sitte. Das Volkstum, das sich in ihnen offenbart, ist die Verkörperung unserer Eigenschaften und Fähigkeiten."[42]

Es sind zwar im Laufe der Zeit viele Einflüsse hinzugekommen. Um diese Überfremdungen durch die Mittelmeerkultur und das Christentum klar zu erkennen und zur germanischen Wurzel zu dringen, ist eine Kenntnis unseres eigenen Volkstums unbedingt erforderlich. Diese Kenntnis übermittelt die Volkskunde. „Sie untersucht im Unterschied zur Geschichte weniger die Ereignisse deutschen Geschehens in ihrem Verlauf, sondern spürt den treibenden Kräften nach, die im völkischen Leben bestimmend sind, und sucht so auf die Ursprünge deutschen Lebens und Schaffens zu kommen. Einflüsse von außen, die der deutsche Wissenschafter oft mehr betrachtet hat als die Ursprünge und ihre Weiterwirkungen, beobachtet der Volkskunder zunächst als Überfremdungen, untersucht dann, ob und wie sie deutsches Wesen umgestaltet haben und wie weit sie der Entwicklung der deutschen Volksseele schädlich sind und ausgemerzt werden müssen."[43]

So wird die Beschäftigung mit dem „Mutterboden der Kulturnation" (Dieterich), mit der Geschichte gemeinsamer Erbanlagen zu einer nationalen, wichtigen Angelegenheit von erzieherischem und politischem Ausmaß. Von hier aus wird sich auch die Stellung bestimmen, die der Volkskunde und der völkisch-politischen Anthropologie im Ringen der Wissenschaften um das neue Menschenbild zugewiesen werden.

Zum Schluß fassen wir noch einmal kurz zusammen: Die Volkskunde betrachtet die äußeren Lebensformen nicht nur an sich; sie sucht sie in Beziehung zu setzen zu Fühlen und Denken der völkischen Gemeinschaft, die in Blut und Boden verwurzelt ist. Das Erkennen unseres Volkstums ist also nicht Selbstzweck. „Wissen ist auch hier nur Sinn, soweit es zur Kraft werden kann für die Artung unseres Volkes. Das Wissen soll in uns das Bewußtsein unserer Art eindeutig zum Ausdruck bringen und stärken, und aus dem Bewußtsein wächst die Liebe zum Volkstum. Für die Führenden ist dies Bewußtsein ein Hinweis auf die Richtung, die sie gehen müssen. Denn die Erbmasse ist für die Kultur jedes Volkes richtungweisend. Wer sie nicht kennt, wird an keiner Stelle mit Erfolg führen können."[44]

So ist die Volkskunde der völkisch-politischen Anthropologie eng verwandt, ihre Schwester, mit der sie gleichen Zielen zustrebt.

[42] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, S. 101. S. auch P. C. Tacitus, Germania. Herausgegeben, übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Eugen Fehrle, 3. Auflage 1939. In diesen Erläuterungen versucht Fehrle zu zeigen, inwiefern das, was Tacitus als germanisches Volkstum schildert, bis heute weiterlebt. Auch in seinem Buch „Deutsche Hochzeitsbräuche" 1936, verfolgt er die einzelnen Sitten und Bräuche bis in die germanische Frühzeit zurück (Jena 1937).

[43] Eugen Fehrle, Deutsche Feste, S. 102.

[44] Eugen Fehrle, Deutsche Feste, Vorwort S. III.

Digitized by Google

Welcher Brauch ist mit dem alten Namen „Räderschieben" oder „Radscheiben" gemeint?

Von **Ernst Christmann**, Kaiserslautern.

Alb. Becker[1] und Walter Diener[2] setzen „Räderschieben" als gleichbedeutend mit „Notfeuer", d. h. nach ihnen bezeichnet es nicht ein regelmäßig wiederkehrendes Jahresfeuer (z. B. an Sonnwend oder um Fasnacht oder Ostern), sondern ein Feuer, das nur ausnahmsweise, nämlich in einer Notzeit, etwa aus Anlaß einer Seuche entfacht wurde und dann auf eine ganz besondere Art. Ersterer betrachtet die Anschauung, daß das alte Wort auf die in der Fastenzeit oder um die Sommersonnwende den Berg herabrollenden Feuerräder zu beziehen sei, ausdrücklich als eine alte Verkennung. Ich muß auf Grund von Belegen, welche beiden anscheinend nicht zur Verfügung standen, und auf Grund einer Überlegung, welche ich anstellen werde, zu einer andern Auffassung gelangen. Die will ich hier darlegen und begründen.

Soweit ich sehe, stützen Alb. Becker und W. Diener ihre Deutung auf einen und denselben Beleg, den Bericht des Pfarrers von Winterburg vom Jahre 1575[3], „in den Gemeinden Gebroth und Allenfeld habe man noch ohnlängst Räder geschoben und Notfeuer gemacht", W. Diener fügt noch aus einem Werk von Brack über die evang. Kirche zwischen Rhein, Mosel, Nahe und Glan hinzu: „An vielen Orten unseres Bezirkes war, um das Rindvieh gegen Seuchen zu schützen, das Räderschieben oder das Notfeuer im Brauch". Aber Brack selbst sagt das „Räderschieben oder Notfeuer" anscheinend nur dem Pfarrer von Winterburg nach, dessen Bericht er wiedergibt.

Auch aus dem Zweibrücker Land wird 1558 unter „gemeinen Mängeln und Mißbräuchen, so hin und wider eingerissen"[4] neben Johannesfeuer, Lehenausrufen, „Pfingstbesammeln", nächtlichen Tänzen usw. ausdrücklich „Räderschieben" aufgeführt. (Ich mache hier schon darauf aufmerksam, daß dafür aber — allenfalls vom Lehenausrufen abgesehen — nichts von Fasnachtsbräuchen erwähnt ist.) Dagegen darf ich nun zwei Be-

[1] Alb. Becker, Pfälzer Volkskunde (Bonn 1925), 326.

[2] Walter Diener, Hunsrücker Volkskunde (Bonn 1925), 239.

[3] A. a. O. bei Becker und Diener.

[4] Zweibr. Kirchenvis.-Bericht in: „Blätter für pfälz. Kirchengesch." 1926, S. 56 und „Obd. Zeitschr. f. Volkskd.", 1939, 31 ff.

Digitized by Google

lege anfügen, die unser Wort in leichter Abwandlung enthalten und auch zugleich bei genauerer Betrachtung etwas über das Wesen des Brauches aussagen. Bezirksoberlehrer Alb. Zink (in Erdesbach a. Glan) fand im Kirchenbuch der Gemeinde Achtelsbach (Kr. Birkenfeld) aus dem Jahre 1577 folgende Eintragung: „Hoc anno gaben die groben und wilden Baurzen dem teuflischen Bacho ein Fest der Fastnacht, mit fressen, sauffen, Eier heischen, springen, Dantzen und pfeiffen drommen auch radscheiben gleich den Heiden gewaltiglich gehalten." Dazu gesellt sich aus der nassau-saarbrückischen Herrschaft Ottweiler a. d. Blies[5] aus den Jahren 1574 bzw. 1618: „Auch das Rathscheiben, Lenchen ausruffen und daß Mägde und Knechte um dieselbe Zeit einander zum Wein führen, war ebenso wenig gestattet." Das Zeugnis aus Achtelsbach ordnet ganz unzweifelhaft das „Radscheiben" in die auf die Fasnacht festgewordenen Bräuche ein. Mit dem Radscheiben in der Herrschaft Ottweiler kann es sich nicht anders verhalten. Im Gebiet um Saarlautern-Merzig westlich davon und weiterhin im anschließenden Raume Lothringens und des Landes gegen Trier hin ebenso wie im Raume um Koblenz-Köln her sind in alter und neuer Zeit mit dem Lehenausrufen oder dem „Mailehen" Feuer verbunden, und zwar in der fasnachtlichen Zeit; mit „alter Zeit" meine ich im engeren Sinne das 16. Jahrhundert. Für diesen Zeitabschnitt wie für die heutige Zeit erbringen Nik. Foz[6] und A. Wrede[7] klare Beweise, ebenso ergibt sich aus Dieners Werk[8], daß auch im Hunsrückgebiet der gleiche Brauch ehemals in der hintern Grafschaft Sponheim daheim war — die Belege nennen die Jahre 1567 und 1608 —; folglich haben wir für den ganzen Raum von Lothringen bis zum Niederrhein ehemals Lehenausrufen oder Mailehen zur Fasnachtszeit in Verbindung mit einem Feuerbrauch bezeugt, und zwar vom 16. Jahrhundert bis in unsere Tage. Wohl wird heute meistens ein Holzstoß entzündet, aber Nießen[9] gibt uns eine Schilderung aus den einander gegenüberliegenden Orten Metzlach und Keuchingen, daß man dort am Schlusse auch zwei brennende Teertonnen, also einen modernen Ersatz für brennende Räder, den Berg hinabgerollt habe. Weiter könnte ich noch einen oder zwei Orte aus der gleichen Gegend hinzufügen, wenn ich meine Belege nicht seit meinem Abmarsch aus Saarbrücken bei Beginn des uns von England aufgezwungenen Krieges am 3. September 1939 verlegt oder verloren hätte, und die würden zeigen, daß man dort bis in unsere Tage beim Lehenausrufen auch brennende Räder rollen läßt.

Dann beweisen meine oben aufgeführten Belege, daß „Radscheiben" gleichzusetzen ist mit dem Hinabrollen eines brennenden Rades von einer Höhe, und zwar in unseren Fällen bei einem Fasnachtsbrauch. Das wäre aber gerade

[5] Nassau-Saarbr. Kirchenordnung f. d. Herrschaft Ottweiler (a. d. Blies) vom Jahre 1574, erneuert 1618, Inhaltsangabe.

[6] Nik. Foz, Saarl. Volkskunde, 480 f.

[7] A. Wrede, Eifler Volksk., 2. Auflage, 219, u. A. Wrede, Volksk., 2. Auflage, 264 ff.

[8] W. Diener, Hunsr. Volksk., 235.

[9] Nießen, Sagen und Geschichten v. d. Saar (1924), 136 ff.

Digitized by Google

die Deutung, die Alb. Becker an der schon genannten Stelle als falsch bezeichnet, während er dafür auf Grund seines Beleges „Notfeuer" als allein richtige Deutung gelten läßt. Wie verträgt sich beides miteinander? Oder ist das eine ein solcher Widerspruch zum andern, daß es dasselbe ausschließt?

Zunächst wollen wir die beiden Namen „Räderschieben" und „Radscheiben" genauer unter die Lupe nehmen! Ersteres scheint ohne Zweifel eine Zusammenrückung aus „Räder schieben" zu sein. Aber werden denn Räder wirklich „geschoben", nicht vielmehr gerollt oder gedreht? (Je nachdem die Bewegung eine Drehung an Ort oder ein Fortrollen ist.) Also scheint schon die Ausdrucksweise nicht ganz richtig zu sein. Dagegen ist „Radscheiben" ganz klar. Entweder haben wir es von mhd. r a t s c h î b e ‚Reif, Spielreif' (wie ihn Kinder mit einem Stecken zu treiben pflegen), auch ‚Scheibe als Rad' (statt eines Rades mit Felgen und Speichen) abzuleiten, dann bedeutet „Radscheiben" dasselbe wie Rad- oder Räderrollen und in unserm Fall also Rollen eines Feuerrades, oder wir gehen von mhd. e i n r a t s c h î b e n aus, d. h. ‚ein Rad rollen' oder allenfalls ‚ein Rad drehen', zumeist aber das erstere. Nun legt uns sowohl Alb. Becker als auch W. Diener an den angegebenen Stellen ausführlich dar, wie man das „Notfeuer" durch Drehen eines Rades oder eines Balkens auf einem Rade entfachte; es werden noch weitere alte Belege für diese Notfeuer-Entzündung beigebracht, und Alb. Becker leitet daraus auch noch einen Sinn des Wortes Notfeuer ab, der vielleicht am kürzesten mit „Reibefeuer" wiedergegeben werden kann. Mir scheint nun „Räderschieben" eine jüngere Umbildung aus älterm „Radscheiben" bzw. mhd. r a t s c h î b e n zu sein, da es die Sache schlechter trifft als dieses.

Wenn „Radscheiben" und damit auch „Räderschieben" zunächst im allgemeinen das Rollen oder Drehen eines Rades oder von Rädern bezeichnet, dann ist der von W. Diener und Alb. Becker angeführte Beleg nur ein Fall einer Bedeutungseinschränkung auf eine besondere Art von „Radrollen" oder vielmehr „-drehen", nämlich bei der Erzeugung eines Notfeuers. Ich darf dann aber die Frage aufwerfen, ob nicht auch andere Brauchtumsfeuer, also das an Fasnacht wie das zur Zeit der Sommersonnwende, ehemals in altertümlicher Weise entzündet wurden, und ich bin dazu berechtigt, weil ja bei uns — und sicher anderswo auch — bis auf den heutigen Tag die Osterfeuer bei der katholischen Pfarrkirche ebenfalls noch in altertümlicherer Weise entfacht werden, nämlich mit Feuerstein und -stahl und Zunder. Es wird aber niemand behaupten wollen, daß nun etwa „Zunderfeuer" — ich will den Ausdruck einmal prägen — nur mit „Osterfeuer" gleichgesetzt werden könnte. So nehme ich also an, daß auch das zu besonderen Not- und Seuchenzeiten, also von Fall zu Fall angewandte „Notfeuer" sowohl wie auch in älterer Zeit die regelmäßigen Jahresfeuer in gleicher Weise entfacht wurden, und zwar in einer der älteren Zeit entsprechenden Weise. Dann konnten sie darnach eine gleiche Benennung erhalten. Aber ich glaube durch meine Belege oben erwiesen zu haben, daß wir durchaus berechtigt sind, auch, ja vorzugsweise „Räderschieben" oder „Radscheiben" im Sinne von regelmäßigen Jahresbräuchen zu deuten, bei denen man von einer Höhe ein brennendes Rad herabrollte, in jenen beiden Fällen bestimmt in der fasnachtlichen Zeit, in der man auch die Lehen ausrief.

Digitized by Google

Zu guter Letzt darf ich aber darauf hinweisen, daß man „Notfeuer" auch in ganz anderer Weise entfachte, ohne daß überhaupt ein Rad notwendig war, nämlich durch Drillen eines Stabes aus trockenem, weichem Holz, der in waagrechter Lage in Löchern ruhte, die man in zwei in den Boden gepflanzten Stämmen angebracht hatte. In Paul Herrmanns Werk „Altdeutsche Kulturgebräuche"[10] wird es im Bilde dargestellt, und zwar für das Jahr 1900 aus dem Hannöverschen. Dieses und ihm entsprechende Notfeuer anderer Gegenden konnte man gewiß nicht „Räderschieben" oder „Radscheiben" nennen. Kommt dort ebenfalls die Benennung für einen Brauch oder für Bräuche vor, dann muß es sich um ein wirkliches Räderrollen handeln, wie ich es dargelegt und erläutert habe. Es wäre also wertvoll zu erfahren, ob auch sonstwo „Räderrollen" und „Radscheiben" nachweisbar ist als Name und als Brauch und wie man dort Notfeuer oder andere Feuer in altertümlicherer Weise entzündete.

[10] Verlag Diedrichs 1928, 35.

Die große Freiheit.

Was verstehe ich unter der großen Freiheit? Darunter verstehe ich unsre ganze Volkstümlichkeit in ihrer einigen, in ihr selber abgeschlossenen Unversehrtheit und in ihrer den Fremden Achtung gebietenden Stärke: daß wir als Volk geschlossen zusammenhalten, daß kein fremdes Volk unter dem Titel der Befreiung und Beglückung sich in unsre Familiensachen mischen dürfe.

Dies ist unser erster, größter Gesichtspunkt. Die kleinere eben auch angedeutete Freiheit, die aber die menschlichste ist, und deren Güter die schönsten und mannigfaltigsten sind, und wodurch die große Freiheit allein würdig bestehen kann — die werden wir uns nun und nimmermehr wieder nehmen lassen; aber sie würde nimmer behauptet werden können, wenn Fremde unter uns mitzusprechen oder gar zu herrschen hätten.

Ernst Moritz Arndt.

Digitized by Google

Zu Grundfragen der italienischen Volkskunde.

Von Dr. Ferdinand Herrmann, Heidelberg.

1. Während die großen Vorkämpfer volkskundlichen Forschens sich stets bewußt waren, daß die Wissenschaft, die sie begründeten, eine Kulturwissenschaft ist, machte sich im Zuge der vielfältigen Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiete und der Hand in Hand damit gehenden Ausrichtung der Philosophie nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen auch in der Volkskunde, sowohl hinsichtlich ihres Zieles wie auch in der Arbeitsweise und nicht zuletzt in der Terminologie, vielerlei aus den Bezirken naturwissenschaftlicher Ordnung breit. Dazu kam, daß die verwandte Nachbarwissenschaft, die Ethnologie, von ihrem bedeutsamen Wegbereiter und Theoretiker Bastian stark in naturwissenschaftliches Fahrwasser geriet und bei dem doch im Großen gleichen Ziel eine Beeinflussung der Volkskunde von dieser Seite her nicht ausbleiben konnte. So war es nicht verwunderlich, daß die „Elementargedanken" Bastians, die völkerpsychologische Gedankenwelt der Kreise um die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", die materialistische Überschätzung der Umwelt, des „Milieus", die letzten Wellen, herrührend von jenem Sturm der Französischen Revolution, getragen von den Auffassungen der Enzyklopädisten, bald an den Mauern der Volkskunde brandeten und da und dort große Lücken rissen, durch die jenen Ideen nun Zutritt in die Bereiche der Volkskunde wurde.

Was sie mitbrachten, braucht im einzelnen nicht aufgezählt zu werden. Die Grundhaltung zu den Dingen wurde durch sie auf das stärkste beeinflußt; sie wurde geradezu zum Gegenteil von dem, was bisher als richtungsweisend galt. Der starre Materialismus, der unter der Flagge des Positivismus allenthalben Eingang fand, gewann auch in der Volkskunde an Boden. Letzte Ausläufer von Aufklärerdünkel fanden Ausdruck in Prägungen wie „Aberglauben", „primitive Gemeinschaftskultur" und ähnlichen, die sich nicht nur nicht hielten, sondern vereinzelt zu verhältnismäßig später Zeit sogar eingeführt wurden. Von einsichtigen Forschern wurde gegen manches dieser „Fachwörter", die nur allzu deutlich die dahinterstehende Grundhaltung offenbarten, der Kampf aufgenommen[1]. Was m. E. in ihnen mit unerbittlicher Offenheit zutage tritt, ist das Starr-Materialistische, das sich hier manifestiert. Als besonders grasses Beispiel nenne ich das „gesunkene Kulturgut". Abgesehen

[1] Eugen Fehrle, Grundfragen der Volkskunde. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 4 (1930), 81—88.

Digitized by Google

von den vielen anderen berechtigten Einwänden, die gegen diese Prägung schon erhoben wurden, scheint mir insbesondere das jedem tatsächlichen und wirklichen Leben Abgewandte das Verhängnisvollste an ihr zu sein. Denn liegt ihr nicht eine Auffassung zugrunde, die im Letzten die Kulturgüter wie Museumsgegenstände behandelt, Museumsgegenstände, die von einem Schrank nach einem anderen, von einem Stockwerk einer Sammlung nach einem tiefer oder höher gelegenen verbracht werden? Hat man diese Übertragung, insonderheit das „Absinken", festgestellt, ist man zufrieden. Der Kern volkskundlicher Fragestellung, nämlich, daß diese Kulturgüter von Kulturen getragen werden, deren Art und Wesen in erster Linie zu untersuchen sind, und daß die Aufnahme bzw. Ablehnung solcher Kulturgüter nicht in der Hand des sie in einen Glaskasten einräumenden Museumsmannes liegt, sondern eben im Wesen der betreffenden Kultur, wurde dabei übersehen.

Wie schon angedeutet, wurden gegenüber solchen im Kerne schon falschen wissenschaftlichen Auffassungen des Wesens der Volkskunde und den daraus sich ergebenden Fehlgriffen in der Forschungsweise schon rechtzeitig immer wieder Stimmen laut. Und, was noch bezeichnender ist, nicht nur theoretisch — als Kampf um die „Methode" — sondern noch viel mehr in der Praxis blieben viele Forscher bei der für eine Kulturwissenschaft allein in Frage kommenden Methode des historischen Arbeitens. Diese geschichtlich vorgehende Arbeitsweise hat in der deutschen Volkskundeforschung schon schöne Erfolge gezeitigt; man denke nur beispielsweise an die Erforschung des Weihnachtsbaumes, die uns seine Geschichte heute schon über einen größeren Zeitraum freilegte.

Doch jenseits von solchen Bestätigungen aus dem Material, spricht für die historische Arbeitsweise im Bereiche der Volkskunde allein schon die Überlegung, daß jede Kultur etwas Fließendes ist und ihr das allem Lebenden gemeinsame Dynamische anhaftet, was zunächst in ihrer Geschichte greifbar wird. Daß man dabei nicht stehen zu bleiben braucht und vor allem auch dem Biologischen und dem rassisch Begründeten sein Augenmerk zu schenken hat, wird man sich stets bewußt bleiben müssen. Die Annäherung der — roh gesagt — zwei Forschungsrichtungen, die sich im Augenblick in der Ethnologie zu vollziehen scheint, und die Abkehr von einer einseitigen Prinzipienreiterei nach Jahrzehnten des Kampfes um die „Methode" darf als Vorbild begrüßt werden[2]. Die Ebene, auf der die Einigung möglich wird, ist die Auffassung der Kultur als etwas Seelisches, und die gemeinsame Abwehrfront richtet sich gegen eine Betrachtungsweise, die nur das Materielle sieht, seine „Übertragungen" und seine Wandlungen, ohne den seelischen Hintergründen Aufmerksamkeit zu schenken.

2. In der italienischen Volkskundeforschung ist, abgesehen von den frühen Vorläufern, deren Verdienste ausschließlich in ihrer einzigartigen Sammlertätigkeit liegen (Giovanni Francesco Straparola, Giambattista Basile) und der im Gefolge der Romantik auch in Italien erwachten Zuwendung zu

[2] Vgl. R. Thurnwald, Methoden in der Völkerkunde. In: Kultur und Rasse, Otto Reche zum 60. Geburtstag, herausgegeben von M. Hesch und G. Spannaus, München/Berlin 1939, 420—428.

Digitized by Google

Volkslied und Volkspoesie (vgl. im einzelnen das Kapitel „Die Volkskundeforschung in Italien" in meinen „Beiträgen zur italienischen Volkskunde", Heidelberg 1938, Seite 4—7), als ihr eigentlicher Begründer Guiseppe Pitrè zu nennen. Daß in der Grundlegung der neuen Wissenschaft er, der Arzt, stark im Banne der damals einflußreichen englischen Anthropologenschule stand, ist nur zu verständlich. Er ist in vielem mit Bastian zu vergleichen. Der gleiche Fleiß, die gleiche Liebe zur Wissenschaft beseelten ihn und ließen das umfangreiche und gigantische Lebenswerk entstehen, das man immer wieder mit Ehrfurcht und Staunen bewundern wird. So sehr Pitrè auch der psychologischen Betrachtungsweise aufgeschlossen war — kennzeichnenderweise schlug er für die in Italien ursprünglich übliche Prägung folklore den Ausdruck demopsicologia vor, den er namentlich für die wissenschaftliche Forschung und Auswertung des gesammelten Materials angewendet wissen wollte — so wenig vergaß er, den geschichtlichen Grundlagen der einzelnen Erscheinungen nachzugehen und die inneren Zusammenhänge herauszustellen. Das scheint mir besonders bemerkenswert, da es deutlich zeigt, wie, selbst bei theoretischer Zuneigung zum naturwissenschaftlichen Forschen, er sich doch stets der Notwendigkeit historischen Arbeitens bewußt blieb. Von Pitrè wie von vielen anderen italienischen Forschern, die seinem Beispiele folgten, wurde so ein reiches geschichtliches Material zur italienischen Volkskunde zusammengetragen. Über das Volksdrama z. B., auch über den Karneval, sind von hier aus bemerkenswerte Aufschlüsse zu erlangen. Dessenungeachtet steht, wenn wir die Gesamtheit des noch zu Leistenden uns vor Augen halten, die italienische Forschung hier noch am Anfang und als erste und vordringlichste Aufgabe darf die der gründlichen historischen Vertiefung der verschiedenen Erscheinungsformen angesehen werden, eine Aufgabe, deren Wichtigkeit ich schon an anderer Stelle ausgesprochen habe und die, so hoffe ich, auch aus den folgenden Ausführungen deutlich wird.

Die Fragen, die in dieser Hinsicht der Lösung harren, sind außerordentlich reizvoll. Namentlich in bezug auf das Brauchtum und die Feste bedürfen noch mannigfache Dinge der Aufhellung, die einzig und allein durch historisches Arbeiten zu erlangen ist. Abgesehen von den allgemeinen, eben angedeuteten Gesichtspunkten, kommt darüber hinaus diesem kulturhistorischen Forschen auf italienischem Boden noch eine besondere Berechtigung aus folgenden Gründen zu. Einmal sind wir durch die Schriftsteller des Altertums in einer derartig überreichen Weise über die verschiedensten Verhältnisse, über Volksglauben, Brauch, Sitte, Magie usw., unterrichtet, wie es auch nicht einmal annähernd etwa bei unseren Vorfahren der Fall ist. Zweitens haben in außergewöhnlichem Maße gerade in Italien historische Ereignisse, heldenhafte Taten, sieghafte Befreiungen und ähnliches, den Festkalender bestimmt. Das Städtische spielt hier eine ungleich bedeutsamere Rolle als anderswo; die Städte mit ihrem eigenen Staatswesen entfalteten, wie bekannt, in der Vergangenheit ihre eigenen Feste, deren Gepräge sie ihnen verliehen und deren Sinn sie von lokalen Begebenheiten herleiteten. Die italienische Volkskunde hat daher insbesondere mit dem Lokalpatriotismus der einzelnen Städte zu rechnen, der allenfalls mit jenem des alten Griechenlandes zu vergleichen ist. Ihm kam

Digitized by Google

auch die Kirche in weitgehendem Maße entgegen, indem sie in dem ihr eigenen diplomatischen Einfühlungsstreben den Städten eigene Heilige schenkte und damit dem städtischen Stolze schmeichelte. Ein Weiteres kommt hinzu: dieser Lokalpatriotismus wuchs nicht erst im Mittelalter oder in der Renaissance, er bestand schon im Altertum. Und hier galt es für die Kirche anzuknüpfen. Wo ein geschätztes Heiligtum, etwa einer Muttergottheit, mit bestimmtem Brauchtum bestand, übernahm sie so ziemlich alles, was sie vorfand, versuchte, so gut es eben ging, es ins Christliche zu wandeln — oftmals in einer überaus äußerlichen Weise — und machte daraus eine Marienwallfahrt. Als aufschlußreiches Beispiel darf hier nur an die Wallfahrt zur Madonna von Monte Vergine erinnert werden. Zu dem Berge pilgerten schon im Altertum die Bewohner der Umgebung, insonderheit die Neapolitaner; er galt schon damals als heiliger Berg. Und auch im Altertum erhob sich hier bereits ein Tempel, ein Kybele-Tempel, der noch im Ausgange der Kaiserzeit eine große Anziehungskraft ausübte und immer wieder Wallfahrer anlockte. An Stelle der Kybele trat dann unter kirchlichem Einflusse Maria und, genau wie ehedem, ziehen heute die Neapolitaner auf den Berg, um das Heiligtum zu besuchen.

Besondere Beachtung erheischen die Übergänge, Wandlungen und Verwischungen alter Züge; gerade hier sind eingehende und gründliche Forschungen unerläßlich. Manche dankenswerte Vorarbeiten liegen vor, die im übrigen am deutlichsten den Wert solcher Studien offenbaren. Bezeichnend scheinen mir in dieser Hinsicht die Beziehungen zwischen dem Isiskulte und den Prozessionen zu Ehren der heiligen Agatha. Die Feiern um das Navigium Isidis hatten natürlicherweise einen rein maritimen Charakter, sie haben noch im 4. Jahrhundert und möglicherweise sogar später stattgefunden. Das Christentum setzte an die Stelle der Isis die heilige Agatha. Wie bei der Isisprozession zog nun die Agathaprozession von Catania jedes Jahr zum Meere. Im Laufe der Zeit wurden diese Beziehungen zum Meere aber immer mehr verwischt, und aus der heutigen Form der Prozession vermag man nur schwer die alten Züge zu erkennen, die aber tatsächlich bestanden haben und eben durch eine Erforschung der Geschichte des Agathakultes aufgedeckt wurden. Wie stark im übrigen selbst in Einzelzügen eine Ähnlichkeit zwischen Isis und Agatha vorhanden ist, beweist m. E. allein schon die Verehrung der Brüste, die wir bei beiden nachweisen können: von den Feierlichkeiten zu Ehren der Isis wird von goldenen Brüsten berichtet, die bei der Prozession getragen wurden, genau wie bei der Agatha den Brüsten noch heute besondere Verehrung zuteil wird, die allerdings, der Legende gemäß, mit ihrem Martyrium in Verbindung gebracht wird.

3. Beim Vordringen in die frühgeschichtlichen Verhältnisse wird man den Ergebnissen der Erforschung der Volksgeschichte nicht entbehren können und von der wissenschaftlichen Durchdringung der einzelnen Völkerschichten bedeutsame Aufhellungen erwarten dürfen. Die indogermanischen Völkerschaften verdienen in dieser Beziehung besondere Aufmerksamkeit. Unter diesen zunächst die Italiker. Als sie auf die Halbinsel kamen, fanden sie hier eine Bevölkerung vor, die, wie wir mit ziemlicher Sicherheit sagen dürfen, vorwiegend mediterraner Rasse war. Was die Italiker auszeichnete und was m. E. vor

Digitized by Google

allem Beachtung erheischt, sind die Terramaren, die Pfahldörfer, wie sie von ihnen vornehmlich in der mittleren Poebene errichtet wurden. Hier, in der Poebene, siedelten sich hauptsächlich die italischen Umbrer an. Sie sind es, auf die die dort vorgefundene Pfahlbaukultur zurückzuführen ist. Wenn wir die Verhältnisse uns vor Augen führen, auf die sie dort stießen und die wir aus Berichten erschließen können, so wird das grundsätzlich Neue, ihnen Eigene, sie Auszeichnende besonders offenbar. Denn nach den Berichten von Polybios und sogar noch von Strabo sind für die Gegenden, in denen sich die Umbrer ausdehnten, weite und dichte Forste, riesige Eichenwälder, anzunehmen, die, wollte man hier Feldbau und Viehzucht betreiben, zunächst sehr im Wege standen und zähes Arbeiten forderten, um ihren Bestand einzudämmen und den Boden für die Landwirtschaft zu erobern. Daß diese Arbeiten die Umbrer nicht scheuten, kennzeichnet sie und ihre Art. Sie waren ein bäuerliches Volk, dem das Bäuerliche derartig in Fleisch und Blut übergegangen war, daß auch die stärksten Hindernisse sie nicht davon abbringen konnten. Dazu kommt ein Zweites, das zu berücksichtigen ist. Es ist wahrscheinlich, wenn nicht sogar sicher, daß die Italiker da und dort schon Pfahlbauten vorfanden, aber diese unterscheiden sich wesentlich von den Terramaren, die nun von ihnen hier gebaut wurden. Denn waren jene lose und mehr oder weniger einfach hingestellte Bauten, so wuchsen unter den Händen der Italiker Siedlungen, deren Ordnungsprinzip immer wieder auffällt — und dies ist es, was uns als hervorragend wichtig erscheint. Der Sinn für die dörfliche Gemeinschaft, für die Ordnung dieses Gemeinwesens tritt hier fraglos zutage und charakterisiert dieses Volk, das hier seine Wohnsitze aufschlägt. Dürfen wir darin nicht die Grundlagen und frühesten Ansätze zu jenen Entwicklungen des Städtewesens suchen, das wir in der italienischen Geschichte immer wieder verfolgen können? Diese beiden Hauptwesenszüge — das Bäuerliche und der damit eng verknüpfte Sinn für das Gemeinwesen — treten uns übrigens bestätigend häufig auch in den Mythen der Italiker entgegen; in ihnen, diesen starken Fundamenten bäuerlicher Organisation, möchten wir eine Schicht sehen, die nie ganz verdeckt wurde, eine Quelle, von der immer wieder auf italienischem Boden Kraftströme ausgehen und zu Zeiten des Niedergangs oder Verfalles neue Auftriebe brachten[3].

Es ist hier nicht beabsichtigt, auf alle die Schichten und Völkerströme, die über die italische Halbinsel sich ergossen, einzeln einzugehen. Das Etruskertum, über dessen Rasse wir in jüngster Zeit durch die Ausführungen Eugen Fischers[4] nähere Aufschlüsse erlangten, bedürfte auch in volkskundlicher Hinsicht näherer Erforschung. Wie der Typ des Etruskers in seinem ehemaligen Bereich noch heute existiert, so hat sich hier in vielen volkskundlichen Erscheinungsformen ohne Zweifel auch Etruskisches erhalten. Daß von den mannig-

[3] H. Gmelin („Italien"; in: Kultur der romanischen Völker, Handbuch der Kulturgeschichte, herausgegeben von H. Kindermann, noch im Erscheinen begriffen) hat in jüngster Zeit mit besonderem Nachdruck auf das Bäuerliche in seiner Bedeutung in der Geschichte des italienischen Volkes hingewiesen.

[4] E. Fischer, Zur Rassenfrage der Etrusker. Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phys.-math. Kl. 1938, XXV, Berlin 1938.

Digitized by Google

fachen germanischen Zuströmen überall Spuren, nicht nur im Hinblick auf die Rasse, sondern auch auf Glaube, Brauch und anderen Dingen des Volkes, zu beobachten sind, steht außer Zweifel. Wie im Sprachlichen, wo durch Arbeiten wie die Gamillschegs und Walter von Wartburgs (Die Entstehung der romanischen Völker, Halle/S. 1939) wir in letzter Zeit zu einer gewissen Klarheit gelangten, so ist auch von der Volkskunde her eine Erweiterung oder zumindest Bestätigung unserer Anschauungen zu erlangen. Der Aufbruch der Langobarden um 568, ihre Besitzergreifung von Verona und Mailand, ihr Zug nach Pavia, wo sie den Sitz ihrer Herrschaft aufschlugen, haben nicht nur Oberitalien das verhältnismäßig stärkere nordische Rassegepräge gegeben, sie spiegeln sich in vielen volkskundlichen Gütern. In den Volksredensarten taucht hier z. B. noch Frau Berchta auf: zur Kennzeichnung alter, längst verflossener Zeiten pflegt man da und dort zu sagen: Non è piu il tempo che Berta filava. Daß diese Berta che filava il lino Frau Berchta ist, darf als sicher angesehen werden. Die häuslichen Künste, die die langobardischen Frauen aus ihrer Heimat mitbrachten, entnehmen wir dem Wortschatze, in dem sie einwandfrei ihre Spuren hinterließen. Und in kultgeschichtlicher Hinsicht lassen sich ebenso deutlich diese Spuren verfolgen. Die Reiterheiligen, vorab Michael, kennzeichnen den Weg der Langobarden, der bis nach Apulien hinunter sich in dieser Beziehung abhebt, bis zur Kultstätte des Heiligen auf dem Monte Gargano, wo der Heilige den Langobarden in ihrem Kampfe gegen die Griechen einst Beistand geleistet haben soll. Dieser Zug der Langobarden verdiente von volkskundlicher Seite eine ausführliche Darstellung, denn die Beeinflussung und Umschichtung, die er im italienischen Volkstume mit sich brachte, steht einzigartig in der Geschichte der germanischen Wanderungen nach dem Süden.

4. Bei allem historischen Arbeiten wird man, wie schon anfangs angedeutet, sich freilich stets bewußt bleiben, daß es nur Mittel, nur eines der Mittel, ist, und es somit nicht Selbstzweck volkskundlicher Forschung werden darf. Das Ziel aller volkskundlichen Bemühungen liegt jenseits der Geschichte eines Volkes, liegt hinter den mannigfachen Ausprägungen in Mythos, Märchen, Sage, Volkskunst, Brauch und Sinnbild; es ist die Seele eines Volkes. Die Seele eines Volkes zu ergründen, sich ihr zumindest zu nähern, das ist die erste und vornehmste Aufgabe der Volkskundeforschung, eine Aufgabe, die von den Großen unserer Wissenschaft immer wieder ausgesprochen wurde.

Dem Volkskundeforscher, der sich mit dem Wesen und der Art seines eigenen Volkes befaßt, kommt die Gleichartigkeit im Fühlen und Denken, das gleiche Blut, das in seinen Adern rollt, bei diesem Forschen entgegen; er wird, wenn er ein echter Sohn seines Volkes ist, alle die vielfältigen unaussprechbaren und unausgesprochenen Dinge am unmittelbarsten ahnen, und in seiner Darstellung werden sie immer wieder mitschwingen. Der Volkskunder, der sich mit einem anderen, jedoch artverwandten Volke wissenschaftlich beschäftigt, wird in gleicher Weise aus diesem Quell seines Innern schöpfen. Wie ihm allerdings manches verschlossen bleiben wird, so wird er manches aufzeichnen, was ihn neu und seltsam und fremd anmutet, was er nicht kennt und was vielleicht dem Erforscher des eigenen Volkes nie auffallen würde. Die Vorzüge und Nachteile sind offenbar. Gegenüber dem Ethnographen, dessen Studien zu-

Digitized by Google

meist artfremden Völkern zugewandt sind, haben beide das Verstehen, gegründet auf arteigenes oder artverwandtes Empfinden, Denken und Fühlen voraus. Allen, den Volkskundern wie den Ethnographen, gemeinsam ist das Ziel: die Erforschung der Seele eines Volkes.

Ist dem Forscher dieses Ziel stets gegenwärtig, so wird er bei jeder Betrachtung volklicher Äußerungen den seelischen Zügen, insonderheit der Haltung, aus der diese Äußerungen gewachsen sind und die sie bestimmen, sein Augenmerk schenken; er wird suchen, etwa bei den Festen eines Volkes die Gemeinsamkeiten herauszustellen, die immer wieder bei dem betreffenden Volke zu beobachten sind und in denen sich die seelischen Züge offenbaren. Gerade hier treten von Volk zu Volk, auch bei Verwandtschaft, bei ein und demselben Feste Unterschiede auf, die in außergewöhnlichem Maße Wesenhaftes freilegen; ich darf hier nur beispielsweise an das Weihnachtsfest erinnern, dessen Gegenüberstellung mit jenem, wie es das italienische Volk feiert, das Gesagte besonders deutlich erscheinen läßt. Solche Vergleiche, bei denen der Nachdruck auf die Art und Weise, auf das W i e des Feierns und Begehens eines Festes oder Brauches liegt, verdienen in erster Linie Beachtung. Sie sind zumeist aufschlußreicher als die viel häufiger von der vergleichenden Völkerpsychologie durchgeführten Gegenüberstellungen oftmals sehr äußerlicher materieller Dinge.

5. Auf eine andere Sache möchte ich noch den Blick lenken und bei dieser Gelegenheit sei mir auch ein Wort in eigener Angelegenheit gestattet, das allerdings beansprucht von grundsätzlicher Bedeutung zu sein.

Für mich beschränken sich die Aufgaben der Wissenschaft nicht in einem Häufen von Parallelstellen und Literaturnachweisen. Das Sammeln von Material ist immer wichtig und die Angabe dieser Ergebnisse und der Quellen ebenfalls. Eine möglichst lückenlose Darstellung aller, auch der kleinsten und unbedeutendsten Erscheinungsformen wird man von dem Bearbeiter etwa eines Stichwortes in einem Handwörterbuch mit Recht verlangen. Damit komme ich zur Kritik.

Ob man in einer Buchbesprechung, ohne neue Gesichtspunkte zu bringen, den schon in dem betreffenden Buche reichlich angeführten Belege und Tatsachen noch weitere anfügt, ist Sache des Geschmacks des Rezensenten und außerdem oftmals von seinem mehr oder weniger wohl sortierten Zettelkasten abhängig. Im ganzen ist dagegen nichts zu sagen. Fragwürdig wird aber die Angelegenheit, wenn der Besprecher damit den Eindruck erweckt, Neues auszusagen oder gar dem zur Besprechung stehenden Werke entgegenzuhalten. Noch fragwürdiger wird eine Kritik, wenn sie „erklärt", was in einem Buche schon erklärt ist, ohne zu betonen, daß sie hierin dem Verfasser folgt[5].

[5] Die unmittelbare Veranlassung zu diesen Bemerkungen zur Buchkritik gibt eine Besprechung meiner „Beiträge zur italienischen Volkskunde". Ich habe lange gezögert, zu dieser Besprechung Stellung zu nehmen, zumal da sämtliche andere, bis jetzt vorliegende Besprechungen meiner „Beiträge" diesen gerecht werden und die Rezensenten durchweg erkannten und anerkannten, was ich wollte. Besonders freute mich neben den Urteilen der deutschen Fachkameraden, wie sie z. B. in der Zeitschrift für Ethnologie, im Baeßler-Archiv, in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien usw. zum Ausdruck kamen, auch die anerkennen-

Digitized by Google

6. Zum Schlusse noch eine grundsätzliche Bemerkung zur italienischen Volkskunde. Wenn ich oben von der materialistischen Blickrichtung einer gewissen Forschergruppe sprach, so wollte ich damit wesentlich die Behandlungsweise treffen, die einzelne Sachgüter losgelöst von ihren Kulturen betrachtet, nicht aber die wissenschaftliche Erforschung der Sachkultur eines Volkes. Während jene „Methode" immer Gefahr laufen wird, in gewissen dinglichen Formen und Gütern Kriterien für einzelne Kulturen zu sehen, so darf die Bearbeitung der Sachkultur eines Volkes als eine der wichtigsten Aufgaben volkskundlicher Forschung gelten. Auch hier sind in Italien neben vielerlei erwähnenswerten Ansätzen noch zahlreiche Arbeiten zu leisten. Sowohl in den großen Volkskundesammlungen Italiens wie auch in verschiedenen Völkerkundemuseen anderer Länder (so z. B. in Deutschland in den Völkerkundemuseen von Berlin und Hamburg) harrt reiches Material der Bearbeitung. Das faschistische Italien hat zudem auf Tagungen und Ausstellungen immer

den Worte, die einer der berufensten Kenner italienischer Volkskunde, Professor Raffaele Corso, sowohl in einem persönlichen Schreiben an mich wie auch in seiner Besprechung in seinem Archivio per la raccolta e lo studio delle tradizioni popolari italiane meiner Arbeit widmete. Da sich aber in der oben erwähnten Besprechung, für die G. Vidossi als verantwortlich zeichnet, die Fehlanzeigen, Mißverständnisse und falschen oder schiefen Angaben geradezu häufen, möchte ich doch mit ein paar Worten darauf eingehen.

Diese falschen oder fehlerhaften Angaben finden sich gleich im ersten Abschnitt der Besprechung, wo von zwei Aufsätzen von mir über neapolitanische Zugtieramulette die Rede ist. Obwohl ich diese Aufsätze selbst erwähnte und genau die Zeitschriften nannte, wo sie erschienen sind, und zwar dies nicht versteckt, sondern gleich im ersten Abschnitt des Vorwortes, und diese Angaben in meinen Anmerkungen auf S. 69 wiederholte, wird als Erscheinungsort für die beiden Aufsätze nur die eine Zeitschrift angeführt, während die andere nicht zitiert wird (es ist übrigens die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 7, 1933, 56 f.)

Wie Herrn Vidossi dies entging, so entgingen ihm viele andere, bedeutend wesentlichere Punkte meiner Arbeit und letztlich, wie ich wohl sagen darf, die Gesamthaltung der Arbeit überhaupt. Ich greife willkürlich zur Illustration zwei Fälle heraus. Der erste mag die oben gekennzeichnete Art des „Erklärens" von Dingen, die in einem Werk schon erklärt sind, verdeutlichen.

Ich habe in meinen „Beiträgen" in einem der einführenden Abschnitte des Hauptteiles die Entwicklung des Kalenders der Römer aus seiner Lunarorientierung zu seiner Lunisolar- und schließlich zu seiner Solarform ausführlich besprochen und vor allem die hervorragende Bedeutung des 1. März als Jahresanfang herausgestellt. Ich schrieb dort: „Das alte Naturjahr der Römer ebenso wie der es ablösende, von den Griechen übernommene Lunisolarkalender, der noch vor der Sonnenrechnung in Gebrauch war, begannen mit dem 1. März. Frühlingsanfang und Jahresanfang fielen damit in der ältesten Zeit zusammen . . . Dies ist zu berücksichtigen und besonders bei den Frühlingsfesten des italienischen Volkes im Auge zu behalten." Die Bedeutung des März als Anfangsmonat des alten Naturjahres und seine außergewöhnliche Stellung im Zuge der Monate kamen dazu noch in meiner Darstellung in einer eingehenden Weise zum Ausdruck. Dies ist der Tatbestand, und was macht nun Herr Vidossi? Er wiederholt zunächst bei der Besprechung des Monats März alles, was ich bereits in meiner Arbeit ausführlich und eingehend ausgesprochen und eben nur kurz angedeutet habe, „erklärt" also noch

Digitized by Google

wieder gezeigt, daß sein besonderes Augenmerk dieser Sachkultur gilt. Der Aufsatz von P. Scheuermeier „Sachkundliche Beiträge zur Gewinnung des Olivenoels in Italien" in dem Donum natalicium Carolo Jaberg messori indefesso sexagenario (Zürich, Leipzig 1937, 1—24) wie auch der früher erschienene über die „Wasser- und Weingefäße im heutigen Italien" (Bern 1934) lassen eine ausgezeichnete Durchführung des in Vorbereitung befindlichen sachkundlichen Illustrationsbandes des AIS. erhoffen. In dieser Beziehung sind neben den Arbeiten Scheuermeiers noch die von G. Rohlfs, M. L. Wagner (für Sardinien) und natürlich die von Jaberg und Jud für den AIS. als grundlegend zu nennen (vgl. „Der Sprachatlas als Forschungsinstrument", Einführungsband des AIS., Halle 1928, und „Methode der Sachforschung", Vox Romanica, 1, 334—369). Arbeiten wie die Fritz Krügers und Wilhelm Gieses auf dem Gebiete der westromanischen Sachkultur (Frankreich, Spanien) sind in diesem Zusammenhange als vorbildlich zu erwähnen.

mals die besondere Bedeutung des März aus seiner früheren Rolle als Anfangsmonat des alten Naturjahres, um dann schließlich den Eindruck zu erwecken, als ob sich dies alles aus meiner Darstellung, wie er wörtlich schreibt, nur „vermuten läßt"!

Das andere Beispiel, das ich noch herausgreifen möchte, ist ebenso kennzeichnend für die Art seiner Besprechung. Im Vorwort meiner „Beiträge" schrieb ich: „Eine Darstellung der italienischen Frühlingsbräuche, wie sie diese Arbeit bietet, gibt es weder im Deutschen noch im Italienischen", wobei ich anschließend „die ausgezeichnete Abhandlung von Hermann Usener über Italische Mythen" erwähnte und betonte, wie ein gewisser Zug des italienischen Frühlingsbrauchtums durch diese bekannt wurde. Diese Bemerkung glaubt Herr V. „teilweise" dahingehend berichtigen zu müssen, daß er noch Pitrè und Mannhardt anführt. Wie sehr ich Pitrè und sein Werk schätze und dessen Bedeutung kenne, dürfte jedem vorurteilsfreien Leser meiner Arbeit klar geworden sein. Wie in allen seinen Werken, geht Pitrè auch in seinen Feste primaverili (Catania 1902), auf die Herr V. anscheinend besonders abhebt, von den sizilianischen Verhältnissen aus, die ich immer dann, wo ich auf die unerreichte Schilderung von Pitrè verweisen konnte, in meiner Gesamtdarstellung der italienischen Frühlingsfeste nicht weiter wiedergegeben habe. Was Mannhardt in diesem Zusammenhange zu tun hat, ist ganz unerfindlich. Daß er „Beiträge zur italienischen Volkskunde" oder eine Darstellung der italienischen Frühlingsfeste geschrieben hat, läßt sich doch schwerlich behaupten. Man denkt allenfalls an seine „Wald- und Feldkulte" oder die „Germanischen Mythen" oder die „Mythologischen Forschungen". Wenn Herr V. allerdings eines dieser Werke gemeint haben sollte, dann hätte ich sogar noch eine Anzahl anderer nennen müssen und er hätte gleich eine ganze Liste aufstellen können.

Auf die übrigen „Randbemerkungen" des Herrn V. gehe ich nicht ein. Im ganzen kann zu der Besprechung nur gesagt werden, daß das meiste, was Herr V. in meiner Arbeit nicht fand, tatsächlich darin steht und von allen Besprechern beachtet und festgestellt wurde.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Entgegnung.

In der nämlichen überheblichen Art und unter noch viel mehr offenen und versteckten Beleidigungen, als er dies schon in seiner „Besprechung" meines Buches (Zeitschrift der Savignystiftung, Bd. 58) getan, *ohne selbst damals von mir angegriffen gewesen zu sein*, versucht P. H. Stemmermann, meine Zurückweisung seiner unberechtigten Angriffe, die ich in meiner Schrift „Schwaben und schwäbische Siedlungen in Baden" gebracht habe, neuerdings in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde (1938, S. 168—170) zu entkräften. Dieses neueste schriftstellerische Erzeugnis von 3 Seiten trägt zwar die Überschrift „Zu Karl Hofmann ‚Die germanische Besiedelung in Nordbaden'", behandelt aber nur in etwa dem ersten Drittel mein Buch, dessen Titel er nicht einmal genau angibt; dieser lautet nämlich „Die germanische Besiedelung *Nordbadens*!"

Stemmermann nennt seine Ausführungen in der Zeitschrift der Savignystiftung „rein sachlich". Nun ein Beispiel für seine reine Sachlichkeit. Meine sinngemäße Übersetzung der auf den *Mons Piri* bezüglichen Stelle aus Ammianus Marcellinus, schreibt er, „kann man wohl als *Fälschung* bezeichnen". In meinen Augen aber ist diese Stemmermannsche Sachlichkeit eine persönliche Beleidigung! Ein weiteres Zeugnis seiner „Sachlichkeit" ist die Beschuldigung, ich habe die Inschrift des Heidelberger Cimbrianussteins *falsch zitiert*. Nach einem derartigen Vorgehen braucht sich Stemmermann nicht zu wundern, daß ich in meiner erwähnten Zurückweisung etwas deutlicher wurde.

Stemmermanns „Vorgehen und Geisteshaltung" (ich gebe ihm damit seine eigenen Ausdrücke nur zurück!), zeigt sich in seinem neuesten Erzeugnis (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde) erst im wirklichen Licht, wenn er jetzt sogar wörtlich schreibt: „Ich bezeichne Hofmanns Übersetzung als *bewußte Fälschung*!" Diese noch gröbere Wiederholung obiger persönlichen Beleidigung erlaubt sich derselbe Herr Stemmermann, der selbst den Wortlaut meiner Übersetzung fälscht, indem er sagt: „Hofmann übersetzt: (auf dem Berg Pirus) . . ." In meinem Buch steht die richtige Übersetzung: „Auf dem Berg *des* Pirus." Gemeint ist damit der heutige „Heilige Berg" bei Heidelberg. Den von „in monte Piri" abhängigen Relativsatz: „qui locus barbaricusest" übersetze ich sinngemäß mit „Der ein *heiliger Ort* der Barbaren (gemeint sind die Alemannen!) ist. Denn das lat. „Locus" kann bedeuten: *Ort, Platz mit Gebäuden*, sogar *Ortschaft*! Nach dem Zeugnis der beiden auf dem Berg gefundenen Inschriftplatten befand sich aber auf dem Berg unter anderm eine zimbrisch-germanische Kultstätte, also ein Heiligtum; demnach war er ein heiliger Ort! Ohne dem lateinischen Ausdruck Gewalt anzutun, darf man also so übersetzen. Aber nach Stemmermanns Ansicht habe ich mir dabei eine bewußte Fälschung erlaubt! Weiter schreibt Stemmermann: „Hofmann aber spricht, nachdem er das ‚heilig' einmal willkürlich (so!) seiner Übersetzung beigefügt hat, von da ab nur noch von der german. Thingstätte auf dem Heiligen Berg". Daß ich ihm dazu nebenbei noch eines Fachmanns Feststellung (Gropengießer, Mannheimer Geschichtsblätter 1920, Sp. 111) ins Gedächtnis gerufen habe, scheint Stemmermann wieder vergessen zu haben. Eine Übersetzung aber, die am Wort klebt, ohne den Sinn auch wiederzugeben, nenne ich eben schülerhaft, trotz der Berufung auf namhafte Gelehrte, deren Sinngebung Stemmermann nicht zu ahnen scheint. Wenn er aus Ludwig Schmidt (Die Westgermanen) ein Zitat erwähnt, vorausgesetzt, daß dies richtig ist, so dürfte ihm viel-

Digitized by Google

leicht bekannt sein, daß auch sogar schon noch größeren Gelehrten gelegentlich einmal ein Fehlurteil in grotesker Form aus der Feder geflossen ist. Jedem Kritikaster aber sei endlich noch die Beurteilung im Wortlaut mitgeteilt, die das amtliche Organ des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte und Hauptstelle Vorgeschichte der NSDAP. („Germanenerbe", 2. Jahrg., Heft 6, Juni 1937) schreibt: „Der Verfasser hat zur Erforschung der germanischen Frühgeschichte Südwestdeutschlands den Siedlungsraum des Rhein-Main-Neckargebietes mit Hilfe der Sprachwissenschaft untersucht. Durch Feststellung von Hunderten als germanisch anzusehenden Orts- und Flurnamen, die er den Zimbern, Sweben und Alemannen zuschreibt (Zusammensetzungen mit Zimmern —heim, ingen), führt er den Nachweis, daß Südwestdeutschland seit dem 2. Jahrhundert v. d. Ztr. ohne Unterbrechung germanisch besiedelt ist. Die Schrift bringt wertvolle Ergänzungen zu den Befunden der Vorgeschichtswissenschaft, mit denen ihre Ergebnisse übereinstimmen."

In nahezu zwei Dritteln seiner Ausführungen weicht Stemmermann vom Thema ab und spricht darin von meiner Schrift „Schwaben und schwäbische Siedelungen in Baden. Heidelberg 1938." Die „Erschütterung", die ihn während des Lesens dieser Schrift befiel, so daß er sie beiseite legte, wie er sagt, offenbart sich tatsächlich auch in seinen darauffolgenden Bemerkungen.

Die bekannte Stelle aus des Tacitus Germania Kap. 39 übersetze ich sinngemäß, ohne dem Wortlaut Gewalt anzutun: „Nachdem von Volkswegen (also im Namen des Volkes!) ein Mann (durch Betäubung) zu Fall (und in einen Sargstein) gebracht worden ist." Meine auf Grund der neueren Forschung in Klammern gesetzten erläuternden Erklärungen nennt Stemmermann „frei erfunden"! Allein bei der Übersetzung dieser Stelle befinde ich mich mit dem bekannten Forscher auf dem Gebiete der germanischen Frühgeschichte, Wilhelm Teudt, (Die Externsteine als germanisches Heiligtum: Jena 1934. S. 54—57) in allerbester Gesellschaft. W. Teudt äußert sich zu der erwähnten Stelle: „Bedauerlich ist, daß deutsche Übersetzer den von Tacitus beachtenswert vorsichtig gebrauchten Ausdruck ‚caedere', der erst in der Übertragung ‚töten' bedeuten kann, im gewöhnlichen Sinne aber mit ‚fällen', ‚niederschlagen', ‚umlegen' übersetzt werden muß, bedachtlos steigern und mit ‚schlachten' wiedergeben. Ihnen liegt der Gedanke offenbar noch fern, wie schlecht bezeugt das germanische Menschenopfer überhaupt ist. Die Ehrfurcht vor Greuelberichten, wenn sie nur aus klassischer Feder stammen, ist immer noch erstaunlich." Herrn Stemmermann ist Teudts Schrift wohl gar nicht bekannt, sonst könnte er mir in Bezug auf die Übersetzung und Erklärung der Tacitusstelle nicht sogar auch noch — man höre und staune — freimaurerische Gedankengänge unterschieben!

In seinen darauffolgenden Ausführungen will St. mir ebenfalls „Ungenauigkeit" nachweisen. Doch gelingt ihm dies schlecht, und der Vorwurf fällt auf ihn selbst zurück. In meiner Schrift „Schwaben und schwäb. Siedelungen" habe ich (S. 16) den Aufsatz erwähnt von A. Hund (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Neue Folge 32, 45), in dem dieser Forscher erklärt: Daß nur Alemannen und nicht Franken (wie Stemmermanns Besprechung in der Zeitschrift der Savignystiftung behauptet), als Gründer und Namengeber der elsässischen Heimorte in Betracht kommen." Nun zitiert aber Stemmermann die genannte Oberrhein. Zeitschrift falsch, einmal als NF. 71 u. 73, das andere Mal als NF. 73 Seite 111! Eine Neue Folge dieser Zeitschrift Bd. 73 gibt es überhaupt nicht. Hunds Aufsatz: „Wanderungen und Siedelungen der Alemannen" beginnt NF. Bd. 32, 45 und folgt in Fortsetzung und Schluß in NF. Bd. 34, 300—316 und 423—464! ‚Merkwürdig" und als weiteren Beweis für meine „Ungenauigkeit" findet St. auch eine Stelle aus meiner Schrift Seite 15. Während jedem Unbefangenen beim Lesen sofort klar ist, daß es sich bei dem in Frage kommenden Satz um eine Zwi-

Digitized by Google

schenbemerkung handelt, die natürlich auch in Klammern hätte gesetzt werden können, ist dieser einfache Gedanke dem „Kritiker" Stemmermann nicht gekommen. Wenn ich, der 12½ Jahre in Pforzheim und 25 Jahre in Karlsruhe dienstlicher Wohnsitz hatte und demnach diesen ganzen Siedlungsraum genau kennt, in meiner Schrift schreibe, „zwischen Karlsruhe und Pforzheim liegen Knielingen, Ettlingen, Grötzingen, Söllingen, Remchingen (Flurname), Wilferdingen, Nöttingen, Ellmendingen, Dietlingen, Ersingen, Jöpringen, Brötzingen und Eutingen", so geht daraus doch für jeden andern Leser, außer Stemmermann, klar hervor, daß von mir der Kürze halber jener ganze Siedelungsraum nur durch die Namen der beiden großen Städte bezeichnet wurde. In seiner bekannten Art aber greift St. aus den dreizehn Namen nur die drei Orte Knielingen, Ettlingen und Eutingen heraus, um mir vor den Lesern damit Ungenauigkeit vorzuwerfen! Zudem grenzen die Gemarkungen Knielingen und Ettlingen an das Karlsruher Stadtgebiet und Eutingen an dasjenige von Pforzheim! Wer ist in Wirklichkeit ungenau? Hier wiederhole ich mit viel mehr Recht Stemmermanns Frage: „Ist hier nicht der Ausdruck ‚Ungenauigkeit' noch mild?" Soviel über seine grundlosen Nörgeleien.

Wie oben schon erwähnt, legte Stemmermann ohne weitere Besprechung, wie er (Oberdeutsche Zeitschrift, 12. Jahrg., Seite 178) zugibt, meine Schrift „erschüttert beiseite". Darum sei wenigstens hier in Kürze auf ihren Inhalt hingewiesen. Der erste Abschnitt gibt zunächst einem archäologischen Einzelgänger die nötige Belehrung über mein Buch „Die germanische Besiedelung Nordbadens"; darauf wird dann im zweiten Abschnitt in ausführlicher Untersuchung über die Namen Schwaben (Sueben) und Alemannen nachgewiesen, daß „Alemannen" eigentlich kein germanischer Volksname, sondern ein von den Römern infolge eines Mißverständnisses dem Schwabenvolk gegebener Beiname ist. Weiterhin zeigt die Untersuchung mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß auch der Name „Semnonen" auf ein Mißverständnis von seiten der Römer (des Tacitus) zurüzuführen ist. Endlich behandelt die Schrift die Siedelungen der frühen und späten Schwaben (Sueben und Alemannen), indem die Gründung der —ingen-Orte den ersteren, die der —heim-Siedelungen im allgemeinen den letzteren zugewiesen wird. Der Schlußabschnitt (Nachwort) ist dann der bereits erwähnten Besprechung von P. H. Stemmermann aus der Zeitschrift der Savignystiftung gewidmet.

Heidelberg, im Oktober 1939.

Karl Hofmann.

Schlußbemerkung.

Herr Dr. Stemmermann verzichtet auf eine Entgegnung, da er infolge der Kriegsverhältnisse nicht in der Lage ist, diese auszuarbeiten. Brieflich teilt er mit, daß er mit dem Ausdruck Fälschung, an welchem sich Herr Hofmann offenbar besonders gestoßen hat, eine Irreführung bezeichnen wollte, mindestens bei Lesern, welche die betreffende Stelle im Urtext nicht kennen. Im übrigen hält er seine Beurteilung des Hofmannschen Buches nach wie vor aufrecht. Eugen Fehrle.

Heidelberger „Kultfiguren aus Blei".

Die Heidelberger „rätselhaften Kultfiguren aus Blei", von denen A. Wannenmacher in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde XI, 1937, 141—142, berichtet, finden ihr Gegenstück oder Vorbild in einem der Bretagne entstammenden Figurentyp, der sich in der Bretonischen Sammlung des Museums für österreichische Volkskunde zu Wien verschiedenemal findet: Arthur Haberlandt, Beiträge zur bretonischen Volkskunde (Ergänzungsheft 8 zu Band 18 der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Wien 1912, 34—35). Wenn die Heidelberger Figuren nicht Nachahmungen darstellen, wie sie ein geschickter Fälscher nach echten

Digitized by Google

Stücken erwiesenermaßen schuf, so könnten die vielleicht als Weihegaben auf den Heiligenberg gelangten Stücke von französischen Kreuzfahrern — an ihrer Spitze König Ludwig VII. — dahin gebracht worden sein, deren Weg sie im Jahre 1147 quer durch Süddeutschland führte und auch unweit des Heiligenberges vorüberzog: von Worms aus gegen den Main und die Donau, vielleicht die alte Nibelungenstraße. Über Einzelheiten des Weges und des dann völlig mißlungenen Kreuzzugs selber unterrichtet Hermann Schreibmüller, Französische Kreuzfahrer quer durch Süddeutschland im Jahre 1147, in: Die ostbairischen Grenzmarken 1928, 40—46. Mag die Erklärung, auf welchem Wege die französischen Votivfiguren in unsere Gegend kamen, auch nur eine Vermutung darstellen, sicher sind es die gleichen Typen, die uns dort in der Bretagne und hier am Neckar begegnen; ich glaube, wir brauchen in den Heidelberger Stücken des Kurpfälzischen Museums keine Fälschungen zu erblicken.

Heidelberg. Albert Becker.

Bücherbesprechungen.

Wilhelm Grönbech, **Kultur und Religion der Germanen,** herausgegeben von Otto Höfler, ins Deutsche übertragen von Ellen Hoffmeyer, 2 Bände. 1. Band 1937, 343 Seiten, 2. Band 1939, 337 Seiten, Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. Jeder Band 11 RM. kart., 12 RM. in Leinen.

Diese Bände gehören zu den grundlegenden Werken über germanisch-deutsche Kultur. Es ist deshalb sehr dankenswert, daß sie aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt worden sind. Der 1. Band hat folgende Abschnitte: Friede, Ehre, Ehre als Seele der Sippe, Heil, Heil als das Leben der Sippe, die Welt, Leben und Seele, die Kunst des Lebens, die menschliche Seele. Die Seele des Menschen ist die Seele der Sippe. Geburt, Tod und Unsterblichkeit, der Neiding, das Reich der heillosen Toten, der Aufbau der Sippe, Genealogie. Der 2. Band umfaßt die Abschnitte: Kleinode, das Siegesschwert, Name und Erbe, Gabentausch, Kauf und Pfand, Tischgemeinschaft, Heiligkeit, der Tempel, um den Bierkessel, Gebet und Opfer, um Erntesegen und Frieden, Spiel und Gelübde, das Blot, das schöpferische Fest, die Götter. Dann folgt ein ausführlicher Exkurs über das kultische Drama mit den Abschnitten: Das primitive Drama, der Kampf mit dem Jötun, die Schöpfung, die Symbolik der heiligen Stätte, die Völuspa, Sippengötter und Kultgötter, das Drama als die Geschichte der Sippe. Bei aller Gründlichkeit hat G. überall den Blick auf das Ganze gerichtet.

Beide Bände enthalten eingehende Anmerkungen und Belege, der zweite Band außerdem ein Namen- und Sachregister.

Das Buch legt den Grund zu einer für viele Forscher und Laien neuen Auffassung germanischer Haltung: Hinter allem Tun steht die Zuversicht, daß das Heil nie aufhöre. Von solcher Hoffnung sind die Glaubensäußerungen und Bräuche des germanischen Volkes erfüllt. Grönbechs Werk wird der Zukunft grundlegende und äußerst wertvolle Anregungen zum Forschen geben. Es darf als eines der großzügigsten Bücher über germanische Kultur und Religion bezeichnet werden. Jeder Band ist in sich geschlossen und wird auch einzeln geliefert.

Eugen Fehrle.

Germanien, Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens 1938, 416 Seiten. Berlin C 2, Raupachstraße 9, Ahnenerbe-Stiftung-Verlag.

Diese von Dr. J. O. Plaßmann geleitete Zeitschrift führt von ihrem Hauptgebiet, der germanischen Vorgeschichte öfters über zur deutschen Volkskunde auch

Digitized by Google

unserer Zeit, d. h. sie geht von der richtigen Erkenntnis aus, daß wir gar keinen Einschnitt machen dürfen zwischen der germanischen Frühgeschichte und unseren Verhältnissen, wenn wir das Volkstum betrachten. Denn das Volkstum können wir in seinem Wesen nur erfassen, wenn wir es geschichtlich in seinem Werden, seinen Überfremdungen und der sich trotz allem gleichbleibenden Haltung verfolgen. Wohl ist es notwendig, daß die Wissenschaft Frühgeschichte und Volkskunde trennt, weil kein Einzelner beide Gebiete forschend ganz umspannen kann. Aber die Forscher der beiden Gebiete müssen sich immer dessen bewußt sein, daß sie zusammen gehören, daß sie beide Gebiete behandeln müssen, auch wenn sie auf dem einen mehr aufnehmend sein müssen. Für jeden Volkskunder ist es deshalb Pflicht, mit der Frühgeschichte in Verbindung zu bleiben; eine gute Führung dorthin gibt ihm die Zeitschrift Germanien.

Eugen Fehrle.

Karl Haushofer und Hans Roeseler, **Das Werden des deutschen Volkes.** Von der Vielfalt der Stämme zu der Einheit der Nation, mit 145 Bildern und 72 Karten, Berlin, Propyläen-Verlag, 569 Seiten.

Dies Sammelwerk hat folgenden Inhalt: Paul Zaunert, Der Stammesbegriff in der deutschen Geschichte; Otto Scheel, Das Werden der deutschen Stämme. Von den westgermanischen Völkerschaften zum fränkischen Staat; Georg Schnath, Geschichte und Schicksal der Niedersachsen und Friesen; Erich Keyser, Der deutsche Nordosten von der Elbe bis zur Narwa; Friedrich König, Einheit und Vielgestalt der Franken; Rudolf Kötzschke, Seßhaftigkeit und Stammesneubildung im mitteldeutschen Raum. Vorstoß nach Obersachsen; Fritz Machatschek, Das Sudetendeutschtum, Landschaft und Siedlung; Rudolf Craemer, Das Sudetendeutschtum, Raum und Reich; Will-Erich Peuckert, Schlesien und die Schlesier; Albrecht Haushofer, Der Alpenraum in der deutschen Geschichte; Friedrich Metz, Der deutsche Südwesten; Karl Haushofer, Das Schicksal des altbayrischen Stammes; Rupert v. Schumacher, Die Ostmark und der Donauraum; Hans Roeseler, Die Ausbreitung der Deutschen in der Welt.

Die beigegebenen Bilder sind sehr schön, die Karten veranschaulichen das Gesagte gut.

Wir behandeln die Stämme heute nicht nur rückschauend aus geschichtlichen Gründen, sondern zugleich vorwärtsschauend; wir wollen die deutschen Eigenschaften der Stämme erkennen und damit den Aufbau des Reiches auch für die Zukunft fördern. Dabei gehen wir aus von der Einheit des germanischen Volkstums und gehen hinaus auf die Einheit des deutschen Volkstums, wie sie das Reich Adolf Hitlers verkörpert, zusammenschließt und festigt. Mit Recht tritt man der falschen Anschauung entgegen, daß am Anfang unserer Entwicklung die Stämme anzunehmen seien. Das ist eine vollständige Unmöglichkeit. Nie wäre daraus die Einheit des germanischen Volkstums, wie wir sie vor allem in Sitte, Brauch und Sprache haben, möglich gewesen. Das haben schon die römischen und griechischen Schriftsteller gewußt. Sie setzten germanisches Volkstum als selbstverständliche Einheit voraus. Wohl war dies Volkstum damals nicht zu einem Staate geeint, sondern tritt uns nach den frühesten Berichten als Vielheit von Gruppen und Stämmen entgegen. Zaunert sagt dazu: „Es darf uns ... nicht irremachen, daß dieses Volkswesen als eine Vielheit von Gruppen erscheint, daß es zunächst und auf lange Zeit hin, nur in solchen besonders benannten kleineren Einheiten, Völkerschaften auf dem geschichtlichen Schauplatz handelt. Diese Spielgruppen treten unter wechselnden Namen auf, das Bleibende und Treibende ist das Germanentum."

Das Werk charakterisiert die einzelnen Volksgruppen, zeigt aus ihrer geschichtlichen Entwicklung den Einklang zwischen Blut und Boden, der sich allent-

Digitized by Google

halben bildet und das deutsche Volkstum so vielfältig und reich gestaltet, verliert nie den Blick für das Volksganze als das wesentlich Bestimmende. Für Volkskunde, Geschichte, Politik, kurz für jeden, der die Entwicklung unserer Nation vom Volkstum aus sehen will und gewillt ist, am Neuaufbau des Reiches mitzuarbeiten, besonders auch für unsere Schulen und Lehrer aller Art, sei das Buch auf das wärmste empfohlen.

Eugen Fehrle.

Robert Beck, **Schwebendes Volkstum im Gesinnungswandel,** eine sozialpsychologische Untersuchung. (Schriftenreihe der Stadt der Auslandsdeutschen, herausgegeben in Verbindung mit dem Deutschen Ausland-Institut von Hans Joachim Beyer.) Stuttgart, W. Kohlhammer, 1938, 76 Seiten.

Beck spricht nach einer Einführung über Gesinnung und Volk, behandelt dann methodische Fragen, dann Funktion und Dynamik der Gesinnung, Gesinnungswandel in Beziehung zu Mächten und Wertbindungen, die innere und äußere Gesinnungskonstellation der „Schwebenden Familie", Gesinnungsbefund bei „Schwebenden Volksangehörigen" der mittleren und älteren Generation, Phasen des Gesinnungswandels, unechten Gesinnungswandel, die Gefährdung der jüngsten Generation.

Beck liegt es daran, die Urkräfte des Handelns in einem Volkstum herauszuarbeiten und zu zeigen, was zu Bindungen und was zu Auflösungen führt.

Das Buch ist methodisch ausgezeichnet und wird viel Anregung bringen für die Betrachtung der Völker, die zwischen zwei großen Nationen wohnen, gibt aber auch sonst Hinweise für volkskundliche Fragen innerhalb unseres Landes. Deshalb sollte es der wissenschaftlich arbeitende Volkskunder gelesen haben. Gerade heute sind die von Beck behandelten Fragen von besonderer Bedeutung. Das Buch gehört vor allem auch in die Hände der Staatsmänner und Politiker.

Eugen Fehrle.

Hans F. K. Günther, **Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform,** Leipzig und Berlin, Teubner, 1939, 673 Seiten.

Günther gliedert sein Buch in 18 Abschnitte: Die Erforschung der Gemeinschaftsformen und Lebensvorgänge des deutschen Bauerntums; die landschaftliche und dingliche Umwelt des Bauern und des Städters; die menschliche Umwelt des Bauern und des Städters; Dorfgemeinschaft, Nachbarschaft und Familie; Gemeinschaft und Gesellschaft — Land und Stadt; die Dorfgemeinschaft und die einzelnen Bauern in Beziehung zu Gruppen und Einzelmenschen außerhalb des Dorfes und in ihren Beziehungen zu Staat und Recht; die Lebenswerte des Bauerntums; bäuerliche Glaubensvorstellungen und bäuerliche Frömmigkeit; die bäuerliche Seele. Das bäuerliche Geistesleben; Kindheit, Erziehung und Schuljahre des Landkindes; das Geschlechtsleben der Landjugend und die ländliche Sittlichkeit; die bäuerliche Gattenwahl; die Kinderzahl in bäuerlichen Ehen; die Verstädterung des bäuerlichen Landes; Landflucht und Wanderungen vom Lande zur Stadt; die völkische Bedeutung des Bauerntums.

Das Buch ist bei klarer Abwägung des Guten und Bösen im Bauernstand ein hohes Lied auf unser Bauerntum. Jeder Deutsche, der es mit dem Volke in seiner Gesamtheit gut meint und die Überzeugung hat, daß ohne gesundes Bauerntum das Volksganze dahinwelken müßte, wird das Buch begrüßen. Wohl ist das Lob des Bauerntums seit 1933 in allen Tonarten gesungen. Und doch sind alte Vorurteile gegen das Landvolk noch lange nicht überall beseitigt, vor allem verstehen viele Leute nicht, daß manches, was der Städter heute beim Bauern vielleicht als befremdend oder enttäuschend beobachtet, einseitig durch die städtische

Digitized by Google

Brille gesehen ist oder aber, wo es in Wirklichkeit vorhanden ist, teilweise auf dem trüben Schicksal beruht, das dem Bauern durch Jahrhunderte aufgenötigt war. Schiefe Urteile über Bauern findet man sogar bisweilen bei jungen Leuten, die mit gutem Willen zu heißen aufs Dorf gegangen sind oder dort ihr Landjahr verbracht haben. Demgegenüber muß berücksichtigt werden, daß Mißstände, die durch Jahrhunderte aus den Verhältnissen heraus sich bildeten und andererseits Vorurteile, die aus bösem Willen und aus Verständnislosigkeit heraus entstanden sind, nicht von heute auf morgen getilgt werden. Günthers Buch ist gut geeignet, hier klärend zu wirken. Möge es recht viel gelesen werden! Es wird gewiß dazu beitragen, dem Bauerntum die Wertung und Achtung zu verschaffen, die ihm gebührt.

Eugen Fehrle.

Max Hildebert Boehm, **Das eigenständige Volk.** Göttingen 1932, Vandenhoeck und Ruprecht. 389 Seiten, gebunden 14,50 RM.

Dies Buch ist 1932 erschienen. Durch äußerliche Umstände kam ich nicht dazu, die eingehende Besprechung zu schreiben, die ich vorhatte. Es hat sich auf dem Gebiete des Volkstums manches seit 1932 etwas anders entwickelt, als Boehm s. Zt. dachte. Und doch ist das Buch auch heute noch sehr lehrreich, es führt die Forscher, die in alten Gleisen weitergehen wollen, zur Besinnlichkeit, warnt gut vor überkommenen Vorurteilen, zweifelt mit wohl durchdachten Gründen viele Urteile unserer Wissenschaft an, hat aber auch bisweilen den Fehler, daß es zu sehr durchdacht ist. Es ist manchmal überspitzt in seinen Formulierungen. Trotz der Widersprüche, die ich öfters habe, möchte ich — nicht dem Laien, der sich flüchtig orientieren will — aber dem Forscher, der ernsthaft arbeitet, das Buch dringend zum Durcharbeiten empfehlen. Wieviel anregendes steckt zum Beispiel in dem kurzen 28. Abschnitt: Brauch, Sitte, Lebensstil, auch wenn man vielem stark widerspricht. Für eine Arbeitsgemeinschaft junger Forscher gibt das Buch reichen Stoff zum Nachdenken.

Gut sind Vorzüge und Nachteile des Buches, besonders für die Erforschung des Volkstums der Auslandsdeutschen gekennzeichnet in einer eingehenden Besprechung von Herbert Cysarz: Dichtung und Volkstum, Neue Folge des Euphorion 35, 1934, 405 ff.

So kann das Buch ernsthaft Ringenden als wertvolle Anregung empfohlen werden.

Eugen Fehrle.

Richard Benz, **Die deutsche Romantik,** Geschichte einer geistigen Bewegung, Leipzig, Philipp Reclam jun., 1937, 487 Seiten. Geheftet 8 RM., in Ganzleinen 10 RM.

Benz gliedert sein feinsinniges Werk in 16 Abschnitte: Ursprünge, die Entstehung einer romantischen Poesie, die klassischen Kritiker und Poetiker, die Revolution des absoluten Geistes, Bildung und Abgrenzung des Kreises, Durchbruch des romantischen Gedankens, Zerstörung und Erneuung, das Kunstwerk der Zukunft, die Rückwendung zum Alten, Nationalpoesie, Romantik in Heidelberg, Echo der Musik, Gott — Freiheit — Vaterland, der Weg nach Rom, Zerfall und Fortleben, Lebensgesetz und Kulturbedeutung der Romantik.

Große Fähigkeit künstlerischen Einlebens und Darstellens ist in diesem Buch mit gründlicher wissenschaftlicher Vertiefung verbunden. Es kann jedem, der sich mit der Romantik beschäftigt, auf das eindringlichste empfohlen werden. Gerade die Volkskunde hat heute mehr denn je die Pflicht, sich mit der Romantik eingehend zu beschäftigen. Benz setzt seinem Buch folgende Sätze von No-

Digitized by Google

dalis voraus: „Fortschreitende immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuch erreichen, oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Gestalten erneuet wieder hervor." Diese Worte sind für uns gerade heute Mahnung zur eingehenden Beschäftigung mit der Romantik und mit der Arbeit von Benz.

Eugen Fehrle.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli, Band 8, 1762 Sp., Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter.

Wer über den reichhaltigen Inhalt dieses Bandes berichten wollte, müßte wenn er das Gute würdigte, und das, war er anders schreiben würde, berichtigen wollte, ein Buch schreiben. Hier soll nur kurz auf einige Hauptartikel hingewiesen werden, und dabei möchte ich da und dort eine Bemerkung einstreuen. Ich nenne die Artikel: Sommer, Sonne (hier sind viele Belege benutzt, die man so nirgends zusammen hat. Ich hätte eine klarere geschichtliche Entwicklung gewünscht und eine Auseinandersetzung über die Fragen, wie weit wir hier auf germanische Vorstellungen über Sonnenkult zurückgehen können, wo wir Antikes und Christliches haben und wie Germanisches durch das Christentum umgebildet worden ist), Sonntag, Spatulimantie = Schulterblattwahrsagung (Wer sucht über diese merkwürdige Erscheinung etwas unter einem so unbekannten Fremdwort?), Speichel, Spucken, Speise, Sperling, Spinne, Spiritismus, Spott (dürfte ausführlicher sein), Stählen, Stein, Sterben, Stern, Storch, Strafe, Streit, Stufenjahr (diese Ausführungen sind zu dürftig. Es hätte die Arbeit von Franz Boll beigezogen werden müssen: die Lebensalter, ein Beitrag zur antiken Ethologie und zur Geschichte der Zahlen, Neue Jahrbücher 31, 1913. Es gibt 3, 4, 7 und 10 Lebensalter. Gerade im Volksglauben und in der Volkskunst der letzten Jahrzehnte steht die Zehnzahl im Vordergrund), Suggestion, Sympathie, Tabu, Tier, Tiergestalt (hier vermißt man eine eingehende Behandlung des Brauchtums und des neuesten Schrifttums darüber. Dieser Mangel ist auch nicht ersetzt im Artikel Tierverkleidung), Tiernamen, Tisch, Tod — Totenzahn (reichhaltiger Stoff für alle Fragen des Volksglaubens über Sterben und Tod), Trauer (unvollständig. Zur Vorschrift, sich nicht zu rasieren, vgl. meine Ausgabe der Germania des Tacitus, 3. Auflage, S. 104 f.), Tür, Übergangsriten, Um herum, Umkreisen — Umgang, Unfruchtbar, Unschuld, Unsterblichkeit, Vater, Vegetation, Verhüllen, Verwandlung (die Entwicklung von der Primitivität der Naturvölker zu unseren Bräuchen zeigt einen veralteten Standpunkt).

Trotz einzelner Ausstellungen kann auch von diesem Band des Handwörterbuches gesagt werden, was von früheren gilt: es ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich mit Volksglauben und Volksbrauch beschäftigt und soll in keiner größeren volkskundlichen Bibliothek fehlen.

Eugen Fehrle.

Ernst Christmann, **Volkssprache**, ihr Wesen und ihr Werden, dargestellt am Beispiel der Mundart in Saarpfalz. Neustadt a. d. Weinstraße, Westmark-Verlag, 1938, 59 Seiten.

Christmann spricht hier sehr anregend vom Sinn und Wert unserer Beschäftigung mit der Volkssprache, vom Verhältnis der Volkssprache zum Hochdeutschen, von der Mundartschreibung, von den Hauptmundarten Deutschlands

Digitized by Google

und den Sprachgrenzen. Dann geht er ein auf Entstehung und Ursachen der Mundartgrenzen seiner engeren Heimat, behandelt die seelischen Hintergründe einiger volkssprachlichen Erscheinungen, wie fremdes Sprachgut in der Saarpfalz, die Gründe für seine Aufnahme, dabei auch die Übernahme hebräischer Wörter, dann spricht er von Volksetymologien, geht ihren Gründen nach, behandelt das anschaulich-dinghafte Denken des Volkes als Ursache des Reichtums an schönen Wort- und Bildprägungen. Das Büchlein kann weithin wertvolle Anregungen geben.

Eugen Fehrle.

Ernst Christmann, **Beiträge zur Flurnamenforschung im Gau Saarpfalz**, herausgegeben mit Mitteln der Bayrischen Akademie der Wissenschaften und des Verbandes für Flurnamenforschung Bayern, mit 8 Abbildungen. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1938, 53 Seiten.

Diese Schrift ist das 1. Heft der Untersuchungen, die Joseph Schnetz in der Schriftenreihe: die Flurnamen Bayerns herausbringt. Schnetz schreibt über die Reihe: „Das Werk, von dem jetzt ein erstes Heft erscheint, soll nicht nur eine Bestandsaufnahme der heute lebenden bzw. archivalisch erfaßbaren Flurnamen Gesamtbayerns, sondern vor allem eine wissenschaftliche Auswertung derselben darbieten. Wenn dabei auch die rein formal-sprachliche Betrachtung eine wichtige Rolle spielt, so geht der Aufgabenkreis des Werkes doch weit darüber hinaus, in dem besonders das Ziel angestrebt wird, Erkenntnisse sachlicher Art aus den Flurnamen zu gewinnen."

Christmann gliedert seine Arbeit in folgende Abschnitte: 1. Von vordeutschen Flurnamen in der Saarpfalz und von der Pfalz als einstigem „Südrand des Trierer Sprachraums". 2. Einige Ergebnisse und Fragen der Flurnamenforschung in Saarpfalz, a) vom zeitlichen Nach- und räumlichen Nebeneinander synonymer Flurnamen, Sinn und Herkunft einiger Flurnamen und Grenzzeichenbenennungen. 3. Vom Speyerer „Altpörtel", dem Wormser „Pörtel-Amt" und dem Sieg von „Tor" über „Pforte". 4. „Kriemhildenstuhl", „Brünnhildenstuhl" und „Drachenburg" bei Bad Dürkheim. Der letzte Abschnitt über den Kriemhildenstuhl besonders wird weit über die Saarpfalz hinaus, vor allem auch bei den Forschern der Frühgeschichte Beachtung finden. Was die Ausgrabungen dort oben an wertvollen Funden der Frühgeschichte gebracht haben, wird durch die zuverlässigen Arbeiten Christmanns über den Namen bestätigt.

Eugen Fehrle.

August Lämmle, **Es leiselet im Holderbusch.** Die schwäbischen Gedichte, Stuttgart, Fleischhauer & Spohn, 220 Seiten.

Ein feinsinniges Buch. Man freut sich über die schönen Äußerungen schwäbischer Art in Ernst und Scherz. Lämmle ist von ganzem Herzen Schwabe und tief in seiner Heimat verwurzelt und eng mit seinen Landsleuten verbunden. Darum ist alles so echt und urwüchsig. Dies Gedichtbuch steht weit über dem Durchschnitt der sogenannten Heimatdichter. Das Schwabentum, das wir hier finden, ist zugleich ein echtes Stück Deutschtum im besten Sinne und ein schönes Loblied auf unser Bauerntum. Am Schluß des Buches gibt Lämmle einen kleinen Wegweiser zur schwäbischen Mundart. Er ist sicher manchem Nichtschwaben willkommen und ermöglicht auch Fernerstehenden das Verständnis der Gedichte. Das Buch kann aufs wärmste empfohlen werden.

Der Titel des Buches mag manchem Leser, der Süddeutschland nicht kennt, merkwürdig erscheinen. Wo es leise ist, ist Ruhe und Stille, aber wo es leiselet, ist auch in der Stille etwas tätig. Man hat gemeint, dem Alamannen fehle die

Digitized by Google

Dynamik. Dasselbe darf man dann wohl auf den Schwaben anwenden, denn er ist seiner Herkunft und seinem Wesen nach derselbe. Diesem Stamme fehlt auch in der Ruhe die Dynamik nicht. Es regt sich immer etwas, auch wenn der Außenstehende noch so sehr meint, alles sei still. Wenn zu „leise" ein Zeitwort gebildet werden kann und dies in dritter Person mit es verbunden wird, so haben wir hier ein schlichtes Zeichen jener unbewußten Kraft, die im täglichen Leben und in der großen Geschichte allezeit die schwäbisch-alamannische Seele durchlebt hat.

Eugen Fehrle.

Helene Voigt-Diederichs, **Gast in Siebenbürgen,** Jena, Eugen Diederichs-Verlag, 117 Seiten.

Eine Frau, die mit offenen Augen und warmem Herzen unsere Brüder und Schwestern in Siebenbürgen besucht hat, führt den Leser in angenehmem Plauderton in diese reizvolle Welt. Überall sieht sie Schönes und Liebes, macht kein Getue daraus, verfällt auch nicht in gesuchte Schwärmerei, die langweilt, sondern weiß in schöner Sprache, treffend in Wort und Farbe diese uns so anheimelnde und dann wieder durch sonderbar Andersartiges merkwürdig anmutende Welt zu zeigen. Möge es recht vielen Deutschen beschieden sein, dies Buch zu lesen! Vor allem aber sollte jeder es kennen, der zu den „Sachsen" nach Siebenbürgen fahren will.

Eugen Fehrle.

Hertha Sauer, **Die Schuldvorstellungen in ostpreußischen und westfälischen Volkserzählungen der Gegenwart.** Neue Deutsche Forschungen, Abteilung Deutsche Volkskunde. Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1936, 112 Seiten.

Der Untersuchung liegen zugrunde die „Plattdeutschen Volksmärchen aus Ostpreußen", aufgezeichnet von Hertha Grudde, und die unter dem Titel „Volk erzählt" von Gottfried Henßen herausgegebene Sammlung westfälischer Sagen, Märchen und Schwänke. Unter den Erscheinungen der Schuld sind gegeben sowohl die moralische Schuld, die mit Willen und Absicht vollzogene Durchbrechung der Gesetze, wie auch jenes Schuldigsein, das ohne persönliches Wollen entstanden ist. Die aus der Schuld erwachsenen Folgen, insonderheit die Verwandlung in andere Daseinsformen (Tiere, Pflanzen, Gespenster, Feuer usw.) und die Erlösung aus diesen, wie andere Strafen für schuldvolles Sein oder Verhalten, wie sie in dem genannten Erzählgut sich finden, werden untersucht. Da natürlicherweise häufig in den Schuldvorstellungen der Teufel eine Rolle spielt, ist ein besonderer, mehr als ein Viertel der Arbeit ausmachender Abschnitt dem Teufel gewidmet. Während in den ostpreußischen Erzählungen der Teufel beinahe in jeder zweiten auftritt und hier mit breiter Ausführlichkeit geschildert wird, spricht aus seinem verhältnismäßig seltenen Erscheinen in den westfälischen Erzählungen wie auch aus der nur kurzen Nennung seines Namens eine gewisse Zurückhaltung und eine — wohl auf christlichen Einfluß zurückführende — Scheu, um nicht zu sagen Furcht. Die Erscheinungsformen des Teufels im Ostpreußischen sind beachtenswert; bei einigen wird man an kultische Ursprünge denken, wie sie Höfler zeigte. Die Verfasserin beschränkte sich im wesentlichen auf die Beschreibung und ging auf solche Fragen nirgends ein.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Lothar Brixius, **Erscheinungsformen des Volksglaubens.** „Volk", Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, herausgegeben von K. Wagner, Erg.-Reihe, Band 4. Niemeyer Verlag, Halle/Saale 1939, 92 Seiten.

Fußend auf Aufnahmen in dem Dorfe Monreal in der südöstlichen Eifel, werden die Erscheinungsformen des Volksglaubens wie auch die Träger dieser

Digitized by Google

Formen, die Gewährsleute des genannten Dorfes untersucht. Demgemäß besteht die Darstellung aus zwei Hauptteilen (1. „Von den Glaubensformen", 2. „Von den Gewährsleuten"), zu denen ein Kapitel über das Grundsätzliche und Methodische die Einführung bietet. So fleißig und aufschlußreich die Arbeit in vielem ist, so wird man namentlich bedauern, daß der Verfasser sich ganz die Naumannschen Kategorien zu zeigen gemacht und mancherlei der Völkerpsychologie entnommen hat, was als überholt zu betrachten ist. Mehr als bei Naumann, der in seinen Formulierungen vorsichtiger ist, zeigt sich immer wieder bei seinen Schülern, wie gefährlich und verfänglich, bei konsequenter Anwendung, seine Theorien sind. So handelt es sich in dem vorliegenden besonderen Falle, nach Brixius, „lediglich darum", daß der „Mensch als homo sapiens" „metaphysische Fragen aufwirft". „Wie das nun in Einzelheiten geschieht, daß und wie sehr im einzelnen dann rassische Momente richtung- und formgebend sind, ist bei dieser abstrakten Erörterung unwesentlich." Daß mit „abstrakten Erörterungen" man dem Volksglauben am wenigsten gerecht wird, sollte sich, so meint man, doch inzwischen herumgesprochen haben!

Ferdinand Herrmann.

Wolfgang Heiligendorff, **Der keltische Matronenkultus und seine „Fortentwickelung" im deutschen Mythos.** „Form und Geist", Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Lutz Mackensen, Hermann Eichblatt-Verlag, Leipzig 1934, 100 Seiten.

Die im Westeuropäischen vorherrschende Verehrung einer Frauendreiheit, deren früheste Ausprägung wohl der Matronenkult darstellt, beschäftigte gerade in den letzten Jahren besonders stark die Wissenschaft. Obwohl Vorarbeiten, Beiträge zu einzelnen Seiten dieser Verehrung und Forschungen zu einzelnen Funden, abgesehen von konstruktiven Umfassungen, in reicher Fülle vorhanden sind, blieben doch die grundlegenden Fragen bis heute ungelöst. Ansicht steht gegen Ansicht, Theorie gegen Theorie. Schon der Ursprung des Matronenkultes, den der Verfasser von etwa 40 bis 244 datiert, ist umstritten. Heiligendorff hält den Kult für keltisch, wobei er als wesentlichen Beweis für seine Hypothese die Weiheinschrift von Nimes anführt (S. 8). Einschränkend gesteht er freilich: „Ob die Kelten den Kult bereits mitgebracht haben oder selbst in ihren neuen Heimatgebieten vorfanden, entzieht sich wegen völligen Mangels an Belegmaterial unserer Beurteilung" (S. 14). Hinsichtlich der Frage der Beziehungen des Matronenkultes zur Verehrung der drei Jungfrauen Einbede, Warbede, Willebede, deren Verbreitungsgebiet von Worms und Straßburg über das Badische bis hinüber nach Bayern und ins Oberetschgebiet hinein sich erstreckt, wie auch zu den kirchlichen Allegorisierungen Fides, Spes und Charitas, bei denen das alte Ubierland geographisch ihren Verehrungsbezirk kennzeichnet, möchte der Verfasser in diesen Jungfrauen nicht „unmittelbare Fortsetzerinnen" (S. 99) der Matronen sehen. Bei den in der deutschen Sage auftretenden Gestalten macht er auf die von den Nornen bestimmten Züge aufmerksam. Auch in bezug auf die Parzen hält er, gegenüber anderen Auffassungen, eine Identifizierung mit den Matronen für unmöglich (S. 21).

Ferdinand Herrmann.

Fritz Schmitt, **Tabellen zur deutschen Literaturgeschichte.** Berlin, Junker und Dünnhaupt-Verlag, 1935, 165 Seiten.

Die verschiedenen Gebiete der deutschen Literatur sind hier übersichtlich und eigenartig zusammengestellt. Das Buch ist für den lernenden Studenten eine wertvolle Hilfe, leistet aber darüber hinaus jedem anderen Wissenschafter gute Dienste. Ein Wortweiser zum Schluß erleichtert die wissenschaftliche Benutzung.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Volksleben im Schwarzwald, 144 Bilder von Hans Retzlaff mit einführendem Text von Wilhelm Fladt, 2. Auflage, Berlin, Verlagshaus Bong & Co.

Auf 40 Seiten gibt Fladt einen Überblick über den Schwarzwald, seine Bewohner und ihre Tätigkeit. Dann folgen die wertvollen Bilder von Retzlaff. Sie schildern Haus und Hof, den Alltag und das festliche Leben, Tracht und Schmuck und zeigen die Schönheit und Reichhaltigkeit unseres Schwarzwaldes in prächtigen Darstellungen.

Eugen Fehrle.

Hans Retzlaff, **Bildnis eines deutschen Bauernvolkes, die Siebenbürgersachsen**, mit erläuterndem Text von Dr. Misch Orend und einem Geleitwort von Bischof D. Glondys. Berlin und Stuttgart, Verlag Grenze und Ausland, 1934, 24 S. und 96 Bildtafeln.

Bischof Glondys schreibt zum Geleite: „Mögen diese Bilder der Welt Kunde davon geben, daß in Siebenbürgen ein deutsches Bauernvolk von alter und hoher Kultur lebt; mitten in einer fremdvölkischen Umwelt hat es vor 800 Jahren in zähem Fleiß hier seine Heimat geschaffen, die in allem, was sie umfaßt, deutsches Wesen spiegelt; die dem Lande Siebenbürgen weithin sein Gepräge gibt und den außergewöhnlich hohen Beitrag des kleinen Siebenbürgersachsenvolkes zur allgemeinen Kultur dieses Landes schon in wenigen Bildern nachzuweisen vermag." Möge es recht viel deutschen Lesern vergönnt sein, dieses schöne Buch zu besitzen!

Eugen Fehrle.

Rudolf Kubitscheck, **Tief drin im Böhmerwald**, das Heimatlied der Böhmerwäldler. Pilsen, Kommissionsverlag Carl Maasch's Buchhandlung, 23 S.

Dieses Lied ist nicht nur in seiner Heimat, sondern in ganz Deutschland weit verbreitet. Es stammt von einem Glasarbeiter, Andreas Harthauer. Kubitschek schreibt über seine Entstehung und Verbreitung.

Eugen Fehrle.

Hermann Glockner, **Wilhelm Busch**, der Mensch, der Zeichner, der Humorist. Tübingen, Paul Siebecks-Verlag, 39 Seiten.

Glockner berichtet sehr anziehend und lebhaft über den Lebenslauf von Wilhelm Busch, er beobachtet den Künstler und zeigt uns wie anschaulich er ist, schreibt von seiner Weltanschauung, seinem Verhältnis zu Schoppenhauer und schildert ihn besonders als karikierenden Humoristen. Man liest dieses Büchlein gern, in dem der Philosoph so liebevoll über den Künstler Busch plaudert.

Eugen Fehrle.

Clara Scoppa, **Sotto il cielo di Sicilia**, Anton Trimarchi, Palermo 1928. 143 Seiten.

In flüssig-anmutiger Sprache wird in diesem Büchlein ein bunter Strauß stimmungsreicher Erinnerungen, Skizzen, Sagen und Legenden dargeboten, die alle mit der Heimat der Verfasserin, mit Sizilien, verknüpft sind.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Joseph Schlicht, **Bayerisch Land und Bayerisch Volk**. Unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe von 1875. Ortolf und Walther, Straubing o. J., 527 S.

Mit dem vorliegenden Buch legt der Verlag das Werk des hervorragenden Kenners altbayerischen Volkstums in seiner ursprünglichen Form wieder vor. Dieses Werk des verstorbenen Steinacher Hofbenefiziaten, der wegen seiner

Digitized by Google

freien, aufrichtigen und kernigen Art mehr das Vertrauen seiner bäuerlichen Landsleute als seiner kirchlichen Vorgesetzten genoß, hat eine bezeichnende Geschichte. Es erschien 1875 im Literarischen Institut von M. Huttler in München und, obwohl es in allen Schichten Abnehmer fand und gut verkauft wurde, erschien 1886 nur eine stark verkürzte und in jeder Hinsicht schwächliche Neuauflage unter dem Titel „Altbayernland und Altbayernvolk". Daß für sie nicht der Verfasser, sondern vielmehr seine geistliche Oberbehörde verantwortlich war, wurde von den meisten, die Schlicht kannten, damals vermutet, und es ist wohl so, wie Hansjakob, der 1905 in Pondorf mit Schlicht zusammentraf, davon schrieb: „Die geistlichen Zopfmandarinen in Regensburg hatten an dem offenen, ehrlichen Buch manches auszusetzen; es war ihnen nicht fromm genug. Und der Joseph Schlicht tat ihnen den Gefallen und hat das Buch umgearbeitet, verwässert und mit einem anderen Titel versehen. Der Spiritus war aber daraus fort, und des Verfassers Schwingen blieben fortan gebunden." Aus diesem Grunde wird man dem Verlag besonders danken, daß er die erste Auflage des Werkes in unveränderter Form herausbrachte.

Heidelberg. Ferdinand Herrmann.

Immendingen, Geschichte eines ehemaligen reichsritterschaftlichen Fleckens, bearbeitet im Auftrage der Gemeinde Immendingen von Wilhelm Baumann. Karlsruhe, Macklotsche Druckerei und Verlag, 1937, 335 Seiten.

Baumann gibt die Geschichte Immendingens und der Landschaft von der Urgeschichte bis heute. Eingehend wird die Entwicklung behandelt. Dabei sind auch die Flurnamen aufgeführt, besonders sind die Rechtsverhältnisse eingehend geschildert. Vielfach werden dabei Blicke gegeben über den ganzen Hegau und bis hinein zu den Klöstern des Schwarzwaldes, deren Besitz bis Immendingen reichte. Willkommen ist auch ein Überblick über die Bevölkerungsbewegung und die Auswanderung. Das Buch ist gut ausgestattet und wird auch über Immendingen hinaus manche Anregung bringen können.

Eugen Fehrle.

Franz Disch, **Chronik der Stadt Zell a. Harmersbach**, mit 93 Textabbildungen und Stadtplan. Lahr/Baden, Verlag Schauenburg, 1937, 457 Seiten.

Disch schildert uns die Stadt Zell am Harmersbach, die kleinste freie Reichsstadt, ihre Verwaltung und Verfassung, die Rechtspflege, Bewohner der Reichsstadt, Wirtschaftliches, Kirche und Schule, Wohlfahrtseinrichtungen, Gesundheitspflege, gibt dann eine eingehende Beschreibung der Stadt und der Einwirkung äußerer und politischer Verhältnisse auf ihre Geschichte und zum Schluß eine Ehrentafel der Teilnehmer am Weltkrieg 1914—1918. Sondergebiete der Volkskunde sind mehrfach behandelt. Ich verweise besonders auf die Hexenprozesse, die in ihrer Grausamkeit ihren Höhepunkt erreichen in den S. 36 ff. geschilderten Quälereien einer 80jährigen Frau Eva Horbach. Das Buch ist gut ausgestattet und wird allen, die in Zell wohnen, oder je gewohnt haben, wertvolle Aufschlüsse über ihre Heimat geben.

Eugen Fehrle.

Georg Schreiber, **Deutschland und Spanien**, Volkskundliche und kulturgeschichtliche Beziehungen, Zusammenhänge abendländischer und ibero-amerikanischer Sakralkultur, mit 7 farbigen und 64 einfarbigen Tafeln (155 Abb.). Forschungen zur Volkskunde, Heft 22/24, herausgegeben von G. Schreiber. Düsseldorf, L. Schwann, 528 Seiten.

Digitized by Google

Das Buch zerfällt in 25 Abschnitte: Spanische und außerspanische Motive; S. Vincentius Saragossa; S. Cucuphat und S. Felix von Gerona; S. Hermenegild; S. Pirminius; Combostela (S. Vincenz und S. Jakob, Santiago); Mittelalter und neuzeitliche Kanonisation; Siglo de Oro (S. Ignatius, S. Franz Xaver, Heilige Dioskuren, S. Franz Borgia, Santa Teresa, S. Johannes vom Kreuz); Franziskaner; Karitasheilige; Dominikaner; Die missionarische Idee; Heilige Benediktiner; Mercedarier; S. Isidor, der Bauernheilige; Der heilige König; S. Liberata; Die iberische Dienstmagd; Exempelbücher und ars moriendi; Volksfrommes Brauchtum der Gegenwart; Mysterium und volksfromme Praxis; Grundstrukturen und Ergebnisse; Deutsche Färbung und Tönung; Die deutsche Dynastie; Abwandlung iberischer Motive; Zur Spanienwertung.

Schreiber ist fraglos einer der besten Kenner katholischer Volksfrömmigkeit. Er arbeitet seit Jahren an der Geschichte dieser Frömmigkeit, war viel im Ausland, hat dort und bei uns in Deutschland überall, auch an kleineren Orten, die Museen durchgearbeitet. So ist hier ein Werk von staunenswerter Gelehrsamkeit entstanden. Ein Werk aber auch, das nach verschiedener Hinsicht sehr lehrreich ist. Es zeigt uns, wie das katholische Volk in Deutschland von Spanien her, vor allem durch die Jesuiten, mit fremdem Glauben und Brauch überschüttet worden ist. Wohl ist manches, was von dort gekommen ist, allgemein christlich, das meiste hat aber doch eine eigene Färbung, und wenn man die politische Wirkung der Jesuiten übersieht und ihr Bestreben, zielbewußt und dauernd an der Umbiegung deutschen Volkstums zu arbeiten, so wird man die Tatsachen, die das Buch mitteilt, doch mit anderen Augen ansehen als der Verfasser. Schreiber sagt in dem Abschnitt: Deutsche Färbung und Tönung, S. 449 f.: „Es wäre sehr einseitig, von einer Hispanisierung der deutschen Volksfrömmigkeit im Sinne einer totalen oder einer verwirrenden Überfremdung zu sprechen. Gegen diese Annahme steht die tatsächliche Bewahrung deutscher Eigenständigkeit und die Übersetzung in heimatliche Art, die sich fortgesetzt vollzog und auf eine eigene Gestalt drängte. Arteigenes tritt immer wieder, wie das Kunst und Volksfrömmigkeit ausweisen, zu Gotteserlebnis und Heiligenvorstellung. Dabei braucht die Substanz des Glaubens und die Reinheit der Lehre nicht angetastet zu werden. Sprache und Sitte, Legende und Leben, Schicksal und Persönlichkeiten schufen immer wieder heimatliche Klänge und neue Betonungen" und S. 453: „Somit wurden weithin die Anregungen und Einwirkungen, die aus dem spanischen Raum flossen, mit bodenständigen Akzenten und mit heimatlicher Farbengebung versehen. Arteigenes macht sich immer wieder in der Form der volksreligiösen Darstellung geltend. Spanische Heilige wurden zum deutschen Erlebnis für den Maler und für den Stecher, für die gewählte Plastik, wie für die schlichte Volkskunst. Aber auch der Wallfahrer und volksfromme Beter, der Religiöse und der Laie, der Tertiar und der Stiftsgeistliche sah und empfand diese spanische Sakralität von der deutschen Landschaft, von der Überlieferung eines wurzelechten Zönobiums von dem Gotteshaus seiner Heimat, von der volksbetonten Predigt seines Zeitalters."

Das ist alles fraglos richtig. Aber warum mußte denn spanisches Gut in der Formung, die ihm die Jesuiten dort gegeben hatten, zu uns gebracht werden? Warum hat man nicht gestattet, daß das Christentum sich mit dem deutschen Volkstum ohne solche fremde Vermittlung auseinandersetze und daß eine deutsche Färbung und Tönung des Christentums sich bilde ohne solche Beimischung von außen? Denn fraglos kam doch vieles zu uns, was uns fremd war, und das Fremde bleibt, auch wenn die Tönung und Färbung deutsch wird. Man muß immer bedenken, daß Fremdes in doppelter Weise zu uns kam: 1. Die Universallehre des Christentums an sich stand gegen und neben der völkisch eingestellten Religion unserer Väter, 2. Die spanisch-jesuitische Formung gab der christlichen Lehre noch eine

Digitized by Google

eigene teilweise südlich gewendete, teilweise politisch bestimmte Gestalt. Schreiber sagt S. 453 darüber: „Solche spanischen Ursprünge und Ausgangspunkte wurden darüber hinaus in einer ökumenischen Schau und mit universalen Maßstäben einer einheitlich gelagerten Glaubenssubstanz gesehen. Das waren sogar Notwendigkeiten und Voraussetzungen für eine landschaftliche und volkhafte Erfassung. Nur so im Geiste der kirchlichen Ganzheit, vermochten sie Einlaß und Gehör zu finden, Bewunderung und Nachfolge hervorzurufen, kultische Andacht und volksfromme Haltung auszulösen."

Für die deutsche Volkskunde, d. h. die Wissenschaft von unserer deutschen Art und Erbmasse ist Schreibers Buch sehr beachtlich. Denn es zeigt uns die Auseinandersetzung zwischen „eingewurzelten Überlieferungsreihen" und „neueinströmenden Sakralstoffen" und die sich daraus ergebenden „unablässigen Auseinandersetzungen" und „neuen Beleuchtungen". Wir müssen wissen, was von außen zu unserem Volkstum hinzukam, um das Arteigene herausschälen zu können. Dem, der die Geschichte und den Bestand unseres Volkstums, zunächst rein sachlich übersieht, ergeben sich wertvolle Schlüsse: auch er wird wie Schreiber, die deutschen Färbungen und Tönungen beachten, wird aber auch den Kampf des deutschen Volkstums um seine Eigenart bemerken und erkennen, wie schwer er war und daß es sich nicht nur um eine Auseinandersetzung mit der universalen Lehre des Christentums handelt, sondern um Kämpfe mit südländischer Art und mit politischen Gegnern. Schreibers Buch führt bei solchen Untersuchungen zu wertvollen Grundlagen.

Eugen Fehrle.

Otto Brinkmann, **Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft,** mit einer Kartenskizze (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde, herausgegeben von J. Schwietering, Heft 4). Münster i. W., Aschendorff, 1933, 73 S.

Brinkmann spricht zunächst grundsätzlich über das Aufzeichnen von Volkserzählungen und fordert mit Recht, daß z. B. Sagen so aufgezeichnet werden wie sie im Gemeinschaftsgeist erzählt werden. Dann teilt er Erlebnisse mit seinen Erzählern mit, aus seinem Heimatdorf Obernbeck bei Löhne im Kreise Herford i. W. Nach einigen Ausführungen über das Erzählen in der Gemeinschaft und die Glaubwürdigkeit des Erzählten, werden einige Erzählzyklen in Mundart wiedergegeben. Die Arbeit ist lehrreich und gibt gute Winke für die Forschung.

Eugen Fehrle.

Johannes Graefe, **Zur Trachtenkunde der Donauschwaben in Ungarn und den Nachfolgestaaten.** Studien zur Völkerkunde, herausgegeben von O. Reche und H. Plischke, Band 9. Verlag der Werkgemeinschaft, Leipzig 1935, 88 S.

Auf Grund der vorhandenen Literatur und eigener Beobachtungen untersucht der Verfasser die trachtlichen Verhältnisse der Schwaben im Gebiete der mittleren Donau. Er sucht dabei auf historischem Wege vor allem festzustellen, was deutscher Herkunft und was als magyarische Beeinflussung anzusehen ist. Die wenigen beigegebenen Bilder sind leider nicht sehr aufschlußreich.

Ferdinand Herrmann.

Hans Karlinger, **Deutsche Volkskunst,** Propyläen-Verlag, Berlin 1938, 505 S.

Verfasser und Verlag kann man beglückwünschen zu diesem schönen Werke, das vornehm ausgestattet und mit zahlreichen farbigen und schwarzweißen Bildern versehen ist. Auf 128 Seiten behandelt Karlinger in einem großzügigen Überblick die Volkskunst. Wie er sich zu ihr stellt sagt er S. 9 f.: „Reine Volkskunst entspringt . . . absichtslos und unmittelbar aus dem Grundstrom der gestaltenden

Digitized by Google

Phantasie, die im Blut eines Volkes ruht; innerhalb der Volkskunst wird seines unfaßbaren Wesens erste schaubare Form. Unter dem Sinnbild der Volkskunst ist der Völker und Stämme Formwille schleierlos anschaubar; vom Quell der Volkskraft steigt er empor in die Kunst der Stile, um so deutlicher dort zu spüren, je unmittelbarer das Werk — man denke an Albrecht Dürer und das Gesicht seiner Kunst, wo immer dieses losgelöst von Zeitbindungen erscheint. In solchem Sinne ist Volkskunst, ehe Kunst der Stile wurde, und ist, wenn diese nicht mehr besteht. Erbe und Brauch stehen an der Wiege der Volkskunst, nicht der Zeiten wechselnde Meinung, der Raum der Gemeinschaft ist ihr Ursprungsort, so wie solcher aus Stamm, Boden und Umwelt wurde und wird; . . . Sinn für rechte Werkgestaltung und Lust zum schmückenden Spiel bewirken die Ausdruckskraft innerhalb der Volkskunst; die Verbindlichkeit alles Zeichens sei es in Form oder Farbe, als eines die Wirklichkeit bestimmenden, unheilbannenden oder glückwerbenden Sinnbildes ist ihr stets eingeborener Urgrund. Und weil eine so geartete Substanz in aller Bauernkunst am stärksten lebt, hat man beiläufig und irrtümlich geglaubt, Bauernkunst sei die Volkskunst überhaupt. Bauernkunst ist aber nur eine der lebensvollsten Gruppen der Volkskunst. Wie der Bauer unter den Ständen der Gesellschaft der am tiefsten erdverhaftete ist, so wächst im Bereich seiner Ausdruckswelten die Volkskunst zu besonderer Blüte.

Aber nicht allein in diesem Bereich. Überall, wo Gemeinschaft besteht in dem frühen und reinen Zustand noch nicht vollzogener Aufspaltung in Einzelpersönlichkeiten, überall — heute und ehedem — entsteht von selbst der Boden, bereit, das Eigentum an Bildkraft, und wäre es noch so umkränzt, mitzuteilen: im Schoße der Handwerker, bei den Schiffsleuten, den Soldaten, den namenlosen Reihen von Menschen klösterlicher Gemeinschaft oder der geheimen — d. h. nicht so sehr sichtbar durch eine Verwandlungsnorm, sondern unsichtbar durch die Gemeinschaft des Tuns gebundenen — Zunft der Hirten und Schäfer, der Waldleute und der wandernden Schar. Oft genug wird inmitten dieser Kreise die Anfangsstufe berührt, wo zwangsläufige Vorstellung und Schmucktrieb hart an der Schwelle dessen stehen, was man gerade noch Kunst nennen darf, genau so, wie umgekehrt, etwa im Reich der Handwerker, Volkskunst und Stilkunst manchmal zu Einheiten werden können, auf die jedes der beiden Gebiete mit gleichem Recht Anspruch erheben kann.

Volkskunst ist mithin ein getreuer Spiegel des inneren Gestaltungswillens ständischer Gemeinschaft und rückt in ihrer Erscheinung der Kunst der Stile um so näher, je unmittelbarer die Einmut ständischen Lebens — nicht das individuelle Schöpfertum — den Ausdruck eines Zeitraumes bestimmt."

Karlinger behandelt im Abschnitt „Sinnbild und Sprache" Begriff und Wesen der Volkskunst, Urform und Zeitform, Sinnbilder der Volkskunst, Gebild des Brauchtums, Spielzeug und Andenken, Werke der Volksandacht, Dorfkirche, Friedhof und Flurdenkmal; im Abschnitt „Werk und Gestalt" das Bauernhaus, Möbel und Hausrat, Keramik und Glas, Metall und Schmuck, Gewebe und Nadelarbeit, die Volkstrachten, zünftige und kleinbürgerliche Bildnerei. Die Abbildungen, die schwarzweißen wie die zahlreichen farbigen, sind hervorragend. Sie sind in einem beschreibenden Verzeichnis erklärt. Ein Wortweiser nach dem Abc beschließt den inhaltsreichen, schönen Band, der warm empfohlen werden kann.

Eugen Fehrle.

Adolf Spamer, **Hessische Volkskunst.** Eugen Diederichs, Jena 1939, 122 Seiten mit 238 Abbildungen auf Tafeln und vielen Zeichnungen im Text, geb. RM. 7,50.

Spamer behandelt nach einem Vorwort Land und Leute, Wohnhäuser und öffentliche Bauten, Schmuck des Fachwerkhauses, Möbel und Gerät, Tracht, Schmuck und textile Künste, Töpferware und Töpferkunst, Handwerk, Heimarbeit

Digitized by Google

und freies Kunstschaffen. Nach einem Rückblick und Ausblick gibt er Nachweise der Herkunft seiner Bilder und des Schrifttums.

Spamer widmet sein Buch dem Hessenland, das, „soweit sich die Geschlechterfolgen durch die Jahrhunderte erschließen lassen, auch das Väter- und Mütterland des Verfassers ist". Man merkt dem Buch überall an, daß es mit dem Herzen geschrieben worden ist. In jahrelangen Wanderungen hat sich Spamer das erarbeitet, was er hier vorlegt. Viele Landsleute hat er zu Rate gezogen. So wurde das Buch, wie er selbst sagt, zu einer großen und echten Gemeinschaftsarbeit, an der sich zahllose Helfer, gelehrte Leute, Handwerker und Bauern, Städter und Dörfler, Männer wie Frauen beteiligt haben. Das Buch ist eines der schönsten Werke, die wir von Spamer haben. Tiefes Wissen ist verbunden mit feinem seelischem Einfühlen. Der Verlag hat das Buch sehr gut ausgestattet. Es kann als eine der besten landschaftlichen Darstellungen deutscher Volkskunst bezeichnet werden.

Eugen Fehrle.

In der alle deutsche Gaue umfassenden Sammlung **„Deutsche Volkskunst"** liegen zwei neue Bände vor: Danzig und Schleswig-Holstein.

H. B. Mayer, **Danzig,** Text und Bildersammlung, mit 202 Bildern und 45 S. Text, Verlag Böhlau, Weimar, geb. RM. 5.80.

Nach einer einleitenden Behandlung der Geschichte und des Volkstums werden folgende Abschnitte in Bild und Beschreibung dargestellt: Siedlung, Hausbau, Kirche; Wohnung und Einrichtung; Ernährung (Back- und Butterformen, Stolzenberger Fayence, Metallgeschirr, Körbe); Kleidung, Wäsche, Schmuck; Jahres- und Lebenslauf (Glückwünsche, Ostereier, Beetformen, Erntekrone, weihnachtlicher Schmuck, Sternsinger, Patenbriefe, Bilderbücher, Geburtstagskranz und Hochzeitskrone, Sargschilder); Herberge (Gewerkszeichen, Laden, Figuralplastik, Umzugszeichen, Innungsgeschirr, Trauerzeichen). Inhalt und Ausstattung des Buches sind gut und geben einen schönen Blick in die Stadt, die uns Deutschen in den letzten Monaten durch die großen Ereignisse der Geschichte so oft nahe gebracht worden ist.

Ernst Schlee, **Schleswig-Holstein,** Text und Bildersammlung, mit 222 Bildern und 86 Seiten Text, Verlag Böhlau, Weimar, geb. RM. 5,80.

Schlee gibt zunächst eine Übersichtskarte der beschriebenen Landschaft. Dann behandelt er nach einer geschichtlichen Einleitung folgende Abschnitte: Hausbau, Wohnraum, Möbel, Eisen, Messing, hölzernes Kleingerät, Keramik, Grabsteine, Malerei, Textilien, Tracht, Silber, Sinnbild und Brauchtum. Schlee gibt in diesen kurzen Zusammenfassungen einen guten Einblick in die eigenartige und schöne Landschaft dort oben am Meer. Die Bilder sind gut ausgesucht und schön wiedergegeben. Das Buch ist zu empfehlen.

Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: W. Vesper, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Vesper). Auflage dieser Ausgabe 750.

Digitized by Google

Wortweiser.

Von **Anne Bossong**, Heidelberg.

Agatheprozession 124
Albrant 34 ff.
Andreas, Willy 72
Anthropologie, politische 104 ff.

Bächtold-Stäubli, H. 137
Bänkelsang 100 f.
Baumann, Wilhelm 142
Beck, Robert 135
Becker, Albert 28 ff., 100 ff., 132 f.
Benz, Richard 136
Berchta 126
Bohlischbock 99
Boehm, M. H. 136
Böhmen 1 f.
Bollekloas 99
Brinkmann, Otto 144
Brixius, Lothar 139 f.
Busse, H. Eris 69, 72

Christmann, Ernst 117 ff., 137 f.

Disch, Franz 142

Eis, Gerhard 34 ff.
Eisenkraut 31
Eisel 99
Etrusker 125

Fasnacht 103, 118
Fatschen 73 ff.
Federkielsticken 73 ff.
Fehrle, Eugen 1 f., 33, 68 f., 70 ff., 104 ff., 133 ff., 140 ff.
Feuerkult 20 f.
Finckh, Ludwig 72
Flachstänze 32
Flennwein 31
Flurnamen 138
Frey, Karl Otto 3 ff.
Fröhlich, Karl 71
Fruchtbarkeitsangebinde 17 f.
Frühgeschichte 13 ff.

Gabelstecken 94 ff.
Gebäck 18
Glockner, Hermann 141
Gole 102
Golensteine 102
Göttertier 20
Graefe, Johannes 144
Grönbech, Wilhelm 133
Günther, F. K. 135

Hafenschnellen 32
Hafenstechen 31 f.
Haferkasten 90 ff.
Handwerk 80 f.
Haushofer, Karl 134 f.
Heiligendorff, Wolfg. 140
Heischelied 93
Henne 17 f.
Herrmann, Ferdinand 13 ff., 73 ff., 121 ff., 139 ff., 141 f., 144
Herz 79
Hexe 55 f.
Hirsch 18 ff.
Hochzeit 29 ff.
Hoffmann-Krayer, E. 137
Hohenstoffeln 70
Hörnerschnickel 99
Hünensteine 102
Hünnerkopf, R. 57 ff., 86

Jobsegen 38
Johannesfeuer 33
Isisprozession 124
isländisch 57 ff.
italienische Volkskunde 121 ff.

Kalender 128
Karlinger, Hans 144 f.
Kirchweih 30
Kinderfresser 103
Klagges, Dietrich 71
Komma, K. M. 9 ff.
Kopfschmuck, kultischer 22 ff.
Krieck, Ernst 104 ff.
Kriemhildenspiel 103
Kubitscheck, Rudolf 141
Kultfiguren 132 f.
Kummet 22 f.
Kybelekempel 124

Lämmle, August 138 f.
Lärmumzug 32
Lebensbaum 18, 79
Leberkraut 31
Ledergürtel 73 ff.
Lehenausrufen 30 ff., 117 f.
Leibniz 108 f.
Leonhardsnagel 103

Digitized by Google

Lichtmeß 32
Longinusſegen 38
Löwe 80

Mädchenverſteigerung 33
Mähren 1 f.
Maien 30
Mailehen 118
Matronenkultus 140
Mayer, H. B. 146
Mayr, Carlo Maria 14
Menghin, Oswald 16
Menhir 103
Mittwinterbrauch 96 ff.

Nährößl 76
Nickel 96 ff.
Notfeuer 32 f., 117 f., 120

Oberetſchgebiet 13 ff.
Oſterfladen 29

Peſendorfer, Gertrud 17
Peterstag 93
Pferdeheilkunde 34 ff.
Pferdeheilſegen 37 ff.
Pferdenamen 49 ff.
Pferdeſchrätel 55 f.
Pfingſtbesſammeln 31 f.
Pflugumzüge 93 ff.
Phleps, Hermann 90 ff.
Port, Wilhelm 72

Räderſchieben 31 ff., 117 ff.
Radſcheiben 117 ff.
Raute 79
Reformationszeit 28 ff.
Retzlaff, Hans 141
Reuker 103
Rieſen 102 f.
Riffel, Maria 104 ff.
Roeſeler, Hans 134 f.
Roßarzneibuch 34 ff.
Roßaventüre 39 ff.
Rücker 103
Rückerstag 103
rückwärtswerfen 29

Saga 57 ff.
Sauer, Herta 139
Schlee, Ernſt 146
Schlicht, Joſef 141 f.
Schmitt, Fritz 140
Schreiber, Georg 142 ff.
Scoppa, Clara 141
Seelevertrinken 31
Sinnbild 13 ff., 78 ff.
Sommertag 95 f.
Sonne 79
Sonnenrad 18 ff.
Sonnentor 79
Sonnenwirbel 18
Spamer, Adolf 145 f.
Spinnſtube 31 f.
Steinbock 19
Strobel, Hans 71

Tanz, kultiſcher 33
Taube 17
Thoma, Hans 68 f., 72
Tiergeſtalten 98 f.
Tſchechen 9 ff.
Türkenglocke 29 f.

Überbein 37
Umgang 30
Urban, hl. 30

Verbote 29 ff.
Voigt-Diederichs, H. 139
Volkskunſt 13 ff., 144 ff.
Volksmedizin 35 ff.
Volksmuſik 9 ff.
Volksſprache 137 f.
Volkstum 104 ff.

Walburgis 30
Weck 29 f.
Weiberfeſte 32
Weinglocke 30 ff.
Wetterläuten 30
Winter, Heinrich 93 ff.

Zambotti, Pia Laviosa 14 ff.

Digitized by Google

Von den bisher erschienenen Jahrgängen der

Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde

ausgenommen der Jahrgang 1929 — sind noch alle Hefte lieferbar. Wir bitten, die Freunde der Volkskunde darauf aufmerksam zu machen und zu Beziehern dieser Zeitschrift zu gewinnen. Der Preis des Jahrgangs beträgt . . . . RM. 4,—

Deutsche Fasnacht am Oberrhein

Von Eugen Fehrle. Reichbebilderter Sonderdruck aus „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde", 1938 . . . . . RM. 2,—

Runen, Runenbrauch und Runeninschriften der Germanen

Von Professor Dr. Hermann Günkert. Sonderdruck aus „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde". Mit 34 Abbildungen . . . . . RM. 1,—

Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz (Amt Bühl) mit Waldmatt

Von Realgymnasiums-Direktor i. R. O. Stemmler. Hauptsächlich dargestellt nach archivalischen Quellen. 199 Seiten, 18 Abbildungen und Skizzen, teils nach Originalen, RM. 4,—, in Halbleinen . . . . . RM. 4,50

Burgen und Schlösser Mittelbadens von der Murg bis zur Bleich

Herausgegeben von Dr. Batzer und Dr. Staedele. 596 Seiten mit 350 Abbildungen. Broschiert RM. 8,50, Ganzleinen . . . . . RM. 9,50

Der unbekannte Hegau

Von Ludwig Finckh. Mit vielen Bildern und einer Übersichtskarte vom Hegau. 2. Auflage . . . . . RM. 1,50

Donauversinkung / Aachquelle

Von Professor Dr. A. Göhringer. Mit zahlreichen Bildern, einer Übersichtskarte des Donau-Aachgebietes, einer Orientierungskarte vom Hegau und mehreren Profilen . . . . . RM. 1,—

Rosmarin und Nägili

Alemannische Gedichte in Mundart von Elisabeth Walter . . . . RM. 1,—

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber:

Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Landfriedstraße 5

14. Jahrgang 1940

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Seinem Bruder
und langjährigen getreuen Mitarbeiter
auf dem Gebiete der Volkskunde

Dr. Ernst Fehrle
Oberregierungsrat
im Bad. Ministerium des Kultus und Unterrichts

mit herzlichen Glückwünschen
zum 50. Geburtstag
gewidmet von

Eugen Fehrle

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 14. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen:

Eugen Fehrle, Otto Wacker . . 1

Eugen Fehrle, Das Elsaß . . 3

Ernst Christmann, Kriemhild und die Kriemhildensteine im Gau Westmark 5

Friedrich Baser, Einheit des Oberrheins in Wort und Sang, Spiel und Tanz 11

Eugen Fehrle, Ostereierlesen . 26

Albert Becker, Von Heidelberger Sondergemeinden zu Siebenbürger Nachbarschaften 28

Ernst Christmann, Von Hochgericht und Jahrgeding im Gau Westmark 37

Ernst Burgstaller, Das Goldene Rößel in Oberdonau 68

Wolfgang Treutlein, Zum 50. Geburtstag Hermann Eris Busses . 74

Ernst Krieck, Heilszeichen . . 77

Seite

Eugen Fehrle, Heilszeichen und Erleben 90

Otto Bertram, Lebendiges Volkslied im deutschen Südwesten . . 92

W. Ganzenmüller, Einige Alpen- und Schwarzwaldpflanzen im Volksglauben des 15. Jahrhunderts 99

Maria Riffel, In krafft gesetzt / vnd verordnet 105

Valerie Höttges, Sagen aus Wolkenstein im Grödner Tal . . 109

Anton Schipflinger, Almkirchtag, Grunacht und Herbstebennacht 114

Kleinere Mitteilungen:

„Lichtaustragen" und Winterwende, von Albert Becker 119

Zu „Pferdekundliches aus Böhmen", XIII, S. 34 ff., von G. Eis 120

Volkskundliches vom Pferd, von A. Becker 121

Bücherbesprechungen . . 122

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
MAY 9 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

14. Jahrgang 1940/Heft 1/3

Verlag Konkordia A.G./Bühl-Baden

Digitized by Google

Die **Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde** erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—

An die Bezieher der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde".

Die Zeitschrift erscheint diesmal etwas verkürzt. Ich bitte alle Bezieher, uns trotzdem die Treue zu wahren. Denn gerade jetzt, wo unser Volk von Feinden bedroht ist, müssen wir mehr denn je zusammenhalten und das uns alle am meisten Bindende, unser Volkstum, in der Tiefe seines Wesens erkennen und erforschen. Männer wie E. M. Arndt, der Turnvater Jahn, Joseph Görres, die Brüder Grimm u. a. haben in einer Zeit, in der Deutschland von Feinden schwer heimgesucht war, erkannt, daß die Kunde und Pflege des Volkstums notwendige Voraussetzung zur Hebung des Deutschbewußtseins ist. Adolf Hitler hat uns das Gefühl der Verbundenheit aller Deutschen durch ihr gemeinsames Volkstum mit seinen Taten wieder lebendig gemacht. Wenn wir Volkstum erforschen und pflegen, handeln wir als seine Gefolgsmannen. Darum soll gerade jetzt jeder Bezieher uns treu bleiben und andere zu uns führen.

Eugen Fehrle.

Beachten Sie die Zusammenstellung des Schrifttums über deutsches Volkstum am Oberrhein S. 122 ff.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen. Manuskripte und Bücher zur Besprechung sind unmittelbar an den Herausgeber, Heidelberg, Landfriedstraße 5, zu schicken.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstraße 5

1.—3. Heft 14. Jahrgang 1940

Otto Wacker.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Otto Wacker wurde am 6. August 1899 in Offenburg als Sohn des dortigen Stadtbaumeisters geboren. Am 14. Februar 1940 wurde er uns durch einen allzufrühen Tod entrissen.

Wacker studierte in Freiburg deutsche Philologie. Er machte dort 1927 seine Doktorprüfung mit einer Dissertation: Studien über die groteske Satire bei Johann Fischart (Weberdruck Pforzheim, 153 S.). Das ist keine Arbeit, die zufällig damals gestellt war. Sie entsprach vielmehr Wackers Wesen. Allezeit hatte er viel Freude an Humor und wußte selbst Späße und frohe Anekdoten mit viel Witz zu erzählen. Kerniges Bauerntum und liebe Treuherzigkeit des Alemannen waren dabei schön verbunden. Aus dieser Art entspringt auch seine große Liebe zu Grimmelshausen.

Lange vor seiner Dissertation schon beschäftigte er sich mit sippenkundlichen und geschichtlichen Fragen. Er scheute keine Arbeit, um die Geschichte seiner eigenen Sippe zu erforschen. Hunderte von Anfragen gingen hinaus an Sippenangehörige. Daneben arbeitete er eifrig in Archiven. Im Jahre 1934 wurde seine Arbeit über die Sippe Wacker im ersten Band des „Badischen Geschlechterbuches" (im Rahmen des „Deutschen Geschlechterbuches") veröffentlicht. Nur wer hineingesehen hat in die umfangreichen Unterlagen zu diesem Werk und das wissenschaftliche Verantwortungsbewußtsein kennt, mit dem Wacker arbeitete, kann die Bedeutung dieser Arbeit voll ermessen.

Für deutsche Geschichte hatte Wacker sehr viel Verständnis und Liebe. Nicht nur die Probleme der engeren Heimat gingen ihn an, die ganze deutsche Geschichte beschäftigte ihn beständig. Als wir einmal über diese Probleme sprachen und er die Aufgaben der Geschichtswissenschaft umriß, da erwärmte er sich so sehr dafür, daß er sich kein schöneres Lebensziel vorstellte, als Geschichtslehrer an einer deutschen Universität zu sein. Dabei lag ihm der Südwesten des Reiches mit dem Elsaß immer besonders am Herzen. Geschichte faßte er im weiteren Sinne als Erforschung des Volkstums in seinem Werden. Deshalb hatte er auch ein warmes Herz für die Sonderaufgaben der Volks-

Digitized by Google

Otto Wacker.

kunde. Immer ging er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten und Plänen vom Erleben aus. Er war tief in seiner alemannischen Heimat verwurzelt und hing mit inniger Treue an ihr. Von hier aus entwickelten sich alle Pläne. Sie blieben aber nie so an der Scholle haften, daß er die großen deutschen Aufgaben nicht sah. Von der Heimat aus weitete sich immer Blick und Plan ins große deutsche Vaterland. Zäher Wille, treue Standhaftigkeit, alemannischer Tatendrang waren in Wacker verbunden, ob er in der Wissenschaft oder sonst tätig war. So bleibt er uns ein leuchtendes Beispiel für wissenschaftliches Arbeiten, das mit warmem Herzen begonnen wird, von Heimatliebe getragen ist und den großen deutschen Zielen zustrebt: Dem Erwecken und Wachhalten des Deutschbewußtseins.

Druckstock aus: „Die Ortenau", 28. Heft, 1941; Verlag: Historischer Verein für Mittelbaden, Offenburg.

Digitized by Google

Das Elsaß.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Das deutsche Elsaß, das 1918 dem französischen Staatsverband angegliedert wurde, steht nun wieder unter deutscher Herrschaft. Äußerliche Zeichen der welschen Überfremdung sind verschwunden. Das deutsche Volkstum der alemannisch-fränkischen Landeskinder darf sich wieder in seiner Eigenart frei regen. Und die Jungen, die seit 1918 französisch erzogen worden sind, werden bald umlernen. Denn sie haben ja im Elternhaus, auf der Straße, in Geschäften und wo sie gingen, deutsche Sprache gehört, wenn auch vielfach in der alemannischen und fränkischen Mundart, wie sie auch rechts des Rheines üblich ist, sie haben deutsches Wesen in Dorf und Stadt erlebt, und schließlich sind sie blutmäßig deutsch, und diese angeborene Art macht ihnen ihr Elsaß nach Landschaft und Menschenwerk zur deutschen Heimat.

Unsere Zeitschrift hat das Deutschtum des Elsässers mehrfach betont, z. B.:

Lutz, Desire, Das deutsche Volkstum im Elsaß: Jahrg. 3, 1929, S. 111 ff.

Fehrle, Eugen, Volksneckereien in Baden und Elsaß: Jahrg. 3, 1929, S. 124 ff.

Bianchi, Lorenzo, Geiler von Kaisersberg und Abraham a Santa Clara: Jahrg. 3, 1929, S. 137 ff.

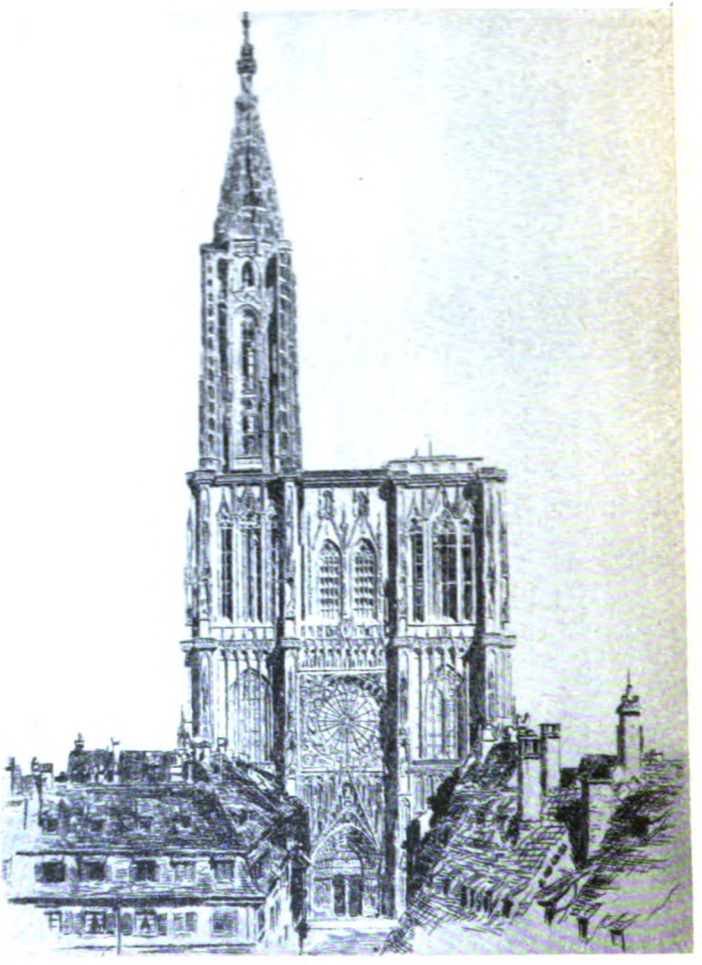
Hardung, Siegfried, Elsaß und Baden — eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft: Jahrg. 8, 1934, S. 114 ff.

Hardung, Siegfried, Heimatgebundenheit und Heimatbewußtsein im Oberdeutschen Volks- und Kinderreim: Jahrg. 10, 1936, S. 139 ff.

Kollnig, Karl, Weihnachtsholz und Wintermaien in elsässischen Weistümern: Jahrg. 11, 1937, S. 81 ff.

In Zukunft wird das deutsche Volkstum im Elsaß den großen Aufgaben des Reiches entsprechend in unserer Zeitschrift mehr zur Geltung kommen. Denn das Elsaß ist jetzt auch politisch wieder ein Teil Deutschlands und gehört zu dem von uns besonders betreuten oberdeutschen Kulturgebiet. Wohl nennen wir unsere Veröffentlichungen nicht Zeitschrift für oberdeutsche Volkskunde, sondern Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, wie ich schon im ersten Jahrgang 1927 hervorgehoben habe, d. h. wir beschränken uns nicht darauf, das Volkstum im oberdeutschen Gebiet zu behandeln, sondern wollen zeigen, was man im oberdeutschen Bereich für die Erforschung und Betreuung des deutschen Volkstums leistet. Die Beispiele dafür nehmen wir meist aus dem oberdeutschen Gebiet, vom Vogesenkamm bis Tirol. Damit soll die deutsche Art des südlichen Grenzgürtels unseres Volkstums erforscht und gepflegt und dem übrigen Deutschland bekannt gemacht werden. Zugleich wollen wir, meist an oberdeutschen Beispielen, zeigen, was deutsche Art ist, wie das ewig Deutsche durch allen Wandel der Geschichte weiterlebt. Und die kerndeutschen Stämme der Franken, Alemannen, Schwaben, Bayern, Tiroler hier im Süden bieten dafür gute Beispiele. Bei aller Eigenprägung in Landschaft und Geschichte ist das gemeinsame Deutsche doch bestimmend für Sitte und Brauch. Dies zu zeigen und damit deutsche Art wach zu halten wird Hauptaufgabe unserer Zeitschrift sein. Wir begrüßen unsere elsässischen Fachgenossen und hoffen, mit ihnen getreu und gedeihlich zusammen wirken zu können im Sinne einer Volkskunde,

Digitized by Google



Das Straßburger Münſter, ein deutſches Wahrzeichen.

die nicht ausgeht von der Frage: Was iſt volkstümlich?, ſondern ſich zuerſt fragt: Was iſt völkiſch?, d. h. was iſt von ganzem Herzen deutſch? Was hat dieſes Deutſche uns zu ſagen? Inwiefern zeigt es germaniſche Art? Wie kann das Wiſſen um dieſe Fragen eine Kraft werden zur Stärkung des neuerwachten völkiſchen Bewußtſeins? Vor allem im Elſaß ſind dieſe Fragen zu klären, und es iſt die Verbindung zu ſuchen von den Höhen der Vogeſen bis zu den Tiroler Bergen. Wer ſich berufen fühlt, an dieſen im tiefſten Sinne politiſchen Aufgaben des Großdeutſchen Reiches, das uns der Führer geſtaltet hat, mitzuwirken, iſt herzlich eingeladen. Heil und Sieg unſerer Arbeit!

Druckſtock aus: „Lebende elſäſſiſche Dichter", 14. Jahresgabe des Deutſchen Scheffel-Bundes im Reichswerk Buch und Volk, 1938.

Digitized by Google

Kriemhild und die Kriemhildensteine im Gau Westmark.

Auch ein Beitrag zur Nibelungenforschung.

Von **Prof. Dr. Ernst Christmann**, Metz.

I.

Bei der Erforschung der Entstehung des Nibelungenliedes kam die Wissenschaft zu dem Ergebnis, daß als früheste Vorstufen zwei ehemals selbständige Lieder anzunehmen seien, ein Brünhild- und ein Burgunderlied aus dem 5./6. Jahrhundert. Beide sollen zunächst bei den Franken verbreitet gewesen sein, und dazu stimmt, daß wir in der Zeit vom 9. bis 14. Jahrhundert am obern Rhein um Worms und Mainz her Ortsnamen wie Brünhildenbett[1], -stein[2], -wiese[3], -graben[4] usw. treffen, deren Bestimmungswort ohne Zweifel aus jenem Brünhildlied bzw. der ihm zugrunde liegenden Sage stammt, nicht erst aus dem fertigen Nibelungenlied; sie sind ja älter als letzteres. Es paßt sehr gut zu der auf dem Berg schlafenden, kämpferischen Jungfrau mit den weit über Menschenmaß hinausgehenden Kräften, wenn unter jenen Ortsnamen ein aus wuchtigen Felsen bestehendes Brünhildenbett auf dem höchsten Taunusgipfel und weiter ein gewaltiger Brünhildenstein auftreten. Weil aber die Kriemhild der Kriemhildensteine, von denen ich nachher berichten werde, nicht zu dem Bild der minniglichen Maid des ersten Teiles des Nibelungenliedes und auch nicht zu der racheglühenden Frau des zweiten Teils stimmt, halte ich es für angebracht, auf dieses Mißverhältnis hinzuweisen. Jedenfalls erweisen die Namen dieser Steine aber, daß auch im Raume um Kaiserslautern-Saarbrücken her eine jener Sagen des 5./6. Jahrhunderts sehr lebendig gewesen sein muß.

[1] „et inde in medium montem veltberc ad eum lapidem qui vulgo dicitur lectulus Brunhildi" (Urk. d. Erzbisch. Bardo von Mainz vom Jahre 1043).

[2] „ad Brunhildenstein" (Markbeschreibung des Klosters Bleidenstatt, Zeit des Willegis 975—1011), gesagt von einem Fels bei Wörsdorf nördlich Wiesbaden im Taunus, jetzt „Hohe Kanzel" genannt.

[3] „Brunhiltiwisi" (Boos, Wormser Urk. B., II, 717, im Jahre 1141).

[4] „Brunhiltegraben" (a. a. O., II, 322, i. J. 1355).

Digitized by Google

II.

Aber zunächst habe ich noch von zwei Bergen bei Bad Dürkheim zu berichten, an denen drei Ortsnamen haften, welche von den beiden Frauengestalten der Nibelungensage und dem Lindwurm ausgehen. Der eine Berg trägt eine vorgeschichtliche Ringwallanlage, „Heidenmauer" genannt, der andere wies ehemals eine entsprechende Befestigung, aber kleinern Ausmaßes, auf, die Friedrich Sprater als Sitz eines keltischen Fürsten wie die größere als eigentliche Volksburg deutet. Auf und an dem kleinern Berg konnte er Funde aus der jüngern Stein-, der Bronze- und Eisenzeit bis in die jüngere Römerzeit herein nachweisen. Später trug die Anhöhe die Limburg, die Stammburg der salischen Kaiser; unter dem ersten großen Vertreter derselben, Konrad I., wurde sie in ein Kloster umgewandelt, dessen Ruinen noch heute von der Schönheit des einstigen Bauwerkes zeugen, das ungefähr gleichzeitig mit dem Speyerer Dom, also um 1030, erstand.

Hoch oben am Berg mit der „Heidenmauer" befinden sich zwei Stellen, welche mit Brünhild und Kriemhild in Verbindung gebracht werden. Eine Verebnung an der Südseite hoch über der Gemarkungsgrenze zwischen dem Dorfe Grethen und der Stadt Bad Dürkheim wurde als Sitz der Riesin Brünhild gedeutet; denn 1360 heißt diese Stelle in der Beschreibung des Burgfriedens von Dürkheim brûnoldes stul[5]. Ich wies auf Grund einer kritischen Untersuchung der Schreibweise dieses Burgfriedens nach, daß brûnoldes stuol zu lesen und „Brünhilds Stuhl" zu deuten ist[6].

Viel bekannter aber ist der am Ostrand der gleichen Höhe befindliche, endlich richtig „Kriemhildenstuhl" genannte Felsabsturz; denn hier unterhielten die Römer einen Steinbruch, besonders die (seit 90 n. d. Ztr.) in Mainz stationierte 22. Legion arbeitete darin, wie eine Reihe von Inschriften unwiderleglich beweist. Viel wertvoller als letztere sind die von germanischen Soldaten jener Legion an den hohen, ausgedehnten Felswänden eingehauenen Zeichen: springende Pferde, Sonnenräder und Sonnenradstäbe, ein Speertänzer, ein Hakenkreuz usw. Sie gaben Anlaß zu den zuerst von F. Sprater[7] und später von der SS vorgenommenen Ausgrabungen bzw. der Freilegung weiterer Teile der Steinbruchwände. Wenn H. Schleif in „Germanien" (1938, Heft 9, S. 289) zu Beginn seines ersten Vorberichtes über diese SS-Ausgrabungen „am Brunholdisstuhl" kurz bemerkt, daß man ihn „besser mit seinem mittelalterlichen Namen ‚Kriemhildenstuhl' nennt", klingt das sehr einfach und verrät nichts davon, daß man jahrzehntelang suchte und rätselte, weil der Name „Brunholdisstuhl" nicht befriedigte, mit dem im Volksmund lebenden Namen „Krummholz-" oder „Krummholzerstuhl" auch nicht in Einklang zu bringen war, bis ich, einem Hinweis des Hauptlehrers Ebrecht in Kallstadt folgend, im Gemeindearchiv des Dorfes Kallstadt (jetzt im Staatsarchiv Speyer) jene Urkunde (Nr. 15) aufstöberte, die es ermöglichte, den Namen „Kriemhildenstuhl" zu erschließen und zu beweisen, daß er die Stelle meint, welche

[5] Lein. Arch. in Amorbach.

[6] E. Christmann, Kriemhildenstuhl, nicht Brunholdisstuhl („Völk. Wiss.", Beilage zur „Westmark", 1934/35, 5. Folge, und „Unsere Heimat", 1934, Juliheft).

[7] Friedr. Sprater, D. Urgesch. d. Pfalz, S. 20/21 (Speyer 1928); ders., Die Pfalz unter den Römern, II, 87—92 (Speyer 1928).

Digitized by Google

man bisher „Krummholzerstuhl" genannt hatte[8]. Hier füge ich eine Photokopie der Urkundenstelle bei, welche die Worte an kriemhilde stule am felse deutlich erkennen läßt (Abb. 1).

Wenn aber am genannten Berg die Namen Brünhild und Kriemhild zweifellos haften, dann liegt es doch nahe, im Namen der unmittelbar benachbarten Limburg den Namen „Lint" (ahd. lint „Lindwurm, Schlange") als Bestimmungswort anzunehmen und nicht den Baumnamen Linde, da der Name der Burg und des Klosters in alter Zeit tatsächlich Lindburg, Lintburg (im Jahre 1033), Lintburch (i. J. 1065)[9] lautet; auch bemerkt E. Förstemann[9] schon: „Lintburg ist richtiger auf Schlange (ahd. lint) als auf die Linde zu beziehen".

Rund 8 bis 10 km nordwestlich von Bad Dürkheim im sogenannten Ganerbenwald, einem Gemeinschaftsbesitz mehrerer Dörfer aus fränkischer Zeit, wird 1756 ebenfalls ein „Krummholzerstuhl" genannt: „im forder gewäld am sogenannten Grumholtzerstuhl, welcher Nr. 1 Ein hoher Breyder felß mit einem Absatz und 3 Creutz gezeichnet"[10]. Nach dem Beispiel des Namens am Berg über Bad Dürkheim, von dem ich handelte, dürfen wir auch hier „Krummholzerstuhl" von altem Kriemhilde stuol herleiten. Daß der gleiche Name sich auf engem Raume wiederholt, werden wir nachher auch von „Kriemhildenspill" dies- und jenseits Saarbrücken treffen; es zeugt nur dafür, wie stark sich einst das Volk hier mit dieser Sagengestalt beschäftigt haben muß.

III.

Wenden wir uns nun den mit Kriemhild in Verbindung gebrachten Steinen in der Westmark zu, welche nicht natürliche Felsbildungen, sondern in Urzeiten aufgerichtete steinerne Spitzsäulen sind.

1. Bei Merlenbach (Kr. Forbach i. Lothr.), etwa 15 km südwestlich von Saarbrücken, steht der „Wissel"- oder „Wieselstein". So heißt er heute, aber 1533[11] Criemhildespiel, und das müßte eigentlich Kriemhildespil lauten; denn Grundwort ist altes spil „Spindel", wie die nachfolgenden Beispiele dartun.

2. An der Grenze zwischen der Stadt St. Ingbert und dem Dorfe Rentrisch, etwa 10 km nordöstlich von Saarbrücken, ragt ein rund 5 m hoher Menhir auf, der 1354 ebenfalls Criemildespill[12], d. i. Kriemhildespill, heißt. Im 16. Jahrhundert wird der Sinn des Namens anscheinend schon nicht mehr verstanden; denn 1573 schreibt man dafür in volkstümlicher Umwandlung Krimmelspfeil, 1535 und 1602 verkürzt man zu Spille, Spill[13]. Blieb hier das alte Bestimmungswort weg, dann fügt man jetzt ein erläuterndes

[8] E. Förstemann, ad. Nb., II, 2. Sp. 80.

[9] A. a. O., Sp. 77.

[10] St. Arch. Speyer, Lein. Akt. 69, Bl. 33, Waldumgang von Weisenheim a. Bg., Dackenheim und Bobenheim.

[11] E. Linckenheld, Archäol. Repertorium, S. 117. Forbach 1932.

[12] Urk. Karls IV. über Geleitsrechte der Grafen v. Saarbrücken; s. Ruppersberg, Gesch. d. Grafsch. Saarbr., I, 157.

[13] Wolfg. Krämer, Das Amt Blieskastel, S. 104 ff. Saarbrücken 1933.

Digitized by Google

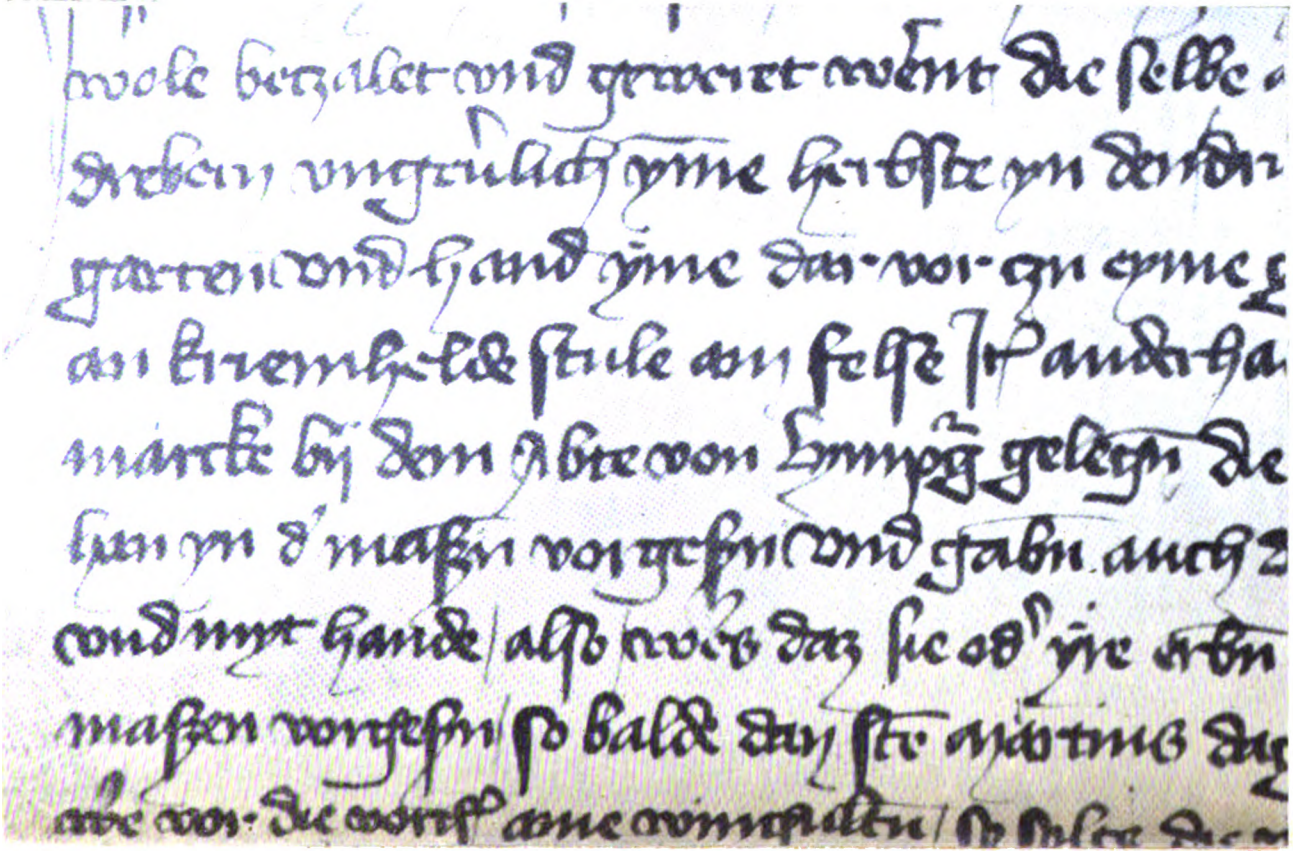


Abb. 1. Aus Urkunde Nr. 15 im Gem. Arch. [illegible]

Digitized by Google

Grundwort an und spricht vom Spill-, Spellenstein, entstellt auch vom Pille- und Sellenstein; heute aber prägt der Volksmund einen ganz neuen Namen, „Riesenwetzstein" oder vielmehr in der Landschaftssprache „Dem Riesen sein Wetzstein". Es ist bemerkenswert, daß man wieder auf ein Wesen von Riesenausmaß kommt, wie es auch in der alten Zeit geschah, als man Kriemhildespil schuf, wie wir nachher dartun werden (Abb. 2).

3. Ein rund 2 m hoher Stein bei Otterberg (Kr. Kaiserslautern) heißt heute im Volksmund — wie eine große Zahl von Großsteinen — „Hinkelstein", d. i. Hünenstein. Doch 1490/1500 tritt er uns ebenfalls als kremheldenstein[14] („Kriemhildenstein") entgegen, und das kann doch wohl wiederum nur im Sinne von „Spindel der Kriemhilde" gemeint sein, oder welche andere Beziehung soll sonst zwischen dem Stein und der Burgundin hergestellt werden?

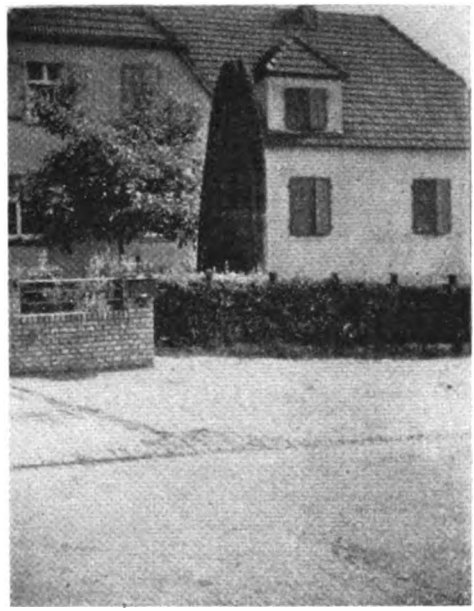


Abb. 2. Spillstein (Monolith) bei Rentrisch.

Noch weitere Menhire im Gau Westmark werden oder wurden ihrer Form wegen verglichen mit den Vorgängern unseres Spinnrades, der Spindel und dem Rocken (Stab des Rockens), der auch Kunkel genannt wird (von lat. colucula, conucula, conucla) und in Römerzeiten auch einmal colus hieß. Südlich von Bitsch beim Dorfe Rosteig erhebt sich 2,50 m hoch eine Spille, auch Spillstein, Spindelstein und auch Spitzstein genannt[15]. Nahe dem östlichen Ausgang des Tales, in welchem die Rote Saar, ein Quellfluß der Saar, fließt, beim Dorfe Alberschweiler (Kr. Saarburg i. Lothr.) stand ehemals ebenfalls ein Großstein, rund 6 m hoch. Als ihn Ende des vorigen Jahrhunderts ein Sturm umwarf und zerbrach, stellte man aus den Stücken ein Kruzifix her und setzte es an den Platz. Das zerbrochene Monument aus Urtagen hatte bis dahin in deutschem Munde den Namen Kunkel und in französischem entsprechend Quenouille geführt. Weil man in allen bisher vorgetragenen Fällen mit der Spindel oder dem dornförmigen Rockenstab der Spinnerin verglichen hatte, leite ich auch den Namen des größten Menhirs in der Westmark, des 7,5 m hohen „Gollensteins" bei Blieskastel (Kr. St. Ingbert), und des Gollen-

[14] Falkensteiner Akten, Fasz. 106, St. Arch. Speyer.

[15] „Das Reichsland Elsaß-Lothringen", III, b. 1047. Straßburg 1901—1903.

Digitized by Google

bergs bei Bellheim (Kr. Germersheim), der ehemals ebenfalls einen Gollenstein trug, von lat. colus „Rocken" ab. Die „Saarpfälz. Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung" werden im Jahrgang 1941 einen Aufsatz von mir über den Namen Gollenstein bringen.

Dieser Aufsatz kommt zu dem Schluß, daß schon in römischer Zeit colus als Name für die beiden Gollensteine gebräuchlich war. Mögen uns schriftliche Belege für die „Spill" oder „Kunkel" genannten Großsteine, wie sie oben aufgeführt wurden, auch erst seit dem 14. Jahrhundert zur Verfügung stehen, da man immer wieder mit Kriemhild in Verbindung bringt, besteht wohl kein Zweifel, daß die Prägung der Benennungen Kriemhildenspill und -stein erfolgt sind, als die Gestalt der Kriemhilde in der fränkischen Volkssage eine Rolle spielte, also in der Zeit der obengenannten beiden fränkischen Lieder von Brünhild und den Burgundern und damit im 5./6. Jahrhundert.

Aber nun stimmt etwas nicht. Wenn man 2—7,5 m aufragende Spitzsäulen als Spindel einer Frau auffaßt, muß diese doch wohl als gewaltige Riesin, als ein nach Größe und Kraft weit über Menschenmaß hinausreichendes Wesen gedacht sein. Das würde allenfalls auf Brünhild, nie aber auf die uns bekannte Kriemhild passen. Man wäre versucht, an eine nachträgliche Verwechslung der beiden Frauengestalten zu denken; aber das geht nicht angesichts der Tatsache, daß bei Bad Dürkheim ja die Phantasie des Volkes beiden nebeneinander Hochsitze zuwies, wie in Teil II meiner Ausführungen dargetan ist, und der erste Beleg dafür stammt aus dem Jahre 1360, der älteste für den Namen Kriemhildenspill aus dem Jahre 1354.

Es muß ferner auffallen, daß aus den Vorstellungen der alten Sage, die zu jenen Liedern aus dem 5./6. Jahrhundert führte, im Raume um Worms-Mainz her anscheinend nur Benennungen mit dem Namen Brünhild, im Raume Kaiserslautern-Saarbrücken her nur solche mit dem der Kriemhild geprägt wurden und nur an der Berührungsstelle der beiden Bereiche, nämlich bei Bad Dürkheim, beide Namen in Anwendung kamen. Erzählte man dort nur von Brünhild, hier nur von Kriemhild? Und von was für einer Kriemhild hier, einer Riesin, einem übermenschlichen Wesen? Davon weiß aber doch das Nibelungenlied gar nichts. Oder ist vielleicht doch ihr Name noch eine Andeutung dafür, daß die ursprüngliche Kriemhild jener ältesten Sage etwas ganz anderes als ein minniglicheS Mädchen war, da er ja auf eine im Eisenhelm oder einer Kampfmaske Kämpfende hinweist? Das würde dann dazu stimmen, daß auch Brünhild einen ihr gemäßen Namen führt.

Ich kann hier nur Fragen aufwerfen und Vermutungen aussprechen. Vielleicht sind die Tatsachen, die ich auf Grund volkskundlicher Studien ermittelte und hier mitteile, von Bedeutung für die Nibelungenforschung; deshalb schrieb ich diese Zeilen.

Digitized by Google

Einheit des Oberrheins in Wort und Sang, Spiel und Tanz.

Von **Friedrich Vaſer**, Heidelberg.

Nie empfanden Alemannen und Franken zwiſchen Wasgau und Schwarzwald den Rhein als Scheide, ſtets nur als prächtig wallenden „Vater Rhein", der auf ſeinem tiefgrünen, wogenden Rücken jeden Nachen herüber und hinüber liebevoll umſchmeichelnd mit freundlichem Wellenſchlag trägt, ähnlich dem gottſeligen Chriſtophorus, der ſicher ſeine ſüße Laſt ans andere Ufer bringt. Das Vorrecht, aus unſerer ſchaukelnden Brücke einen Feſtungsgraben zu machen, die uralte Pulsſchlagader des Alten Reiches zu jahrhunderfelang nicht ſchließender Wunde aufzureißen, blieb Kardinal Richelieu überlaſſen. Gegen ihn aber zeugten und zeugen immerdar Sinnen und Trachten, Spiel und Lied all derer, die in ihrer deutſchen Mutterſprache den ewig zum großen Meer wallenden Strom als Pulsſchlagader ihrer Heimat begreifen und lieben, als raſtlos formende Urkraft ihrer eigenen Seele und Volkheit. Was wollen dagegen zeitweiſe auftauchende, mühſelig unterhaltene Bächlein weſtlicher Ziviliſationswerbung ausrichten, die mit Pumpen über die Vogeſen herübergeleitet werden mußten?

Schon in dem jahrhunderfealten Heldenſang ſpielte der Rhein dieſe verbindende Rolle von Worms, dem Königsſitz der Burgunder, und ihren Jagdgründen im Oden- und Wasgenwald, hinauf bis nach Breiſach, wo noch heute der Eckartsberg vom getreuen Eckart der Harlungenſagen zu erzählen weiß, und weiter den Hochrhein empor ins alpenglühende Eisreich König Laurins und wieder eſchabwärts nach Verona, der Heimat Dietrichs von Bern.

Auch die Volksliedblüten des 15. und 16. wie 19. Jahrhunderts beſtätigten dieſe Einheit, wie die Volkstänze vom alamanniſchen Reigen, aus dem die „Allemande" Weltgeltung bis in die Bereiche der abſoluten Kunſtmuſik gewann, bis zum Siebenſprung, „Straßburger" und anderen oberrheiniſchen Volkstänzen, die ſich zwar keineswegs von andern deutſchen Tänzen eigenbrötleriſch abſondern wollen, aber doch traulich-heimatlich anmuten und zart von den Eigenfarben der Landſchaft getönt uns die ſchickſalhafte Gemeinſchaftsſeele der Bewohner des Oberrheins erkennen laſſen.

Sie wollen keine „Zwillings"-Brüder ſein, der Alemanne vom Schwarzwald und der vom Wasgau, ſondern kräftig ausgewachſene Brüder, deren jeder ſeine Eigenart ſtolz wahrt. Daß ſie aber je zu „feindlichen Brüdern"

Digitized by Google

geworden wären, hat selbst der perfideste Wühler und Sendling des Chauvinismus nie erreichen können, allen tragischen Verwickelungen der letzten Jahrhunderte zum Trotz! Denn überall webt und lebt in beiden Richtungen über den Rhein hinweg der gleiche Spruch- und Sagenschatz[1], das gleiche Lied, Scherzreim, Tanz und Ortssitten. Selbst die Ortsneckereien[2] reißen nicht etwa am Rhein ab, sondern klingen nur um so lustiger am andern Ufer weiter. Je inniger wir uns mit den badischen Spruch- und Volksliedersammlungen von Glock, Augusta Bender, Elizabeth Marriage, Othmar Meisinger oder dem Volksliedarchiv neben den elsässischen von Stöber, Mündler, Valentin Beyer (aus Barr, „Elsässische Volkslieder mit Bildern und Weisen", Frankfurt a. M. 1926) und den „Verklingenden Weisen" Louis Pincks (Metz 1926—34) aus dem angrenzenden Lothringen beschäftigen, um so unverkennbarer wird bei allem zwischen Brüdern so gern betonten Andersseinwollen jene urkräftig ausgebildete Familienähnlichkeit, die uns oft geradezu überfällt, im Tiefsten erschüttert und zu verpflichtender Brüderschaft angesichts der europäischen Gefahren eint.

Wenden wir uns zunächst den Pfeifern[3] zu, den wichtigsten Trägern und Verbreitern von Volkstänzen und Volksweisen vor und nach dem Brauch von „fliegenden" Volksliedtextdrucken. Gerade hier am Oberrhein fanden sie sich schon recht früh zu Organisationen, Brüderschaften zusammen, die ihr Gebiet durchaus nach der geopolitischen Struktur des Oberrheins abgrenzten und den Rhein nur als sehr willkommenes Verkehrsmittel, niemals als Trennungsstrich empfanden. Dies gilt übrigens auch von anderen Berufsorganisationen, Steinmetzen und Helfern an den gewaltigen Münsterbauten am Rhein, wie von der „Bruderschaft des Ziegelhandwerks zwischen den zwei Rheinbürgen (Schwarzwald und Vogesen) Straßburg und Basel" (s. Ernst Barre „Die Brüderschaften der Pfeifer im Elsaß", 1873). Die Pfeiferbrüderschaften rechts und links des Rheins, z. B. die Rappoltsteiner und Riegler (nordöstlich des Kaiserstuhls) schlossen besonders innige Bünde und Verträge, um ihren Pfeifern alle weiteren Formalitäten zu ersparen, so oft sie auf der anderen Rheinseite zu Tanz, Kirchweih und Festen aufspielten (s. Barre).

Und auch in der Abwehr gegen die am paradiesischen Oberrhein schon früh sich eindrängenden Juden blieben sie stets rechts- und linksrheinisch einig, wo wir immer wieder dem strengen Verbot begegnen: „Keinem Juden soll man spielen die Brautlost, er zahle denn einen Goldgulden, den man dem König (gemeint ist der Pfeiferkönig) geben soll" (s. Johannes Fridericus Scheid[t] „Dissertatio inauguralis de jure in musicos singulari Rappoltsteinensi" Francofort ad Moenum, 1719).

Dieser Verbundenheit der rechts- und linksrheinischen Pfeifer entspricht die ihrer wichtigsten Brotgeber neben feiernden Bauern und Stadträten: den

[1] Friedrich Baser, „Oberrheinische Sagen in der Weltliteratur und Oper" in „Die Musik", XXXI, 5. Heft, 1939.

[2] Eugen Fehrle in Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 3, 124 f.

[3] Ernst Barre, „Die Brüderschaften der Pfeifer im Elsaß", 1873. Lobstein, „Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß und besonders in Straßburg von den ältesten Zeiten bis auf die neueste Zeit", Straßburg 1840.

Digitized by Google

Minneſängern[4]. Lagen ihre Burgen rechts und links des Rheins oft recht einladend nahe, wie die Ulrichs von Gutenburg (Judenburg bei Diedolshauſen und Rappoltsweiler) und die des Berchtold von Herbolzheim (n. Kenzingen) nahe der des Kürenbergers (bei Bleichheim). Nördlicher lagen ſich Hagenau (die Heimat Reinmars des Alten, der „Nachtigall von Hagenau") und Hohenbaden gegenüber, das gaſt- und ſangesfreundliche Schloß der Zähringer, noch nördlicher das Friedrichs von Leiningen (links) und das des Herren von Wiſſenlo (Wiesloch) (rechts des Rheins), das Friedrichs von Hauſen (Wormſer Gegend) und das Bliggers von Steinach.

Daß der Rhein nur verbindende Waſſerſtraße, nie Trennungsgraben war, beweiſt auch die innige Verbundenheit ſeiner Städte, z. B. Straßburg (Meiſter Gottfried von Straßburg) mit dem rechtsrheiniſchen Breiſach (Magiſter Walter von Breiſach), Baſel (Konrad von Würzburg), Konſtanz und noch höher hinauf bis Vorarlberg (Rudolf von Ems, † 1254). Schönſtes Symbol dieſer Rhein-Verbundenheit zu gemeinſamem Schickſal iſt „das glückhafte Schiff von Zürich" bis in die Gegenwart geblieben, das übrigens auch ſtets von Pfeifern begleitet wurde, um bei der feſtlichen Begrüßung mit dem noch warmen Hirſebrei in Straßburg den weit entgegenklingenden Begrüßungsmuſiken der Elſäſſer Pfeifer würdig antworten zu können. Ebenſo einträchtig bewährte ſich die Wechſelwirkung der Volksſchauſpiele beider Rheinufer bis zu den Meiſterſingern[5] in Straßburg (ſeit etwa 1490 ſehr lebendig), die bei den Freiburgern im Breisgau bald Nachahmung fanden und zum Dank ihre Kunſt wieder weiter aufs linksrheiniſche Gebiet fortpflanzten: nach Kolmar, wo Jörg Wickram 1547, wie er ſelbſt bezeugte, nach Straßburger und Freiburger Muſter, ſeine Meiſterſingerſchule einrichtete und zur Blüte brachte. 1555 wechſelte er ſelbſt zum rechten Rheinufer hinüber, wurde Stadtſchreiber zu Burgheim (Breisgau) und bewies durch ſein „Rollwagenbüchlein" den damals noch ungeheuer auf und am Rhein zuſammengedrängten Verkehr „auf Schiffen und Rollwägen", wie die Reiſefuhrwerke damals genannt wurden. Sein Faſenachtſpiel von 1538 „Der treue Eckart" greift, wie die meiſten ſeiner Volks- und Faſenachtſpiele, gleichermaßen beiden Rheinufern zugehörende uralte Stoffe auf, in denen ja auch in jahrhunderterlanger Umbildung die ſo tragiſch geendeten Harlungenſöhne dieſer Gegend (die Schützlinge Eckarts von Breiſach) zur Harlekin-Geſtalt der internationalen Faſenachtsfiguren wurden. Hier am Oberrhein vollzog ſich auch die Verbindung dieſer dem Wotanszug des „Wilden Heeres"[6] warnend voranſchreitenden Geſtalt des treuen Eckart mit dem Tannhäuſer der Volksſage, der hier nach alten Zeugen „ſehr bekannt war".

Auch in der tiefſten Volksnot der Peſtjahre beſtätigte ſich rechts- und linksrheiniſche Volksverbundenheit, deren trübſtes Zeugnis jene ſeit 1261 am

[4] Vogeleis, „Quellen und Bauſteine zu einer Geſchichte der Muſik und des Theaters im Elſaß", 1911. Pfaff, „Badiſche Minneſänger". Friedrich Panzer, „Oberrheiniſche Minneſänger" im Jahrbuch der Stadt Freiburg i. Br., 3. Bd., 1939.

[5] Lobſtein, „Beiträge zur Geſchichte der Muſik im Elſaß und beſonders in Straßburg von den älteſten Zeiten bis auf die neueſte Zeit", Straßburg 1840.

[6] „Der wilde Jäger in Oberdeutſchland" von Richard Hünnerkopf in Oberdeutſche Zeitſchrift für Volkskunde, 1. Jahrgang, Heft 1.

Digitized by Google

Oberrhein auftauchenden Geißlerzüge[7] waren, die zu 12 Hunderten nach Straßburg kamen und, hier weit über das Doppelte vermehrt, weiterzogen (wieder 1296), auch am Neckar, Murg und Dreisam auftauchten, und 1349 den grausigen Höhepunkt mit ihren düsteren Liedern erreichten. Ihr Trauerton zitterte noch Jahrhunderte in den Passionsspielen nach: Straßburg, Kolmar, Freiburg i. Br. 1516—1615, Donaueschingen 1485, Heidelberg 1514 u. a., deren Darstellungsart, Wortschatz, technische Ausstattung und musikalische Umrahmung einheitlich oberrheinische Züge aufweisen, ähnlich den hier besonders beliebten Schulkomödien[8], deren Vorbild die Straßburger Brülow, Crusius, Kerkmeister usw. abgaben (Heidelberg, Breisach usw.). Aus Schlettstadt und Straßburg kam 1480 J. Wimpheling nach Heidelberg und spielte mit Studenten erstmals seinen „Stylpho", dem Reuchlin seinen „Henno" als „Scenica progymnasmata" 1497 folgen ließ, dem wiederum ein Kantor vom linken Rheinufer, Daniel Megel, jene Zwischenaktsgesänge einfügte, die der Musikgeschichtsschreiber Ambros als ausgesprochene Bänkelsängerei der Humanistenzeit kennzeichnete. Bei der ungewöhnlich lebendigen Freude an mimischer Begleitung des Liedes, die ebenfalls als Kennzeichen des Oberrheins gelten darf, die noch durch die Kritisier- und Spottlust der Elsässer aufgetrieben wird, blühte auch der Bänkelsang[9] schon recht früh, der auch die vielen als fliegende Blätter zu Straßburg im 15.—17. Jahrhundert gedruckten „Zeitungslieder" färbte. Diese originellen, volkstümlichen Lieder[10] erzählten „im thon" oder „nach der Melodey" eines bekannten Volksliedes neueste Ereignisse der Politik, Kriminalistik („Moritaten"), des Aberglaubens oder gewaltiger Naturereignisse der Nähe und Ferne (Orient, Kolonien) mit bisweilen geradezu journalistischen Spitzen. Die gleiche Geschlossenheit des vom Strom verbundenen, nie getrennten Oberrheins weist auch die Entwickelung des Kirchengesanges[11] (Sequenz und Trope) auf, der durch die von Bernhard von Clairvaux bezeugten „Kyrie eleys"-Rufe des Volkes gerade am Oberrhein (Speyer und stromaufwärts) eigenartige Verbreitung fand und durch die hier zahllos vagierenden Scholaren (fahrende Schüler) als komisches Element in ihre Carmina burana[12] eingeführt wurde. Ihre Wanderwege kreuzten sehr oft den Rhein zwischen den Pirminsklöstern Reichenau (724 gegründet), Murbach, Maursmünster, Gengenbach, Hornbach, Schwarzach usw., wie den übrigen auch durch ihre Klosterschulen dem Volk nahegerückten Gründungen Rufach, Breisach, Münster im „Gregorientale", St. Trudpert, Ebersmünster, Ettenheimmünster, Schuttern,

[7] Die Lieder und Melodien der Geißler des Jahres 1349 nach den Aufzeichnungen Hugos von Reutlingen von Heinr. Schneegans. Herausgegeben von Paul Runge.

[8] „Das Straßburger Schultheater" von Günter Skopnik in der Schriftenreihe des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt.

[9] Einiges zum 19. Jahrhundert in A. Becker, „Zur Geschichte des oberrheinischen Bänkelsangs", Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 13. Jahrgang, 1939, Heft 2/3.

[10] Vogeleis, a. a. O.

[11] Josef Müller-Blattau, „Geschichte der deutschen Musik".

[12] Hans Joachim Moser, „Geschichte der deutschen Musik", 1. Band (Tonkunst der deutschen Klöster), und a. a. O.

Digitized by Google

Andlau, Rheinau, Hirſau, Lichtental (Marienklage aus dem 13. Jahrhundert) bei Baden-Baden, Lixheim und Lorſch.

Gegen ihre Vorrechte (Wald, Jagd, Fiſcherei, Zehnte und Abgaben), wie die der ſelbſtändig, brutal und rückſichtslos auftretenden Territorialfürſten, Grafen und Herren bäumte ſich der Bauernſtand auf in zahlreichen Aufſtänden, die wiederum keineswegs durch den Rheinlauf eingeengt wurden, vielmehr beſonders gern vom einen zum andern Ufer überſprangen. Der Bauernerhebung in Schliengen 1443 gegen den Baſler Biſchof folgten linksrheiniſche, 1493 gar der „Bundſchuh" in Schlettſtadt, nachdem zwiſchen Neckar und Main der junge „Pfeifer(tympaniſta) von Nicklashauſen" 1476 dem im ganzen Landvolke weitverbreiteten Unwillen Ausdruck gegeben hatte (ſehr bezeichnend iſt, daß dieſer Hans Böhm unter die Fahrenden gegangen war und bei Tanzmuſik die Pauke bediente).

In dieſe harten Zeiten geht auch das frühſte ſchriftliche Zeugnis von unbezweifelbaren Bauerngeſängen[13] zurück, die der Hegauer Pfaffe Hermann Otter (um 1440) im Codex mſ. St. Blaſ. 77 offenbar als Geiſtlicher der Diözeſe Konſtanz aufführte: zwiſchen einem Lied im Jakobston (Wallfahrtslied nach St. Jago di Compoſtella), einem Zeitungslied über eine hiſtoriſche Begebenheit („Peter Unverdorben") und einem geglättet-bürgerlichen Lied, zwei ausgeſprochene „Purengeſangk"[14]; einer als „Comedium" bezeichnet. Der andere („Wol-uff mir wellind jagen gon, jagen für den wald; Es hofft ayn tier im berge, Es möcht gefangen werden redt jeder Knab alſo ...") dürfte nach ſeinem nicht ganz offenen, geheimen Text eins jener Aufrührerlieder ſein, die vor und noch fleißiger im Bundſchuh dem tiefen Unwillen gewollt unklaren Ausdruck gaben. Als ſolches ſcheint es auch Otter erkannt zu haben.

War nun die Laſt, die auf dem Bauern ruhte, nicht danach angetan, ſeine Lyrik zu zarteren Tonarten zu entwickeln, ſo bildete ſich damals um ſo kräftiger das Trutz-, Kampf- und Spottlied aus in der Art der Landsknechtslieder, die nur ſchärfer ſich nach dem marſchmäßigen Trommelſchlag rhythmiſierten. Der von Otter aufgeſpürte, vielleicht auch erſtmals nachgeſchriebene „Purengeſangk" kennzeichnet die Atmoſphäre der in gleicher Bodenſeegegend 1460 ausgebrochenen Bauernunruhen des Bundſchuhs im Hegau, die alsbald ihr Echo links des Rheines fanden, wo es an der mittleren Ill losbrach (Schlettſtadt 1493), dann zu den Höhepunkten vor 1525: Bundſchuh im Straßburger Bistum, das ja auch tief in die Ortenau reichte, und Weißenburg, beide 1517 gleichzeitig mit den Unruhen im Renchtal aufwärts bis Oberkirch und Allerheiligen, ausgehend von Schwarzach, Bühl und Achern. Auch hier, wie 1525 im großen Bauernaufſtand, erwies ſich der Rhein als bindend, nicht trennend, wie dies auch an den Entwicklungslinien der Buchdruckbewegung (Straßburg—Mainz—Baſel, Heidelberg uſw.), dann der unvergleichlichen Volksliedblüte im Zuſammenhang mit den erſten Liedernotenſammlungen (auch für Orgel oder Laute intavoliert), den Volksbüchern (Jörg Wickrams „Der goldene Faden" uſw.) und humaniſtiſch gefärbten, aber doch ungeheuer populären Spielen im ganzen

[13] J. Müller-Blattau und H. J. Moſer.

[14] J. Müller-Blattau, „Alemannentum im Spiegel des Volksliedes" in „Alemannenland", ein Buch von Volkstum und Sendung. Für die Stadt Freiburg i. Br. herausgegeben von Oberbürgermeiſter Dr. Franz Kerber.

Digitized by Google

Oberrhein nachweisbar ist. Über den Rhein kamen und gingen die Führer dieser herrlichsten Liedblüte[15] des deutschen Volkes: Ludwig Senfl, Sixt Dietrich, Lorenz Lemlin, Matthias Greiter, Georg Forster, Wolfgang Dachstein, Caspar Hedio, Bonifacius Amerbach, Simon Grynaeus, Wolfgang Musculus und Benedict Herzog (Ducis). Ihnen gesellen sich geniale Landstreicher, wie der gelehrte Conrad Celtis oder der liederreiche Paul Wüst, beide ähnlich dem alemannischen Gegenstück Paracelsus von Hohenheim, zutiefst im unverbildeten deutschen Volksleben als ihrer körperlichen, gemüthaften und auch geistigen Heimat und Kraftquelle wurzelnd. Als sie dann in den Kriegsjahrhunderten von Habsburgs, Richelieus und Marlboroughs Gnaden 1618—1815 immer wieder verschüttet wurde, blieb trotz allem noch die furchtbar blutende Pulsschlagader des Alten Reiches Bindeglied, über das hinweg Grimmelshausen von der Ortenau liebevoll zum ragenden Straßburger Münsterturm hinüberblickte als dem „Herzen" dieser ganzen Lande[16].

Bei dem volkskundlich außerordentlich wichtigen Gegensatz reformierter Gebiete, die sich besonders am ganzen Oberrhein seltsam verzahnten, bedarf es noch einer kurzen Übersicht. Diese nicht gerade sehr erfreuliche, überaus verwinkelte Verzahnung, die unendliches Leid und zahllose Kämpfe seit der Gegenreformation (1530, 1548 usw.) über diese Lande brachte, hängt mit den hier überaus zahlreichen ineinanderverwinkelten Territorien und Grafschaften, geistlichen und reichsfreien Gebieten zusammen. Aber auch hier wirkt sich der Rhein nie als Trennung aus, läßt vielmehr das Gesetz wechselwirkender Kräfte zwischen beiden Ufern erkennen. Der Baden-Durlachschen Landgrafschaft Sausenberg rechts entsprach links die zum neuen Glauben übergetretene Reichsstadt Mülhausen, während sonst dem katholisch gebliebenen Breisgau der Sundgau entsprach. (Auch im folgenden legen wir den Stand höchster protestantischer Ausbreitung um 1590 zugrunde[17].) Dann der Durlachschen Markgrafschaft Hochberg die reformierten Freien Reichsstädte Münster und Kolmar mit den sehr volksspielfreudigen Ammerschweier, Reichenweier, Rappoltsweiler und Markirch. Schon auf der Höhe Ettenheim verdichtete sich beiderseits der Einfluß des im Gegensatz zu seinen Bischöfen schon frühzeitig dem neuen Glauben geöffneten Straßburg, zu dem ja außer Ettenheimmünster das mittlere und obere Renchtal mit Oberkirch gehörten. Je mehr wir uns dem Baden-Durlachschen Hauptgebiet nähern, verdichten sich linksrheinisch protestantische Teile: Weißenburg, Sickingen, Hagenau, Bischweiler, Buchsweiler, Hanau-Lichtenberg, Lützelstein, Diemeringen, Grafschaft Saarwerden, Freiherrschaft Finstingen, das kurpfälzische Amt Lixheim usw. Zwischen diesen buntgesprenkelten Gebieten entstanden oft scharfe Spannungen und bedrohten durch weitere Jahrhunderte den Landfrieden, spiegelten sich auch in den kulturellen Belangen wieder, ja hinab bis zu solch launischen und scheinbar ephemeren Sprachlustgebilden, wie Ortsneckereien, die in solchen Fällen bissigen Charakter annehmen konnten. Wie weit solche konfessionellen Ortsspannungen auch auf

[15] J. Müller-Blattau, „Geschichte der deutschen Musik", und „Heinrich Laufenberg, ein oberrheinischer Dichtermusiker des späten Mittelalters" im „Elsaß-Lothringischen Jahrbuch", Frankfurt 1938.

[16] Grimmelshausen, „Simplizissimus", 565.

[17] Elsaß-Lothring. Kulturatlas.

Digitized by Google

die Ausbildung der Spottnamen „Schwob", „Wackes" usw. Einfluß hatten, bleibt noch genaueren Untersuchungen vorbehalten. Viele kulturellen Sammelerscheinungen, wie die Meistersingerei, die Collegia Musica, die zünftigen Schwerttänze, humanistischen Schulkomödien u. ä. hielten sich mit Vorliebe in protestantisch gewordenen Freien Reichsstädten, lösten aber katholischerseits neue Konkurrenzbildungen aus.

Als die zweite große Welle der gewappneten Gegenreformation in Konstanz, Freiburg i. Br. und Straßburg, hier allerdings nur vorübergehend, gesiegt hatte, waren die Stadträte bedacht, volkstümlich gewordene Bräuche in ihnen gemäßen Formen zu erlauben. So entschloß sich der Freiburger Rat[18] 1550, „den Schuhknechten uf Begehren zu erlauben, den Schwerttanz in der Fasenacht aufzuführen" (s. Maldoner, 3. Band, S. 670). 1551[19] beschloß er, „auszurufen und verbieten zu lassen, daß man diese Fasenacht einander nicht in Brunnen werfen, item am Aschermittwoch vormittag nicht auf den Gassen narrenweis oder mit Trommeln umziehen soll, bei Strafe des Turms". Im Stadtarchiv Freiburg finden wir weiter im Ratsbuch den Beschluß von 1556: „Dieweil sich das Abendtanzen auf den Gassen wieder einreißen will, ist erkannt, das abzustellen und öffentlich zu verbieten; auch den Almosenknechten zu befehlen, darauf achtzuhaben, die Spielleut anzunehmen und in das Spitalgefängnis zu legen." Die jahrhundertealte Feindschaft zwischen Geistlichen und Spielleuten, wie sie in Wormser, Straßburger und Basler Bischofsrundschreiben nachweisbar ist, bekam hier auch eine ausgesprochen konfessionelle Spitze, da die meisten Spielleute und Pfeifer, deren Pfeiferkönig von ihrem Schutzherren, den protestantisch gewordenen Grafen zu Rappoltstein, ernannt wurde, dem neuen Glauben zuneigten.

Am 25. September 1556 beschloß der Freiburger Rat: „Den Schneiderknechten ist auf ihre Bitten erlaubt, ihren Lichtbraten zu halten, doch nicht länger als am Sonntag und Montag zu Imbis und Abend; auch daß sie mit ihrem Fähnlein umziehen mögen. Aber nachts sollen sie in ihrer Meister Häusern essen und bleiben, und nicht beieinander sein noch umziehen. Sie sollen auch keinen Tanz halten." Hier gilt der Tanz wieder als Vorrecht der Patrizier, die nur bevorzugte Innungen zeitweilig daran teilnehmen ließen, wie dies in auffallend gleicher Art in Straßburg festzustellen ist. In Freiburg 1557: „Meister Veltin, dem Fechtmeister, ist auf seine Bitten diese Fasenacht einen Schwerttanz zu halten vergönnt, und ihm die Metzig erlaubt, sich darauf zu probieren. Dabei aber ihm gesagt, mit seinen Jungen zu reden, daß sie sich bescheidentlich halten." Und vom Oktober desselben Jahres: „Den Handwerksgesellen ist zugelassen, ihren Lichtbraten zu halten wie forndrigs Jahr; doch soviel weiter, daß sie am Sonntag auch Tanz halten mögen." 1559: „Es ist erkannt, bis Samstag bei Strafe von 10 Schilling öffentlich auszurufen und zu verbieten alle Abendtänze in der Stadt und den Vorstädten. — Item um das Kränzlein zu singen zu verbieten und den Jungfrauen nicht länger den Reihen zu springen zuzulassen bis zum Salve." Aus

[18] Die Hinweise danke ich dem früheren Archivar der Stadt Freiburg i. Br., Herrn Wilhelm Fladt, Überlingen.

[19] St. Archiv Freiburg, Ratsbuch.

Digitized by Google

dem „Reigen der Jungfrauen", an dem sich sicherlich vor der Gegenreformation auch die Burschen beteiligen durften, entwickelte sich jenes alemannische Tanzlied in würdig schreitendem Viervierteltakt, dessen lebendigerer Nachtanz (Proporz) gesprungen wurde und heute noch in schnellem Dreivierteltakt als „Allemande" weiterlebt, nachdem der Haupttanz sich abzweigte, in französische, englische und italienische Tanzhefte und -bücher als „Allemande" oder „Almain" überging und einen jahrhundertelangen Umwandlungsprozeß zum stilisierten Kunsttanz und zur typischen Form absoluter Musik, zum Bestandteil und einleitenden Stück der internationalen Suiten, durchmachte.

Die Freiburger Ratsverbote für Tänze und Feiern finden wir in dieser Zeit der Gegenreformation gleichermaßen in Straßburg, Kolmar und Schlettstadt, wie wiederum rechtsrheinisch in Überlingen, wo ja die Schwertertänze trotz mannigfacher Verbote immer wieder auftauchten und bis in die Gegenwart als schöne Tradition weitergeführt werden. Als dann Straßburg sich von den Ketten der Gegenreformation freizumachen wußte, blieben in Freiburg die Ratsverbote fortbestehen: 1568, „Es ist erkannt, die Abendtänze in und außerhalb der Stadt, desgleichen um das Kränzlein singen (ein Überbleibsel der Meistersingerwettgesänge!) um 1 Pfund Rappen zu verbieten; und daß die Spielleute, so zu Abendtänzen helfen, gefänglich eingesetzt werden."

Dann wieder 1574: „Wo einer erwischt wird, der um das Kränzlein singt, stracks gefänglich einzuziehen. Und dieweil ein Schlossergesell gar erschreckliche, leidliche Fragstück vor dem Wilden Mann, alda er jüngst um Kränzlein gesungen, solle aufgegeben haben, fleißiglich durch die Geheimen Räth Erkundigung einziehen lassen. — Der Balierer von Endingen, so die unbescheidenliche Frage aufzugeben und einbezogen, antwortet: er hät solche zuvor in Waldkirch gehört und gemeint, es schade nichts." 1579: „Soll den Zünftigen angezeigt werden, daß das Gutejahr- und Sternensingen, auch das Bruderschaft-Schenken, item nachts nach 9 Uhr auf den Gassen oder in Wirtshäusern und Stuben zechen, spielen oder sich sonst unbescheidenlich finden lassen, verboten." Diese reiche Welt alter Volksbräuche konnte aber nicht durch solche Ratsbeschlüsse umgebracht werden, versank aber dann in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges zum größten Teil.

In Straßburg aber hielten sich die Meistersinger bis 1780, wie uns Ratschreiber Lamprecht[20] bestätigt, bis zu ordnungsgemäßer Auflösung!

In die Massengräber des Dreißigjährigen Krieges sank nicht nur mit hochentwickelter Orgelbaukunst lange vor den Silbermanns[21], ein Großteil der Bewohner des Oberrheins hinab, sondern auch das uralte, schöne Erbe deutscher Volksbräuche, Lieder, Sprüche, Rätsel und Scherzreime, von denen nur bescheidene Reste sich über die furchtbaren zwei Kriegsjahrhunderte 1618—1815 (Holländischer Rachekrieg 1672—78, Spanischer Erbfolgekrieg 1701—14, Polnischer Erbfolgekrieg 1733—35, vor allem aber dem entsetzlichen Wüten der französischen Mordbrenner im Orleansschen Kriege 1688—97) retten konnten.

[20] Lobstein, auch Vogeleis.

[21] „Klingende Denkmäler einer deutschen Künstlerfamilie. Silbermannorgeln in ganz Elsaß, Baden und Schweiz" von Fr. Baser in „Die Musik", Berlin, XXXII, 10. Heft.

Digitized by Google

Sie zu sammeln, war das unsterbliche Verdienst Achim von Arnims und Clemens Brentanos (Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1805—08), Josef Görres (Volksbücher usw.) und der Gebrüder Grimm, die ihre schönsten Märchen am Oberrhein fanden, die im zweiten Band allerdings auch der in Kassel lebenden Lothringerin Louise Pierson verdankten. Dürfen wir doch auch sonst das angrenzende Lothringen als treuen Bewahrer oberrheinischen Volksgutes begrüßen, wo wir unter den „Verklingenden Weisen", die Louis Pinck neuerdings herausgab, auch wieder die lange verschollen geglaubten Weisen fanden, deren Texte der junge Goethe in seiner Straßburger Studentenzeit für Herder im Elsaß „aus den Kehlen der ältesten Müttergen" nachschrieb.

Unter all diesen Schätzen kündeten Heimwehlieder von der Tragik politisch zerrissenen Volkstums am Oberrhein, seitdem der Rhein (1648—81) von westischen Herrschgelüsten zum Festungsgraben degradiert worden war: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt", „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an" usw.

Zahllose weitere Heimatlieder konnten so wenig, wie die unzähligen politischen Lieder (Französische Schandtat an Heidelberg verübt, 1689, „Louvois, Louvois, deine Taten / Stinken hoch zum Himmel auf ..."[22] usw.) zu wirklichen Volksliedern in diesen sturmbewegten Zeiten werden, wurden aber Keime zu Neubildungen, die das frische Sprießen und Schaffen im Volksdichterwald unterstützten. Bei der Anonymität der meisten Volkslieder, die aber kaum mit Recht als ausschlaggebendes Kriterium eines echten Volksliedes vorangestellt werden darf, ist äußerste Vorsicht beim Beanspruchen solcher Volkslieder für den heimatlichen Oberrhein am Platze. Deshalb ist vorerst zu empfehlen, die Wechselwirkung beider Rheinuferseiten an Liedern nachzuweisen, deren Ursprung jüngeren Datums ist, deren Urheber nachweisbar sind, und die trotzdem volkstümliche Verbreitung fanden.

Gleich die erste bedeutende deutsche Volksliedersammlung räumte unter deutschen Proben elsässischen Volksliedern eine bevorzugte Stelle ein: Herder eröffnete die erste Hälfte seiner „Volkslieder" 1778 mit einem der schönsten zwölf elsässischen Volksliedern, die ihm sein junger Freund Goethe unermüdlich gesammelt hatte, mit dem „Lied vom jungen Grafen" (Ich steh auf einem hohen Berg, Seh' nunter ins tiefe Thal ...). Sein auf neun Strophen zusammengedrängter Grundstoff (Entführung der lange gesuchten Geliebten aus einem Kloster[23]) war schon lange auf beiden Rheinufern sehr beliebt und in mancherlei Balladenfassungen vertreten, ähnlich der blutrünstigen „Ballade von der Frau von Weißenburg"[24] (Kron-Weißenburg im Elsaß). Auch die zweite deutsche Probe, die als sechstes Volkslied folgt, entnahm Herder Goethes Elsaßliedern: „Das Lied vom eifersüchtigen Knaben" (Es stehen drei Sternen am Himmel, Die geben der Lieb ihren Schein). Als neunte Probe des zweiten Buches folgt wieder der Oberrhein: das „Schweizerliedchen: Dusle und Babele" (Es hätt e' Buur e' Töchterli, Mit Name hieß es Babeli). „Das Lied vom Herrn von Falkenstein" erinnert uns an die Spannungen der Bauernkriege

[22] Ditfurth, „Die historischen Volkslieder 1648—1756".

[23] Volksliedersammlungen von Erk und Böhm. „Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien", herausgegeben vom Deutschen Volksliederarchiv.

[24] Siehe Vogeleis.

Digitized by Google

und ihre furchtbaren Entladungen, und auch in den übrigen Elsaßliedern Goethes begegnen uns zahlreiche oberrheinische Züge, die beiden Ufern gemein sind. Herder gibt zu, diese Schatzkammer noch lange nicht erschöpft zu haben und wünscht, daß „Bodmer in jüngeren Jahren auf Sammlung dieser Art Gedichte und Lieder gefallen wäre"! Weiter nennt er zwei oberrheinische, von Lebenslust überströmende Quellen von Trink- und Buhlliedern, auf die er aber verzichten zu müssen glaubte: des Straßburgers Johann Fischart Gargantua-Übersetzung und anderem nach Rabelais; und als rechtsrheinisches Gegenstück „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald" des 1601 in Willstädt (bei Kehl) gebornen Michael Moscherosch († 1669), dem Herder ruhig noch unsern Grimmelshausen hätte hinzufügen können. Durch alle drei pulst die volksnahe Derbheit und gleiche Lebensfreude unbeschadet der von den Franzosen neu errichteten Rheinstromgrenze. Herder weist besonders auf drei Lieder Moscheroschs hin: „Alle Welt schreit: zu den Waffen", „Solang' ich leb', lob' ich den Wein" und „Willst du nichts von Liebe hören, Nennst das Freien Ungemach —".

Unter den zahlreichen elsässischen Dichtern, die durch badische Komponisten vertont wurden und so Volksliedverbreitung erlangten, sei der blinde Gottlieb Konrad Pfeffel genannt, dessen 1782 erschienenes Gedicht „Der Edelmann und der Invalide" oder „Die Tabackspfeife" („Gott grüß' euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?") schon 1794 durch den Karlsruher Carl Philipp Emanuel Pilz trefflich im Volkston vertont wurde und in Erks „Deutschem Liederschatz" (1838) als weitest verbreitetes Volkslied Aufnahme fand. Nicht minder geschätzt war Pfeffels junger Freund D. Ehrenfried Stöber, wie auch seine beiden Söhne August und Adolf, die für ihre heißgeliebte Elsässer Heimat nachholten, was die Sammler Achim von Arnim, Brentano, Görres und Grimm fürs rechte Ufer besorgt hatten. Aber auch dem Volksstück widmeten sie ihre liebevolle Aufmerksamkeit, August Stöber schuf selbst eine köstliche Probe in „E Firobe (ein Feierabend) im e Sundgauer Wirtshaus", einer Volksszene in zwei Abteilungen, die 1865 mit der Musik Heybergers[25] in Mülhausen aufgeführt wurde.

Die Straßburger Studenten sangen mit Begeisterung das Rheinweinlied (Matthias Claudius, 1775) in der wuchtigen Vertonung Johann Andrés 1776, eines gebornen Mannheimers, das sich noch lange weiteste Verbreitung und Beliebtheit zu erhalten wußte. Der Heidelberger Student Brassier (aus dem Kreise um den Volksliedsammler Thibaut) dichtete 1824 sein „Schifferlied" mit dem Anruf Fridolins, des Apostels des Hochrheins (Säckingen) und Schutzpatrons der Bodenseefischer: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fidelin! Von Ost die Segel schwellen, Fidelin!", dessen Melodie wohl der italienischen Weise „O pescator dell'onde" Peruchinos von 1819 entnommen wurde[26]. Der badische Liedmeister Konradin Kreutzer fand ebenfalls im Elsaß schnell stammverwandten Anklang, wo sein „Hobellied" (1833) weiteste Verbreitung fand, wie „Des Mädchens Klage" nach den Worten (Den lieben langen Tag

[25] Otto Bänsch und J. Müller-Blattau in „Wissenschaft, Kunst und Literatur in Elsaß-Lothringen 1871—1918", herausgegeben von Georg Wolfram, 1934.

[26] Erks Deutscher Liederschatz. Leipzig, Peters. Band I.

Digitized by Google

hab ich nur Schmerz und Plag) des lange in Freiburg i. Br. und Mannheim an der Bühne wirkenden Philipp Düringer, des Freundes und erſten Biographen Albert Lortzings. Der Alemanne Karl Maria von Weber[27] fand im ſtammverwandten Elſaß noch lebhafteres Echo, beſonders wenn er heimiſche Volkslieder ſo köſtlich vertonte, wie das „Schwäbiſche Bettlerlied" von 1807, das 1812 erſchien: „I und mein junges Weib können ſchön tanza, ſie mit dem Bettelſack, i mit dem Ranza[28]."

Stammliche Charakteriſierungslieder wurden hüben und drüben beſonders beliebt, wie die eigene, ewige Unzufriedenheit ſpiegelnden Spottverſe vom „Hans im Schnackenloch"[29], oder die alemanniſche Gelaſſenheit und ſtatiſche Gleichmütigkeit kennzeichnende „badiſche Marſeillaiſe"[30]: „Freund, ich bin's zufrieden, geh' es wie es will", der man noch das muntere Volkslied „'s iſt mir Alles Eins, ob ich Geld hab oder keins" (Joh. Fuß, 1819) an die Seite ſetzten könnte.

Daß Goethe nach ſeinen Elſäſſer Volksliedſtudien ſich auch mit vielem Verſtändnis und Behagen in den Ton des ſüdlichen Oberrheins einzufühlen verſtand, bewies er 1811 mit ſeinem „Schweizerlied" (Uf em Bergli bin i g'ſäſſe, ha de Vögele zugeſchaut; hänt geſunge, hänt geſprunge, hänk's Neſtli gebaut"), das 1829 (alſo kurz vor ſeinem Tode) mit einer recht paſſenden Volksweiſe zuſammengegeben wurde, der ein echter Jodler folgte[31].

Mit beſonderm Schmunzeln mögen die Elſäſſerinnen, die ſich ihrer weitgerühmten Schönheit und Verführungskünſte recht wohl bewußt blieben, nicht ohne Ironie das Schwoobeliedle von der Blödigkeit „Warum blickt doch ſo verſtohle mich des Nachbars Töffel an, da er mir doch unverhohle in das Auge ſchaue kann?", geſungen haben.

Schweizer Sänger brachten auf ihren beliebten Liederfahrten rheinabwärts Franz Abts (1841—52 in Zürich) „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" nach dem ſcheideſchmerzlichen Gedicht Carl Herloßſohns von 1842 in alle Gegenden des Oberrheins, und ſeine Auswanderer nach Amerika, wo es ſpäter der nach New York eingeladene und beiſpiellos gefeierte Abt ſich von echt amerikaniſchen Monſtre-Chören vieler Tauſender vorbrüllen laſſen mußte, ſo gut und rührend es auch gemeint war. Noch mehr litt ja bekanntlich unſer Walzerkönig Johann Strauß unter ſolchen undeutſchen Maſſenkonzerten jenſeits des Teiches!

Zahlreiche Johann-Peter-Hebel-Lieder, wie das „Musketierlied" von 1809 („Steh ich im Feld, mein iſt die Welt"), fanden im Elſaß begeiſterten Wiederhall, z. B. in Vertonungen Friedrich Silchers, der das genannte Musketierlied 1827 vertonte.

Wahrſcheinlich entſtand der Kehrreim (als Clairon-Fanfare) des Freiheits-

[27] Fr. Baſer, „Jahrhunderte muſikaliſcher Blüte am Oberrhein". „Alemanne", 1940, Beilage S. 136.

[28] Erk.

[29] Siehe Stöbers Sammlung.

[30] Dieſe Bezeichnung kam nur auf, um die ungewöhnliche Verbreitung dieſes Charakteriſierungsliedes in Baden zu kennzeichnen, die den Elſäſſern kennzeichnend für ſeinen Nachbarn vorgekommen zu ſein ſcheint. Rhenanus, „Elſaßland", 11.

[31] Erks Deutſcher Liederſchatz. Leipzig, Peters. Band I, S. 105.

Digitized by Google

liedes vom Feldmarschall Blücher „Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!" Ernst Moritz Arndts von 1813 schon mehrere Jahre früher (vor 1809) im Elsaß![32] Ungemein zahlreiche alte Dreikönigslieder stammten aus dem Elsaß, wie ja das Dreikönigssingen (Sternsingen) im ganzen Oberrhein stets ein sehr beliebter alter Volksbrauch blieb. Hier mag auch Goethe in jungen Jahren schon die Anregung zu seinem bekannten Gedicht[33] bekommen haben. Daß Goethes „Epiphaniasfest" (zum 6. Januar 1781 gedichtet) durchaus volkstümlichen Anregungen von Dreikönigsliedern, wie sie besonders rechts und links des Oberrheins sehr beliebt waren und durch Jahrhunderte blieben, zu danken ist, geht nicht nur aus Fassung und Wortschatz, Formung und Gesamtton hervor, sondern auch aus der Tatsache, daß Goethe es von vorne herein zur volksgesanglichen Wiedergabe durch drei Sänger (-innen: hiermit betraute er damals seine Freundin und Sängerin Corona Schröter, die sich den schlichten Volksgesang zum Vorbild genommen hatte) bestimmte, wobei volkstümliche Kostüme nicht fehlen durften.

Grundsätzlich darf man wohl sagen, daß vor allen anderen gerade die Gaue links und rechts des Rheins eine besonders rege Wechselwirkung zwischen Volks- und Kunstlied erreichten, und zwar aus dem naturgegebenen Grunde, daß das deutsche Lied[34] die wichtigste Bindung neben anderen kulturellen Fäden geblieben war, die über grauenhaft zerstörerische Grenzziehungen hinwegführte. Hier sproßte das deutsche Lied, dem die Franzosen nichts annähernd Gleichartiges zur Seite zu setzen hatten, wie ein Heil- und Wundenbalsam, den die gütige Natur den Schwerverwundeten, Auseinandergerißnen, spendete. Hier fand auch unser Lied seine genialste und frühste Geschichtsschreibung außerhalb der Reichsgrenzen durch einen, der zwar der gleißnerischen Lutetia verfallen war und seinen gut deutschen Namen Eduard Schürer in Edouard Schuré umschrieb, dennoch im Herzen ein Deutscher blieb; seine 1868 erschienene „Histoire du Lied, ou la chanson populaire en Allemagne" bewies schon im Titel, daß die französische „chanson" noch keine rechte Übersetzung für unser „Lied" ist. Seine unerreichten Übersetzungen Goethes, Uhlands u. a., die er hier bietet, weckten Nachahmer, die ihn aber nimmermehr erreichen konnten[35]; wie Johann Baptist Weckerlin, der 1883 in Paris „Chansons populaires de l'Alsace" in zwei Bänden mit 123 Liedern erscheinen ließ. Als dritter in diesem Bunde sei noch Georg Kastner genannt, der Volkslied, Sitten und Gebräuche, Dorfmusik, Volksinstrumente und -tänze seiner elsässischen Heimat genau kannte und innig liebte, aber ebenfalls durch seine Übersiedlung nach Paris seinem angestammten Land und Volk verloren ging, so oft es ihn auch dahin zurückzog. Solcher Beispiele wäre eine große Zahl zu nennen, war doch das Elsaß für Frankreich durch alle drei Kriegs-

[32] Otto Bänsch in „Wissenschaft, Kunst und Literatur in Elsaß-Lothringen 1871—1918", herausgegeben von Georg Wolfram, 1934.

[33] „Epiphaniasfest".

[34] „Jahrhunderte musikalischer Blüte im Elsaß" von Fr. Baser im „Führer", 17. 11. 1940.

[35] Neben Stöber, Mündler und dem zu früh verstorbenen Landarzt Dr. August Cassel gab es auch Französlinge, die sammelten.

Digitized by Google

jahrhunderte 1618—1918 ein ausgiebig benötigter Blutspender. Solcher Tragik machte erst die endgültige Regelung von 1940 ein Ende.

Je mehr sich die westische Fremdherrschaft im Elsaß und Lothringen bemühte, alles Deutsche in Organisation, Sprache, Wirtschaft und Kultur zu zertrümmern, um so zäher hielt man links des Rheins an diesen letzten, bedrohten Erbstücken einer größeren Vergangenheit fest. So ist auch zu erklären, weshalb das Elsaß, das ja hierin immer noch schnellebiger ist als Lothringen, mit seltener Treue Volksschätze aus altdeutscher Kultur aufbewahrte und liebevoll hütete, nachdem sie im Reich schon fast verschwunden waren.

Konnte so z. B. Goethe 1770—71 hier noch uralte Volkslieder sammeln, die heute nur noch in Lothringen (Hambach, Bolchen, Diedenhofen usw., wo Louis Pinck sie noch rettete) in unsere Zeit hinein leise, schwermütig verklingen, so hielt sich auch die uralte Zunft der Pfeifer durchs halbe Jahrtausend (rund 1300—1800). Liegen auch ihre erste Anfänge durchaus im Dunkeln des frühen Minnesanges, so zeugt schon die sinnige Malerei des 1390 vom Pfeiferkönig Hermannus, dem „Trompetarius des Herzogs Leopold von Österreich", in Alt-Thann der Kirche gestifteten Pfeiferbrüder-Altars[38], durch viele Jahrhunderte, die solch alten Zeugen bestaunten, für eine festbegründete Organisation trotz aller Gegnerschaft der Kirche. Als letzter Pfeifer ist noch 1789 der tüchtige Geiger Chappuy in Straßburg nachzuweisen, der erst 1838 starb. Mit ihm erlosch im Elsaß diese Zunft, die so lange der wichtigste Träger ursprünglicher Volksmusik, Sing- und Tanzfreude gewesen war, in der zerstörerischen Wut der Französischen Revolution, deren Nahen auch die Auflösung der in Straßburg 1450 aufgekommenen Meistersinger 1780 herbeiführte. Mit ihnen sanken rettungslos uralte deutsche Volksbräuche von wesenhafter Symbolik und unersetzlichen vaterländischen und heimatlichen Erinnerungen ins Grab, Bräuche, Lieder, Märsche, Spielweisen und Volkstänze, von denen besonders die „Totentänze" an die schrecklichen Zeiten der Pest, Volksseuchen und Kriege erinnerten.

Wie würdig unsere Vorfahren solch schmerzvolle Erinnerungen früherer Jahrhunderte ehrfurchtsvoll weiterpflegten in gehobenem Ahnenkult, beweisen ihre Überreste in der Kunst („Totentänze" von Holbein u. a. in Basel, Bern, Straßburg, Freiburg i. Br. usw.), im Schrifttum, Lied („Der Tod von Basel") und Schwertertanz, wie er noch heute in Überlingen u. a. O. gepflegt wird. Kurt Meschke bringt in „Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis" eine Übersicht, der hier die ersten Jahreszahlen nachweisbar am Oberrhein gepflegter Schwerttänze entnommen sind: sind sie am Niederrhein in Brügge schon 1389 und 1404 nachzuweisen, in Köln vor 1487, so reichen Nachweise für Straßburg ins Jahr 1494 zurück, wo sie weiter für die Jahre 1538, 1541, 1591 bestätigt sind. 1744 tanzten Straßburger ihre Schwerttänze vor dem nach seiner Genesung Elsaß besuchenden Ludwig XV., für den auch große Musikaufführungen (im Münster) veranstaltet wurden (Oktober). (Hiervon berichtet ein Zeitgenosse: in „Représentation des Fêtes données par la ville de Strasbourg pour la reconvalescence du roi, inventé, dessiné et dirigé par J. M. Weiß, Paris 1744.") Am Ostrande des ale-

[38] Ernst Barre, „Die Brüderschaften der Pfeifer im Elsaß", 1873.

Digitized by Google

mannischen Raumes, in Augsburg, belegt die Chronik von Welser-Gasser Schwerttänze schon um 1509. In Frankfurt a. M. tauchen sie 1519 auf, in Kolmar 1521—22 (Kaufhausbuch für dieses Jahr, wie für 1527—28) und werden auch durch Georg Wickrams Werke (hrsg. von Joh. Bolte) bezeugt. Solothurn kennt sie 1549 und 1581, Ulm 1551, Winterthur 1555 (Chronik des Ulrich Meyer, 1520—1573/7). In dem Freiburger Ratserlaß vom 25. 1. 1557 ist der Schwerttanz[37] im Breisgau bestätigt, dem Freiburg i. d. Schweiz laut einer Ratsrechnung 1560 folgt, Bern 1661 (1577 laut Chronik aus der hinterlassenen Handschrift des Joh. Haller und Abr. Müslin). Schwerttänze sind in Basel nachgewiesen seit 1566, in Zürich 1578, in Überlingen 1581 (1732, 1778/80, 1784 verboten, 1785, 1786 und 1788, 1790/93, 1791 verboten, 1797, 1801, 1803), in Einsiedeln 1707, in Meersburg „zu fürstbischöflichen Zeiten", d. h. so lange die Fürstbischöfe von Konstanz hier residierten, und in Siebenbürgen: Hermannstadt 1586 als „ludus gladiatorius", Kronstadt seit dem 17. Jahrhundert, bestimmt seit 1700, 1744/45.

Auf dem Kupferstich von J. M. Weiß von 1744 sehen wir die „Brücke" (zwei sich zugekehrte Reihen, die ihre Degen kreuzen) und „Rose" (Kreis, auf dessen konzentrisch gekreuzten Schwertern oder Degen einer steht, dessen Rechte den Dreispitz abnahm, während die Linke den gefüllten Ehrenpokal zum Balkon des Rathauses erhebt). Eine kolorierte Federzeichnung zeigt einen Schwerttanz in Zürich (17., 18. II. 1578; in der Zentralbibliothek Zürich).

Zweifellos wurde am ganzen Oberrhein der Totentanz nicht nur mimisch und choreographisch, und zwar auf Kirchhöfen, aufgeführt, sondern auch gesungen (seine Masken und gestisch-sinnbildlichen Beigaben deuten auf Abkunft von kultischen Männerbünden germanischer Frühzeit). Hingegen wurde der Schwerttanz nicht gesungen (wenigstens nicht von den Tanzenden!), sondern meist instrumental begleitet, ähnlich dem Moriskentanz des Mittelalters. Mag auch die eigenartige, geschichtliche und stilistische Darstellung Georg Kastners in seiner „Livre-partition" („Les danses de la mort"), der er eine entsprechende Komposition in Orchesterpartitur folgen ließ, längst durch Arbeiten bis zu Otto Höfler (Kultische Geheimbünde der Germanen, 1934) oder R. Wolfram (Schwerttanz und Männerbund) überholt sein, so bleibt sie doch für unsere heimische Volkskunde beachtlich. Ebenso sein ähnlich angelegtes Werk „La harpe d'Eole et la musique cosmique" (1856), das von der am ganzen Oberrhein zeitweise ungemein volkstümlichen Aolsharfe handelt, die eine seiner frühsten, unvergeßlichen Heimaterinnerungen blieb, wie dem Verfasser dieser Zeilen die Windsymphonie einer Aolsharfe in rechtsrheinischen Schloßruinen (Hohenbaden).

Liebe zu besonderen, oft recht phantastischen Instrumenten war ja schon stets rechts wie links des Rheines zu Hause: Hackbrett, Nonnengeige, Serpent, Mautrommel (das Begleitinstrument der „Mirantischen Lieder" des Laurentius von Schnüffis, eines Nachfahren der Satiriker Thomas Murner und Abraham a Santa Clara), Dudelsack, Krummhorn, Fiedel und Pfeifen jeder Abart.

Erinnert sei auch an die ungemein volkstümlichen „Rohraffen" an Münster-

[37] St. Archiv Freiburg, Ratsbuch.

Digitized by Google

orgeln links und rechts des Rheins (Straßburg[38], Freiburg i. Br.), die an einem beſtimmten Tage des Jahres dem immer zahlreich verſammelten Volk ein ganz eigenartiges Gaudium inmitten des ſonſt ſo düſter-ernſten Gotteshauſes traditionsgemäß erlaubten, freilich oft zum lauten, tobenden Ärgernis beſonders frommer Prediger!

Erinnert ſei hier noch an ländliche Geigenbauer im Schwarzwald, in Freiburg und Straßburg, die unſere ländlichen Tanzgeiger verſorgten; an den Toggenburger und Schwarzwälder Hausorgelbau, der auch im Elſaß Anklang fand, und an die Spieluhren in Unterkirnach, wo 1824 Michael Welte in die Lehre ging, der ſpäter (1832) in Freiburg i. Br. ſeine weltberühmt gewordene Fabrik pneumatiſcher Muſikwerke gründete.

Ob wir nun badiſche Volkslieder (wie ſie 1925 das vom Freiburger Prof. John Meier 1914 gegründete Deutſche Volksliedarchiv, Glock, Meiſinger, Auguſta Bender und Elizabeth Marriage herausgaben) ſingen oder elſäſſiſche (Valentin Beyer 1926): überall weht uns die gleiche heimatliche Luft an, doch mit reizvollen Varianten und Spielarten! Nachdem es mühſamer wiſſenſchaftlicher Kleinarbeit gelang, die zahlloſen ſeit Jahrhunderten franzöſiſcher Fremdherrſchaft zerriſſenen Fäden zwiſchen beiden Rheinufern wieder zu knüpfen, ſchließt ſich alles wieder zu der unzerſtörbar in Blut und Boden gewährleiſteten Einheit des Oberrheins zuſammen. Sie iſt bis in die volkstümlichen Geſtalten des Santikläus (Sankt Nikolaus) und ſeiner Begleiter Rübelz (ſ. J. Lefftz „Elſaßland") und Hans Trapp (er kann auf einen Elſäſſer zurückgeführt werden, ſ. Lefftz) nachzuweiſen, die trotz ihrer elſäſſiſchen Herkunft und Lokalfarbe im ganzen Hochſchwarzwald und bis an den Bodenſee wohlbekannt ſind, wobei nicht vom Knecht Rupprecht, ſondern vom Ruppelz oder Rubelz geſprochen wird. Schloß Siegfried Hardung „Elſaß und Baden als eine Lebens- und Schickſalsgemeinſchaft" (Oberdeutſche Zeitſchrift für Volkskunde, 8. Jahrgang, 1934) zuſammen, ſo galt es hier, auf ihre uralte Verbundenheit in Lied, Spiel und Tanz hinzuweiſen, die bekräftigt wird durch überaus zahlreiche Bezüglichkeiten in Brauchtum, Tracht und Kunſtfertigkeiten. Ganz wunderbar und einmaliges Erleben iſt es, zu ſehen, wie in den Monaten ſeit der Heimführung des Elſaß ins Reich, der jahrhundertealte Riß den Oberrhein entlang ſich ſchließt und vernarbt, wie es ſo ſchnell nur dem jungen, reinen Blut des urkräftigen Alemannen- und Frankenſtammes gelingen konnte!

[38] „Die neue Orgel im Münſter zu Straßburg" von Claus Reinbolt in „Schriften der Elſaß-Lothringiſchen Geſellſchaft, S. 10.

Digitized by Google

Ostereierlesen.

Ein Beispiel für entartetes Auslegen eines deutschen Volksbrauches.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Heute ist das Ostereierlesen auf dem großen Gebiet des deutschen Volkstums, von der Schweiz und dem Elsaß bis nach Holstein, weit verbreitet[1]. Daß es einem alten Volksbrauch entspricht, bezeugt uns ein Bericht in dem Sammelwerk: Ova paschalia sacro emblemate inscripta descriptaque a Georgio Stengelio, societatis Jesu Theologo. Ingolstadt, 1672 denuo impressa. 2. Teil. Dort, S. 548 f., bringt der Jesuit Stengel eine Beschreibung des Eierlesens nach dem gelehrten Encomiastes. Die Beschreibung ist lateinisch. Ich übersetze sie neben dem Urtext:

Wenn man nach der Fastenzeit zum Eier- und Fleischgenuß zurückkehrt, gehen sie auf die Wiesen und tragen Eier in Körben hinaus und wollen einen Wettlauf veranstalten. Hundert, zweihundert oder auch mehr legen sie in einer langen Reihe nach einander aus, immer mit einem Schritt Abstand. Die liest einer im Hin- und Hergehen eiligst in einen Korb; ein Ziel ist aufgestellt für einen Gegenpart, das dieser inzwischen durchlaufen muß. Es geht nun darum, wer von den beiden der schnellste sei, der eine im Laufen, der andere im Sammeln der Eier. Aber wenn der Sammler ein Ei zerbricht, ist er schon besiegt, bevor er fertig ist.

Cum post esuriales ferias ad ova et viscerationem reditur, in prata exeunt, et cursu certaturi, ova sportis efferunt. Centum, ducenta, aut plura, ordine, et passus unius intervallo, in longam lineam locata extendunt. Haec singula itu redituque in sportam juxta positam properiter infert: meta antagonistae constituta, quam interea currendo emetiatur. Certamen est, uter celerior sit: hic currendo, an ille colligendo. Sed si ovum rumpit, jam collector priusquam absolvit, victus est.

Dieser Brauch zeigt die germanische Haltung, die auch sonst vielfach im Brauchtum und Spiel in Erscheinung tritt, die Forderung der Leistung. Wessen

[1] Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizer Volkes (1913), 151; Ida Hahn, Eierlesete im schweizerischen Rheintal: Ztf. des Ver. f. Volksk. 12, 1902, 210 ff.; Kauffmann, En Alsace ignorée (1926), 42 ff.; Alfred Pfleger, Der Ostereierlauf: Elsaß-Land, Lothringer Heimat, 17, 1937, 65 f.; P. Sartori, Sitte und Brauch, 3. Bd., 161, vgl. 165.

Digitized by Google

Leistung ist die beste? Das soll im Spiel der beiden Widersacher, des Eierlesers und des Läufers, gezeigt werden.

Und was macht der Jesuit Stengel daraus? Er erklärt, dieses Eierspiel sei nichts anderes als ein Bild des dahineilenden Lebens und des Vernichters Tod, der bald diesen, bald jenen faßt und nicht alle ans Ziel kommen läßt. Mit Berufung auf das Neue Testament, den römischen Dichter Persius und

Ostereierlesen. Abb. nach Stengel, Ova Pascualia, S. 548.

auf Seneca mahnt der Jesuit, daß wir des Todes eingedenk leben sollen, daß täglich etwas vom Leben weggenommen wird, wir also täglich sterben. Nun werden Beispiele angeführt, aus denen ersehen werden soll, daß der Mensch ständig in Todesgefahr schwebe. So wird der deutsche Volksbrauch, der Leistung und Lebensfreude betont und dem Volke ein Anlaß frohen Feierns ist, mißbraucht um kopfhängerische Todesfurcht vor Augen zu stellen. Konnte man deutsche Bräuche mit germanischer Haltung nicht ausrotten, so formten die Gegner deutscher Art ihre Auslegung so, daß sie hoffen konnten, damit im Verlauf der Zeit wenigstens zur Zermürbung und Entartung des deutschen Volkstums beizutragen.

Digitized by Google

Von Heidelberger Sondergemeinden zu Siebenbürger Nachbarschaften*.

Mit drei Abbildungen.

Von **Prof. Dr. Albert Becker**, Heidelberg.

Die vom Hauptbahnhof Heidelberg wie eine fast versteckte Zufahrt zu Universität und Schloß in westöstlicher Richtung ziehende Plöck-Straße stellt bis zum heutigen Tage unter den älteren Straßen Heidelbergs in mancher Hinsicht etwas Besonderes dar. Der ursprüngliche Gewanname Plöck[1] führt weit zurück; er bedeutet soviel wie unser Wort „Placken" und bezeichnet (vom Niederrhein kommend?) hierzulande rechts und links vom Oberrhein einen Fleck, ein Stück unbebauten, ebenen Landes, einen Platz. „Placke" heißt so beispielsweise im Volksmund ein freier Platz heute innerhalb der Stadt Zweibrücken nahe der Stadtmauer, der amtlich unter dem Namen „Hallplatz" erscheint; auch in nächster Nähe Heidelbergs, in Neuenheim, Handschuhsheim, Dossenheim, begegnet das Wort, das in seiner vielgewandelten Schreibweise (pflecke 1344, plecke 1369, pflege 1469, Pfleck 1516, Fleck 1545, pflöckh 1558, Pfläck 1591, Pfleck 1607, Pflöck 1622, Plög 1655, Pfleckh 1661, Blek 1683, Plöck 1714, Bleck 1805, Pleck 1812, Blöck, Plöck 1840) fast die Schwierigkeiten spiegelt, die allem Anschein nach der Name immer einer Erklärung entgegensetzte. Aus dem Flurnamen löst sich seit dem 16. Jahrhundert allmählich der Name für die Straße, die lange durch Gartenland führt und seit 1750 erst nach und nach bebaut wurde. Die ganze Plöck-Flur vor den einstigen alten Stadtmauern Heidelbergs erinnert mich in etwas an das römische sakralrechtliche pomerium italischer und germanischer Stadtanlagen, auf deren Verwandtschaft Werner Müller in seinen entdeckerischen Untersuchungen zur sakralen Siedlung bei Italikern und Germanen „Kreis und Kreuz" (Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt.: Fachwissenschaftliche Untersuchungen Nr. 10, Berlin-Lichterfelde 1938) hinwies. Teilweise mit pomarium, Obstgarten zusammengebracht, tritt jenes pomerium m. E. in der mittelalterlichen Übertragung „Baumgarten" hervor, und Gartenland ist ja weithin auch die alte noch unbebaute „Plecke" gewesen. Noch andere Fragen müssen vorläufig zurückgestellt bleiben, so die, die etwa die alten „Viertel" der wohl auch nach festumrissenem Plan und dem planenden Willen des Grundherrn ge-

* Der Aufsatz hier, der in der Festgabe für Eugen Fehrle ihn zum 60. Geburtstag grüßen sollte, mag auch an dieser Stelle und heute noch jenem Zwecke dienen.

[1] Herbert Derwein, Die Flurnamen von Heidelberg (Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses hrsg. von Eugen Fehrle, Bd. II, Heft 5), Heidelberg 1940, S. 225—226. Gerne benütze ich die Gelegenheit, auf dieses über seinen scheinbar engeren Titel hinaus auch volkskundlich sehr inhaltreiche Werk besonders hinzuweisen.

Digitized by Google

gründeten civitas quadrata, der geviertelten Heidelberger Altstadt, deren etwaige Sonderrechte und die Vorbilder oder Gegenstücke solcher Stadtanlage betreffen, wie sie um das Jahr 1200 als zweckbedingte Form im deutschen Osten wie im Westen, in den sudetendeutschen Stadtanlagen Böhmens und Mährens wie bei den Städtegründungen der Herzöge von Zähringen in Südwestdeutschland, fast plötzlich in Erscheinung tritt. Planmäßiges Vergleichen führt uns vielleicht hier weiter.

Sind so die Anfänge der Stadt Heidelberg, des alten Wittelsbacher Fürstensitzes, trotz eindringlicher Forschung noch nicht völlig erhellt, so lichtet sich doch das Dunkel etwas um das Jahr 1225, und anderthalb Jahrhunderte später hebt sich aus der mittelalterlichen Geschichte der Stadt neben der Gründung der Universität im Jahre 1386 die Erweiterung der Stadtgemarkung (1392 bis etwa 1420) merklich hervor. Für die Feldmark des ältesten Heidelberg bot ja die engbegrenzte, waldige Talsohle der beiden, lange unbesiedelten Neckarufer keinen Raum; schon der Mangel an frühgeschichtlichen Funden aus dem Boden der heutigen Heidelberger Altstadt[2] spricht dafür, daß die erste Heidelberger Burg, wo und wie immer, sich wohl zunächst nur neben oder über einer jüngeren, mittelalterlichen Siedlung, vielleicht einem kleinen Schiffer- und Fischerdorf erhob. Das Bauerntum und seine Feldmark lag jedenfalls weiter gen Westen, jenseits der heutigen Sophienstraße, die im ganzen gesehen das Tal- und Berggebiet von der seit unvordenklichen Zeiten besiedelten fruchtbaren Oberrheinischen Tiefebene scheidet. Die wachsende Siedlung Heidelberg mußte naturgemäß einmal diese Grenze berühren und so ins Bereich der Nachbarorte Neuenheim und besonders des heute verschwundenen Dorfes Bergheim kommen. Länger dauernde Streitigkeiten zwischen den städtischen und bäuerlichen Belangen endeten für Bergheim mit der Verpflanzung des Dorfes auf Heidelberger Gebiet, auf das freie Gelände zwischen der heutigen Grabengasse, dem Neckar und der Sophienstraße, eben den alten „Placken", die spätere Plöck.

In unsern Tagen großzügigster volksdeutscher Umsiedlung von Land zu Land erscheint uns diese Maßnahme des Pfälzer Kurfürsten Ruprecht II. vom Jahre 1392 nicht mehr als etwas Einzigartiges; wohlgemerkt, es handelt sich dabei um mehr als das, was wir heute mit „Eingemeindung" bezeichnen. Aber auch schon zu Ruprechts Zeiten darf uns jener tiefe Eingriff des Landesherrn in bestehende Verhältnisse nicht wundern; ja, wir verstehen ihn — und darauf sei zum Vergleich besonders hingewiesen — zunächst schon aus den allgemeinen Gegebenheiten der Zeit[3]. Hatte der Landesherr in unserm

[2] Ernst Wahle, Zur Entstehungsgeschichte Heidelbergs, in: Badische Heimat, hrsg. von H. E. Busse, 26, 1939, Band „Heidelberg und das Neckartal" (Freiburg i. Br. 1939), S. 81—87. H. Derwein, Heidelberg im geschichtlichen Überblick, ebenda, S. 88—95, dazu die allgemeinen Ausführungen (S. 13—98) in seinem Anm. 1 genannten Werk. Werner Müller, a. a. O., S. 65—78, mit weiterem Schrifttum.

[3] Joseph Lappe, Die Bauerschaften und Huden der Stadt Salzkotten (Deutschrechtliche Beiträge, hrsg. von Konrad Beyerle, VII, 4), Heidelberg 1912. Dazu im besonderen Friedrich Peter Wundt, Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg, I (Mannheim 1805), S. 72—73. H. Derwein (Anm. 1), S. 24—28.

Digitized by Google

Falle wohl auch den Wunsch, zum Schutz seiner Burg und zu deren wirksamer Verteidigung das bisher freiliegende Plöckgebiet bei Verschiebung der westlichen Stadtmauer zu besiedeln, so können wir anderwärts ähnlich gar so viele Siedlungen in den Burgbereich einbeziehen sehen, als der Raum gestattete und zur Verteidigung erforderlich war. Der Vorgang der Einpflanzung ganzer Dörfer und Bauernschaften, wie hier Bergheims (Bergens) nach Heidelberg-Plöck-Vorstadt, muß aber auch unter dem Gesichtspunkt gesehen werden, daß selbst die Verlegung einer Stadt mit Mauern und Toren und Türmen im Mittelalter nicht zu den seltensten Ereignissen zählte, da der Abbruch und Wiederaufbau der Holzhäuser, wie sie auch die Stadt Heidelberg bis zum Jahre 1689 angeblich noch vorzugsweise besaß[5], nicht gar zu viele Kosten verursachte. So füllten denn die Häuser und Höfe und Gärten der eingepflanzten Gemeinde Bergheim ein gut Teil der neuen Heidelberger Vorstadt.

Landgemeinden wie hier Bergheim wurden meist nur bei Vergrößerung und Erweiterung einer Stadt — in unserem Heidelberger Falle auch nach Gründung der Universität — in die Stadtgemeinde aufgenommen und oft als Sondergemeinden mit mehr oder minder großer Selbständigkeit noch auf längere Zeitdauer gehalten. Die Sondergemeinden haben anderwärts innerhalb der Stadt meist lange ihr eigenes Vermögen, eigene Rechte, Vorsteher und Richter. Ich kann nicht beweisen, daß dies alles auch auf unsere Plöckgemeinde zutrifft, aber vielleicht lassen sich diese Fragen mit anderen, die sie an uns richtet, noch einmal von dieser rechtlichen Seite her beleuchten und eine Beantwortung erhoffen, zu der im Blick auf das mittelalterliche Heidelberg wie auf das ganze deutsche Gebiet hier angeregt sei.

Wie bei Vergrößerung der Stadt durch Einpflanzung von Außengemeinden, so können Sondergemeinden freilich auch von innen heraus entstehen. Eine Art solcher Sondergemeinde stellte in Heidelberg die alte Siedlung unmittelbar zu Füßen der Burg, der Schloßberg dar, der seit dem 15. Jahrhundert eigenes Gericht, Steuervorrechte, später auch Einquartierungsfreiheit und dazu freien Handel und Wandel in der Stadt genoß[6]. Vor der Verletzung der Burg(berg)freiheit und ihres Sonderfriedens warnte bis 1743 noch den Störenfried die Steintafel am Burggerichtshaus (Rathaus der Berggemeinde) mit der Inschrift „Burgfreiheit" sowie der Darstellung eines Richtbeils mit Block und abgehauener Hand[7].

---

[4] Dazu auch Karl von Hegel, Vergrößerung und Sondergemeinden der deutschen Städte im Mittelalter, in: Festschrift ... der Universität Erlangen 1901, IV 1, S. 1—16.

[5] So nach dem Chronisten Friedrich Lucae (1664), S. 24 der Ausgabe von 1854. Dazu A. Becker, Wilenstein, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 11, 1937, 41.

[6] Wundt, a. a. O., S. 92—94; 148—154. Herbert Derwein, Heidelbergs Stadtverfassung in Kurpfälzer Zeit, in: Heidelberger Fremdenblatt, 1938, Nr. 2 (April), S. 4. Ders. (Anm. 1), S. 47—67; 31. Badische Heimat 1916, 153 (Rudolf Sillib).

[7] Eberhard Frhr. von Künßberg, Rechtliche Volkskunde (Volk, hrsg. von Kurt Wagner, Bd. 3), Halle 1936, S. 17 und Abb. I 1; S. 194 dort Hinweis auf weiteres Schrifttum. A. Becker, Heidelberger Volkskunde, a. Anm. 2 a. O., S. 313—361; 353, in: Heidelberg und das Neckartal.

Digitized by Google

Abb. 1.

Die Neuheidelberger der „plecke" stellten wohl lange den Großteil der Heidelberger Bauernzunft und kamen auf dem Weg über diese zum Heidelberger Bürgerrecht. So wurde der Bergheimer Bauer durch die Umsiedlung in die Stadt schließlich zum Bürger, ohne daß in seiner persönlichen Lage zunächst eine wesentliche Veränderung eingetreten war und die Abhängigkeitsverhältnisse gegenüber dem Landesherrn sich sofort änderten; er wurde nur vom Leibeigenen zum freien Bei- und Hintersassen. Da die Bauern vielfach ihre Weiderechte mit in die Stadt nahmen und in gleicher Weise wie früher ausübten, trieben sie nun von ihrer neuen Wohnstätte aus ihre Tiere wohl auch auf die alten Weideplätze, jetzt in Heidelberg bald durch die besonderen dazu bestimmten Tore[8]. Die neue Bauernschaft blieb in der Stadt die

[8] Dazu etwa auch Wilhelm Sigmund, Alt-Heidelberg[4] (Heidelberg 1936), S. 30—31. A. Becker, Pfälzer Volkskunde, Bonn und Leipzig 1925, S. 280 bis 282; 393. — Wie die alte nachbarschaftliche Wasserversorgung sich in neuzeitliche Formen kleidet, entnehme ich einer Nachricht (1940) aus dem Hunsrück, der Urheimat manches Siebenbürger „Sachsen": In dem unweit Simmern gelegenen kleinen Dörfchen Ohlweiler gibt es nicht weniger als sieben Wasserleitungen, von denen jede sich im Eigenbesitz von privaten Brunnengesellschaften befindet. Es gibt Gruppen von 20, von 11, von 5, von 3 und auch von 2 Familien, die sich gemeinsam ihre Wasserleitung angeschafft haben. Außerdem besitzt die Molkerei eine eigene Wasserleitung und ebenso das Pfarrhaus. Die aus elf Familien zusammengesetzte Gesellschaft hat die älteste Wasserleitung neben der in Simmern. Diese Wasserleitung sei der Ausbau einer von den Römern angelegten Leitung. Sie ist 1891 ausgebaut worden. In der Bohrwies oberhalb des Ortes kann man noch, so heißt es, die Quellenfassung sehen, genau wie die Römer sie angelegt haben.

Digitized by Google

alte. Auch Rechte wie das der Jagd und der Fischerei nahmen die Dorfbewohner bei ihrer Umsiedlung des öfteren mit in die Stadt. Allgemein wurden die Dörfer meist in den Teil der Stadt verpflanzt, der ihrer Gemarkung am nächsten lag. So erhielt sich auch in Heidelberg leicht in ihren Resten bis heute die Eigenart der ländlich-bäuerlichen, zünftigen Stadtrandsiedlung der vorstädtischen Plöck; Bürger und Bauer schied nicht mehr die Mauer.

Das verfassungsgeschichtliche und rechtlich-volkskundliche Gebiet, das wir hier berühren, ist zwar bis heute nicht unumstritten. Wenn wir nun auch Heidelberg den zahlreichen mittel- und norddeutschen Städten vor allem Westfalens anreihen, die ganze Dorfgemeinden in ihre Mauern einwandern sahen, so sei damit hier noch der nahen Verwandtschaft gedacht, die die Dorfgemeinde, in ihrer ältesten Art zugleich Sippengemeinschaft, seit der Völkerwanderung auch dem Wirtschaftsverbande der Markgenossen gleich, noch heute oder heute wieder erst recht als Nachbarschaft hervortreten läßt*. Nachbarschaften aber im engeren Sinne des Wortes erhielten sich da besonders gut, wo sie neben der rein geselligen Bindung (Teilnahme am gemeinsamen Jahresgelage und Grabfolge für jedes verstorbene Mitglied) gemeinsamen Besitz oder sonstwie gemeinsame wirtschaftliche Zwecke zu wahren hatten. Mittelpunkt nachbarschaftlichen Lebens war vielfach der gemeinschaftliche Brunnen und die von dieser Brunnengemeinschaft ihm zugewendete Fürsorge vor allem auch zur Abwendung von Feuergefahr. Auch in Heidelberg haben wir solche aus der Nachbarschaft erwachsene Sondergemeinschaften*, die in ihren nun nurmehr zur Geselligkeitspflege verblaßten Resten bis heute dauern; hierher gehören Sondergemeinden, Gemeindeunterabteilungen wie die noch lebendige Gemeinde Steingasse, die Froschau, die Gaisberggemeinde, die Insel (Plöck). Als 1858 alle Brunnen der Stadt städtischer Ver-

Sie ist nichts anderes als ein ausgehöhlter, mit Steinen gefüllter Baumstamm. Das Wasser leiteten die Römer bis an den Ortseingang ebenfalls durch einen hohlen Baumstamm, der 20 cm Durchmesser hat und in einer Rille liegt von etwa 10 cm Breite und 7 cm Tiefe. Über dem Stamm lagen Eichenbohlen. Im Ort dann waren Rohre aus Steingut benutzt worden, die ineinandergesteckt waren.

* Schrifttum über Nachbarschaften bei Adolf Spamer, Sitte und Brauch, in Wilhelm Peßlers Handbuch der deutschen Volkskunde II, S. 202, dazu 234. Paul Sartori, Sitte und Brauch (Handbücher zur Volkskunde VI, Leipzig 1911), II, S. 207. Ich hebe hervor: Siegfried Sieber, Nachbarschaften, Gilden, Zünfte und ihre Feste, in: Archiv für Kulturgeschichte XI (1913), 455—482; XII (1914), 56—78. Richard von Kienle, Germanische Gemeinschaftsformen (Deutsches Ahnenerbe, Reihe B, Bd. 4, Stuttgart 1939) behandelt unsere Einrichtungen (Nachbarschaft und Sondergemeinde) nicht im besonderen. H. G. Gengler, Deutsche Stadtrechts-Alterthümer (1882), S. 281. Vgl. auch A. Becker, Eine Heidelberger Sondergemeinde, in: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 10, 1936, 156—157 (weiteres Schrifttum). Zur Entwicklung städtischer Gemeinschaften: Siegfried Sieber, in: W. Frenzel-F. Karg-A. Spamer, Grundriß der Sächsischen Volkskunde I (Leipzig 1932), S. 140—197; 141—143. K. Reuschel, Deutsche Volkskunde (Aus Natur und Geisteswelt 645), II (Leipzig und Berlin 1924), S. 67—69. Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch (Deutsches Volkstum, hrsg. von John Meier, 5, Berlin und Leipzig 1936), S. 23; 194.

Digitized by Google

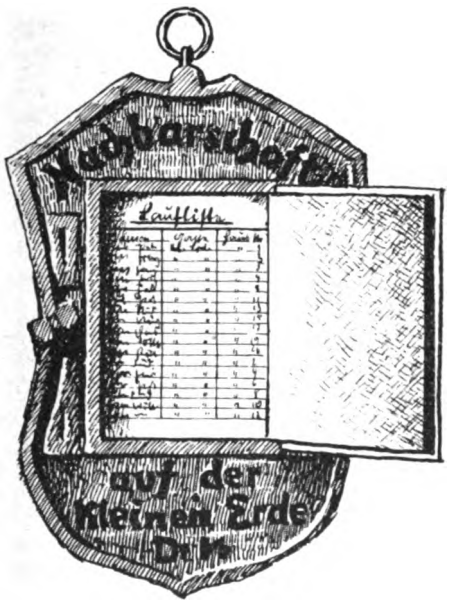


Abb. 2.

waltung unterstellt wurden, hörten auch die zuletzt 21 Heidelberger Brunnengemeinden auf zu bestehen; als Feuerspritzengemeinde bestand die Gemeinde Steingasse noch bis zum Jahre 1878; 1894 wurde sie in ihrer heutigen Form sogar erneuert und auch ein neues „Protokollbuch" an Stelle des 1908 verbrannten angelegt. Bei den 1858 noch bestehenden 21 Brunnen, die je den Mittelpunkt einer Heidelberger Nachbarschaft als Brunnengemeinschaft mit einem Brunnenmeister an der Spitze bildeten, handelte es sich damals um die längst durch die Wasserleitung verdrängten Brunnen beim Darmstädter Hof, beim Goldenen Pflug, bei der Anatomie, die beiden Pumpbrunnen an der Ziegelgasse, den Brunnen in der Plöck bei der St. Annakirche und um den bei dem Arboretum (Wredeplatz), um die zwei Brunnen der Friedrichstraße, den Brunnen beim Klingentor, bei dem Karlstor, in der Hirschstraße, in der Froschau, in der Steingasse, am Fischmarkt, in der Haspelgasse, bei der Ober- und Mittelbadgasse, in der Ketten(brunn)gasse, in der Dreikönigstraße, im Küchengäßchen und an der Heuscheuer. Da einzelne dieser Brunnen schon weit ins Mittelalter zurückführen, läßt sich daraus auf das Alter einzelner Brunnengemeinden schließen[8], wenn auch viele, wie anzunehmen, jünger waren und erst nach der Zerstörung Heidelbergs, 1693, in der Zeit seines Wiederaufbaues entstanden.

Wie kraftvolle Enkel dieser alten Heidelberger und anderer Gemeinschaften erscheinen mir heute hier die Ortsgruppen der NSDAP., die schon in der Wahl ihrer neuen Namen für die Stadtortsgruppen die Bindung an örtlich-nachbarschaftliche Gemeinschaft spiegeln und mit ihren vertrauten Namen auch nachbarschaftliche Verpflichtung wecken. Da gibt es in Heidelberg neben den Vorortsgruppen Wieblingen, Pfaffengrund,

Digitized by Google

Kirchheim, Rohrbach, Schlierbach, Handschuhsheim die Stadtortsgruppen Hutzelwald, Gaisberg, Schloßberg, Hackteufel, Riesenstein, Neuenheim, Mönchhof und das im Namen wenigstens wiedererstandene alte Bergheim; daß es sich hierbei nicht nur um verwaltungsmäßige Bezirke handelt, zeigte die Gemeinschaftsarbeit beim Kohlenentladen oder Schneewegbefördern während des letzten harten Winters, dem gegenüber aus nachbar-, kamerad- und volksgemeinschaftlichem Geist heraus sich auch sonst hilfsbereite Arbeitsgemeinschaften, so in der Frauen- und Studentenschaft, bildeten.

Und wie hier in der Heimat, so lebt seit Jahrhunderten etwa in den Posener Hauländereien oder erst recht im volksdeutschen rumänischen Siebenbürgen heute neugeweckter Nachbarschaftsgeist, der sich nach Zeiten drohenden Verfalls in einem neugestalteten und neugestärkten Nachbarschaftswesen unter Leitung von Wilhelm Schunn auswirkt: es gibt viele, so schreibt Schunn[10], die der festen Überzeugung sind, daß in der erneuerten Nachbarschaft die zukünftige Lebensform für das gesamte Außendeutschtum gefunden sei, gleichgültig, in welchen Ländern und welchen Erdteilen es lebe. Von der Geburt bis zum Tode zeigt diese organisierte Nachbarschaft, daß der einzelne ihr Glied ist; Teilnahme der Nachbarschaft bei der Geburt eines Kindes wie bei der Beerdigung verstorbener Nachbarn, Zusammenkünfte der Männer und Frauen, der „Altschaft", der jungen Männer und Mädchen zu fröhlichem Mahl wie zum ernst-heiteren „Richttag", dem Höhepunkt des Geselligkeitslebens, gegenseitige Hilfe in jeder Not, all dies vom „Zeichen", Sinnbild und Wappen der Nachbarschaft umspielt und geeint. Wenn hierzulande die alte Nachbarschaft nur etwa noch in Namen und Schild einer Gaststätte als ihres gelegentlichen Versammlungsorts heute hervortritt (Grüner Baum — Steingasse, Ritterhalle — Froschau, Inselbrauerei — Plöck), so haben die straff in „Zehntschaften" gegliederten Siebenbürger Nachbarschaften seit neuem wieder ihre aus dem Brauchtum hervorgewachsenen Nachbarschaftszeichen und Wappen. Das „Zeichen", wie wir es hier im Bilde zeigen können, hat verschiedenerlei Gestalt: auf dem kleinen Türchen trägt es eines der Wappen (Abb. 1), die für die städtischen Nachbarschaften Siebenbürgens in den Jahren seit 1933 neueingeführt wurden und sofort auch festen Boden fanden; sie sind ja nicht willkürlich gewählt, sondern in irgendeiner geschichtlichen Erinnerung mit der Nachbarschaft, etwa „In der Burg" oder „Auf der kleinen Erde", fest verknüpft. Öffnet man das Türchen, so blickt uns aus dem Hohlraum dahinter die „Laufliste" mit dem Verzeichnis der Nachbarnamen einer „Zehntschaft" entgegen (Abb. 2); dazu die Bekanntmachung, Einladung, Aufforderung oder Warnung, die auf diesem Wege von Haus zu Haus weiter-

[10] In der Monatsschrift für den deutschen Volksgenossen „Ewiges Deutschland" 3, 1938; 4, 1939, je Heft 1, mit guten Abbildungen. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen (Wien 1885), 82; 216. Adolf Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde (Leipzig 1926). Ganz besonders verweise ich auf W. Schunn, Die Nachbarschaften der Deutschen in Rumänien², Hermannstadt 1937. Derſ., Schulungsbüchlein für Amtswalter des Nachbarschaftswesens nach dem Stande der Arbeit im Herbst 1939, ebenda 1939. Dazu zahlreiche Einzelaufsätze des gleichen Verfassers.

Digitized by Google

gegeben wird — eine schlichte Art der Mitteilung, wie wir sie aus unserer Heimat etwa bei Weitergabe der Bücher in einem begrenzten Leserkreis kennen oder wie sie in noch urtümlicherer Form unter Verwendung von Ladezeichen wie dem Schulzenstock, dem Gemeindehammer, dem Knüppel, dem Krummholz, dem Dingstock u. ä. bekannt ist. Das Wappen der Nachbarschaft „Beim Kalten Brunnen" — also auch dort dieser Kristallisations-

Abb. 3.

kern der Nachbarschaft — und dazu viele sprechende, sinnreiche Bilder weist eine Dank- und Ehrenurkunde auf, die bei Geburt eines neuen Gliedes der Nachbarschaft von der „Altschaft" den Eltern des Kindes überreicht wird (Abb. 3). Sinnbildlich und sinnig wirkt es auch, wenn jedem jungen Mitglied der Nachbarschaft die ersten Schuhe von den Frauen dieser Nachbarschaft, nicht von den Eltern gegeben werden. Einen kostbaren Gemeinschaftsbesitz aber stellt die im Mittelpunkt des „Richttages", der Jahresversammlung, stehende Nachbarschaftslade dar, die insbesondere das Nachbarschaftsbuch verwahrt und uns wie eine Zunftruhe erscheint; eine Hausmarke des einzelnen wieder ist der Speckstempel, mit dem jede Sippe ihren Speck zeichnet, wenn der gesamte Bestand dieses kostbaren Stoffes nach altem Brauch gemeinsam im Speckturm der siebenbürgischen Kirchenburgen[11] aufbewahrt wird.

Man muß heute solche alte volksdeutsche Siedlungsgebiete aufsuchen, um noch oder wieder in Blüte zu finden, was auch bei uns hier einst einmal Brauch war und heute nur noch in bescheidenen Resten fortlebt. Das Erbe der alten, mehr norddeutschen Gilden oder der wesensverwandten Nachbarschaften haben bei uns auch die gleicher Wurzel erwachsenen Zünfte

[11] Dazu Werner Müller, a. a. O., S. 111—112.

Digitized by Google

angetreten, die im Mittelalter nicht gewerblichen Zielen allein oder zuerst dienten; sie hatten alle gesellige, kirchliche, politische, wehrhafte und gewerbliche Zwecke zugleich und erhielten jahrhundertelang in den Städten, wie deren Brauchtum lehrt, bäuerlich-germanische Sitten und Bräuche. Das Zusammenwachsen unserer Städte aus älteren und neueren Teilen, das Entstehen von besonderen Handwerkerstraßen und Handwerkervierteln, die Einpflanzung ganzer Dörfer und Bauernschaften in die werdende Stadt führten naturgemäß zu einer Erhaltung und Betonung früherer Eigenart, die in der nachbarschaftlichen oder zunftmäßigen Gestaltung einer Art Sondergemeinde auch im neuen Gesamtverbande der Stadt oft bis heute fortwirkt, und sei es nur im alten Namen: so etwa in Speyer mit der einstigen Judensondergemeinde im Hasenpfuhl, der Gaupörtnerzunft in Oppenheim, in Ludwigshafen a. Rh. mit dem Hemshof, in Heidelberg mit dem zum Straßennamen gewordenen Flurnamen Plöck und andern ähnlichen im Ganzen aufgegangenen Stadt- oder Vorstadtteilen wie Mönchhof, Atzelhof, Neuenheim, Bergheim.

Und wenn hier auch Geist und Gehalt der alten bedeutungsvollen Nachbarschaft sich fast nur zum Namen verflüchtigten, so gewann sie doch, wie wir sahen, in unseren Tagen beim Außendeutschtum wieder neuen Sinn und Wert. Mit Erstaunen fast hört man ja, daß dort in Siebenbürgen im Rahmen der altgermanischen Gemeinschaftsform der Nachbarschaften ein Stück uralten Gemeinschaftslebens bis in die Gegenwart herein sich erhielt; der Geist, der das altgermanische „Urgut" der Nachbarschaften schuf, und der neue deutsche Geist sind eben einander so ähnlich, daß ihre Begegnung notwendigerweise neubelebend wirken mußte. Als die Urahnen der Siebenbürger „Sachsen" rund 200 Jahre vor der Entstehung unserer Heidelberger Vorstadt-Gemeinde Plöck von Mosel und Rhein nach der Ostmark, in das damals auch zu Ungarn gehörende Siebenbürgen wanderten, da nahmen sie ihr Nachbarschaftswesen und sein Brauchtum als etwas Selbstverständliches in die neue Heimat mit und erhielten es dort als volkswichtige Einrichtung durch die Jahrhunderte bis her an unsere Tage[a]. Die seelische Umstellung im deutschen Mutterlande aber belebte aufs neue auch jenen ihren alten Gemeinschaftsgeist und machte die volksdeutsche Nachbarschaft draußen fast zu der uns wieder vertraut gewordenen Volksgemeinschaft, die sich in ihren Zeichen und Sinnbildern Gemütswerte zu prägen wußte und die Volkseinrichtung der Nachbarschaft im Boden der neuen Heimat rasch starke Wurzeln schlagen ließ. So aber wirft die ferne Ostmark ungetrübtes Licht auch wieder zurück auf unsere einst heimatlichen Einrichtungen dieser Art um Neckar und Rhein, denen wir auch hier ein gleiches Auferstehen im Rahmen des Möglichen wünschen möchten.

*

Die für unsern Zweck neugefertigten Zeichnungen und Druckstöcke zu den Abbildungen danke ich der Liebenswürdigkeit eines ungenannten gütigen Spenders, freundliche Hinweise Prof. Wilhelm Schunn in Sibiu-Hermannstadt, dem Landesleiter des Nachbarschaftswesens in Siebenbürgen.

Digitized by Google

Von Hochgericht und Jahrgeding im Gau Westmark.

Ein Beitrag zur rechtlichen Volkskunde.

Von Prof. Dr. Ernst Christmann, Metz.

In den „Hessischen Blättern für Volkskunde"[1] hat Karl Frölich den Vorschlag gemacht, einen „Atlas der rechtlichen Volkskunde für das deutschsprachige Kulturgebiet" zu schaffen. Ich bin überzeugt, daß uns ein solches Werk in unseren volkskundlichen Erkenntnissen ein Stück voranbringen würde. Aber noch vor Schaffung jenes Atlaswerks — sie erfordert immerhin eine Reihe von Jahren — könnte mancherlei geschehen, was schon einen Schritt voran bedeutete. Nicht überall hat man schon so viel Stoff über unsern Gegenstand zusammengetragen wie beispielsweise in Hessen und Franken; insbesondere ist noch wenig bei uns im Gau Westmark, also in Saarpfalz und Lothringen, getan. Ich will versuchen, auf Grund der Weistümer, einer großen Anzahl von Regesten-Werken, Ortsgeschichten, landesgeschichtlichen Abhandlungen, ferner der Flurnamen einen Beitrag zu liefern, zugleich auch einen ergänzenden Beitrag zu dem reichen Material der Grimmschen Deutschen Rechtsaltertümer. Er soll freilich weniger eine Aufnahme des noch vorhandenen Bestandes an Dingen sein, die mit der mittelalterlichen Rechtsprechung zusammenhängen, als vielmehr ein Versuch einer volkskundlichen Ausdeutung von solchen, die einmal da waren, wenn er auch vielfach Fragen stellen, aber nicht beantworten wird. In erster Linie soll der Raum des Gaues Westmark überschaut werden; aber ich werde ständig nach allen Seiten darüber hinausgreifen, wo Grund dazu gegeben ist.

I. Vom Namen der Ding- und Gerichtsstätte.

Vom Namen der Hinrichtungsstätte, die bei uns zumeist eine Galgenstätte war, habe ich in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Germanen-Erbe"[2] gehandelt und dargelegt, daß ich bis jetzt nur zwei Gruppen von Benennungen finden konnte; die eine nennt immer den „Galgen", mag das Wort auch in Zusammensetzungen wie „Galgenberg, -hübel, -acker, -rücken, -platz" oder ähnlichen enthalten sein, und meint damit noch heute die Stelle, wo sich das Galgengestell einmal erhob;

[1] XXXVI (1937), 84 ff.
[2] 4. Jahrg. (1939), Heft 2.

Digitized by Google

die andere spricht vom „Gericht" oder „Hochgericht". Beispiele der ersteren Art zählte ich für die Saarpfalz rund ein Viertelhundert auf, für die letztere nur einige. Hier will ich auch für Lothringen eine Anzahl hinzufügen. Im Kreis Saargemünd haben wir zu Wiesweiler einen „Galgenplatz", zu Wölferdingen „Galgenwies" und „Galgenberg", östlich Stürzelbronn „Galgenköpfel"; Galgenberge treffen wir ferner im Kreis Saargemünd bei Bitsch und Saareinsmingen, im Kreis Forbach bei St. Avold, Oberhomburg, Großtänchen und Bettingen, im Kreis Diedenhofen-Ost nördlich Sentzig, Diedenhofen-West nördlich Ottingen, im Kreis Bolchen östlich Wallersberg, südöstlich Helsdorf und nördlich Bruchen, im Kreis Saarburg über Finstingen.

Nur zweimal stieß ich auf den Namen „Blutacker", zu Kaiserslautern, wo ihn die Heimatforscher, und zu Neuleiningen, wo ihn der Volksglaube für die Stätte der Hinrichtung von einst hält, mag es sich dabei um Hinrichtung durch Hängen oder Köpfen drehen. E. Koch[3] führt für Eppelsheim (in Rheinhessen) einen „Blutacker" an, den der Volksmund mit einem dort vorgekommenen Mord erklären will. Es wird immer wieder bezweifelt, daß es sich wirklich um eine Hochgerichtsstätte dreht; darum möchte ich zweierlei darlegen: 1. unserer Auffassung steht zur Seite, daß zu Germersheim[4] der zur einstigen Richtstatt führende Weg nicht bloß „Galgenweg" sondern auch „Blutweg" genannt wird; 2. westlich der Stadt Kaiserslautern haben wir den „Galgenberg", der ehemals auch als „Galgenhöbel" oder „-rück" auftritt und 1707 „Am Hochgericht" heißt; seitdem aus Anlaß der Kämpfe gegen die Revolutionsheere von 1793 hier Schanzen aufgeworfen wurden, ist im Volksmund die Bezeichnung „Galgenschanze" festgeworden, und zwar für die ganze Anhöhe. Nachweisbar ist diese Stelle als Galgenstätte erst seit dem 16. Jahrhundert[5]; da nun Kaiserslautern schon seit 1276 Stadt war und den Blutbann besaß, dürfte der „Blutacker", im Norden über der Stadt gelegen, die ältere Hochgerichtsstätte gewesen sein, oder dort befand sich das, was wir später in Speyer als „Rabenstein" kennen lernen, des Scharfrichters Arbeitsstätte. Daß der Platz der Gerichtsstelle wechselte, ist nicht bloß hier sondern auch anderwärts vorgekommen, z. B. beim Städtchen Ottweiler a. d. Blies. Dort haftet an einer Stelle die Benennung „Auf dem Galgen", wo nach alten Quellen „ein steinerner Galgen, von 3 Säulen erbaut, samt Rad erfindlich" und wo 1774 die letzte Hinrichtung stattfand, die eines Diebes[6]; aber eine ganz andere Stelle zu Ottweiler heißt ausdrücklich auch „Galgenberg". Stand hier ein älterer Galgen? Bestimmt erfolgte zu Alzey vor 1550 eine Verlegung, so daß nachher — und noch heute — der Stelle „Am Galgenberg" eine andere „Am alten Berggalgen" bzw. „Auf dem alten Galgenberg" gegenübersteht[7]. Zu St. Wendel endlich rückt der Galgen vom „Urteilstein"

[3] E. Koch, Rheinhess. Rechtsaltertümer (Würzburg 1939), S. 16.

[4] Jos. Probst, Geschichte der Stadt und Festung Germersheim (Speyer 1898), S. 353.

[5] Theod. Zink, Kaiserslautern in Vergangenheit und Gegenwart (Kaiserslautern 1914), S. 49.

[6] Lt. Mitteilung von Hauptlehrer K. Schwingel in Ottweiler.

[7] H. Becker, Die Flurnamen der Gemarkung Alzey, S. 42.

Digitized by Google

zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach dem Brühl und Ende des 17. Jahrhunderts auf den Marktplatz[8].

Für die eben genannte Gerichtsstätte führt M. Müller[8] aus eine Quelle von 1663 „gerigt" (= Gericht) an, ebenso 1785 „bey dem Hochgericht auf der Höh"; aber eine mir sonst noch nie vorgekommene Bezeichnung begegnet nach M. Müller häufiger: 1654 „bey den Dunckholtzern" (= „bei den Dinghölzern"), 1781 „bey den dinckholsen auf der Höh", 1782 „bey den Dinckhöltzern", neben mhd. dincbanc „Gerichtsbank" zu stellen, gebraucht für die hölzernen Gerichtssitze, die hier unmittelbar beim Galgen standen.

Ebenfalls nur einmal traf ich auf „Kreis" als Benennung für einen Galgenstandplatz. In Bd. 6 der „Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz" (auf S. 335/336) ist aus des Fabricius Darlegungen zu ersehen, daß zu Hochstetten (Kr. Kreuznach) heute eine Gewanne „Grees" heißt, für welche 1370 bzw. 1489 die hochsprachliche Form „Kreis" (damals „Kreyß" geschrieben) begegnet, und daß wenigstens für 1542 hier ein Galgen nachgewiesen ist. Da nun mhd. kreiz auch „gerichtlicher Kreis, Gerichtsversammlung" sein kann wie mhd. rinc „kreisförmig stehende oder lagernde Menschenmenge", besonders „Gerichtsversammlung, Gericht", und der Galgen sicher nicht bloß 1542, sondern wohl jahrhundertelang hier stand, so darf geschlossen werden, daß auch bei Hochstetten „Grees" bzw. „Krees" der Mundart und „Kreyß" der alten Urkunde die Galgenstätte meinen. Ich ordne als gleichbedeutend daneben zu Flemlingen (Kr. Landau/Pfalz) den Flurnamen „Im Ring", im Volksmund „em Reng", was lautgesetzlich genau entspricht; da sich nördlich unmittelbar „kurze und lange Galgenäcker" anschließen, können wir gewiß sein, daß „Im Ring" die Stelle der Gerichtsstätte war.

Da ich mich später nur noch wenig mit dem Galgen beschäftigen will, weil ich jene Namen untersuchen möchte, die nicht so klar sind wie „Galgen" und „Hochgericht", sei hier angefügt, daß zwar der Ottweilerer Galgen ausdrücklich als auf drei steinernen Säulen ruhend bezeugt ist, aber bis jetzt stieß ich sonst nur auf zweisäulige Galgen, und zwar aus Holz; sie standen auch nicht bei einer Stadt, sondern bei Dörfern. Nachgewiesen ist ein solcher für Theley (Kr. Ottweiler)[9]; für Beckingen (Kr. Merzig) führe ich an: „auf dem Galgenberge da stehe eines comenthers zu Becking von des deutschen ordens hochgericht mit zweien steillen[10] im Grund, mit einem zwergholz oben eingezapft"[10], für Eppelborn (Kr. Ottweiler): „Nach dieser beschehenen Erinnerung wurde zur würklichen Errichtung geschritten, sofort dieser aus zwey Pfosten und einem Quer- oder Lattholz bestehende ... Galgen errichtet und hergestellt"[11], und endlich

[8] M. Müller, D. Gesch. der Stadt St. Wendel (St. Wendel 1927), S. 496, 513 f., 515 und 525.

[9] Jos. Bongartz, Das gemeinschaftliche Hochgericht Theley, 1937, S. 40.

[10] Grimm, Weistümer II, 70, „Steil" bedeutet „Säule, Pfosten, Pfahl".

[11] Protokoll über Errichtung eines neuen Galgens im Archiv des Landgerichts Saarbrücken.

Digitized by Google

1417 für Pfeffingen (bei Bad Dürkheim)[12]: „und wer es, das eins galgen noit tede in dem gerichte zu Pfiffingen, so sal die herschaft von Hohmburg die zwo sulen setzen, so sal die graveschaft von Lyningen gein Hartenberg gehorig das oberste holze an den galgen geben". Aber auch der Galgen zu Kaiserslautern, von dem wir schon einmal sprachen, war zweifüßig; denn wenn es 1665 von der „Beschaffenheit des Hochgerichts" heißt, „daß der darauff liegende Balken faull und undüchtig"[13] sei, kann man sich den einen Querbalken nur als auf zwei Säulen ruhend vorstellen.

Zu Namen wie „Schelmenberg, -grube, -loch (-loh)" usw. möchte ich noch darauf hinweisen, daß nicht bloß die Möglichkeit der Erklärung besteht, wie sie Lessiak[14] für einen bestimmten „Schelmenberg" gibt, die auch Eberhard Frhr. v. Künßberg[15] wiedergibt, sondern noch eine andere. Im Amt Schaumburg (um Tholey im Kreis Ottweiler) wird einer, der sich erhängt hat, „under das gericht und galgen des ampts Schauwenburg begraben", „wo man die mistedigen hinzulegen pflegt"[16], und für das benachbarte Hochgericht Theley ist belegt: „so sich einer selbst enndleibt hette, den soll man durch einen Nachrichter oder Cleenmeister bey die obgemelt Schirseichen begraben lassen"[17]; diese Eiche aber diente ehemals selbst für Hinrichtungen durch Erhängen, während später hier der Galgen errichtet wurde, als die Eiche nicht mehr stand. Dazu ordne ich aus Bad Gleisweiler (Bez.-Amt Landau) und dem Jahr 1568: „und were es, das man ein galgen und rat ... ufrichten solte, so weist man die richtstatt uf der Schelmengrube"[18]. Es kann also ein mit „Schelm" (mhd. schelm „toter Körper, Aas") gebildeter Bodenname recht wohl auf die Galgenstätte hinweisen oder mindestens auf die unmittelbare Nachbarschaft. Daß auch „Diebsacker, -viertel, -pfad" usw. auf die Galgenstätte hinweisen, wird sich bei besonderer Gelegenheit im zweiten Teil dieser Abhandlung zeigen.

Damit wende ich mich zu den Namen von Versammlungs- und Gerichtsstätten, die nicht Hinrichtungsstätten, Galgenstätten waren. Zu den ältesten rechne ich eine Gruppe, von der Eberhard Frhr. v. Künßberg in „Flurnamen und Rechtsgeschichte" überhaupt kein Beispiel hat. Sie bezeichnen zugleich mit von den bedeutendsten Dingstätten unserer Heimat, nämlich solche, die ehemals Gaudingstätten waren oder vielmehr Dingstätten einer Hundertschaft, also einer Gauunterabteilung. Ich meine den heute zum Bodennamen (Flurnamen) gewordenen Ausdruck „Stalbühl". Bis 828 können wir eine solche Dingstätte zwischen den Dörfern Frankweiler, Godramstein und Siebeldingen an Hand von schriftlichen Nachweisen zurückverfolgen. Sie lag im 828 genannten

[12] Grimm, Weistümer V, 610.
[13] Julius Küchler, Chronik d. Stadt Kaiserslautern (Kaiserslautern 1905), S. 427.
[14] Lessiak, Die Kärntnischen Stationsnamen (Carinthia I, 24).
[15] Eberhard Frhr. v. Künßberg, Flurnamen u. Rechtsgeschichte, 1936, S. 26.
[16] Staatsarchiv Koblenz 1 C Nr. 449 B. 4, 5, 9, 40.
[17] A. a. O., Bl. 12 ff.
[18] Grimm, Weistümer V, 568.

Digitized by Google

„Lutramsforst“[19], der auch 977, 1086, 1109 und 1257 als „Luitramis-“ oder „Lutramesforst“[19] oder ähnlich erwähnt ist; an Bodenbenennungen konnte ich zeigen, daß hier noch lange ein großer, zusammenhängender Wald war[20], und darin befand sich auf einer Anhöhe eine Dingstätte des Speyergaus, die seit etwa 1300 unter Namen wie „Stal-, Stahelbuhel“ u. a. auftritt, freilich nun als Landgerichtssitz. Aber wenn es 1086 ausdrücklich heißt, als König Heinrich IV. dem Bischof von Speyer die Grafengewalt im Speyergau schenkt: „comitatus in Liutramesforst“[21], wenn wir 1109 wieder lesen: „in comitatu Luitramsforst“[22], also beidemal statt des Gaues bzw. der Grafschaft jener Forst genannt ist, dann erkennen wir die ehemalige Bedeutung der Stelle. Die gleiche Benennung führen dann eine leichte Bodenwelle bei Dirmstein, die bestimmt Gaudingstatt in einer Hundertschaft des Wormsgaus war (nordwestlich Frankenthal), ein Feldstrich östlich von Ladenburg gegen Leutershausen hin (bei Heidelberg), und auch bei Bermersheim in Rheinhessen gibt es den gleichen Namen, ebenso bei Scheibenhardt an der pfälzisch-elsässischen Grenze und bei den badischen Dörfern Rohrbach am Gießhübel und Weingarten (Amt Offenburg). Ich stellte fest[20], daß die Namen wohl seit etwa 1300 im ersten Teil meist „Stahel“ oder „Stahl“ geschrieben werden, aber vor 1300 — ich fand solche für 1200, 1221, 1225, 1287 und 1288 — nur „Stal“, und mit „Stahl“ besteht sicher kein Zusammenhang. Man wird „Stal“ in „Stalbühl“ zunächst als „Stand-, Sitzort, Sitzungsort“ und „Stahlbühl“ also als „Sitzungs-, Tagungshügel“ auffassen. Ich machte schon und mache wieder darauf aufmerksam, daß das nicht ohne weiteres sicher ist. Wenn Grimms Deutsches Wörterbuch aus Wasserschlebens Deutschen Rechtsquellen anführt: „datt die herren setzen off ordineiren soeln einen mumber off procuratoir vur sich, den man gemeynligen nennet stale“, ist doch „stal“ mit „mumber“, d. i. mhd. muntbor „Beschützer, Vormund“, und mit „procurator“ „Verwalter, Verweser, Bevollmächtigter“ gleichgesetzt und kann also den Sinn von „Graf“ oder „Richter“ haben. Dazu kommt noch, ebenfalls im Deutschen Wörterbuch aufgeführt, und zwar zwischen 1180 und 1220: „Rudpreth Stal“, auch „Rodbertus Stale, Rubertus Stal“ genannt, und zur Zeit des Konstanzer Konzils „Ulrich von Lutz genant Stal“. Es ist daher in Erwägung zu ziehen, ob „Stalbühl“ nicht „Richter-, Grafen-, Gerichtshügel“ besagt, und das erscheint um so glaubhafter, wenn man an das denkt, „was in Franken malloberg hieß und im Norden lögberg (‚Gesetzberg, juris dicundi rupes‘)“, um mit Grimms Deutschen Rechtsaltertümern (II, 424) zu reden, und auch die an gleicher Stelle genannte nordische þingbrecka, d. i. „Dinghügel“ stelle ich dazu. Auch wo „Stahl“- oder „Stalberge“ vorkommen, ist eine Nachprüfung nötig, ob sie sich nicht zu unseren „Stalbühlen“ gesellen, so beim „Stalberg“, der sich zwischen Rateringen, Vermingen, Mörchingen

[19] Acta Acad. VI, 252.

[20] Vgl. meine Aufsätze über „Stalbühl, Langmacher“ in „Völk. Wissenschaft“, 1937, S. 187 ff., und „Alte Dingstätten im Gau Saarpfalz“ in „Germanen-Erbe“, 1939, Heft 2.

[21] Remling, Urkundenbuch I, 63.

[22] Württemb. Urkundenbuch I, 267.

Digitized by Google

und Walleringen (Kr. Forbach) in Lothringen erhebt; die pfälzischen, die ich kenne, sind freilich aus mhd. steigilberc („steiler Berg") hervorgegangen. Gehören nicht auch die in Westfalen vorkommenden „Staleichen" hierher, z. B. die bei Hagen?

Der Dirmsteiner Stalbühl wird noch einmal im Zusammenhang mit zwei gleichwertigen Gerichts- und Dingstätten genannt, als 1398 dem Grafen Friedrich von Leiningen drei Landgerichte verliehen werden[23]: „der ligt eyns zuschen Wormse und Spir, daz heisset off dem Stahelbuhel", das andere: „by Wachenheim off der Prymen, daz heisset off dem Kaldenberge" (westlich von Worms), und das dritte: „off dem Stamp zuschen Stauffe und Alsinzeborn, daz heisst an den Stolen." Hier ist zunächst zu erkennen, wie „Stalbühl" schon nicht mehr verstanden und deshalb als Eigenname gebraucht wird, während das häufige Vorkommen, noch dazu auf einem verhältnismäßig kleinen Raum, auf dem ich es aufzeigte, dartut, daß es sicher ehemals als Appellativ zu werten ist. Die 1398 dem Leininger verliehenen Landgerichte dürften wieder aus Gau- bzw. Hundertschaftsdingstätten hervorgegangen sein, nämlich solchen des alten Wormsgaues, der ja nach Westen weit über Kaiserslautern hinausreichte, und jene Stelle auf dem Stamp, d. i. im heutigen Stumpfwald, liegt zwischen Alsenborn und dem Eistal (östlich von Kaiserslautern) und war später der Ort, wo auf den Wald bezügliche Jahrgedinge und Gerichtssitzungen für neun Dörfer abgehalten wurden, die gemeinsam jenen Stumpfwald oder Stamp besaßen. Da diese gemeinsamen Waldmarken in die Landnahme-, also germanische Zeit zurückreichen[24], muß auch die Stelle für ihre Dingversammlungen so alt sein. 1390 tritt der Stamp gleichzeitig auch als Stelle der Hochgerichtsverhandlung auf: „Item wares, das iemant, der den lib vermachet het, begriffen wurde in dem gericht zu Ramsen, den ... sollent dan beider herren amflude von im richten, als er verdient hat, of dem Stamp an den stulen"[25], und schon um 1330 gibt eine lateinische Urkunde eine Grenze an: „usque Stamp iuxta sedes"[26] (bis zum Stamp neben den Stühlen), wofür die deutsche Wiedergabe sagt: „bis gehn Stamp beym Sesser"[27] bzw. „biß an die Stule off dem Stampf". Aus den vorhandenen Weistümern ergibt sich, daß das Landgericht auf dem Stampf von Alsenborn östlich Kaiserslautern bis nach Colgenstein zwischen Grünstadt und Worms reichte. Aber darüber hinaus ergeben sich noch andere Beziehungen. Nach dem Weistum von Ramsen von 1390 gilt der hl. Georg, der Schutzheilige des Klosters Ramsen, als „obirst gerichtsherre of dem Stamp uber wasser und weide"; weltlicher Vogt ist der Burgherr des benachbarten Stauf; aber nichtsdestoweniger holen z. B. die entfernt liegenden Orte Göllheim und Stein-

[23] Koch-Wille, Reg. der Pfalzgrafen bei Rhein.

[24] Vgl. Ph. Hammer, Die germ. Gemeine Mark und ihre Spuren im Elsaß, in „Els.-Lothr. Jb." V, 172 ff.

[25] Grimm, Weistümer V, 616.

[26] Weistum von Glanmünchweiler (Neubauer, Reg. d. Klosters Hornbach).

[27] Dan. Häberle, Das Reichsland bei Kaiserslautern (Kaiserslautern 1907), S. 155.

Digitized by Google

bach am Donnersberg, die nacheinander und jedes für sich unter ganz verschiedenen Herrschaften stehen, nach den Weistümern von 1450 bzw. aus dem 15. Jahrhundert[28] in des Klosters Ramsen Hof zu Eisenberg und damit im alten Landgericht Stampf Maß und Gewicht. Wir dürfen also schließen, daß das alte Landgericht auf dem Stampf hervorgegangen ist aus der Gerichts- und Dingstatt einer Hundertschaft des Wormsgaues.

Gleich jener Stumpfwald-Genossenschaft, die ihre Ding- und Gerichtsstätte auf dem alten Stamp hatte, gab und gibt es in der Pfalz noch weitere Waldgenossenschaften, die ebenfalls auf die germanische Landnahmezeit zurückgehen[24], so vom Queichtal, das bei Landau aus dem Gebirg in die Rheinebene tritt, nordwärts die sogenannten „Haingereiden", richtiger „Haingereiten", ehemals fünf an der Zahl. Den Namen haben wir mit „Hofreite" (noch heute mundartlich: „Hofräät") zusammenzuhalten, einem Ausdruck, der in jener Landschaft für den von den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden eingenommenen und umschlossenen Hofraum gebraucht wird. Eine Haingereite ist also ein den alten Markgenossen gemeinsam gehörender Waldraum, die Gesamtheit ihres Waldbesitzes. Für jede der fünf Haingereiten fand alljährlich auf einem von altersher dazu bestimmten Platze unter freiem Himmel für jeweils alle zu der betreffenden Gereite gehörenden Dörfer ein Jahrgeding statt, oder es konnten nötigenfalls auch mehrere sein. Auch die Stellen dieser Dingstätten dürften seit dem 5./6. Jahrhundert festgelegen haben. Von der südlichsten Haingereite, zu der über ein Dutzend Ortschaften zählten, heißt es 1295[29]: „Wir und die vorgenannte dorffer ... geloben auch, tag zu leisten an der Tannenhardt", und diese Stelle haben wir zwischen Siebeldingen und Geilweilerhof zu suchen, also im gleichen einstigen Waldgebiet, in dem der Stalbühl lag, nur um ein weniges weiter westlich; es ist heute freilich gänzlich in Weinberge umgewandelt. Daß diese Haingereite-Gerichtsstellen „Gereitestuhl" hießen oder vielmehr solche Stühle hatten, hören wir 1302[30]: „Item de longo jugere. quod tendit super Reydinstul", und wieder 1489[31]: „uf den gereyden stule wege"; beidemal ist der Haingereitestuhl zwischen Edesheim, Rhodt und Hainfeld a. d. Weinstraße gemeint. Ein anderer begegnet 1544[32]: „Item ein morgen wingarts off dem gereiden Stuhl gelegen, einseit der Holzwegk", nämlich in der Gewanne „Geraidestuhl" des Dorfes Maikammer a. d. Weinstraße; dieser wirkliche Gereitestuhl soll ein auf vier Säulen stehendes Häuschen gewesen sein[33]. Auch für die vierte Haingereite ist „ein kleines Häuschen, das auf Säulen ruhte", bei Venningen als Gereitestuhl bezeugt[34], und um 1836 wird berichtet, daß noch „die steinerne Bank zu sehen war, die dem Zentenberger (= „Zentenarius") als Dingstuhl zu Diensten stand"[35], nämlich

[28] Grimm, Weistümer V, 627, 637.
[29] A. a. O., I, 48.
[30] Mon. Palat. III, 249.
[31] Theod. Zink, Pfälz. Flurnamen, 557.
[32] Lagerbuch des Klosters Heilsbruck i. St. Archiv Speyer, Bl. 115.
[33] J. Leonhardt, Die Gesch. von Maikammer-Alsterweiler, 115.
[34] C. Melis, Beiträge z. Gesch. d. Markgenossenschaften (1910), S. 5.
[35] M. Frey, Beschreibung des Rheinkreises (1836/37) I, 244.

Digitized by Google

zwischen Böchingen und Walsheim. Sogar in einem „Weistum“[36] einer „Ganerb“ genannten Waldmärkergenossenschaft begegnet 1601 für die Versammlungsstätte „Geraitstuhl“ und „raitstuhl“. Nur einmal fand sich für die Tagungsstätte einer Haingereite die Benennung „der Gereiden Malstatt“[37].

In Falkensteiner Akten im Staatsarchiv Speyer (Fasz. 106) begegnet mehrmals als Name einer alten Dingstatt „Zu Stühlen“, also ganz ähnlich wie bei der Stätte auf dem Stampf (im Stumpfwald). Sie liegt auch nicht sehr weit westlich davon, nämlich nördlich vom Städtchen Otterberg beim Dorf Lohnsfeld bzw. dem Leithof. Hier zwei der Nennungen aus der Zeit um 1500; sie stammen aus einer Grenzbeschreibung: „Item von demselbigen Dryhergen stein ann stent sechs stein vber den Ruck biß vff ein stein zue stuellen, der die Druwgeriecht Falckenstein, lonßfelt vnnd otterberg entscheitt“, und weiter: „Item ein stein zu stulenn ann stent Siebenn stein biß an kremhelden stein, der an stoßent die Druw geriecht Falckenstein, otterburck vnd odenbach“ (d. i. Schallodenbach). Die Lage ist also sehr genau angegeben. Wieder liegt die Gerichtsstätte nicht weit von einer alten Höhenstraße, die zwischen ihr und dem vorhin genannten Kriemhildenstein hindurchgeht, wie beim Stampf ebenfalls zwei alte Straßen festzustellen sind. Aber näheres vermag ich über diese Dingstatt nicht zu ermitteln. Möglich ist, daß sie mit der „Waldgemark“ zusammenhängt, die an die Seite der oben genannten Waldmarken Stamp (Stumpfwald) und Haingereiten zu stellen ist; sie existiert heute nur noch in zwei Restbezirken.

1452 nennt ein Weistum[38] einen „landtag außwendig der stat Landaw (Landau i. d. Pfalz) gelegen in Queichheymer gericht“; Stadtarchivar K. Lutz fand für die Stelle dieses Landgerichts der älteren Zeit den Flurnamen „auf (bei oder an) dem Landtag“ in Quellen des 15. bis 17. Jahrhunderts, dagegen nicht mehr in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Er hatte auch das Glück, auf einem alten Holzschnitt der „Reichsstatt Landau“ an der entsprechenden Stelle eine ringförmige Umzäumung zu entdecken, die kaum etwas anderes als die Umhegung jenes Landgerichts sein kann. Der Holzschnitt stammt aus dem Jahre 1547. Hier will ich einen Flurnamen aus dem Saarland anfügen, „der Landstuhl“, bei Wiesbach (Kr. Ottweiler), für den ich alte Belege und sachliche Anhaltspunkte nicht geben kann, den ich aber mit mhd. lantgrave, lantdinc, lantknecht (= „königlicher Richter, Landgraf“, „Landgericht“, „Häscher für ein Landgerichtsgebiet“) und vor allem „Landgericht“ — im alten Sinne — zusammenhalte. Da in der östlichen Saarpfalz „Stuhl, Stühle“ für sich oder in der Verbindung „Gereitestuhl“ zudem einmal eine Gaudingstatt, dann einen alten Landgerichtssitz und Dingstätten für große Waldmarkgenossenschaften benannte, ist zu vermuten, daß auch beim Wiesbacher „Landstuhl“ die Stelle eines ehemaligen Landgerichts und für die älteste Zeit eine Hundertschaftsdingstatt des untern Saargaues vorliegen wird. Sicher

[36] Im St. Archiv Speyer.

[37] Satzung der Mittelhaingereite-Dörfer Edesheim, Hainfeld usw. im St. Archiv Speyer.

[38] Grimm, Weistümer I, 768.

Digitized by Google

darf man die Stelle, wo heute die evangelische Kirche von Malstatt (Teil von Saarbrücken) steht, als einstige Gau- bzw. Hundertschaftsdingstatt ansehen; denn schon 960 wird die Siedlung hier genannt, so daß also die „Malstatt", d. i. die Dingstätte, schon älter sein muß, da „Malstatt" 960 schon zum Ortsnamen (Siedlungsnamen) geworden war. Die Nachbarorte Burbach und St. Johann sind aber jünger als die Siedlung Malstatt; folglich muß diese Dingstatt für weiter entfernt Wohnende gegolten haben, also Hundertschaftsdingstatt gewesen sein. Auf den „Hun", d. i. den Hundertschaftsführer oder Centenarius, von dem wir gleich noch näher sprechen werden, und zwar in der unmittelbar östlich anschließenden Hundertschaft der alten Zeit, erinnert noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu Malstatt das „Hundthauß"[39] und die noch 1646 und 1657 im Besitz der Herrschaft befindliche „Hun-, Hunn-" bzw. „Hundwies"[40], 1693 zu „Hundswies" entstellt.

In seiner „Ältesten Geschichte des Bliesgaus" weist K. Pöhlmann (S. 143) nach, daß der Raum zwischen der unteren Blies, der Saar und dem Kirkeler Wald, also etwa zwischen den Städten St. Ingbert, Blieskastel und Saargemünd (Lothringen), eine Hundertschaft des Bliesgaus war, die ihre Dingstatt auf dem Ormesheimer Berg hatte — wir werden sie in anderm Zusammenhange noch einmal nennen —, wo der Obmann der 21 Schöffen den Namen „Hun" oder „Hund" führte (mhd. hunne, hunde, „centenarius, Hundertschaftsführer"). Freilich sank seine Bedeutung im Wandel der späteren Herrschaftsverhältnisse so herab, daß „Hun, Hund" gleichbedeutend mit „Büttel" (des Gerichts auf dem Ormesheimer Berge) ist, der eigentliche Richter aber nun „Zender" heißt; immerhin gilt die Dingstatt dann immer noch als Hochgericht für acht Ortschaften. Das ehemalige „Hunnengut" in einem dieser Dörfer, Biesingen, und heute noch der „Hunacker Hof" bei Ormesheim, ebenso die in Weistümern der Gerichtsorte immer wieder als „Hunne- oder Hundengesei" bezeichneten Hohlmaße erinnern an den Namen des „Hun", und eine Bezeichnung für jene Ding- und Gerichtsstätte ist 1570[41] „hungericht" („stehet auf dem Ormesheimerberg"). Wenn K. Pöhlmann[42] für die Gegend von Zweibrücken die Stelle einer einstigen Hundertschaftsdingstätte nachzuweisen sucht, dann sprechen dafür auch eine „hundtwies", die 1547 im Zweibrücker Oberamtsbannbuch (im Staatsarchiv Speyer) genannt wird, und ein „Hundhaus" zu Zweibrücken, welches Jos. Müller in seinen „Flurnamen der Stadt Zweibrücken" für 1758 aufführt.

Auch bei Simmern im Hunsrück begegnet ein Name, den ich hierher stellen muß, nämlich im Weistum von Ravengiersburg: „Das ist das weißthumb, das man nennet das hundtgeding"; gemeint ist hier aber ein Gebiet, nach Fabricius der Raum einer ehemaligen Hundertschaft[43].

Wenn 957 in einem „plenum mallum in villa Dex-

[39] St. Archiv Koblenz XXII, 2749 B. 8.
[40] St. Archiv Koblenz XXII, 2749 B. 1104 r. u. 107 r.
[41] Grimm, Weistümer I, 796.
[42] K. Pöhlmann, D. ält. Gesch. d. Bliesgaus (Saarbrücken 1925) I, S. 142 u. 141.
[43] Fabricius, D. Herrschaften des untern Nahegebiets, S. 58—62.

Digitized by Google

teriaca"[44] eine Urkunde ausgefertigt wird und wenn wir diesen lateinischen Ausdruck mit „Voll- oder Gaugericht im Orte (oder Hofe) Destrich" (Kr. Forbach i. Lothr.) übersetzen dürfen, dann muß also bei Destrich die Stelle eines solchen Gerichtes gewesen sein, und wenn 966 und später öfter ein „Comitatus Destroch"[44a] genannt wird, dann dürfen wir das wieder auf ein Grafengericht am gleichen Orte beziehen, besonders wenn wir an den entsprechenden Fall denken, den wir schon erwähnten, nämlich „comitatus in Liutramesforst" vom Jahre 1086 für das Grafengericht auf dem später „Stalbühl" genannten Platze im Speyergau. Ob noch irgendein Bodenname zu Destrich an die Stelle erinnert, ist mir nicht bekannt.

Für Rimlingen (Kr. Saargemünd) weist K. Pöhlmann[45] nach, daß dort auf Grund eines Weistums von 1483 das Vorhandensein eines Hundertschaftsgerichtes des Bliesgaus angenommen werden muß; die Stelle wäre dafür um so geeigneter gewesen, als dort seit ältester Zeit wichtige Straßen vorbeizogen, die „Reichsstraße" (von Flandern über Trier, Saarbrücken und Ingweiler nach Straßburg und Norditalien), die „Ritterstraße" (von Schmittweiler bei Rohrbach, Kr. Saargemünd, über Rimlingen nordwärts) und die „Königstraße" (von Rimlingen in der Richtung auf Zweibrücken zu). Auch hier muß einmal untersucht werden, ob nicht noch Bodenbenennungen eine Erinnerung enthalten.

Zum Dorf Kettenchen, frz. Chailly (Kr. Metz), gehört bzw. gehörte das Gut Champion. Auf merowingischen Münzen lautet sein Name „Mallo Campione"[45]. Damit entpuppt sich die Stelle als einstige fränkische Malstätte, und zwar auf später französisch sprechendem Boden. Einen Karolingischen Malberg, also die Stelle eines Gaugerichts, sucht man auch westlich von Illingen (Kr. Diedenhofen-Ost in Lothr.) über der Mosel nahe bei oder an der Stelle der Spuren des zerstörten Schlosses Meilberg[44]. Bei Oberstein (Kr. Birkenfeld) liegt im dunklen Wald Winterhauch in der Nähe der alten Römerstraße der „Malberg"[44a], wohl auch Ort einer alten Gerichtsstätte.

Ein Unterschied zwischen der Benennung von Stätten, wo man die Hochgerichtsbarkeit ausübte — abgesehen von der Hinrichtung — und der des Jahrgedinges, das nur die niedere Gerichtsbarkeit handhaben durfte, findet sich vielfach nicht; er kann auch in der Regel nicht bestehen, da man für beide Fälle oft an der gleichen Stelle „das Gericht besaß". Ich will Belege dafür anführen. Zu Schifferstadt (b. Speyer), also in einem vollständig ebenen Gelände, hat man 1501 „in der Wisen volricht gehalten", und das war das Hochgericht für eine Gruppe von Dörfern; aber es heißt auch, daß man hier „alle jar 3 folle gericht halten solle in der Wisen nach dem dorfgericht"[46]; jenes umfaßte mehrere Dörfer, dieses nur Schifferstadt. Zwar fand Hochgerichtsverhandlung und Hinrichtung zu Theley ehemals vor dem Ort draußen bei der Schierseiche statt, später aber nur mehr die Hinrichtung an einem daselbst aufgestellten Galgen, die Verhandlung aber wie

[44] D. Reichsl. Els.-Lothr. (Straßburg 1901—03), III, 1, S. 205 u. 641.
[44a] Aug. Becker, D. Pfalz u. die Pfälzer (1857), S. 718.
[45] Franz Petri, Germ. Volkserbe i. Wall. u. Frankreich (Bonn 1937), I, 307.
[46] A. a. O., V, 583 f.

Digitized by Google

auch das dörfliche Jahrgeding im Dorf unter einer Linde[47]. Von der Dorflinde als Stelle des Jahrgedings haben wir noch besonders zu sprechen. Aber für Beltheim (Kr. Simmern) ist 1411, 1460 und 1502 unter der Dorflinde auch Hochgerichtstagung[48] für eine umfangreiche Dorfgruppe.

Wenn man öfter sagt, ehemals habe die zur Sprache stehende Tagung immer im Freien stattgefunden, dann ist das selbstverständlich; nicht aber darf man als allgemeingültig aussprechen, später habe man sie immer in geschlossene Räume verlegt. Noch 1601 findet zu Spesbach (b. Landstuhl) ein Hubergericht unter freiem Himmel „auf m Aigen"[49], einer vom Dorf entfernten Feldstelle, statt, und noch 1754 hören wir zu Tholey, dem alten Klosterort, von dem „Procés verbal de l'abbatie d'un tilleul vulgo Linn dans le jardin à fleurs de l'abbaye"; zu Wölferdingen (b. Saargemünd) tagte man vor der Kirche auf dem Marktplatz, der bis heute auch noch „Dingplatz" heißt; aber schon 1330 weist man in Glanmünchweiler im Bereich des Klosterhofs das Recht, „vulgariter illa domus dicitur dinghus"[50]; ebenso soll schon 1417 „sten ... uf dem hof zu Phiffingen ... ein dinghus, daß das gericht drocken ste"[51]. Dinghaus, Dinghof, auch Gerichtshaus und statt Dinghof allgemeiner Hubhof, Klosterhof, Hof, das alles sind keine besonders bemerkenswerten Benennungen für Orte des Jahrgedinges. Aber an einen schon von J. Grimm in seinen „Deutschen Rechtsaltertümern" erklärten Namen will ich noch anknüpfen; er sagt: „Zur Zeit des Mittelalters hatten wenigstens die aufgeblühten, wohlhabenden Städte ihre Richthäuser oder Dinghöfe; man findet sie unter der Benennung ‚Spielhaus, Spelhûs, theatrum'." Ich nannte schon solche bei uns auch in Dörfern, nicht in Städten und könnte noch eine größere Zahl hinzufügen, tue es aber nur für die mit jenem besonderen Namen, der z. B. auch 1453 zu Mutterstadt bei Ludwigshafen a. Rh. „spielhus"[52] lautet und das Rathaus der Gemeinde meint. Sehr bemerkenswert ist nun, daß außerdem ebenfalls in der Mutterstadter Gemarkung 1480 ein Waldstück „Spielburg" heißt, neben dem ehemals die „Hartkirche" (= „Waldkirche") stand, die heute restlos verschwunden ist; ihren Namen trug sie im Gegensatz zu einer „Feldkirche". Daß viele Jahrgedinge vor und bei der Kirche stattfanden, sagt nicht bloß J. Grimm, das ist für jeden auffällig, der einmal eine Reihe von Weistümern durchgeht und auf den Ort der Abhaltung achtet. Wir dürfen daher auch im Mutterstadter Fall mit Bestimmtheit „Spielburg" als „Spielberg" verstehen—wie oft wechseln in Namen „-berg" und „-burg"!— und als Benennung der Stätte des einstigen Jahrgedinges deuten, als es noch im Freien stattfand, wie auch die Flurnamen „Am Spielberg" zu Herxheim-Weyher (b. Landau) und Hettenleidelheim (Bezirksamt Frankenthal) sich in diese Reihe stellen, ebenso der „Spielberg" bei Püttingen (franz. Puttigny; Kreis Salzburgen) in Lothringen, der „Spielberg" bei Waibelskirchen (Kr. Bol-

[47] Jos. Bongartz, das gem. Hochgericht Theley, S. 41 f.
[48] Weistum im St. Arch. Speyer.
[49] Dan. Häberle, Das Reichsland b. Kaiserslautern, S. 109.
[50] Vgl. 18.
[51] E. Merk, Das Weindorf Ungstein, S. 39.
[52] H. Eyselein, Gesch. d. Dorfes Mutterstadt, S. 91 und 39.

Digitized by Google

chen) in Lothringen und der „Spielberg" bei Schwindratzheim (b. Straßburg) im Elsaß, und für das Haus spricht noch einmal folgende Stelle aus einem Weistum von Ellerstadt (b. Bad Dürkheim) den Sinn klar aus, als dort im 16. Jahrhundert ein Übeltäter verwahrt werden soll; „den soll der schultheiß uber nacht halten ... und des morgens soll er in bringen vor das spilhaus und soll in binden an ein seil"[53]. Für Rhense bei Koblenz nennen die Grimmschen Weistümer (III, 777/778) 1456 ein „Spilhus", auch zu Kusel begegnet 1446[54] eines. Wie R. Vollmann[55] und J. Schnetz[56] sehe ich „Spiel" in diesen Namen als Umbildung aus mhd. spel „Rede, Verhandlung, Beratung, Gericht" an. (Weitere Beispiele in der schon genannten Schrift von Eberhard Frhr. v. Künßberg, S. 24.)

Bekannt ist — und auch Grimm bietet Beispiele dafür —, daß Brücken oder Treppen als Dingplatz dienten. Wenn zu Hagenau (Els.) im 14. Jahrhundert neben einem „Gräthen-" oder Hochgericht ein „Lauben-" oder „Arkadengericht"[57] begegnet, so hat ersteres seinen Namen von den „Gräthen" (von lat. gradus „Stufe") oder Stufen vor der Burgkapelle, auf denen es tagte, also in der Burg selbst; es urteilte damals nur noch über Streitsachen der Edelleute. Das eigentliche Stadt- und Landgericht, das ausschließlich aus bürgerlichen Schöffen gebildet war, galt für die Bürger der Stadt und führte nach seinem Tagungsort, den Lauben oder Arkaden des Rathauses, die schon genannte Bezeichnung „Lauben-" oder „Arkadengericht". Beide gingen wohl aus dem alten Königs- oder Hofgericht hervor; denn noch im 16. Jahrhundert werden „Räthe des Hagenauer Hofgerichts" genannt.

Wenn besonders in saarländischen Orten bei Saarlautern und um den Schaumberg, so zu Lisdorf und Wadgassen, Tholey und Theley, die Stelle des Jahrgedinges auch „Am Urteilsstock" genannt wurde, dann ist das auf ein Gerät zurückzuführen, einen Pfahl, eine Säule — hier sagte man auch „Steil" dazu —, die an der Dingstatt errichtet war; in einem letzten Abschnitt werden wir sie noch besonders betrachten. In dem schon zweimal angeführten Weistum von Glanmünchweiler aus dem Jahre 1330 wird für des Klosters Hof ebenfalls gefordert „patibulum cum stocho iudicii" („Galgen mit Urteilsstock"), auch für Merzig und Merchingen ist der „Urteilsstock" bezeugt, und für die Ding- und Hochgerichtsstätte zu St. Wendel führt M. Müller[8] auch „Malstätte am Urteilstein" an.

Da die Belege meist aus verhältnismäßig wenig Orten stammen, kann hier nur mit Vorsicht und Vorbehalt auch eine regionale Sonderung versucht werden:

1. „Stalbühl" begegnete nur in der Rheinebene links und rechts des Rheins, und auch „Spielberg" trat nur in der Ebene, in Elsaß und Lothringen auf.

2. „Stuhl" oder „Stühle" für sich oder in „Gereitestuhl" reichte vom Haardtrand bis ins Saarland und scheint eine sehr alte, eine aus germanischer

[53] Grimm, Weistümer I, 789.
[54] Glasschröder, Neue Urkunden zur Kirchengeschichte d. Pfalz, Reg. Nr. 336.
[55] Zeitschr. f. dt. Alt. 61 (1924), S. 82.
[56] ZORF II (1927), S. 250 f.
[57] Das Reichsland Els.-Lothr. III, 1, S. 382 (Straßburg 1901—03).

Digitized by Google

Zeit fortdauernde Benennung zu sein, während „Urteilsstock" nur in der westlichen Saarpfalz vorkam.

Wenn auch für andere Landschaften eine ähnliche Untersuchung angestellt würde, kämen wir wohl zu sichereren Schlüssen in bezug auf zeitliche Schichten und räumliche Verbreitungsgebiete solcher Namen; damit würden wir auch den Bearbeitern der Dorfbücher eine Hilfe bieten, weil sie dann aus bei ihnen auftretenden Namen genauere Folgerungen ziehen könnten.

„An der Landstraße (von Kandel) nach Landau (i. d. Pfalz), eine halbe Stunde nördlich gegen Erlenbach und Steinweiler bei der Brücke ist eine alte Malstatt, der Wählerplatz, durch 4 Steine auf einen Hügel bezeichnet", berichtet Aug. Becker noch 1857[58]. Nur einmal traf ich bis jetzt auf diese Benennung; das „Wähler" zielt wohl auf die als Schöffen Ausge-„wähl"-ten hin.

Karl Fröhlich[59] spricht auch von „Königsstühlen" als einstigen Gerichtsstätten, aber auch von solchen, die zu werten sind als „Punkte, die nur wegen ihrer erhöhten Lage im Gelände so heißen". Für die auf saarpfälzischem Boden darf immer noch gelten, was Theod. Zink 1923 schrieb: „Wir haben in der Pfalz vier Königsstühle und einen Kaiserstuhl. Es ist irreführend, an alte Gerichtsstühle wie bei Geraidestuhl zu denken"[60]; auch meine Untersuchung konnte keine Beziehungen zu ehemaligen Gerichtsstätten finden. Ebenso ist der Königstuhl westlich Rappoltsweiler (i. Els.) nur eine das rund 930 m hohe Plateau um 8 m überragende Felsmasse mit sesselartiger Vertiefung, hat aber nichts mit einer Dingstätte zu tun. Von einem „Königsgericht" spricht zwar ein Otterberger Weistum des 16. Jahrhunderts und ein Weistum von Neunkirchen und Balborn des 16. Jahrhunderts[61], meint aber damit wohl „Gericht im Königs- oder Reichsland" (westl. Kaiserslautern); nach ihrer Lage in und Zugehörigkeit zu demselben haben wir hier ja auch ein Königsbach (heute zu „Kindsbach" verderbt), einen Reichswald, einen Königsberg und einen Königreicher Hof.

II. Vom Ort der Ding- und Gerichtsversammlung und Hinrichtung.

Von der Galgenstätte bzw. dem Galgen selbst sprach ich schon. Hier sei nur noch von einem Ersatz gesprochen, der mir sonst noch nie begegnet ist; die darauf bezügliche Stelle betrifft das Dorf Dautweiler bei dem schon genannten Tholey, und zwar einen Hof des Junkers Bernhard von Flersheim, genannt Monzenheimer; im Jahre 1545 bestimmt ein Weistum[62]: „vnd were sach, das man oder wyeb den lieb vermacht hetten, mach er dieselbige drie dage in syme hoib halten; wyl er sie selbst richten, sol er sie bynnent den dryen dagen inß huiß an die fyrst hencken, wil er sie aber nit dermaissen richten laissen, sol er solichs dem hoichgerichtmeyer kunt thoin, vnd am vierten dage den mißthedigen zu Duifwyler an die daube lynde lieueren". Niemals sonst traf ich es an, daß man

[58] Aug. Becker, Die Pfalz und die Pfälzer (1857), S. 607.
[59] Hess. Bl. f. Vkde., XXXVI (1937), S. 89 ff.
[60] Th. Zink, Pfälz. Flurnamen, S. 54.
[61] Grimm, Weistümer I, 778 u. V, 71.
[62] Grimm, Weistümer II, 96.

Digitized by Google

einen Verbrecher an den First eines Hauses aufgehängt hat; aber selbst der Fall ist mir für unsere Gegend noch nicht vorgekommen, daß eine Linde an des Galgens Stelle tritt, wie der Ausdruck „an die taube Linde liefern" (an die dürre Linde liefern) doch dartut. Von der Eiche hört man es öfter, so von der mehrfach genannten „Schierseiche" zu Theley. Aber sonst ist so und so oft festzustellen, daß man nach der Verurteilung unter der Linde die Hinrichtung ganz anderswo vornimmt. 1564 wird zu Eidenborn einer verurteilt „vnder der linden"[63], dann aber soll man ihn „lassen fueren bey die Vlzbeck an das gericht", wo ihm sein Recht werden soll. Das Hochgericht Schwarzenberg umfaßte Hasborn, Krettnich, Mettnich, Lockweiler usw., die heute teils zur Saarpfalz, teils zum Kreis Trier gehören; dort galt 1560, wenn ein Verbrecher „den Thodt verwirckt hat, soll man in gen Crittenich vnder die linde bringen vnd fur recht stellen", darnach aber „zu Kreenbusch ausfueren vnd ime sein recht thun"[64].

Aber die Linde als Gerichtsbaum überwiegt bei uns so sehr, daß ich außer den angeführten keine Belege beizubringen brauche. Ich nenne nur als Orte, wo ich sie als Gerichtsbaum im Ort, vielfach bei der Kirche, feststellen konnte: Irsch (Kr. Saarburg), Tholey, Theley, Roden-Saarlautern, Wadern, Krettnich, Eidenborn, Illingen, Heisterberg, Spiesen, Klein-Ottweiler, Ensheim, Zetkingen (Lothringen), Beltheim (Kr. Simmern) und St. Goar. Wenn in Lothringen noch heute für: „eine Nachricht (Kunde, Neuigkeit) in die breiteste Öffentlichkeit bringen" eine Redensart im Volksmund lebt, welche aus der Mundart in die Schriftsprache übersetzt lautet: „auf der Linde (oder von der Linde) verkündigen", dann erscheint darin dieser Baum noch als der Baum an der Jahrgedingstätte schlechthin, der Baum auf dem Dorfdingplatz. Doch wie selten werden Bäume am Orte des Gerichts überhaupt erwähnt! Nur dreimal ist eine Eiche am Tagungsort genannt, zu St. Gangolf (Kr. Merzig)[65] 1492, zu Herrstein (Kr. Birkenfeld) 1641 und die öfter beigezogene „Schierseiche" von Theley. Hier muß doch auch der sogenannten „Kaisereiche" beim Rathaus im Dorfe Eppelborn (Kr. Ottweiler a. d. Blies) gedacht werden, die am 9. 2. 1930 umgehauen wurde, da sie morsch geworden war. Ihre starken Astkronen waren so hergerichtet, daß man bis etwa 1860 öfter auf denselben Ratssitzungen abhielt. Sicher war auch sie einmal Dingbaum gewesen, nur daß man hier nicht unter, sondern auf demselben tagte. Zu Wolmünster (in Lothringen) hatte man 1497 vor der Kirche einen „maselter"[66] genannten Baum, also einen Maßholder oder Feldahorn, zu Erpolzheim (b. Bad Dürkheim) im 16. Jahrhundert einen „ruſtbaum"[67], d. h. eine Ulme, zu Sambach-Otterbach (b. Kaiserslautern) 1559 den „Pfaffenbirnbaum"[68], und wenn Grimm in seinen „Deutschen Rechtsaltertümern" eigens hervorhebt, daß ihm ein Apfelbaum noch nicht am Dingort begegnet ist, dann bringe ich einen Fall bei. Für das alte Amt Blies-

[63] Grimm, Weistümer II, 53.
[64] Grimm, Weistümer III, 753 f.
[65] Lager, Gesch. d. Abtei Mettlach, S. 373.
[66] Lager, Gesch. d. Abtei Mettlach, S. 106.
[67] Grimm, Weistümer V, 602 f.
[68] G. Knapp, Gesch. v. Otterbach-Sambach, S. 42 ff.

Digitized by Google

kastel lag, wie schon oben dargelegt, die Hochgerichtsstätte, das „Hungericht“[69], auf dem „Ormesheimer Berg“ (benannt nach dem benachbarten Ort Ormesheim). 1535 werden zwei Leute wegen Diebstahls angeklagt, erst nach dem Sitz des einen Hochgerichtsherrn, dann nach dem des andern verbracht und schließlich, nachdem sie überall verhört sind und ein Protokoll aufgenommen ist, auf den Ormesheimer Berg vor die Hochgerichtsversammlung gestellt, wo sie ihr Geständnis noch einmal wiederholen müssen. „Hant die vier scheffen daruff erkendt, sie sollen in ehr H. Dreyfaltigkeit dreimal um den Appelbaum gehen und sie alsdann vür die 21 scheffen uff das gericht gewiesen, ob da mögen beyde hochgerichtsherrn ihnen barmherzigkeit und gnad beweisen“[70]. Daß das nicht ein einmaliges Verfahren war, den Missetäter dreimal um den Baum gehen zu lassen und ihn damit der Gnade der Hochgerichtsherren anheimzugeben, sondern daß das regelmäßig geschah, ergibt sich daraus, daß die 21 Schöffen später unter anderem ausdrücklich fragten, ob er „bekandt hab und dreimal umb den baum gangen sei“. (Entsprechungen werde ich später bringen.) Wie oft wird sonst diese Hochgerichtsstätte erwähnt! Aber nur bei diesem einen Vorkommnis taucht auf einmal ein hier stehender Baum auf, der beim Hochgerichtsverfahren immer eine Rolle spielt. Ich meine, wenn wir nur genügend Zeugnisse hätten, würde sich herausstellen, daß überall oder fast überall, wo Jahrgeding und Hochgericht noch im Freien tagten, Bäume standen, daß stets oder zumeist Dingvogt (Schultheiß, Meier) und Schöffen unter einem Baum auf ihren Bänken oder Stühlen oder „Landschrannen und Gestühls“ saßen. Hier fand auch die Eichung der Maße und Gewichte statt, die eigens aus ihrem sonstigen Verwahr im Herrenhof, „in der gemeinen stoben“ usw. hierher geholt wurden. Daß hier auch Strafen im Halseisen oder im „Stock“ abgebüßt wurden, deutete ich im vorigen Abschnitt schon an. Auch Zinsen wurden hier eingehoben und Pfänder versteigert. Darum setze ich die Bedeutung eines Baumes in folgender Stelle damit gleich (1484/85): „is stehe eyne eichenn boume hinder clopp; als sie haent horen sagen, habe vur zidenn eyn Abt zu Mettloch selbst vnder dem baume syne Zeinss gehabenn, wanne is gutter weder gewestenwere; vnd wanne is regent aber boiss weder gewesten were, So hette er syne zeinss gehabenn vnder dem bogen hinder dem herde Inneyme huse“[71]. Warum bei schlechtem Wetter nicht schlechthin irgendwo im Haus, sondern gerade „unter dem Bogen hinter dem Herde“, also an einer seit alters geweihten Stätte?

Ich begnüge mich mit diesem Hinweis und mit dem auf Tacitus und die „Deutschen Rechtsaltertümer“, um der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß der immer wiederkehrende Baum am Dingplatz Nachklang alter mythisch-religiöser Vorstellungen ist, daß unseren Vorfahren aus tausendjähriger Überlieferung und Übung

[69] Vgl. 35.

[70] Wolfg. Krämer, Das Amt Blieskastel, S. 98.

[71] Lager, a. a. O., 281.

Digitized by Google

heraus Ding und Gericht auf der einen, Wald und Baum auf der andern Seite untrennbar zusammengehörten, und ist nicht der ewig weiterwachsende bzw. sich erneuernde Baum für das von der Gottheit ausgehende und sich ewig weitererhaltende und -entwickelnde Recht ein ehrwürdiges und tiefsinniges Gleichnis und Wahrzeichen? Der lebendige Baum stellt das Leben dar, das geordnete, gesicherte Leben, das in einer menschlichen Gemeinschaft ohne Gesetz nicht denkbar ist. Unter diesem Baum wird Recht und Gesetz festgestellt, das verletzte wieder hergestellt und der Verletzer gerichtet. Weist nicht auch die dreimalige Umkreisung des Apfelbaumes auf dem Ormesheimer Berg auf solche Nachwirkungen hin (zu der ich später noch etwas Entsprechendes stellen werde)? Dazu kommt die oft und oft festzustellende Tagung vor der Kirche, vor dem Kirchhof, zu St. Arnual 1453 auf der rechten Seite des Chores der Stiftskirche „vor dem gemalten Kruzifix“[72]. Auch wenn in der Formel zur Bannung und Behegung des Dings immer wieder Gott oder zunächst ein Heiliger und dann erst die weltlichen Herren genannt werden, klingt nach, daß das altgermanische Ding unter den Schutz der Gottheit gestellt und der verurteilte Verbrecher ein Opfer für die verletzte, heilige Rechtsordnung war. Ich kann deshalb nicht zustimmen, wenn man den Baum am Gerichtsort, insbesondere die Linde, nur als Wetterschutz deuten will, der im Laufe der Zeit immer weiter vervollkommnet und endlich zur Halle und zum Gemeindehaus geworden sei, so sehr er auch vielfach in einer späten Zeit in der angedeuteten Richtung entwickelt wurde. Wenn man zu Beltheim (Kr. Simmern)[73] für 14 Dörfer Hochgericht hält „vnder dem Lintgen vur dem Kirchoiffe“ („da man zu zyten Gericht pfleget zu halden“), war dieses Bäumchen sicher kein Wetterschutz, und tagte nach J. Grimms Deutschen Rechtsaltertümern (II, 414) in der Mark Eisetkuth bei Torgau ein Gericht „zwischen drei jungen Eichen“, dann schützten diese ebenso wenig gegen Wetterunbilden, und alle Gerichtsbäume waren durch viele Jahre hindurch zunächst nur „Gerichtsbäumchen“ und nicht gleich mächtige Laubdächer. Wenn aber in Skandinavien die Esche so überwiegend als Baum am Gerichtsort begegnet wie bei uns die Linde, dann wollen wir uns daran erinnern, daß diese infolge der Form ihrer Krone sowohl wie der ihrer gefiederten Blätter ganz gewiß kein besonderer Wetterschutz ist. Gerade im Zeremoniell der mittelalterlichen, bis ins 18. Jahrhundert währenden Ding- und Gerichtsverhandlung klingt so viel altes Brauchtum fort wie in wenig anderen Verrichtungen. Man denke auch an den Lebensbaum (schon in germanischen Felsritzungen), den Mai- und Weihnachtsbaum, die Erntemaie usw.! Nun treffen wir bei andern Bräuchen, daß sie im einen Ort oder einer Gegend heute und schon seit 100, 200 und mehr Jahren völlig vergessen sind, in andern sind noch unbedeutende Nachklänge anzutreffen, und wäre es nur in einer Redensart; an wieder anderen aber haben sie sich bis heute behauptet. So sehe ich auch den Baum am Gerichtsplatz an, und was mit ihm zusammenhängt. Mag man zu Bad Dürkheim „auf dem Obermarkt“ und daneben zu Pfeffingen im klösterlichen Dinghof „tagedingen“, aber im Nach-

[72] Ruppersberg, St. Arnual, S. 77.

[73] Weistum i. St. Arch. Speyer.

Digitized by Google

bardorf Erpolzheim hält man im 16. Jahrhundert noch an dem Ding unter dem „Lustbaum“[67] fest und bringt den Verurteilten zur Hinrichtung auf den Hügel ans „Diebsviertel“, und im andern Nachbardorf, Weißenheim a. B., steht noch heute die alte Gerichtslinde im Dorf.

Grimms Deutsche Rechtsaltertümer (II, 424 f.) machen darauf aufmerksam, wie in Niederdeutschland, Skandinavien und in den keltischen Ländern örtliche Überreste davon zeugen, daß bei großen Steinen heidnische Opferstätten und zugleich Gerichtsstätten waren, und bringen eine Reihe von Beispielen als Belege bei. Nicht bloß weil das meine eben vorgetragene Ansicht über die Bedeutung des Baumes am Dingort unterstützt, führe ich es an, sondern auch um zwei Beispiele, aus Rheinhessen und der Pfalz, hinzuzufügen und damit — das halte ich für wichtig — für Mitteldeutschland. Ich entnehme sie des Fabricius „Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz“ (VI, 383 und 496), die ein „Landding“ für das Jahr 1274 bei einem „langen Stein“ aufführen; der 3,70 m hohe und 1,45 m breite Monolith liege in der Gemarkung Obersaulheim in Flur 5, östlich der „hohen Straße“, in der Nähe habe auch der Obersaulheimer Galgen gestanden, bemerkt Fabricius. Und auch zu Ilbesheim (Kr. Kirchheimbolanden) stellt er laut Weistum von 1533 noch einen „Hunkelstein“ (= Hünkelstein, Hünenstein, Monolith) fest, wo jetzt eine Gewanne „am Galgen“ heißt. Leider ist der Ilbesheimer Stein nicht mehr da.

In Aug. Beckers mehrfach genanntem Buch (S. 248) wird 1857 aus der Gegend nördlich von Bad Dürkheim und westlich Grünstadt erzählt, daß „auf dem Fliegenstein“, also beim Dorfe Tiefenthal, der Malplatz für neun Gemeinden gewesen sei, „welche in dem tiefen Stumpfwald berechtigt sind und deren Schultheißen noch vor unlanger Zeit hier ihr Forstgericht unter freiem Himmel abhielten. Im Kreise standen 9 Steine“. Gewiß, hier handelt es sich um keinen Menhir; aber ich teile es mit, weil auch die Deutschen Rechtsaltertümer (II, 425) von Dingplätzen auf großen Felsplatten reden, so bei Oer in Westfalen (Kr. Recklinghausen).

Ist der Baum in dem von mir vorhin vertretenen Sinne aufzufassen, dann erhebt sich noch eine weitere Frage: warum tritt die Linde bei uns, d. h. nicht bloß in der Saarpfalz und Hessen-Nassau und der Nachbarschaft, so sehr in den Vordergrund? Die „Deutschen Rechtsaltertümer“ führen eine Stelle aus Hans Sachs an, welche zeigt, daß der Nürnberger Meister es auch in Franken als Regel ansieht, daß „die dorfleut ... das gericht unter dem himmel beiderlinden“ halten. Noch Goethe spricht aus: „Bei gewöhnlich heiterer Witterung sehen wir unter derselben Linden die Ältesten im Rath, die Gemeine zur Erbauung“, und: „Unter der Dorflinde erst die ernste Versammlung der Ältesten ...“, und bekannt sind die neben dem Dorf auf einer Anhöhe stehenden Gerichtslinden im hessischen Gebiet. Die Eiche kommt demgegenüber viel seltener vor. Ebenso ist im Norden die Esche der Gerichtsbaum schlechthin; dort kann es freilich die Linde nicht sein, da sie dort nicht mehr fortkommt. Sind besondere Gründe dahinter zu suchen, daß diese beiden Bäume so sehr am Orte des Dings und Gerichts auftreten, sind es mythisch-religiöse? Wieder will ich eine Frage stellen, auf die ich eine Antwort nicht geben kann: Hängt es mit der Tatsache zusammen, daß der eine Baum auch die Waffe „Esche“, den Ger, und der andere die Waffe „Linde“, also den Schild, lieferte?

Digitized by Google

Denn unter den Schutz des Waffen-, des Kriegsgottes Ziu war das germanische Ding einst gestellt; wir werden noch einmal darauf zurückkommen.

Karl Frölich handelt in seinem eingangs genannten Aufsatz auch von Gerichtssteinen, aber in Städten, und meint, daß sie mit der Auseinandersetzung zwischen Stadtherren und Bürgerschaft wegen der hohen Gerichtsbarkeit zusammenhängen. Ferner weist er auf die „Bauernsteine" am Südharz und in Sachsen hin und im Zusammenhalt damit auf den auch in einer Abbildung dargebotenen Ratsstein in Altenhasungen, der bei besonderen Anlässen vom Bürgermeister bestiegen worden sei. Zu Steinfeld (Kr. Germersheim) stand neben der Kirche auf dem Kirchhof 1857 noch ein „Dingstein" oder „Zinsstein"; bei den hier abgehaltenen Dingtagen nahm der Vertreter der Herrschaft, der Stiftsschaffner des Klosters Weißenburg i. Elsaß, auf dem Stein Platz und ließ mit Hammerschlägen seinen Aufruf ergehen, damit die Aufgerufenen „auf den Stein zinsten". (So berichten W. H. Riehl in „Die Pfälzer" und Aug. Becker in „Die Pfalz und die Pfälzer".) Hier will ich nun aber von Steinen sprechen, die zunächst zu keiner obiger Sinndeutungen voll zu passen scheinen. Den einen, nämlich zu Erpolzheim, nannte ich vorhin nicht, aber die darüber schattende Ulme: „Item weist das gericht und die gemein", heißt es im 16. Jahrhundert[74], hat man einen unthätigen man hie in der gemeind zu Erpoltzheim, so soll man ihn setzen uf einen stein under den rustbaum und soll ihn verurtheilen, nachdem er verdient hat, und soll ihn führen den Weißenheimer weg hinauf biß an das diebsviertel", wo er dann hingerichtet werden sollte. (Nebenbei: hier ergibt sich auch gleich eine Deutung für den Flurnamen „Diebsviertel"; der „Dieb" wird genannt, gemeint sind aber alle Missetäter, die hier dem Strang überliefert werden, wie in Schifferstadt das Gefängnis mit „Stock und Plock" auch „diephus" heißt [1501][75]; 1476 ist auch zu Kreuznach ein „Diebsacker" am „Galgenberg" genannt und E. Koch[76] führt mehrmals „Dieb"-Namen und „Galgen" nebeneinander auf.) Im Nachbarort Weißenheim a. B. steht unter der Dorflinde, die sicher auch Gerichts-, Jahrgedingslinde war, noch ein Stein, der freilich für einen viel älteren hergelegt sein dürfte, mit dem merkwürdigen Namen „Hochzeiterstein"[77], und hier weist die Gemarkung ehemals einen „Diebspfad" auf. Man wird zu einem Vergleich mit Erpolzheim geradezu gedrängt. In die gleiche Reihe von Steinen darf wohl auch der 1612 zu Ebersheim (i. Unterelsaß) aufgeführte gestellt werden: „Item die Böcklin von Böcklinsau obgenant haben auch von einer eptissin und dem closter zue Erstheim das recht, daß man ihr spruch zwing und bann zu Eberßheim, dieb, diebstock und stein gericht und alle andere frävel"[78]. Weiter führe ich aus Breungenborn (Kr. Birkenfeld) aus dem Jahre 1418 an: „die galgen oder mahlstatt weisen wir oben ans dorff neben dem weeg gegen dem gerichtsstein herüber vor dem

[74] Vgl. 45.
[75] Grimm, Weistümer V, 584.
[76] Vgl. Anm. 3, S. 44, 62 und 86.
[77] Laut Mitteilung von Lehrer Brügel in Bad Dürkheim.
[78] Grimm, Weistümer V, 543.

Digitized by Google

wald"[79]. Auch zu St. Wendel trafen wir auf einen Stein an der Gerichtsstätte, wie der Name „am Urteilstein"[7] andeutet. Auf diesen Steinen oder, wie wir noch sehen werden, bei denselben nahm vielfach der wegen eines todeswürdigen Verbrechens Angeklagte Platz, wie wir z. B. aus Erpolzheim hörten; sicher stellte sich also nicht der Bürgermeister bei einer Amtshandlung auf den Erpolzheimer Gerichtsstein, und mit Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Gerichtsherren haben die vorgeführten Steine gar nichts zu tun. Aber vom Weißenheimer „Hochzeiterstein" berichtet der Volksmund: hierher habe man die Hochzeiter, d. h. die neugebackenen Ehemänner, geführt, wenn sie Bürger geworden seien, und habe sie dreimal an den Stein gestoßen. Dieser Stein hat auch Säulenform, so daß nicht ein Angeklagter Platz darauf genommen haben kann. Welches war dieser Steine Sinn? Stellen sie nur besonders gekennzeichnete Plätze für die Angeklagten dar? Doch kaum! Wieder muß ich mit einer offen bleibenden Frage schließen; aber ich werde sie noch einmal aufgreifen.

Ein mit rechtlichen Dingen zusammenhängender Stein befand sich zu Saarbrücken in der heute noch Propsteigasse genannten Straße an dem Hause, das einst dem Kloster Wadgassen gehörte und die Ursache zum Namen der Gasse war. Nachdem Karl V. 1546 auf seiner Durchreise durch Saarbrücken hier übernachtet hatte, erteilte er aus Erkenntlichkeit für die genossene Gastfreundschaft dem Hause das Asylrecht: Verfolgte, die hierher flüchteten, sollten unter der Gewalt des Abtes von Wadgassen stehen und derselben von niemand entzogen werden dürfen, ohne sich die kaiserliche Ungnade zuzuziehen. Bezeichnet wurde diese Freiheit durch einen runden Stein vor der Türe des Hauses. Als er zerbrochen war, wurde er mit einem eisernen Band wieder hergestellt[80]. Die für den Stein bezeugte Rolle entspricht damit der Bedeutung, die man dem Speyerer Domnapf[81] beimißt — auch K. Frölich erörtert sie — wenigstens zum Teil: er bezeichnete ebenfalls eine Grenze des Hochgerichtsgebietes, nämlich desjenigen der Saarbrücker Herrscher gegenüber dem neugeschaffenen der Wadgasser Abte in jenem Hause.

All die Steine, die bisher als Gerichtssteine in irgendeinem Sinn aufgeführt wurden, sind auch nicht als Steine, auf denen man etwa eine Hinrichtung vollzog, aufzufassen. In diesem Sinn wird in Speyer von einer in die Höhe gemauerten Hinrichtungsstätte, wo das Richtschwert in Tätigkeit trat, ausdrücklich als vom „Rabenstein" gesprochen: „Nachdem wir und unsere Vorfahren in peinlicher Rechtfertigung und Justifizierung der Missetäter mit dem Schwert die Exekution vor unserer Stadt auf der Straße nach Worms, im Roßsprung haben vornehmen lassen, haben wir uns wegen allerhand einreißender Unordnung und andrer Sachen und damit auch die Exekution und Vollstreckung der ergangenen Urteile desto unverhinderlicher verrichtet werden möchten, entschlossen, hiezu einen besondern Rabenstein in die Höhe aufzubauen", heißt es 1598 in einem Schreiben des Speyerer Stadtrates[82]. Es ist nötig, auch darauf hinzuweisen, daß im Grimmschen Wörterbuch Rabenstein

[79] Grimm, Weistümer I, 794.
[80] A. Köllner, Gesch. d. Städte Saarbrücken u. St. Johann I, 101.
[81] A. Becker, Der Speyerer Domnapf, Zs. f. Vkde., N. F., III (1931), S. 43 ff.
[82] K. Engelhardt, Aus vergangenen Tagen (Speyer 1910), S. 71.

Digitized by Google

als „der gemauerte Richtplatz unter dem Galgen" erläutert wird; aber in Speyer befand sich der Galgen an einer ganz andern Stelle als der eben beschriebene „Rabenstein".

III. Von der Zeit des Jahrgedinges.

„Wenn nicht etwas Unvorhergesehenes und Unerwartetes eintritt, versammeln sie sich an bestimmten Tagen, wenn der Mond zunimmt oder sich füllt," berichtet uns Tacitus von unsern germanischen Ahnen. War die Zeit für die mittelalterlichen und auch noch neuzeitlichen Jahrgedinge, und zwar die ungebotenen, also auf festen Terminen liegenden, belanglos, oder finden wir da auch noch Nachwirkungen alter Vorstellungen, die freilich gewandelt sein können und zu einer nicht mehr verstandenen Übung geführt haben?

Drei Termine sind mir immer aufgefallen; ich will sie an drei Nachbarortschaften zeigen, die ich zum Teil schon nannte, Bad Dürkheim, Ellerstadt und Pfeffingen. Für letzteres werden 1417 als die herkömmlichen Tage der ungebotenen Jahrgedinge genannt „dinstag nehst noch dem zwolften tag" (nämlich nach Weihnachten), „dinstag nehst noch der Osterwochen", „dinstag nehst noch sant Johans tag des teufers, als er geborn wart"[83]. Genau auf die gleichen Tage „teidingt" man auch im benachbarten Ellerstadt, zu Dürkheim jeweils einen Tag vorher, nämlich immer Montags statt Dienstags, und das ist nötig, weil die maßgebliche Herrschaft oder ihr Vertreter ja nicht am gleichen Tage zu Dürkheim und Pfeffingen sein kann. Immer wieder treffen wir auf diese Zeitpunkte: nach Dreikönig, nach der Osterwoche, nach dem Johannestag; es kann statt des ersteren auch „nach Epiphanias" und statt des zweiten auch „nach Quasimodogeniti" heißen; bei vier ungebotenen Jahrgedingen treffen bloß zwei auf die hervorgehobenen Tage. Als weitere Beispiele führe ich an[84]: Hambach, Hanhofen, Berghausen und Heiligenstein. Meine Angaben können (und sollten) in jeder Landschaft an einer größeren Reihe von dort verfügbaren Beispielen nachgeprüft werden. Die Zeiten nach der Winter- und Sommersonnwende und nach Ostern scheinen mir bemerkenswert als jeweiliger Beginn eines neuen Zeitabschnittes, nämlich je eines durch die Sonnbewegung bezeichneten Halbjahres und des Frühlings (oder nach volkstümlicher und alter Ausdrucksweise: Sommers). Ist das nicht eine Parallele zu den von Tacitus angegebenen Zeiten, nur daß jene durch die Mondstellungen und -gestalten bedingt waren? Daß die Mondzeiten noch irgendeinen Einfluß ausüben oder ehemalige „heidnische" Feste, ist mir nicht aufgefallen. (Man vergleiche darüber Grimms Deutsche Rechtsaltertümer!)

Noch stärker drängte sich mir auf, wie sehr der Dienstag als Wochentag für das Jahrgeding, Hub- und Hochgericht gewählt wird. In dem Beispiel aus Pfeffingen und dem aus Ellerstadt oben zeigte es sich schon. Für Edenkoben besagt eine Abschrift des 16. Jahrhunderts: „uff dinstag nach Santt Jacobs des Appostels tag ..., es were dan, das es Ein Viertag

[83] Vgl. 41.

[84] Aus Meyerhofer-Glasschröder, Die Weistümer der Rheinpfalz.

Digitized by Google

were, So weres darnoch am nehsten Dinstag darnach"[85]. Noch stärker fällt der Dienstag 1486 zu Ibersheim (Kr. Worms) auf[86]: „vff dynstag denn vierden aprilis", „vff dinstag nach dem sontag, als man singet quasimodo geniti nach ostern; wer is aber, das redelich Vrsach halber das nit gesin mochte, so dan vff den dinstag darnoch folgend", „vff den dinstag nach der epiphanien", an diesen Terminen halten die Vertreter des Stiftes Sankt Paul zu Worms in Ibersheim „hubgericht", die Deutschen Herren „vff dinstag zu mitten meye". Ich suchte ein paar hundert Weistümer durch. In 240 Fällen konnte ich den Tag des Jahrgedinges feststellen; es war ein

Sonntag	in 3 Fällen,
Montag	in 82 Fällen,
Dienstag	in 92 Fällen,
Mittwoch	in 28 Fällen,
Donnerstag	in 27 Fällen,
Freitag	in 7 Fällen,
Samstag	in 1 Fall.

Gehen wir von einer nüchternen Überlegung aus, nämlich der Betrachtung des Ablaufs bäuerlicher Arbeit! Daß darauf Rücksicht genommen wird, zeigt sich in den Weistümern oft noch recht deutlich, so auch noch, als 1321 Graf Johann Saarbrücken und St. Johann die Stadtfreiheit verleiht; in bezug auf die Abhaltung des „dedings" (mhd. tagedinc „gerichtliche und beratende Versammlung") bestimmt er: „Sie sollent keyns werckedags halten, so man hauwe (Heu) machen vnd korne snyden mag, es were dan von aneschin" (es wäre denn, der Augenschein spräche dafür)[87]. Am Samstag ist mehr Arbeit infolge der Vorarbeit für den Sonntag, also eine störende Tagung unangebracht. Zur Zeit des Säens und Mähens und Erntens ist eine Unterbrechung der Arbeit möglichst zu vermeiden; also wäre dann der Dienstag recht ungeschickt für ein Jahrgeding; denn hat man Montags eine Arbeit in Angriff genommen, dann kann oder sollte sie nicht gleich wieder einen Tag stillgelegt werden. Dagegen würde sich der Montag besonders gut eignen. Aber ausgerechnet der Dienstag stellt alle anderen Tage als Tagungstermin in den Schatten, übertrifft sogar noch den Montag, auf den im Laufe der Zeit — so darf vermutet werden — wohl allerhand Verlegungen von andern Tagen, auch vom Dienstag herüber, stattgefunden haben. Die andern Wochentage spielen gegenüber dem Dienstag und Montag kaum eine Rolle. Der Sonntag, als geheiligter Tag, scheidet der Kirche wegen ja ohnedies aus. Es muß sich der Gedanke aufdrängen, daß der Dienstag der bevorzugte Dingtag ist, weil er des „Dingsus Tag" („Dingestag"), d. i. Zius Tag war — die Entstehung seines Namens ist so bekannt, daß ich sie nicht weiter auseinanderzusetzen habe —,

[85] Weistum i. St. Arch. Speyer.
[86] Grimm, Weistümer IV, 630 ff.
[87] Grimm, Weistümer I, 2.

Digitized by Google

und diesem Ziu war ja — auch das geht gerade aus der Tagesbenennung hervor — in germanischer Zeit der Schutz der Dingversammlung anvertraut; er war Kriegsgott und damit auch Schützer des Rechts, als er durch Donar oder Wotan in seiner Rolle als oberster Gott abgelöst war.

Ich will eine parallele Erscheinung daneben stellen. Der im vorwiegend katholischen Süddeutschland als Hochzeitstag geradezu unmögliche Termin des Freitags ist in Norddeutschland schlechthin der Hochzeitstermin. Dort eignet er sich schon deshalb wenig für eine tüchtige Feier, weil er für die Katholiken Fasttag ist oder doch kein Fleischgenuß erlaubt ist; die Evangelischen richten sich nach dem allgemeinen Brauch; in Norddeutschland aber wirkt die Wertung des Freitags als „Tag der Göttin Freia" nach. Gewiß wissen es die meisten, die sich dennoch der allgemeinen Sitte fügen, nicht mehr; aber sie bleiben bei dem Altüberkommenen. Und so mag es auch in der späteren Zeit mit dem Dienstag als Jahrgeding-Tag gewesen sein. Immerhin: es wirkt Uraltes nach.

Grimms Deutsche Rechtsaltertümer stellen zwar (II, 445 ff.) die Häufigkeit des Dienstags als Tag des gebotenen Dings ebenfalls als sehr auffallend heraus, meinen aber: „Ohne Zweifel konnten aber auch auf jeden andern Wochentag und vor alters den Sonntag nicht ausgenommen, gebotene Gerichte anberaumt und am unbeschränktesten Handlungen freiwilliger Gerichtsbarkeit vorgenommen werden", ferner: „Die Alamannen begünstigten statt des Dienstag den Samstag, erlaubten aber auch andere Tage" und endlich: „Von Freitag weiß ich gar kein Beispiel". Meine Statistik bringt Beispiele für den Freitag, ferner wägt sie die einzelnen Wochentage überhaupt einmal gegeneinander ab. Nur wenn das überall einmal geschieht, kommen wir zur Klarheit. Wenn Grimm auch die Entstehung des Namens Dienstag aus Dingestag noch nicht erkennt — er meint sogar: „Die Niederländer haben in späterer Zeit die bedenkliche Schreibung dingsdag, dingesdag angenommen" —, so trifft er dennoch für die Zusammenhaltung des Dienstags mit Ziu ein, indem er vom schwäbischen „Ziestag" ausgeht. Ich glaube also, daß ich nicht zu Unrecht die Häufigkeit des Dienstags als Dingtag-Termin auf die einstige Namengebung „Tag des Thingsus (Ziu)" zurückführe.

IV. Vom „Säulenrecht" und noch einmal von Urteilsstock und Gerichtsstein.

Bereits in J. Grimms „Deutschen Rechtsaltertümern"[88] ist vom „Säulenrecht" die Rede. Es wird ausgeführt: „Gerichtliche (‚hinter das gericht gelegte') Pfänder wurden oft noch nach der Veräußerung eine Zeit lang gehütet in Erwartung der Auslösung: die (‚an die gerichtsseul gelieferten') pfand sollen der cleger und der keufer hüten den tag über (‚an der saulen') und warten, ob iemand komme, der die pfänder lösen oder mehr darumb geben wolt, und zu untergang der sonnen soll der richter die pfänder wieder ‚von der seulen' in gerichts bewarnus nemen (bis 14 tage später das Verfahren wiederholt ist)". Grimm nimmt ausdrücklich Bezug auf Kremer, cod. dipl. ardenn.[89], und damit auf ein Recht, das in den nassau-

[88] II, 170.
[89] S. 592.

Digitized by Google

saarbrückischen Landen galt. Als Frl. Dr. Kl. Trentz, die Stadtarchivarin zu Saarbrücken, und ich Aktenmaterial durchgingen, um daraus Belege für ein Verzeichnis der ältesten Einwohner von Saarbrücken zu gewinnen, stieß jene auf Eintragungen über „Seulentage", die ich dann weiter verfolgte; auch begegneten mir nun in Weistümern weitere Belege für dieses „Säulenrecht". Ich will eine Reihe von Stellen hier zusammenordnen, damit sie denen zur Verfügung stehen, die sie für eine rechtsgeschichtliche oder volkskundliche Auswertung gebrauchen können.

In dem Gerichtsprotokollbuch[90], das aber nur noch Fragmente darstellt, stehen aus dem Jahre 1622 drei, auf den gleichen Gegenstand bezügliche Eintragungen. Am Dienstag, den 10. September, ist an dem Rande vermerkt: „1. Seulentag, Jacob Koenen beh. 1 f. 3 b"[91] (Jacob Könen Behausung, 1 Gulden, 3 Batzen); sie gibt in Stichworten an, was rechts davon ausführlicher so dargelegt wird: „Weiland Jacob Koenen Behaußung alhier in der Neugaßen, Ist Schulden halbe Zum ersten ahn Seull getragen worden vor 400 f. b." Etwas mehr als zwei Wochen später, nämlich am 1. Oktober, folgt[92] als Randvermerk „2. Seulentag Jacob Köenen Haußes 5 f. 3 b. pfandte 7½ alb." und dazu die breitere Darlegung: „Weiland Jacob Köenen Schreiners in der Neugaßen behaußung Ist zum Weyten mahl ahn Seull schulden halben getragen worden vor 400 gld. b. Nach dem schlag der Vier Uhren erschien Herr Philipß Nicolaj Pfarher Zue Cöllen im Thall, Vndt setzt vf ietzt gemelte Sum noch 20 f. b., so hiernegst Zum dritten mahl auß Zu ruffen". Dieser dritte Ausruf ist am 14. Oktober am Rand[93] angezeigt: „3. Seulentag 5 f. 3 b. Jacob Köenen Hauß betr.", und in der eigentlichen Darlegung so: „Demnach den 1. Octobris Weiland Jacob Köenen Hauß in der Neügaßen durch Herrn Philipß Nicolaj Pfarherrn zu Cöln vmb 20 f. ersteigert worden, Alß ist heuth solche Zum Drittenmahll Vmb 420 gld. b. außgeruffen Vndt beim schlag der Vier Uhrn durch Schreiner Nickeln Undtermelten Herrn Pfarherrn biß vff 436 gld. b. getrieben, Vndt Ihme Herrn Pfarherrn in der letste seulensteigung verblieben."

Das Haus eines verstorbenen „Henrich Brenningers" wird am 18. November 1622, am 2. Dezember und 16. Dezember „ahn die Seull gehengt"[94] und „ahn der Seull außgeruffen", also wieder im Abstand von 14 Tagen. Beim letzten Mal ist ausdrücklich hinzugefügt, daß das Haus auch noch „ahn Kirch geschlagen werden soll". Daß das auch mit dem an erster Stelle behandelten Hause geschehen ist, ergibt sich aus einem weiteren Eintrag ins Protokollbuch: „Demnach vf ahnhalten Vnderschiedlicher Creditorn weiland Jacob Köenen ge-

[90] Fragmente einiger Gerichtsprotokolle d. St. Saarbrücken (St. Arch. Koblenz).
[91] A. a. O., 129.
[92] A. a. O., 131.
[93] A. a. O., 132.
[94] A. a. O., 140.

Digitized by Google

weßenen Schreiners Vndt Burgers Zue Sarbrucken, In der Neugaßen gelegene Behaußung offentlich Zue drei vierzehen tagen ahn Seull getragen, Auch Nachgehents beedes in wehrenter Zeit, alß solches ahn der Kirchen notificirt, vndt sonst hernach, bey dem Licht gesteigert worden, Vndt dan dem Ehrwürdigen Wohlgelehrten Herrn Philippß Nicolaj Pfarherrn zu Cölln im Thall vor Vierhundert fünffzig gülden batzen in der letsten steigung verblieben ...[95] Da das Blatt hier beschädigt ist, ist das Ende der Eintragung nicht zu ersehen.

Am 30. Januar 1634 hören wir auch von Ackern, die an die Säule „Ahngehengt"[96] wurden. Wichtig ist uns dann, daß die Herberge zum Stiefel, also das jetzt noch am St. Johanner Markt stehende Haus bzw. sein Vorgänger, ebenfalls „ahn Seull getragen worden", nämlich auch im Jahre 1634, und als für dieses Anwesen der zweite Säulentag ist, heißt es: „Nach dem schlag der vier Uhrn Ist die Schindel vom Stiefel abgehaben, vnd hat Johannes Schloßer 10 f. druf gesteigt, welchen Becker hanß mit 5 f. abgesteigt"[97]. Hier wird uns verständlich, daß man natürlich nicht ein ganzes Haus oder einen Acker an die Säule tragen konnte, daß man aber auch nicht in der heutigen trocknen Form vorfuhr, indem man lediglich eine papierne Bekanntmachung, Ausschreibung der Zwangsversteigerung vornahm, sondern man trug und henkte Dinge wie Häuser und Grundstücke, die zur Zwangsversteigerung kamen, sinnbildlich an die Säule, die Herberge zum Stiefel z. B. durch eine von diesem Hause stammende Schindel. Ich kann mir denken, daß es in anderen Fällen vielleicht ein Türflügel war, und falls es sich um Grundstücke drehte, natürlich ein Rasenstück oder ein „Wasem", wie man in unserer Landschaft sagt, oder auch ein Halm; denn mit dem Halm als Wahrzeichen übereignete man ja auch bei Verkäufen von Grundstücken.

Zunächst möchte ich eine Vermutung aussprechen; durch unsern Gau hin spricht das Volk noch heute nicht von „Versteigerung", sondern von „Versteigung", wie wir es oben hörten, und es nennt das erste, niedrigste Gebot bei einer Versteigerung, das am Anfang steht, etwa auf einen Acker, und auch das Ausbieten des Ackers „den Acker anhenken", entsprechend „ein Haus anhenken" usw. Hört sich das nicht an, als ob man da den zu versteigernden Gegenstand immer noch durch ein Wahrzeichen „an die Säule hänge"? Zur Gewißheit wird diese Vermutung aber, wenn 1718 zu Kaiserslautern berichtet wird: „1 Morgen Acker uffen Koden (d. i. beim Koten- oder Siechenhaus) wurde angehengt zu 6 Gulden und nach 9 Steigungen blieb er Herr Henrich Stephany um 14 Gulden"[98]; denn aus dieser Ausdrucksweise leuchtet noch heraus: in alter Zeit „hängte" man auch hier den zu versteigernden Gegenstand an die „Säule" und eröffnete damit

[95] A. a. O., 141.
[96] A. a. O., 152.
[97] A. a. O., 172.
[98] Julius Küchler, Chronik der Stadt Kaiserslautern, S. 564/565.

Digitized by Google

die „Versteigung", und zwar in unserm Fall mit einem ersten Gebot von 6 Gulden; 9 Gebote trieben den Versteigerungspreis dann auf 14 Gulden hinauf.

Rund ein Jahrhundert früher bestimmt ein Weistum des Dorfes Fechingen (östlich von Saarbrücken)[99] — es stammt aus dem 15. Jahrhundert — „Item haet die gemeyn mit irrem heynmeyer eyn fryhe fuelle zu Fechyngen, phende daran zu verkeuffen", d. h. „desgleichen hat die Gemeinde mit ihrem Heimeier eine freie Säule zu Fechingen, Pfänder daran zu verkaufen". Aus Hornbach (südlich von Zweibrücken) aber stammt eine ausführliche Darlegung in einem auf das Jahr 1354 bezüglichen Weistum[100] — die Abschrift ist freilich erst im 17. Jahrhundert erfolgt —: „Seulenrecht. § 53 Item, wer die seul haben will, der soll am anderen tag komen mit guter zeit zu dem schultissen, uf das er sein scheffen und seule bestellen möge, und soll der schultisz bestellen, das dem schuldner verkundt werden, sich lassen daheim zu finden und seinem hauptmann aufzrachtung (seinem Gläubiger Genugtuung) zu thun mit geld oder pfanden. und wan der hauptman pfand hat und die an der seulen verkaufen will, so hat der keufer ie an einem schilling ein pfennig. § 54. Item die pfand sollen hangen von morgen an bisz mittag, so er aber verkauft nach mittag, so sollen sie hangen biz abend, so die son scheinet an der westergebel. § 55. Item, so dick er eine pfand vorkauft, so soll er zum dritten mal ausrufen, ob einer sei, der mehr darum geben woll? § 56. Item, so er sein geld also gemacht, soll er sein pfand abnemen zu rechter Zeit und versorgen von dem tag an uber 14 tag, und dan widerumb an die seulen henken, und hangen, solang die son scheint; ob der arm man (Schuldner) queme und brecht sein hauptgeld mit sampt kosten und schaden drauf gangen, das soll der keufer nemen und dem armen sein gut widerumb geben. ob das nit geschehe, so mag der keufer affer tagzeit sein gut abnemen und mit thun als mit seinem eignen gut. § 57. Item, ob ein man der seulen recht begert, hat der schultisz 2 Pfg. von der seulen, und dem gericht sein sup; wan es aber zu der tagmessen abverkundet wurd, so ist man inen nichts schuldig. § 58. Item, ein essend pfand (ein Stück Vieh) soll der hauptmann haben 8 tag und ein liegend pfand (Haus, Grundstück) 14 tag. § 59. Item der buttel soll allezeit bereit sein, pfand genugsam an die seul zu tragen. darvon gepurt dem büttel allezeit so viel als einem scheffen. § 60. Item von eim sesshaftigen man soll der buttel erstenmals nichts haben, und von einem fremden 2 Pfg."

[99] Grimm, Weistümer II, 51.
[100] Grimm, Weistümer V, 689.

Digitized by Google

Was sich an der Säule abspielte und wie es sich abspielte, dürfte mit der Wiedergabe der aneinander gereihten Belege klar geworden sein und bedarf keiner weiteren Worte mehr. Aber was ist das für eine „Säule", an die man die Pfänder oder Wahrzeichen für Pfänder hängte und an der man versteigerte? Sie stand in der Stadt Saarbrücken und im Klosterort Hornbach, aber auch im Dorf Fechingen und laut Mitteilung von Oberregierungsrat a. D. K. Pöhlmann auch in der Stadt Zweibrücken. Suchen wir noch nach weiteren Spuren!

Gewiß ist zu Tholey die gleiche Vorrichtung gemeint, wenn wir dort 1450 — allerdings in einer jüngern Abschrift[101] — lesen: „Deßgleichen haben die scheffen auch geweist, daß die hochgerichtshern mögen ihre gulth vnd renthe auch gelehnten fruicht sonder stock vnnd steil pfenden, vnnd die pfendt sonder stock vnnd steill verhandtlen", und dann wieder: „Item ist der scheffen beladen, wo einer den hern vur renth vnnd gulth versprochen hette, ob er auch macht hette, sulchen zu pfenden vnnd die Pfenndt sonder stock vnnd steill zuuerhandtlen?" „Sonder Stock und Steil verhandeln" kann doch nur den Sinn haben: die Pfänder verkaufen ohne daß sie so, wie es aus Saarbrücken und Hornbach dargetan wurde, erst an Stock und Steil, d. h. an der uns jetzt bekannten Säule dreimal im Abstand von je 14 Tagen ausgehängt und -geboten wurden. Daß „Steil" einen Pfosten oder eine Säule meint, geht einmal aus den Darlegungen oben hervor, daß die meisten Galgen bei uns nicht drei, sondern nur zwei Pfosten hatten; dort erschien ausdrücklich für „hölzerner Pfosten" unser Wort „Steil", und zu Hamm (nahe der Saarmündung) wird 1561 für „Bettpfosten" oder „-stollen" das Wort „bettsteill"[102] gebraucht. M. Tritz[103] versteht das Wort auch so; er erklärt: „Als Zeichen des Hochgerichtsrechtes eines Ortes diente ein hoher Pfahl, der mit besonderen Zermemonien und unter Hersagung gewisser Formeln gesetzt wurde. Über diese Verhandlung wurde ein Protokoll aufgenommen, um als Aktenstück zur Behauptung dieses Rechtes zu dienen, wo es nötig sein sollte. Die Gerichtsstelle in Wadgassen befand sich auf dem Spurk ‚inwendig des Hofes vor der Herberge' unter freiem Himmel. Das Gefängnis zu Wadgassen befand sich dagegen im oder doch unmittelbar beim Kloster". Die Unterlagen für Tritzens Darlegungen über jenen Pfahl kennen wir nicht. Untersuchen wir daher weiter! Dieses Hochgerichtszeichen im Klosterhof Spurk ist zweifellos gemeint, wenn in einem Aktenstück von ungefähr 1618[104] in bezug auf den Rechtsgang bei der Verurteilung eines Verbrechers als geltende Ordnung festgestellt wird: „Erstlich wirdt die Mißthättig Person zu dem Urthelstock bey Spurck vor ein Probst von Saarbrücken und vor das Gericht geführet", und einem 1618[105] gefällten und niedergeschriebenen Urteil wird angehängt: „Ausgesprochen bei dem Urtellstock

[101] Grimm, Weistümer III, 761/764.
[102] Grimm, Weistümer II, 70.
[103] M. Tritz, Gesch. d. Abtei Wadgassen, S. 352.
[104] A. a. O., 357.
[105] A. a. O., 363.

Digitized by Google

Spurck bei Wadgassen 25. Sept. anno 1618". Weiter treffen wir zu Oppen (Kr. Merzig) 1730[106] laut Weistum: „Ein zeitlicher Prälat zu Mettlach habe in diesem hochgerichtsbezirk ... stock vnd steill ...", zugleich eine Erklärung für das, was mit „Stock" gemeint ist: „daß heutt der stock aber hals-Eysen zur Civil- vnd Chriminalischen Correction mitten In das Dorff Oppen wiederumb hingepflanzt vndt eingesetzt worden". Ebenso wird zu Lisdorf (b. Saarlautern) 1705[107] das gleiche Gerät als „Halsringstock" erläutert. Zu Theley stand der Urteilsstock im Dorf unter der Gerichtslinde, wo das Jahrgeding stattfand, und wo auch die Hochgerichtsbarkeit ausgeübt wurde. Jos. Bongartz[108] hält den Urteilsstock für identisch mit dem Halsgerichtsstock, nimmt „stock und steil" als Alliteration, welche die gleiche Sache zweimal bezeichnet. Zu Winterburg im Hunsrück (Kr. Kreuznach) hören wir im 16. Jahrhundert[109], daß die zu dem Hochgericht gehörenden Dörfer „zu dem halsgericht schuldig sein zu diehnen, nemlichen die leidtern zum galgen, den steil vnd daz radt, auch daz holtz, so man einen verbrennen soll, darzufuhren"; wenn hier lediglich Mittel zur Strafvollstreckung aufgeführt werden, muß auch der „Steil" genannte Pfahl ein solches sein, also wohl der vorhin so benannte „Halsringstock". Aber auch M. Müller fand für St. Wendel[7], daß dort einst Gläubiger Pfänder öffentlich „am Steil" versteigern ließen, und zwar wurden sie ebenfalls je dreimal im Abstand von jedesmal 14 Tagen ausgeboten. „Der Steil, ein einfacher Pfahl, stand vor dem Rathause. Bei dem Verkaufe liegender Güter setzte man dem Steile einen Strohkranz auf." Folglich bestand auch hier das „Säulenrecht".

J. Grimms Deutsche Rechtsaltertümer (II, 425) erbringen Beispiele dafür, daß selbst an Steinen, auf denen das Gericht tagte, ein eisernes Halsband oder ein solches mit noch einer Kette als Zeichen der Gerichtsbarkeit angebracht war; dann kann die Anbringung an dem Urteilsstock erst recht nicht verwundern. Wenn gar für ein bei Kempfeld im Hunsrück (Kr. Berncastel) einst bestehendes Hochgericht die in der Nähe der Wildenburg liegende Malstätte den Namen „am Urteilsstock"[110] erhielt — sie soll einmal für ein Hundertschaftsgericht „zwischen den Wäldern" gegolten haben —, dann ist doch herauszuhören, daß der hier errichtete Gerichtspfahl das Gerichtswahrzeichen schlechthin war, das, was eigentlich die Stelle für jenes Hundertschaftsgericht kennzeichnete. Für das gleiche Wahrzeichen führt J. Grimm in seinen Deutschen Rechtsaltertümern (II, 485) auch den Namen „Schwertpfahl" an, und zwar anscheinend aus westfälisch-niederdeutschem Gebiet: „de gogrefe mag komen selfdrede, de lemenstege tuschen Rickelings und dem Lockhufer dale, an den gogerichtsstoel und sin gericht spannen und kleiden und sin perd binden an den schwerdpael vor dem gerichtsstoel, und so ferre dat perd ummegaen

[106] Lager, Gesch. d. Abtei Mettlach, S. 264/265.
[107] M. Tritz, a. a. O., 353.
[108] Jos. Bongartz, Das gem. Hochgericht Theley, 41 f.
[109] Grimm, Weistümer III, 768.
[110] Fabricius, Die Herrschaften des untern Nahegebiets, S. 397/399.

Digitized by Google

mag mit der haltern gebunden an den pael, so ferr mag de warf (das Volk, der Umstand, die Versammelten) gaen und staen vor gericht". Im Mhd. bezeichnete diu stôle und daz swert „Papst und Kaiser", war das Schwert Sinnbild der weltlichen Gewalt und als Richtschwert das der Blut-, der Hochgerichtsbarkeit; also kann „Schwertpfahl" nur bedeuten Pfahl mit dem Richtschwert (als Hochgerichts-Wahrzeichen), und auch der Pfahl für sich muß den gleichen Sinn haben. Es kann also kaum ein Zweifel bestehen: wir haben es hier in all den angeführten Beispielen mit einer Fortsetzung des germanischen Gerichtspfahls zu tun. Und ob in den Zeugnissen aus der Gegend der Saar und des Schaumbergs „Stock und Steil" zwei verschiedene Dinge meinen — nämlich den die Hochgerichtsbarkeit symbolisierenden Gerichtspfahl und einen Pflock oder Stock, an den man Gefangene während der Gerichtsverhandlung fesselt — oder ob an anderer Stelle und zu anderer Zeit beide zusammen nur den einen „Halsringstock" bezeichnen, es ist die gleiche Sache wie der an anderer Stelle Urteilsstock genannte Pfahl und die beim Säulenrecht auftauchende Säule, der germanische Gerichtspfahl in dieser oder jener leicht abgeänderten Form, vor den man Schuldige zur Verurteilung stellt, an dem man Pfänder aufhängt und versteigert, vor dem auch Eichung von Maß und Gewicht erfolgen kann usw.

Lexers mhd. Wörterbuch kennt das Wort steil nicht; freilich kann mhd. stigele, stigel „Pflock, Spitze" das gleiche Wort sein. Aber die Deutschen Rechtsaltertümer (II, 258 f.) belegen es aus einem Weistum aus Dreis im Bereich der untern Mosel, wo es allerdings einen Galgen, aber einen mit nur einem Pfosten benennt: „füret man in (den missethäter) aus zu dem gericht auf den berg, genant Exenbuwel, alda sol ein steyl stehen mit einem arm, dann soll die gemeinde dem missethätigen den schlopf um den hals thun unter einem mantel und das seil geng und gemeinlich zusammen überziehen und das seil um den pal winden, der unterm steile stehen soll und also den missethätigen würgen lassen". In dem vorhin aus Winterburg im Hunsrück gebrachten Beispiel würde man den unter dem Galgen stehenden Steil mit dem Pfahl gleichstellen können, der in Dreis unter dem Steil genannten Schnappgalgen steht. Auch für Schweden belegt J. Grimm an der angegebenen Stelle ein dem „Steil" entsprechendes stegl, stegel, das einen Pfahl mit einem Rad darauf bezeichnet, worauf Hingerichtete zur Schau ausgelegt wurden (und dazu stellt sich wieder das angeführte mhd. stigel). Das ändert aber am Sinne des von mir ausführlich besprochenen Steils, den ich mit Urteilsstock und Halsringstock gleichsetzte, nichts. Denn an anderer Stelle führen die Deutschen Rechtsaltertümer einen Steil vor (II, 529), der ganz und gar der germanische Gerichtspfahl ist, als den ich Steil, Urteilsstock, Halsringstock, und wie die Vorrichtung heißen mag, ansah und ansehe. Zu Berncastel soll nämlich, laut Weistum von 1460 und 1499, ein Schnappgalgen errichtet werden, ebenso „ein steil, dahin der arme mensch im warf (d. i. Kreis, Versammlung) gestellet und peinlich angeklagt wird", auch sind eine „eichene wied" und ein „hagedornen knebel" zum Strangulieren an den Steil zu liefern, ferner Kamm, Schere und Besen an den Steil im Warf bei die

Digitized by Google

„eichen wied" zu stecken. Hier tritt wohl so klar wie in wenig Beispielen hervor, daß dieser Steil oder Gerichtspfahl oder Urteilsstock der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Gerichtsstätte, das eigentliche Gerichtsbarkeitswahrzeichen ist.

Ich muß aber noch eine weitere Gleichsetzung vornehmen, nämlich der Urteilsstöcke (oder Gerichtspfähle oder Säulen) mit den Gerichtssteinen. Ich stütze mich dabei zunächst auf Grimms Deutsche Rechtsaltertümer, II, 535: „Unweit Eger liegt der Marktflecken Hohenberg mit einem Schloß auf steiler Anhöhe. Sein Freiheitsrecht wird durch vier gleitseulen angedeutet, die eine ziemliche Weite vom Markte stehen. Nähert sich ihnen ein Totschläger so, daß er seinen Hut über diese Säulen hineinwerfen kann, so ist er von der Verfolgung des Bluträchers frei. Die unvorsätzlichen Totschlag begehen und sich hierher flüchten, finden (im Marktflecken) Sicherheit, sie dürfen frei aus- und eingehen, doch nicht über die Gerichtssäulen". Ich stelle fest, daß hier die „Gerichtssäulen" genau den gleichen Zweck erfüllen, wie ich es oben von dem Stein vor dem Haus des Wadgasser Probstes zu Saarbrücken berichtete. Ich stelle weiter fest: der noch zu Weißenheim a. B. stehende Gerichtsstein mit dem Namen „Hochzeiterstein", bei dem man in einer jüngeren Zeit noch die Neuaufnahme von Bürgern tätigte, wenn der Volksmund wahr spricht, hat die Gestalt einer dicken Steinsäule mit Fuß und Kopf in Form einer quadratischen Steinplatte; wurden hier Missetäter verurteilt, dann können sie nur vor den Stein wie vor jenen Gerichtspfahl und nicht auf ihn gestellt worden sein; bei dem Gerichtsstein also und nicht darauf — so schließe ich — fand ursprünglich die Aburteilung statt; nur in Erpolzheim nahm der Angeklagte auf dem Stein Platz. Ich folgere, daß diese Gerichtssteine der gleichen Bestimmung dienten wie die Urteilsstöcke oder Steilen, nur daß sie bald als Wahrzeichen der Hochgerichtsbarkeit auf dem Dingplatz, bald an der Hochgerichtsgrenze standen. Es begegnen uns jene hölzernen Gerichtsbarkeitswahrzeichen freilich im Westen der Saarpfalz und darüber hinaus nach Norden, nämlich von der Gegend von Merzig und Saarlautern einmal nordostwärts über Tholey und Theley am Schaumberg und Glanmünchweiler (zwischen Homburg und Kusel) bis nach der Winterburg und der Wildenburg im Hunsrück und Berncastel und zum andern südostwärts über Saarbrücken und Fechingen bis nach Hornbach und Zweibrücken, also ungefähr in dem Dreieck Merzig-Zweibrücken-Berncastel; die Gerichtssteine aber traten in von mir gefundenen Beispielen nur im Bereich der Rheinebene, also im Osten unseres Gaues und der südlichen Nachbarschaft auf und damit gesellen sie sich zu den von K. Frölich in den eingangs genannten Aufsatz besprochenen Steinen zu Worms, Alzey, Köln und dem Speyerer Domnapf; sie alle stehen oder standen im näheren Bereiche des Rheines; einzig der Gerichtsstein zu Breungenborn (Kr. Birkenfeld) begegnet weiter ab vom Rhein, stand im Bereich, das ich für den Urteilsstock umriß.

Ich muß aber auch noch auf eine Übereinstimmung zwischen Baum und Urteilsstock hinweisen, die 1524[111] zu Losheim (Kr. Trier) an der Nordgrenze unseres Gaues begegnet. Wie es vom Hungericht auf dem Ormesheimer Berg

[111] Grimm, Weistümer II, 100.

Digitized by Google

berichtet wurde, so wird hier als Recht gewiesen: wenn man einen Missetäter verhört hat, dann soll man, nachdem man zur Klarheit und zu einem Urteil gekommen ist, ihn von allen Banden befreien, „vnd soll in dreymall linx vmb den stock foeren, vnd alle malß roiffen, ob ein gut freundt wer vnd well vur in sprechen; wan das also gesche, soll man in lassen sich mit recht verantworthen"; findet er keine Bürgen, dann erfolgt die Hinrichtung. Wie gesagt liegt hier die gleiche symbolische Handlung vor wie in jenem Hungericht, nur wird dort ein Apfelbaum, hier der Urteilsstock dreimal umschritten. Können also Urteilsstock, d. i. altgermanischer Gerichts- oder Schwertpfahl, und Gerichtsbaum auch für einander überhaupt stehen? Anscheinend kann einer den andern vertreten und ersetzen. Ja, auch auf der „Malstätte am Urteilstein" zu St. Wendel[7] führt der Scharfrichter den Angeklagten nach nochmaligem Geständnis „dreimal linksherum im Kreis und ruft dreimal dem Umstande zu, ob jemand da sei, der des armen Mannes Bürge sein und sein Verbrechen verantworten möge", nämlich 1580 vor einer Hinrichtung.

Tritt nun an Stelle der Dingstatt unter freiem Himmel ein überdachter und mehr und mehr geschlossener Raum — Dinghaus und Spielhaus waren Namen, die uns schon dafür begegneten —, wie steht es dann mit dem Gerichtspfahl, Urteilsstock oder der „Säule", an die man zur Zwangsversteigerung kommende Gegenstände in Gestalt eines sie vertretenden Rechtssymbols hängte? In Saarbrücken erhielt im September 1672 der Zimmermann Dönigen (Dönig, Doningen)[112] von der Stadt den Auftrag drei Säulen in die untere Stube und Nebenkammer des Rathauses zu machen, und K. Lohmeyer sieht diese[113] als die Säulen an, an welche die Schindeln von zu versteigernden Häusern gehängt wurden, und wohl mit Recht; freilich heißt es in den Protokollen[114] immer nur „an die Säul gehenkt", „an die Säul gebrachte Schindel", womit erwiesen ist, daß jedesmal nur eine jener in verschiedenen Räumen stehenden Säulen benützt wurde. Wichtig ist aber für uns jedenfalls, daß diese Rechtssäule, die wir als Urteilsstock und Schwertpfahl im Freien trafen, nun auch zu später Zeit noch in geschlossenen Räumen steht. In Saarbrücken ist sie nicht organischer Teil des Baues, sondern wird nachträglich in einen bestehenden Raum eingefügt. Sieht man sich aber z. B. die fränkischen „Verkündhallen" (z. B. zu Mürsbach im Itzgrund in der Bayer. Ostmark)[115] und die ostdeutschen Gerichtskretschams bzw. Gerichtslauben an, dann gibt man wohl Hrch. Franke[116] recht, der ihre charakteristische Mittelsäule mit der in den First hinaufwachsenden Krone aus Balken- und Strebenwerk als einen in einen „Rechtsbau" organisch aufgenommenen „Rechtsbaum" zu erweisen sucht, „der als Offenbarung der Weltordnung immer verehrungswürdig geblieben

[112] Saarbrücker Stadtgerichtsprotokoll, im Besitz von Dr. Max Röchling in Heidelberg.

[113] K. Lohmeyer, Kultur- und Familiengeschichtliches aus verlorengeglaubten Saarbrücker Stadtgerichtsprotokollen (Saarbrücken 1939), S. 87/88.

[114] A. a. O., 100.

[115] Kl. Thiede, Flur- und Dorfbild i. dt. Land (Leipzig 1937), Bild 13.

[116] Hrch. Franke, Die altgermanische Gerichtslaube (Breslau 1938).

Digitized by Google

war“[117]. Im gleichen Sinne erläuterte ich ja oben bereits die Bedeutung des Baumes an der Dingstatt. Aber die Saarbrücker Säule scheint daneben zu zeigen, daß ebenso auch statt des Rechtsbaumes die „Rechtssäule“, hervorgegangen aus dem „Rechtspfahl“, ohne organische Verbindung mit dem Bauwerk weiterdauern kann.

Ich bin mit meinen Untersuchungen vielfach nicht zum letzten sichern Sinn der Dinge vorgedrungen, mußte oft Fragen aufwerfen, ohne eine befriedigende Antwort darauf geben zu können. Deshalb sagte ich ja auch im voraus, ich wolle nur Beiträge liefern zu einer notwendigen Untersuchung, die erst noch angestellt werden muß. Je mehr solcher Beiträge von verschiedenen Untersuchungsstellen aus beigebracht werden, um so mehr Aussicht besteht, zu einem sicheren Ergebnis zu kommen.

[117] A. a. O., S. 4.

Digitized by Google

Das Goldene Rößel in Oberdonau.

Von **Dr. Ernst Burgstaller**, Ried.

Stolzere und reichere Geschenke beschert das Christkind den vielen tausend Kindern unseres Gaues, an denen nun ein Jahr lang ihr junges Herz wie in Verzückung hängt, als den armen Kindern der weltabgelegenen Wälderdörfer des Inn- und Mühlviertels. Aber zu diesen Kindern der einstigen großen Wälder kommt heute noch das Wunder, das sich alljährlich immer neu gebiert, seit der indogermanische Mensch die Acker pflügt, das Wunder des Goldenen Rössels.

Einst war der Glaube an dieses wunderbare Sonnenrößlein wohl über das ganze Land verbreitet; seit im vergangenen Jahrhundert jedoch der Mythos vom Christkind und der Brauch, Christbäume aufzustellen[1], auch hier ihren Einzug hielten, verlor er ungeheuer rasch sein ehemaliges Verbreitungsgebiet, so daß heute nur mehr die immer besonders traditionsfreudigen Gegenden des Inn- und Mühlviertels allein seine wichtigsten Restgebiete darstellen. Daneben erscheint das Goldene Rössel noch den Kindern einiger Orte des Hausruckviertels (Zentrum um Eferding und Kimpling) und des Salzkammergutes (Laakirchen; in Goisern führt es noch gar einen goldenen Wagen hinter sich!). Fast überall kommt es jetzt neben dem Christkind zu den Kleinen, doch kehrt das Goldene Rößlein meist am Morgen des Heiligen Abends bei den Gehöften ein, indes das Christkind sich für die Bescherung, die es nun allein vollzieht, die Abendstunden wählt. In manchen Orten des Mühlviertels weiß man aber

[1] Der Christbaum wurde in unserem Gau erst in den letzten Jahrzehnten heimisch. Vorher schmückte man, wenigstens in einigen Teilen des Innviertels und Salzkammergutes, den Eckplatz im Herrgottswinkel mit Tannengrün oder steckte in die Zwischenräume zwischen den Tragbalken der Zimmerdecke (Tram) und den auflastenden Brettern grüne Zweiglein. Manche Lehrer (z. B. J. Burgstaller, Oftering; F. Fuchs und A. Friedl, Putzleinsdorf; A. Zöhrer, Sarleinsbach) wissen noch anzugeben, daß sie um 1890 den ersten Christbaum zum größten Erstaunen der Bevölkerung in ihr Dorf gebracht haben. Die Bauern veranstalteten regelrechte Wallfahrten zu den seltsamen, prächtig aufgeputzten Lichterbäumen, die ihnen als etwas völlig Neues und unglaublich Schönes vorkamen. Noch um 1914 gab es zahlreiche Orte, die den Christbaum nicht kannten. Auch heute findet sich im Landkreis Rohrbach und im Stodertal noch hier und da ein Gehöft, in dem zu Weihnachten kein Bäumchen die Stube ziert. In Vorderstoder kann man das Vorschreiten der Sitte, Christbäume aufzustellen, geradezu ziffernmäßig verfolgen. So betrug die Prozentzahl der Gehöfte mit Christbäumen ungefähr: 1900 : 0, 1905 : 5, 1920 : 50, 1938 : 85.

Digitized by Google

höchst lehrreiche Übergänge zwischen den beiden mythischen Figuren zu berichten: so kommt es vor, daß man sich das Christkind in einem goldenen Wagen fahrend denkt, den das Goldene Rössel (oder Heinßl) zieht, oder es kommt, so sichtbarlich den scheinbaren Sieg des Christentums recht deutlich symbolisierend, gar auf dem schönen Pferdchen angeritten!

So trabt das Sonnenroß, das noch die schimmelopfernden Tscheremissen, die Wolgadeutschen im 18. Jahrhundert als „silberhufig" und „glänzendmähnig"[2] priesen, die Inder im „Rigveda"[2] wundersam besangen, und das auch den zweiten Merseburger Segensspruch mit seinem „Phol ende Wotan" eröffnete, noch heute seinen jahrtausendealten Weg durch unseren Gau, und immer noch drücken sich die Kleinen ihre Näschen an den Fensterscheiben platt, um wenigstens einmal im Leben auf dem gegenüberliegenden Scheunenfirst mit einem rasch verfliegenden goldenen Schimmer das seltsame Rössel hinwegsetzen zu sehen. Und immer kommen sie zu spät, wenn sie auch noch so sehr das vorgeschriebene Fastengebot den ganzen Vormittag über hielten, denn sein Galopp ist unvergleichlich. Und trotzdem hat es noch Zeit, den Kindern die bereitgestellten Teller mit Süßigkeiten zu füllen und so ihr enttäuschtes Herzlein wenigstens ein wenig zu beglücken[1a].

Es ist natürlich kein Zufall, daß das eilige Pferdchen ausgerechnet in den Weihnachtstagen unser Land durcheilt, in jener Zeit also, da die Sachsen, dieser an großer Tradition den Bayern nah verwandte Stamm, ganze Hekatomben von Pferden opferten (99 alle 9 Jahre!)[2] und in der die Tiere reden und um die geheimsten Dinge der Zukunft wissen! Aber bis tief in die Vorgeschichte müssen wir zurückgreifen, um die dinglichen Niederschläge des Mythos vom Sonnenroß zu finden, bis wir im bronzezeitlichen Norden dem berühmten Sonnenwagen von Trundholm begegnen, diesem sechsrädrigen Fahrgestell, auf dem ein „goldenes" Pferdchen eine mächtige Sonnenscheibe hinter sich herzieht, genau so wie unser Goldenes Rössel in Goisern! Und weiter, bis um die Zeitenwende einige keltische und germanische Münzbilder Pferde zeigen, die von kleinen Sonnenkreisen umgeben sind[3]. In dieselbe Zeit verlegt man aber auch die Entstehung der Felsbilder am Kriemhildistuhl, auf dem zwei reliefartig herausgehauene Pferde neben Sonnenrad und -kreuz erscheinen[4]. Und endlich ist hier noch das gewaltige Schimmelbild zu nennen, die mächtige Einritzung der White Horse Dawns in Bechshire[2], das heute noch die Bauern der Umgebung am Sonnwendtage vom überwuchernden Unkraut reinigen, auf daß es in alter Herrlichkeit neu über die weiten grünen Fluren strahlt. Aber auch in der Neuzeit ist die Verbindung von Pferd und Sonne durchaus noch lebendig,

[1a] Ganz vereinzelt zeigt sich das Goldene Rössel auch am Karfreitag (Grieskirchen, Laakirchen), gewissermaßen als heidnisches Gegenstück zum Goldenen Osterlamm, das man am Ostermorgen zu sehen vermeint.

[2] Alle Belege bei M. Hindringer, Weiheroß und Rosseweihe. Ergänzend vergleiche man: Mar Jähns, Roß, Reiter in Leben, Sprache, Glauben und Geschichte des deutschen Volkes, ferner: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VI, Sp. 1598 ff.

[3] E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 1922, Abb. 94 und 109.

[4] C. Schuchardt, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern, Tafel 63.

Digitized by Google

wie eine 1668 datierte Schützenscheibe aus Tittmoning[2] beweist, die im umstrahlten Kreis ein galoppierendes Pferd darstellt, das ein sonnenhafter Reiter bändigt!

Die Überlieferungen vom Sonnenroß verbinden sich, wie wir sahen, oft mit mittwinterlichen Zeiten, unter denen der „Große Pferdetag", wie man ihn einstens nannte, der Stephanstag, besonders auffällt, da man an ihm in vielen Teilen des weiten germanischen Gebietes große Feste feierte. Ein paar der ältesten Kirchen unseres Landes sind dem hl. Stephan geweiht, unter ihnen keine geringere als die durch Sage, Kult und Kampfstellung gleich berühmte Stiftskirche von Kremsmünster. Sie bildete, wie sich unschwer überzeugend begründen läßt, in ihren germanischen Grundlagen einst den Mittelpunkt eines weit ausgedehnten Kultbereiches, und außerdem ein wichtiges Zentrum im Abwehrkampf gegen Slaven und Avaren. Und zu den Toren dieses Klosters mit seiner Stephanskirche strömten noch bis in die Zeiten des bekannten Kaisers Josef II. geradezu ungeheure Scharen — die Kirchenchronik verzeichnet Zehntausende! — von Bauern und kleinen Leuten herbei, um aus der Hand der Geistlichen als fromme „Stiftung", die Tassilo, dem Klostergründer, zugeschrieben wird, ein großes Stück Ochsenfleisch und ein Gebäck, das einen Eberstempel trug, in Empfang zu nehmen[5]. Daß es sich hier um eine klug umgewandte christliche Fortsetzung eines heidnischen Brauches handelt, wird man (besonders im Hinblick auf die noch im Lande erbringbaren Belege) nicht bezweifeln. Sicherlich waren diese Spenden nur der letzte Rest eines einst von weither besuchten Kultmahles mit einem entsprechenden Pferdeopfer gewesen, gegen das die Kirche weise auftrat, indem sie es nach der Verordnung des klugen Papstes Gregor II. durch einen allgemeinen Schmaus an den heiligen Stätten ersetzte, zu dem allerdings nur Fleisch der Rinder zugelassen war[6]. Wie sehr lebendig im germanisch-deutschen Volke aber der Kult der Pferdeopfer war, in denen „ein der Sonne gleichgeartetes Tier ihr zu Ehren und zur Verherrlichung ihres zeitensetzenden großen Ablaufes" (J. v. Negelein) dargebracht wurde, beweist die Tatsache, daß die Kirche noch im Jahre 1469 im Thesaurus pauperum auf ihre früheren Verbote zurückgreifen mußte, um den Genuß des Pferdefleisches als eine allzustarke Erinnerung an den einstigen Kult endgültig zu beseitigen.

Mit dem Stephanstage verbinden sich die Berichte von den fränkischen Pferdeorakeln im „Neun-Raine-Ritt"[7]. Von hier lassen sich leicht die Fäden ziehen zu unseren weissagenden Pferden in der Mettennacht und zu den Lüneburger Burschen, die, als Pferde verkleidet, in der Weihnachtszeit weissagend zu den Mädchen gehen[8].

Am sichtbarsten mit dem Stephanstag verbunden, außer den Haferbenediktionen und Fruchtbarkeitskulten (vgl. das Mühlviertler und südböhmische

[5] Vgl. Franz Berger, Oberösterreich, ein Lesebuch. Darin: Lohner, Der Karnisseltag in Kremsmünster. Über Eberbrote vgl. L. Weiser, Jul, Stuttgart 1923, S. 11 f.

[6] Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VI, 1652 f.

[7] Belege bei Hindringer, a. a. O.

[8] Vgl. Fehrle, Die Germanin des Tacitus (3. Aufl., 1939), 84 f.

Digitized by Google

„Stöffeln"), ist der weit verbreitete Brauch des „Stephansreitens"[9]. Und hier sind es, wie so oft, gerade wieder die Gebiete von Oberdonau (vor allem das Innviertel) und des anrainenden Bayerns, die wegen ihrer erstaunlichen Ähnlichkeit der Brauchtumsformen mit schwedischen Parallelen unsere volle Aufmerksamkeit verdienen.

An sich hat der hl. Stephan mit den Pferden nichts zu tun. Erst die Verbindung seines Festes mit der Zeit der großen Pferdeopfer macht ihn zum Patron der Rösser. Dagegen hilft auch die schwedische Legende nicht, die berichtet, wie der gesteinigte Heilige auf ein Pferd gebunden worden sei, das mit seinem Leichnam, dem Lauf der Sonne folgend, davongestiebt sei, bis man ihm in Schweden den Toten abgenommen habe, wo man diesem ersten Märtyrer zu Ehren nun die großen Stephansrennen begründete, die aber merkwürdigerweise alle ausgerechnet zu alten heiligen Quellen führen, aus denen man die Rosse, oft mit einem silbernen Löffel, als Schutz gegen alles Unheil trinken läßt[10]. Und in unserem oberösterreichischen Buchkirchen[11] trabten die Stephansreiter noch im vorigen Jahrhundert, getreu ihrer urnordischen Tradition, zum nahen „Tänlbrunnen", um mit dem heilsamen Wasser die Augen zu waschen, sie so vor jähem Erblinden schützend!

Einst sollten wohl alle diese Umritte mit dem christlichen „Frühgebetläuten" beendet sein, wie aus Enghausen in Oberbayern ausdrücklich bezeugt ist, wo man sich des heidnischen Ursprungs dieses Brauchtums offenbar noch dunkel bewußt war. Heute sind die meisten Ritte (die in Oberdonau aus acht Orten bekannt sind), vor allem im Innviertel, in die Vormittagsstunden des Stephanstages verlegt worden, wobei der Brauch, mit geringen Ausnahmen — so möchte es einem bei oberflächlicher Betrachtung dünken — seinen ursprünglich ernsthaften Charakter verlor und nahezu ins Faschingsmäßige verschoben wurde. An der Spitze des festlich aufgeputzten Zuges traben in hohen Spitzmützen zwei „Wurstel" daher, deren Witze und derbe Späße die Freude der Zuschauer zu hellem Gelächter steigert. Die gleichen Gestalten aber ziehen auch unseren Rauhnachtsumzügen der vermummten Zechbuben voraus, springen als erste in die Stuben und machen mit ihrem kurzen, dicken Stab, dem „Stumpen", Platz für die andern. Ja, sogar eine so erhabene und allseits höchst geehrte Figur wie der „Schimmelreiter" tritt im oberösterreichischen Innviertel ab und zu mit der hohen, spitzigen Wurstelmütze, an der ein langer Roßschweif baumelt[12], auf, und zeigt so die kultische Bedeutung dieser heute zur Kennzeichnung des Clowns verwendeten Tracht. Vielleicht sind also diese Wurstelumzüge, die außerdem zahlenmäßig überwiegen, die ursprünglichere Form, die dann durch den Einfluß der Kirche in die ernsten feierlichen Umritte umgestaltet wurden, wie sie uns u. a., am schönsten und erhabensten, im prachtvollen Leonhardiritt zu Pettenbach (bis 1938) erhalten sind. Dort erscheint auch der

[9] Vgl. Wolfram, Die Julumritte im germanischen Süden und Norden, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 11, 1937, 6 ff.

[10] Vgl. Hindringer, a. a. O.

[11] Baumgarten, A., Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat, Neudruck: Heimatgaue, VII, 17; Baumgarten, A., Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. XXII. Mus. Bericht, Linz 1862, S. 30.

[12] Kirchdorf a. Inn. Mitt. Franz Burgstaller.

Digitized by Google

Schimmel wieder an der Spitze des Zuges und zeigt so seine besondere Aufgabe im Dienst der Sonne und des Lichtes — genau so wie der Schimmelreiter mit seiner Roßschweifmütze![13] Aber nicht nur im Mythos und erhabenen Kult herrscht in Oberdonau noch die jetzt nur mehr ahnungsvoll gekannte Vorstellung von der Macht der Sonne, die sich im weißen Pferde äußert. So bedeutet der Anblick eines Schimmels Glück, wenn man zu besonderen Taten schreitet[14], ein Schimmel, zum Barren eines kranken Tieres hingeführt, läßt es genesen[15]. Auf Rossehäupter leistete man einst gewaltige Eide, die Karl d. Gr. nicht umsonst als „Stephansschwüre" streng bekämpfte[16]. Als Giebelzierden beschützen Roßhäupter die Häuser des nordwestlichen Deutschlandes genau so wie in unsren Dörfern die eisernen Rosse als Wetterfahnen und Sinnbilder (man denke an das berühmte eiserne Roß in Braunau) ihnen Schutz und Segen spenden[17].

In schweren Kämpfen bringt das weiße Pferd den Sieg aus den himmlischen Gefilden auf unsere Erde nieder wie in der großen „Hunnenschlacht" zwischen der Salzach und dem Inn. Und dereinst wird auch der greise Kaiser Karl aus seinem Untersberge auf einem Schimmel in die Schlacht auf dem Walserfelde reiten, in der er nach der Niederwerfung aller Feinde Deutschlands ewiges Reich begründet[18].

Aber auch in die Alltagssprüche unserer Bauern ist eine Redewendung eingegangen, die noch heute heimlich den längst vergessenen Zusammenhang zwischen dem Schicksal des einzelnen und der Gnade der Götter dartut. Denn „wer weiß, wem der Herrgott den Himmel schenkt"[18], sagt heute noch vertrauensvoll der Landmann, wenn er ausdrücken will, daß vielleicht auch ihn einmal das große Glück plötzlich überkommen kann, wie der unberechenbare Ruf der Gottheit.

Ebenso tief wie all diese bisherigen Brauchtümer, Redewendungen und Sprüche, führt uns ein griechisches Bild des Helios[19], auf dem er, ein mächtiges Hakenkreuz auf der Brust, den Sonnenwagen stattlich über das Firmament dahinlenkt. Hakenkreuz und Wirbelstern gelten wie Radkreuz und Kreis seit den Tagen der frühen skandinavischen Felsritzungen als Zeichen der Sonne und

[13] Vgl. dazu auch: Dr. Ernst Burgstaller, Die Große Rauhnacht in Oberdonau. In „Deutsche Volkskunde", Vierteljahrsschrift f. AG. f. dtsch. Vk., II. 1. S. 9 ff.

[14] Anm.

[15] Mitt. Fr. Schoißwohl, Hinterstoder.

[16] Hindringer, a. a. O.

[17] In diesem Zusammenhang erscheint auch eine von Dr. W. Kriechbaum mitgeteilte Sage aus dem volkskundlich sehr wichtigen Gebiete des Siedelberges im Innviertel bedeutsam, in der erzählt wird, wie das „Wundermandl von Burgkirchen" den „Alten vom Grunde" (den Wilden Jäger) dadurch besiegte, daß es zwei Segensprüche auf den Boden zeichnete. Die gleichen Heils- und Abwehrzeichen sah er bei den Bauern und Schäfern! (Kriechbaum, Unsere Vorfahren und die Bedeutung der Heimatkunde. Linz 1932. S. 88 f.)

[18] A. a. O.

[19] Abb. in Arch. Jahrb. 1924 und bei J. Lechler, Das Erbe Deutschland, Bd. VII.

Digitized by Google

eines segenvollen Lebens[20]. Der germanische Osten aber versuchte (mittlere Eisenzeit) in wahrhaft genialer Weise die Enden des Wirbelsternes umzuformen auf Pferdeköpfe, so in grandioser Einfachheit das Sinnbild der Sonne verbindend mit dem weihevollen Mythos von den Sonnenpferden[21].

Neben Wirbelmotiv und Hakenkreuz steht seit je auch die Spirale, die als das Sinnbild der gegen die überwältigenden finsteren Mächte ankämpfenden Sonne besondere Verbreitung fand. Wir erinnern hier an das höchst merkwürdige Bild der wiederkehrenden auferstandenen Sonne an der Spitalskirche zu Tübingen[22], das den Oberkörper eines Mannes zeigt, dessen Antlitz eine ungeheure Spirale bildet! Daß die Spirale nicht nur auf Plastik und Zierat, sondern auch im Kultbrot ausschlaggebende Form gewinnt, zeigt uns der Heiligenstriezel (auch „Himmelleiter" genannt) des Stoderkales, der in der Form eines S in den Allerheiligentagen ausgeprägt wird. Daß die Spirale aber auch mit dem Mythos vom Sonnenroß in Verbindung steht, erweist ein weihnachtlicher Lebkuchen, der „Julhäst", aus Schweden, der ein Pferdchen zeigt, das mit zierlichen Spiralen allerliebst verziert ist. Noch einen Schritt weiter führt uns der ebenfalls aus Schweden stammende „Saatkuchen" der Julzeit, der aus mehreren übereinandergelegten Spiralgebäcken aufgebaut und im Frühling beim ersten Saatgang an Pflüger, Pflugtiere und Acker, um der Fruchtbarkeit des Landes willen, gleichmäßig verteilt wird. Ein formal vollkommen gleiches Gebäck findet sich nun auch im Hauptgebiet des Goldenen Rössels, im nordwestlichen Mühlviertel, wo es um die Jahreswende in einigen wenigen Orten als „Neujahr"-Brot erscheint und sicherlich einem ähnlichen Fruchtbarkeitskult entsprang.

So schließt sich der Kreis der Deutung um das Goldene Rössel enger: aus gleicher Wurzel stiegen der heute fast vergessene und verdämmernde Mythos vom Gaben und Fruchtbarkeit spendenden Sonnenroß, das das Christkind immer mehr zurückdrängt, und das schneckenförmige Spiralgebäck um Neujahr.

Die fernen Zeiten, in denen beide einst aus starkem Glauben wuchsen, sind nun plötzlich nah und schaubar, die ungekannten Hintergründe werden sichtbar: beide Überlieferungen stehen im gleichen Licht! Sie entstammen der nordischen Verehrung der kämpferischen, sieghaften Sonne, die das Leben spendet und die Fruchtbarkeit für Mensch und Acker, die große Fruchtbarkeit, nach der die jungen starken Völker, die an das Tor der Weltgeschichte pochen, alle dürsten, auf daß sie mit ihrer Hilfe mächtig in die Herrschaft stürzen und in irdischen Geschlechterreihen ein ewiges Reich begründen.

[20] Diese Zeitschrift, 8, 1934, 1 ff.
[21] E. Schuchardt, Vorgeschichte von Deutschland, 1935, Abb. 186 c.
[22] E. Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, 1922, S. 218.

Digitized by Google

Zum 50. Geburtstag Hermann Eris Busses.

Von Dr. **Wolfgang Treuflein**, Heidelberg.

„Alles Leben ist wie das Meer unterm Himmel, es hat Wellenhöhe und Brandung, Tal und Tiefe, Glanz und Tatkraft, Mattigkeit und Stille. Das Leben der Geschlechter geht auf und ab. Eines bleibt: Der Erbgrund des Blutes, der Strom, der mit guten oder mit minderen Kräften gespeist wird, mit der unverlierbaren Mitgift der Ahnen." So schreibt Hermann Eris Busse im Vorwort zu der ausgezeichneten Familienkunde von Siegfried Federle, und aus diesem Erbgrund des Blutes, das in der heimatlichen Landschaft pulst, erwachsen ihm seine Dichtungen und Schilderungen in reicher Fülle. Das dichterische Werk Hermann Eris Busses umspannt die gesamten Lande am Oberrhein samt Schwarzwald, Baar und Bodenseegebiet, die sich und ihre Menschen darin in buntem Wechsel widerspiegeln.

In diesen dichterischen Berichten, wie sie Hermann Eris Busse selbst nennt, und von denen hier nur in erster Linie die Schwarzwaldtrilogie „Bauernadel", der „Tauträger", der in der Baar spielt, die Saga vom Oberrhein „Der Erdgeist" und weiterhin „Die Leute von Burgstetten", „Fegfeuer", „Heiner und Barbara", „Hans Fram", „Tulipan und die Frauen" und „Peter Brunnkant" genannt seien, zeichnet der Dichter ein vielgestaltiges Bild von Land und Leuten, in das unzählige kleine und treffende Beobachtungen aus dem Volksleben und dem Brauchtum verwoben sind. Doch diese Erscheinungen des völkischen Lebens sind Hermann Eris Busse nicht nur schmückendes und rankendes Beiwerk, sondern sie ordnen sich ein in das Wollen des Dichters, der sein Augenmerk auf die „Sache ehne dra" richtet, wie sie einst J. P. Hebel genannt hat. „Es sind die geheimen Kräfte hinter den gegenwärtigen Mächten, die Sachen hinter den Dingen, die sich formen wollen und der dichterischen Aussage zustreben" bekennt Busse von seinem Schaffen.

Da ja letztlich die Volkskunde auch diesen „Sachen ehne dra" nachspürt, die, gewachsen aus dem Erbgrund des Blutes, ihren Niederschlag und ihren Ausdruck in den mannigfachen Erscheinungen des Volkslebens wie Sitte und Brauch, Sage und Lied, Tracht und Volkskunst finden, so müssen die Werke Hermann Eris Busses in ihrer Gesamtheit und in ihrer gleichgerichteten Zielsetzung, — einmal abgesehen von ihrem dichterischen Gehalt —, geradezu zwangsläufig zu einer Fundgruppe volkskundlicher Erkenntnisse werden, und sie sind es auch. So tritt uns neben Johann Peter Hebel, Hermann Burte und Emil Strauß in Hermann Eris Busse ein wahrer Künder des alemanni-

Digitized by Google

schen Volkstums entgegen, aus dessen Werken Landschaft und Volkstum am Oberrhein sprechen. Seine Gestalten und Landschaften sind nicht erdacht und ergrübelt, sondern naturhaft gewachsene und dichterisch gestaltete Abbilder.

Neben diesem umfangreichen dichterischen Schaffen, das seinen Widerhall weit über die Grenzen unseres Heimatgaues hinaus findet, und damit die Kunde von der Eigenart alemannischen Volkstums in die weite Welt trägt, geht bei Hermann Eris Busse in gegenseitiger befruchtender Wechselwirkung seine verantwortungsvolle, nicht minder bedeutende Tätigkeit als Leiter des Landesvereins Badische Heimat/Oberrheinischer Heimatbund einher. Wenn heute unser Gau ein umfassendes und reichhaltiges Heimatschrifttum sein eigen nennen kann und hierin anderen Gauen des Reiches weit voraus ist, so ist dies in erster Linie das Verdienst Hermann Eris Busses, der dem Wirken des Oberrheinischen Heimatbundes seit Jahrzehnten in nimmermüder Arbeit und Zielsicherheit Weg und Wirkung weist. In bisher 25 Jahresbänden, die Volkstum, Geschichte und Landschaft der einzelnen Teile unseres Gaues eingehend behandeln und mit reichem Bilderschmuck versehen sind, und deren neuester nach der endgültigen Heimkehr des Elsasses dieses deutsche Land am Oberrhein schildert, in der Zeitschrift „Mein Heimatland", im „Ekkhart-Jahrbuch" und in den 47 bisher erschienenen Heften der Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main", die allesamt Hermann Eris Busse im Auftrage des Landesvereins herausgegeben hat, wird uns ein überreiches Bild unserer Heimat geschenkt.

Hermann Eris Busse hat in diesen Veröffentlichungen des Landesvereins aus eigener Feder manchen wertvollen Beitrag zur Heimatkunde beigesteuert. An eigenen volkskundlichen Schriften müssen hier die „Alemannische Volksfasnacht" und der in der Reihe „Deutsche Volkskunst" erschienene Band „Baden", der Eugen Fehrle gewidmet ist, genannt werden. In der „Alemannischen Volksfasnacht" geht Busse mit Hilfe zahlreicher ausgezeichneter eigener Aufnahmen den Erscheinungen und dem Ursprung des vielgestaltigen oberrheinischen Fasnachtsbrauchtum nach, von dessen tiefem Sinn er schreibt: „Die Fasnacht ist nie das Treiben von einem Narren oder Übermütigen, von einem Ausgesonderten oder Einfallsreichen, die Fasnacht ist ein altes Fest der frühen Volksgemeinschaft. Sie ist von innen und von weither gesehen ein Kult der Schicksalsgemeinschaft und wurde, wie alles Schicksälige, das in Volk und Landschaft eingreift, von Männern getragen". Das Wesen des Brauchtums umschreibt Busse mit den Worten: „Brauchtum hat seinen Sinn im religiösen Kult des Volkes. Es schöpft aus dem Göttlichen, dem unerklärlichen Geschehen des Lebens in der Natur, des Lebens und des Todes. Es ist das Zuchtgesetz der Volksseele, aus dem Instinkt geboren. Diesen Urtrieb zerstören hieße dem Volke die Spur des Weges zur Schöpfung verwischen, es seiner Erneuerung berauben. Brauchtum ist die innere Sprache des Volkes, ausgedrückt in schaubaren Sinnbildern".

Mit dem gleichen feinen Einfühlungsvermögen schildert Hermann Eris Busse, der ja Volkstum und Landschaft seiner Heimat auf das genaueste kennt, in dem Band „Baden" der Deutschen Volkskunst das Wesen und den Reichtum der Volkskunst in unserem Gau. Er trifft dabei eine sinnvolle Unterscheidung zwischen der volkstümlichen Kunst, zu der er auch die Handwerkskunst rechnet, und der eigentlichen Volkskunst, von der er mit Recht betont:

Digitized by Google

„In die Volkskunst bricht niemals ‚auf das Dorf hinausgewandertes' städtisches Kulturgut ungeformt oder verwildert nachgeahmt ein, wohl aber in die volkstümliche Kunst".

Nicht nur die Landschaft und das Volksleben seiner Heimat zieht Hermann Eris Busse in den Kreis seiner Beobachtungen und Schilderungen, er hat auch große Persönlichkeiten, die aus dem Boden dieser Heimat erwuchsen und in ihr verwurzelt blieben, in eigenen Veröffentlichungen geschildert. So sind zwei hervorragende Hefte der Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main" den heimischen Malern Hermann Daur und Hans Adolf Bühler gewidmet. Leben und Werk des ihm wesensverwandten größten Malers unseres Gaues Hans Thoma beschreibt Hermann Eris Busse in zwei feinsinnigen Schriften, die im letzten immer wieder das Lob der gemeinsamen Heimat singen. Auch den in unserem Gau seßhaft gewordenen Erzähler des Dreißigjährigen Krieges Johann Christoph Grimmelshausen bringt Busse, der ja eine eigene Grimmelshausenrunde ins Leben rief, unserem Volke durch ein Buch nahe, in dem er Grimmelshausen in Art und Haltung seiner wilden Zeit uns verständlich macht. In einem Reclambändchen „Zum silbernen Stern" hat Hermann Eris Busse in Form einer Erzählung dies Bestreben, Grimmelshausens Leben in unserer Heimat zu schildern, erfolgreich weitergeführt. So rundet und vervollständigt Hermann Eris Busse durch die Darstellung des Lebens einzelner großer Männer das Gesamtbild der Heimat und ihrer schöpferischen Kräfte.

Überblicken wir heute dieses wahrhaft fruchtbare dichterische und heimatkundliche Gesamtwerk Hermann Eris Busses, der am 9. März 1941 erst 50 Jahre zählt, so erhalten wir einen Begriff von der starken Lebens- und Gestaltungskraft dieses Mannes, dem unsere Heimat und das deutsche Schrifttum in Forschung und Verkündigung so Vieles zu danken hat. Es ist unser Wunsch und unsere feste Zuversicht am 50. Geburtstag, daß er auch in langer Zukunft in einem freien und blühenden Großdeutschland zum Segen unserer Heimat wirken wird!

Digitized by Google

Heilszeichen.

Zugleich Auseinandersetzung mit Bode, „Heilige Zeichen".

Von **Prof. Dr. Ernst Krieck**, Heidelberg.

Vorbemerkung. Meine Markgräfler Heimat, insbesondere mein Geburtsort Vögisheim, ist dicht angefüllt mit altem, zäh festgehaltenem Brauchtum, Wortschatz und Überlieferungsgut aller Art. Von Jugend auf immer wieder davon angezogen, habe ich daraus schon mancherlei zur Volkskunde in weiterem Sinne beisteuern können. Als ich mich in jüngster Zeit mit den Heilszeichen befaßte, wurde ich aufmerksam auf W. Bodes Buch „Heilige Zeichen" (Heidelberg 1939) und statt einer der üblichen Besprechungen will ich anschließend versuchen, selbst einen das Problem fördernden Beitrag zu geben. Bode ist gut, bleibt aber oft in einer gewissen vordergründigen Einseitigkeit stecken. Außer den von ihm benützten Werken wie E. Jung, „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" (1. Auflage, München 1922), H. Chr. Schöll, „Die drei Ewigen" (Jena 1936), E. Weiß, „Die Entdeckung des Volkes der Zimmerleute" (Jena 1923), Mannhardt, „Wald- und Feldkulte" (1874), ziehe ich aus der Menge von Quellenwerken noch bei B. Schweitzer, „Herakles" (Tübingen 1922), Achelis, „Die Katakomben von Neapel" (1936), Zimmer, „Kultform und Yoga" (Berlin 1926), Winthuis, „Das Zweigeschlechterwesen" (1928), benütze vornehmlich aber einiges selbstgesammeltes Material.

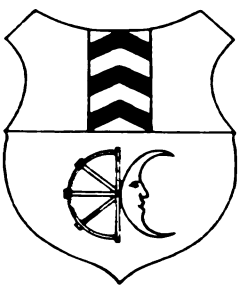
1. Der Weg.

Gleich den Mythen bilden die zugehörigen Heilszeichen (Symbole, Sinnbilder) ein Meer, in dem zuletzt alles in allem zu verfließen, feste Gestalt aber späte Totenstarre zu bedeuten scheint! Wie kann man darin mit unseren starren und eingeengten Begriffen einen sicheren Fahrweg finden? Der Begriff unterliegt den Gesetzen der analytischen Logik: er bringt Zerteilung, Absonderung, Erstarrung. Die Zeichen dagegen unterstehen den Gesetzen der unmittelbaren Anschauung, nämlich der Kontinuität, der Polarität, der Koinzidenz alles Gegensätzlichen. Kann man mit Begriffsschälchen und analytischer Logik ein wogendes Meer ausschöpfen? Jeder mag sich da einen Weg bereiten aus Erleben, Erkennen und Mißverstehen: Alle haben in der Zeichendeutung einen Zipfel der Wahrheit erfaßt und keiner ist an den letzten Punkt hingelangt, entweder weil es einen festen „letzten Punkt" gar nicht gibt oder weil das Gesuchte mindestens nie völlig in Begriff und Sicht von einem einzigen Punkt

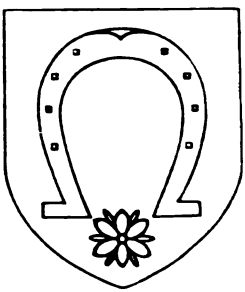
Digitized by Google

aus eingeht. Was nur in der Anschauung unmittelbar erfaßbar und deutbar ist, das bleibt dem Begriff „transzendent".

Was das Zeichen zuletzt eigentümlich meint, geht nicht in Wort und Begriff ein, sonst wäre es als anschaubares Zeichen schon immer überflüssig gewesen. Es weist allemal, gerade weil es nicht zum abgegrenzten Gebilde erstarrt ist, sondern lebendigem Glauben und Schauen in ihrem Fließen gleicherweise folgt, in Bereiche, denen der Begriff nicht beikommt — genau so, wie das Kunstwerk. Wozu das Werk des Malers und des Bildhauers, wenn das, was sie offenbaren, mit einem Wort, mit einem Satz übermittelt werden könnte?



Das Müllheimer Stadtwappen.



Das Vögisheimer Dorfwappen.

Sie können immer nur fortsetzen, was im Zeichen schon angelegt ist und verlieren mit diesem Wurzelboden Kraft und Sinn: sie entarten ohne ihre lebendigen Wurzeln.

Was heißt aber „heiliges" Zeichen? Hier liegt ein Mißverständnis vor. Das Zeichen ist nicht heilig, sondern es trägt, vermittelt, ruft, wahrt, weist ein Heil. Ein Mittel ist niemals heilig. Das Zeichen mittelt Heil, wo es bannt, schützt, stärkt, wacht, weckt, befreit, löst, bindet, weist, lenkt. Es wird stets Fetisch, Aberglauben und Götzendienst daraus, wenn Zeichen und Bild dem göttlichen Wesen, der göttlichen Kraft, die das Zeichen meint und im Glauben ruft, gleichgesetzt wird[1]. Darum: Heilszeichen sind Mittler von Sinn und Kraft, gleichzusetzen der Rune, dem Sinnbild, dem Symbol. Und wenn das Zeichen ohne den Sinn steht, da ist es bloßes Schmuckzeichen, Ornament, Mittel der nur schmückenden, nur spielenden, nicht jedoch der heilwirkenden, heilmittelnden Kunst. Denn Heilwirken am Menschen ist auch der Sinn der Kunst, wo der Künstler Seher und Erzieher ist.

Mit Recht lehnt Bode ab, in den Zeichen Bilder von Dingen zu sehen. So wenig wie die Sprache mit dem Dingwort beginnt, so wenig die Symbolik mit dem Dingbild, der Mythos mit der Dingschilderung. Warum sollte man auch die Sonne als Rad darstellen? Ist aber Bode seinen Weg wirklich zu

[1] Der Humanist und Kabbalist Pico von Mirandola verficht die These: „Unsere Anbetung soll nicht Christi Kreuz selber noch irgendeinem Bildwerk gelten, obwohl der heilige Thomas dieses anordnet."

Digitized by Google

Ende gegangen? Man kann ihn fragen: Warum soll man denn den Blitz durch (Abb. 1) oder (Abb. 2) darstellen? Weshalb soll man überhaupt den Blitz abbilden? Das Heilszeichen ist niemals Abbild eines Vorganges, so wenig wie eines Dinges. Was abgebildet, vielmehr anschaubar gebildet wird, ist nicht Rad, Axt, Hammer, Wolfsangel, Anker, auch nicht Sonnenschein, Regen, Blitz, sondern allemal ein Unsichtbares: eine Kraft, ein Heil, eine Bewirkung. Es ist schon theoretisch genug, wenn man sagt: das Sinnbild deutet und offenbart den Sinn eines Gegenstandes oder eines Naturvorganges. Sofern das geschieht, dann doch nur, um etwa von der Sonne das Licht zu rufen, das Haus gegen den Blitz fest zu machen, Krankheit zu vertreiben, Gesundheit zu schützen, Kraft zu stärken, Eigen zu sichern, Arbeit zu segnen, Dinge zu weihen. Das und nichts anderes macht das Heilszeichen aus. Daher stammen auch das Kennzeichen, das Handwerkszeichen, die Eigentumsmarke, die Grenzmarke. Sie bedeuten Weihung, Bannung, Segnung auf einmal.

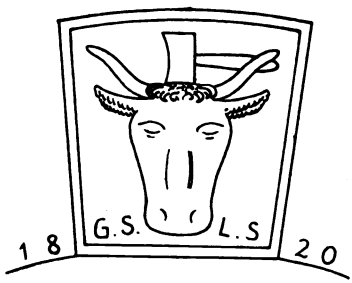
Abb. 1.

Abb. 2.

Jedes Zeichen vertritt nur e i n e derartige Funktion, aber sie wirkt sich mannigfaltig aus, ist polar auf viele Gegenstände und Möglichkeiten bezogen. Wegen der Mannigfaltigkeit der Auswirkung geht das Zeichen trotz seiner Eindeutigkeit nicht auf den ausgrenzenden Begriff und die feste Formel. Es fließt, weil es dem Gesetz des Kontinuum, der Polarität und der Koinzidenz untersteht: es ist immer ganzheitlich, nie partial. Es steht nur fest als anschaubare Gestalt. Doch auch so nur für den Augenblick und den Zusammenhang, in dem es entsteht, lebt und wirkt.

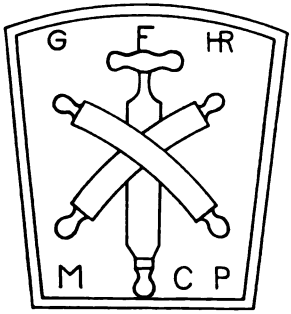
Sinnbildforschung kann methodisch darum nur so verfahren, daß sie um ein Heilszeichen, etwa das Hakenkreuz, seine verschieden auswirkenden Teilfunktionen auf einer Kreislinie reiht, in deren Mittelpunkt eben das Symbol selbst steht: Blitzschutz oder was sonst immer es an Heil mittelt. Doch auch die Mitte eines solchen Kreises wandert und wandelt sich und mit ihm der Funktionskreis. Es scheint, als könne sich in dieser fließenden Welt der Symbolik alles in alles verwandeln. Doch kann man feste Bahnen des Wandels streckenweise an Gestaltwandel und Sinn des Heilszeichens verfolgen. Nicht nur haben Hakenkreuz, Doppelaxt, Dreieck, Kreis zahlreiche Wandelformen, die die Grundform nicht ändern, sondern auf einem Weg gehen Hakenkreuz und Doppelaxt (nach dem Gesetz der Koinzidenz, Polarität und Kontinuität) ineinander über, auf einer andern Bahn Dreieck und Kreis, Stern und Blume, Kreuz und Tier usw. Cusanus hat die Gesetze dieses Wandels für die mathematischen Gebilde aufgezeigt, aber hier ist mit dem Gestaltwandel des Zeichens der Wandel des Sinnes, der Kraft, des Heils untrennbar verbunden. Dabei war auch Cusanus nicht ein „reiner" Geometer: Geometrie war ihm Weltdeutung, daher der Kreis das Sinnbild der Unendlichkeit und Ewigkeit, genau so, wie es Bode am Kreis als Heilszeichen aufzeigt. Für den Zusammenhang der elementaren geometrischen Zeichen mit den reichen, entfalteten Sinn- und Schmuckbildern, auch in Gewächs-, Tier- und Menschengestalten, kann man Bodes Darlegungen vertrauen.

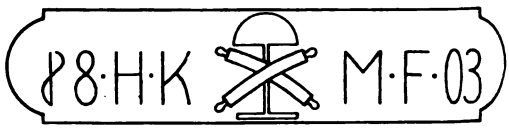
Digitized by Google



Adolf-Hitler-Str. 37, zum „Rößle".

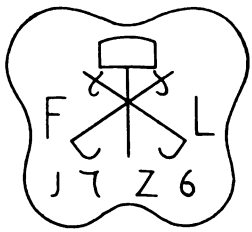
Wilhelmstr., Haus Eschenbach (Blankenhorn).



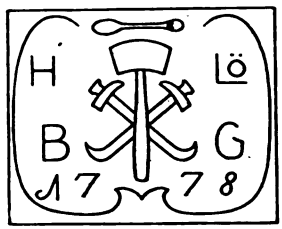


Ecke Gerbergasse — Himmelreichstr., Haus Maisch.

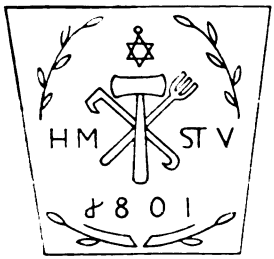
Links: Badstr. 14, Haus Schreck.



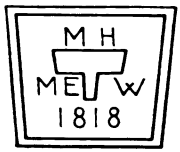
Krafftgasse, Haus Blankenhorn.



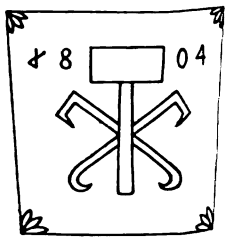
Krafftgasse, Haus Blankenhorn.



Adolf-Hitler-Straße, Haus Stiefvater.



Adolf-Hitler-Straße 7, Haus Huber.



Adolf-Hitler-Straße, Haus Früh.

Aus Müllheim.

Digitized by Google

Wir finden dieselben Sinnbilder in aller Welt und zu allen Zeiten. Genau so, wie dieselben Motive der Erzählung, des Märchens, der Novelle, der Sage, des Mythos zu allen Zeiten und bei allen Völkern gefunden werden. Nicht mehr wichtig ist heute die Frage, wieweit da immer wieder Urzeugung oder Wanderung und Austausch der Motive von Zeichen und Erzählungen bei den Völkern stattfindet. Von entscheidender Wichtigkeit aber ist der Sinn, der Glaubensgehalt, die Heilsgeltung, die Symbolbedeutung, die ein Volk einem Zeichen oder einem Erzählermotiv beilegt, indem es sie zu seiner „Weltanschauung", seiner Sinn-, Glaubens-, Wert- und Anschauungswelt ausbaut, darin sich dann seine eigene Rasse, sein Charakter, seine Haltung, Sinn seines Lebens, Wertung und Richtung seiner Art ausspricht. Wir wollen darum die vergleichende Mythologie und Sinnbildforschung nicht verwerfen. Es können über ferne Räume und Zeiten hinweg Motive einander erhellen. Das ist aber nur mit Vorsicht anzuwenden als Not- und Hilfsmittel, nicht Ziel des Erkennens und nicht letzte Stufe der Forschung. Erforschung der deutschen Runen soll uns vielmehr einer der Wege sein, um deutsche Art, deutsche Rasse, deutsche Geschichte, deutsches Glauben, Wollen und Schaffen in seiner Kontinuität durch die Geschichte hin zu erkennen. Dazu kann uns weder griechische, noch kretische, noch indische, chinesische oder jüdische Symbolik verhelfen. Der vorderasiatische Himmelsgott, der kretische Zeus und der germanische Thor sind nicht dieselben göttlichen Kräfte, weil sie dasselbe Zeichen tragen. Wo das Heilszeichen wahr spricht, da wurzelt es in einer Heimat und da deutet es allein das in ihm zeugende, sich offenbarende Leben. Das ist das Ziel. Die Grundform des Zeichens, sogar eine sehr weit gefaßte und nur unbestimmt faßbare Grundbedeutung kann allgemein menschlich, also durch Vergleichung erschließbar sein. Deutsches Glauben ist nur deutscher Art eigen. Thors Hammer gehört nicht nach Kreta, nicht zu Dorern, Philistern, Kretern, Indern, auch wenn überall da sich entsprechende Zeichenformen finden. Mit der Rasse ändert sich Sinn des Zeichens und Art des Glaubens.

2. Rune, Sage und Segen.

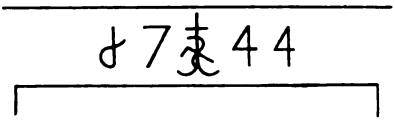
Seit K. O. Müllers „Prolegomena zur Mythologie" (1825) und Bachofens Mythendeutung (ein Menschenalter später) wissen wir: der Mythos ist die Auslegung des Symbols. Der Satz gilt aber auch in seiner Umkehrung: das Heilszeichen ist die anschauliche Darstellung dessen, was der Mythos als Sinngestalt der Ursprungs- oder Herkunftserzählung entwickelt, auslegt. Mythos und Symbol, Sage und Rune gehören untrennbar zusammen und ergänzen einander in gegenseitiger Sinndeutung oder besser: in einer Art der Sinnverhüllung, die zugleich Sinnenthüllung ist. Es gibt kein Heilszeichen, keine Rune ohne Sage.

Ist nun aber mit Sinndeutung, Weltdeutung, Kraftdeutung das Problem von Rune, Heilszeichen, Symbol und Mythos erschöpft? Nein: es geht hier nicht um Theorie, sondern um Lebensgestaltung aus Glauben.

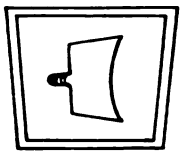
Alle alten Wirksprüche, Segen, Heilsegen enthalten, wofern sie vollständig sind, drei Bestandteile: die Ursprungserzählung, das Wirkwort und die Wirkgeste oder Wirkhandlung. Im Wort können nur die ersten beiden Teile aus-

Digitized by Google

Adolf-Hitler-Straße, zum „Rößle".

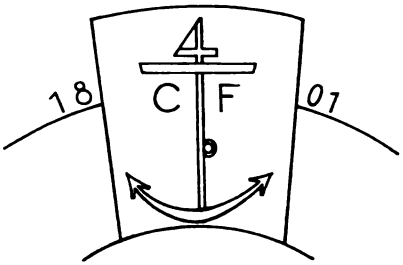


Adolf-Hitler-Straße 21, Haus Rieggerdt.



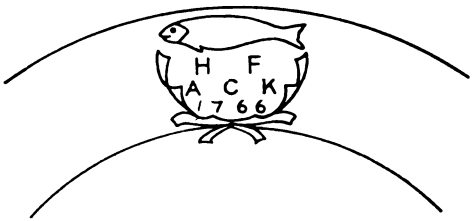
Adolf-Hitler-Straße 37, Haus Singer.

Marktplatz, Haus Kramer.

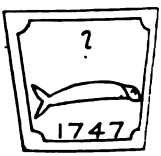


Marktstr. 1, Haus Mattmüller.

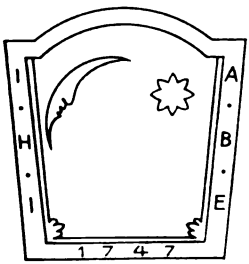
Werderstr., Haus Blankenhorn (Linde).



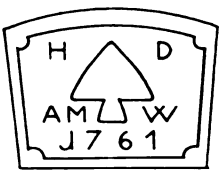
Adolf-Hitler-Straße 22, Haus Sehringer.



Ad.-Hitler-Str. 21, Haus Rieggerdt.



Werderstr., Haus Gerspach.



Himmelreichstr. 3, Haus Schmidt.

Adolf-Hitler-Str. 23, Haus Weber, früher Heidenreich. Der Stein — den Scharfrichter darstellend — ist in die Hauswand eingefügt.

Aus Müllheim.

Digitized by Google

gedrückt werden. Einer der Merseburger Heilsegen erzählt: „Balder und Wodan fuhren zu Holze ...“ Das ist die (mythische) Ursprungserzählung, daran sich das bewirkende Wort schließt: „Bein zu Beine, Blut zu Blute, daß sie gegliedert seien.“ („Geleimt“ entspricht dem Sinn von „gelimida“ nicht! Man könnte auch „geganzt“ oder leibhaft, lebhaft sagen, da „lim“, „lid“ und „lib“ nicht voneinander zu trennen sind.) Damit das alles wirkend werde, muß als dritter Bestandteil — wie zum Heilgruß das Armheben! — die Wirkgeste hinzukommen, z. B. bei Fruchtbarkeitssegen der Schlag mit der Haselgerte oder eine Geste des Rechtsbrauchtums (Stabreichen, Stabbrechen usw.) oder sonst eine symbolische Handlung. Im Brauch ist z. B. das Eiersammeln eine solche: es bewirkt Fruchtbarkeit. Als Wirkgeste kann selbst Stimmhebung oder Stimmsenkung gelten, wie beim christlichen Priester, wenn er nach den mythischen „Einsetzungsworten“ des Brot- und Weinsakraments beim „hoc est corpus meum“ die Stimme senkt, an anderer Stelle das Brot bricht.

Der wirkenden Heilgeste entspricht in der anschaulichen Darstellung das Heilszeichen, die Rune, das Sinnbild. Die Rune hat den gleichen Sinn wie Mythos, Wirkwort und Wirkhandlung: Heilvermittlung, etwa zu Segen, Schutz und dergleichen. Was mit dem Zeichen eines Gottes geweiht ist, ob Mensch oder Tier, Haus, Werkzeug oder Waffe, steht im Heil, Segen und Schutz der göttlichen Kraft: ein fortwährender Anruf an Glauben und Kraft der teilhabenden Menschen. Familienzeichen, Hauszeichen, Handwerkszeichen, Wappen, Buchstaben sind daraus ebenso hervorgegangen wie das Weihnachtsgebäck aus den Weihgaben. Heilszeichen und Rune ist der Weihgabe und der wirkenden Heilgeste untrennbar sinnverwandt, vielmehr sinngleich. Was die Bedeutung der einzelnen Heilszeichen und Runen aber ist, wissen wir in vielen Fällen so wenig, daß wir trotz der neuen Sinnbildforschung deren manche noch gar nicht einmal wahrgenommen, geschweige denn gedeutet haben.

Unterlagen für eine zuverlässige Deutung der Heilszeichen sind nur dort gegeben, wo Zeichen und Mythos (Sage) fest miteinander verbunden auftreten, wo also das in der Sage enthaltene Geschehen, die Funktion, durch das Zeichen zur Anschauung gebracht, das Zeichen aber durch die Sage ausgelegt wird.

3. Geometrie der Heils- und Schmuckzeichen.

Sinnbilder haben ursprünglich eine streng geometrische oder symmetrische Grundform und werden, wenn ihr Sinngehalt außer Kraft gesetzt und vergessen wird, zum bloßen Schmuckzeichen. Kennzeichen, Wappen, Eigentums- und Grenzmarken sind ursprünglich Heilszeichen. Auch hochgetriebene Ornamentik hat indessen ihre Gestaltungskraft meist aus der mit dem Sinnbild verbundenen Glaubenskraft empfangen, daher bei primitiven Völkern in Berührung mit fremden Wesen meist rasch ihre Ornamentkunst verfällt. Von Gewächs- und Tierformen entnommene Zeichen unterwerfen sich nicht immer der Symmetrie, stammen aber ebenfalls von linearen Zeichen ab, wie z. B. Rosetten, Sternblumen usw. Auch gegenüber dem Bild von Waffe, Werkzeug und Buchstabe ist das Zeichen als Rune in der Regel ursprünglich.

Das Hakenkreuz, in aller Welt, und zwar in seinen beiden Gestalten, der Rechts- und Linkswendung, sich findend, besteht aus den zwei Achsen und

Digitized by Google

zugehörigen Halbseiten des Quadrats, gleichgültig, ob es primär ist oder auf zwei sich kreuzende Blitzzeichen zurückgeht. Seine Verwendung als Heils- und Schmuckzeichen ist gleich ausgiebig. Unmittelbar ist es kaum als Waffe oder Werkzeug darzustellen. Bleibt die Frage seines Zusammenhangs mit symbolischen Rädern wie mit Wasser- und Schaufelrädern. Auch sie bilden nicht Gegenstände oder Vorgänge, sondern Heilwirkungen ab, etwa die Glücksmühle der Edda. Neben dem „christlichen" Kreuz, dem sogenannten Monogramm Christi , dem Fisch usw., kommt das Hakenkreuz auch im christlichen Bereich vor. So findet es sich auf dem Mantel eines Christus als Hirten in den Katakomben von Neapel. (Siehe Achelis.) In mancherlei Wandelform auch an gotischen Kirchen.

1. Das „christliche" Kreuz ist das Achsenkreuz eines Quadrates oder Rechteckes mit Verlängerung der senkrechten Achse. Seine Bedeutung als Marterwerkzeug ist, wenn auch im Christenglauben zentral, doch sekundär gegenüber dem bloßen Kreuz als runenartigem Heilszeichen. Hier liegt der Zusammenhang zwischen Heilszeichen und Mythos, auf dem die gesamte christliche Kunst beruht, auf der Hand.

2. Der Doppelhammer (Thorshammer) ist ein einfaches Rechteck mit verlängerter Mittelachse als Stiel. Er weist weiteste Verbreitung mit großem Formwandel auf, wird aber, was hier besonders nahe liegt, primär als Waffe oder Werkzeug angesehen, was indessen wahrscheinlich selbst in der Verwendung als Opferwaffe und Weihegabe den ursprünglichen Sachverhalt auf den Kopf stellt: Waffe und Werkzeug, zumal in kultischer Verwendung, sind konkrete, dingliche Gestaltungen des linearen Symbols, das ursprünglich die göttliche Kraft unmittelbar meint.

3. Das bestätigt sich bei der ebenfalls durch die ganze Welt verbreiteten, jedenfalls sehr tief in die vorderasiatischen und mittelmeerischen Kulturen zurückreichenden Doppelaxt (Labrys), worüber man sich bei Schweitzer „Herakles" (1922) erkundigen mag. Doppelaxt und Doppelhammer fließen in ihren zahlreichen Wandelformen ununterscheidbar ineinander, beruhen aber auf verschiedenen geometrischen Grundformen. Auf den griechischen Vasen geometrischen Stils geht die Doppelaxt zurück auf die beiden in Quadrat oder Rechteck durch Diagonalen und zwei gegenüberliegende Seiten (im Rechteck die Schmalseiten) gebildeten Dreiecke samt freier Mittelachse als Stiel. Indessen hat die Doppelaxt noch eine andere symmetrische Grundform aus vier gebogenen Linien samt Mittelachse als Stiel. Da auch der Hammer in gebogene Linien übergeht, ist hier wiederum die grundsätzliche Scheidung zwischen Hammer und Beil nicht aufrecht erhalten. Siehe seine mancherlei Wandelformen an den Haus- und Handwerksrunen. Noch deutlicher als beim christlichen Kreuz, fast ebenso sicher wie beim Hakenkreuz, dem die Labrys oft in Verbreitung und Sinngehalt Konkurrenz gemacht hat, ist die Sinnbildlichkeit gegenüber dem Werkzeug und der Waffe, auch dem Opferwerkzeug, ursprünglich: das Heilszeichen meint und offenbart zusammen mit zugehörigem Mythos Wesen, Kraft und Heil des Gottes selbst. Die Rune geht im Sinnbild *vor* Waffe und Werkzeug: sie sind Nachbildungen der Rune.

4. Die Symbolik des gleichseitigen und rechtwinklig-gleichschenkligen Dreiecks z. B. in den mancherlei Dreieinigkeiten, ist bekannt. Das Ineinander von

Digitized by Google

zwei Dreiecken (mit viel Varianten in Indien stark benutzt) ergibt in Indien die (urweltliche) Geschlechtseinung und Menschenzeugung durch ein Götterpaar, zusammen mit dem Kreis (dessen Umschwank überall, dessen Mitte nirgend) die Rune der unio mystica, der pantheistischen Versenkung. Schieben sich die Spitzen der Dreiecke über die gegenüberliegende Seite des andern Dreiecks hinaus, so hat man den (oft als Wirtshausschild verwendeten) Sechsstern. Er ist auch der Davidsstern für Synagogen, Kabbalisten und für allen von daher stammenden Zauber. Siehe, wie Bode den Sechsstern als Heilszeichen des Weins und des Wirtshauses deutet. Bode übersieht nur oft, manchmal absichtlich, bei den Runen die Geschlechts- und Zeugungspolarität, den Segen bei der Naturfunktion, nicht bloß beim handwerklich-technischen Machen.

5. Wenn man am regelmäßigen Fünfeck die Seiten wegläßt und die inneren Verbindungslinien der Eckpunkte auszieht, so entsteht das andere Zauberzeichen: das Pentagramm, der Drudenfuß. Dazu siehe den „Faust" in seinen magischen Teilen.

6. Drei Kreisdurchmesser ergeben das symmetrische Grundschema vieler Wappen, darin Einzelrunen als Waffen, Werkzeuge oder unmittelbar als Symbole (z. B. Fische) kombiniert werden. Hierher gehört auch das Monogramm Christi . Daraus und aus dem Fünfeck entstehen auch die Rosetten, Blumensterne mit entsprechenden Blattzahlen, wie es ein dem Dreieck nahestehendes Dreiblatt (als Sinnbild und Segenszeichen irgendeiner der vielen göttlichen Dreieinigkeiten, etwa der Mutter Erde) gibt.

Zum Bereich der geometrischen Zeichen gehören auch die sogenannten Mordkreuze, das Johanniterkreuz, das griechische Kreuz, das Andreaskreuz, das Antoniuskreuz, unser Eisernes Kreuz usw., überhaupt alle Formen der Ordenskreuze. Im gesamtchristlichen Bereich sind wohl sämtliche Kreuzformen zu sinnbildlicher Geltung gekommen, woraus zu ersehen ist, wie sehr sich das Christentum als synkretistische „complexio oppositorium" selbst darstellt.

Diese paar Beispiele mögen für das folgende genügen. Dabei ist die Erkenntnis vorauszusetzen, daß das Formale dieser Zeichen allen Völkern eigen oder doch zugänglich ist, während der Glaube und Sinn, der die Zeichen zu Sinnbildern oder Runen erhebt, die Völker nach Art, Rasse und Wert scheidet. Der Sinn ist „geheim", weil er nur im Zeichen anschaubar, nicht aber in Wort und Begriff aussprechbar ist. Denn darin offenbaren sie ihre Eigenart, ihre innerste Wesenheit, Sinn und Richtung ihres Wesens. Nicht wichtig ist, wer das Hakenkreuz oder die Doppelaxt als Zeichen braucht, wichtig ist aber, in welchem Glauben und Sinn diese Zeichen benutzt werden. In der Art, wie das Zeichen einen Sinn trägt, offenbart es einen rassischen Charakter und einen entsprechenden Glauben. Darin unterscheiden sich hohe und niedere Rassen.

Weihgaben, Opfergaben und Opferwerkzeuge sind gegenständliche Nachbildungen der Heilszeichen. Es bleibt die Frage offen, ob z. B. jenes zeugende indische Götterpaar in der Darstellung als Heilszeichen (Sechsstern mit Abwandlungen) oder in der anthropomorphen Plastik (im Geschlechtsakt) älter sei. Sicher ist wohl, daß im östlichen Mittelmeer die Götter als Hakenkreuz und Labrys Vorform sind gegenüber den mit Hakenkreuz und Labrys bewehrten anthropomorphen Götterbildern. Man konnte nun zu Weihung und Bannung das Heilszeichen auf Waffen und Werkzeugen, Häusern und Grenzen

Digitized by Google

anbringen, oder man konnte, soweit immer möglich, dem Buchstaben, der Waffe und dem Werkzeug die Gestalt des Heilszeichens selbst geben. Davon sprechen Wappen, Haus- und Handwerkszeichen sowie Buchstaben bis zur Gegenwart. Und wo die Heilsbedeutung nicht ganz verloren gegangen ist, da muß sich auch die Sage, der Mythos, die Ursprungserzählung noch irgendwo vorfinden. Im Metzgerbeil und Küferhammer, die wie der Thorshammer ursprünglich Heilszeichen, dann im Mythos vielleicht Wurfwaffen gewesen sind, ist der Ausdruck einer göttlichen Kraft, eines Heils, einer Gnade und Wirkweise zu sehen. Die zugehörige Sage ist auch dann Sinndeutung der Rune, wenn sie berichtet, wie der Hammer zu seinem kurzen Stiel kam.

4. Erlebte Volkskunde.

Vor etwa 15 Jahren stapfte ich durch den Regen vom Weinort Durbach auf den Offenburger Bahnhof zu und stand plötzlich gebannt vor einem Granitfindling am Wegrand, von dessen abgeebneter Fläche ohne alle Zutat mich die Doppelaxt ansprach. Was war das? Zunftzeichen? Hatte nicht Schweitzer gerade zuvor im „Herakles" versichert, die Labrys sei auf das Mittelmeergebiet und Vorderasien beschränkt? Damals fragte ich vergeblich: Wer hat sie gesehen? Heute frage ich umgekehrt: Wer hat sie nicht gesehen? Als mir nämlich die Augen aufgetan waren, bin ich ihr allenthalben begegnet. Die abgebildeten Hauszeichen aus Müllheim (Baden) geben sie in zahlreichen Wandelformen wieder, wie auch den zugehörigen Doppelhammer. Fast jedes Handwerkszeichen enthält sie ebenso wie den Schragen, den Stern, die Wolfsangel, wenn auch in gebundenen, abgewandelten Gestalten. Daß sie einst im Haushalt meines Großvaters mütterlicherseits auf jedem Teil des Zinngeschirrs (im offenen Kränzchen und mit Namensbuchstaben) eingeritzt gewesen, sich dort auch, wo es sich nie um Metzger oder dergleichen gehandelt hatte, auf dem oberen Flügel der nach altem Brauch quergeteilten Haustür, auf Stalltür und Scheunentor befunden hatte, kam mir schwer und zäh aus Jugenderinnerungen hoch. Erkundigung ergab: das Zinngeschirr war in Notzeit in die Hände des regierenden „Hofjuden" gewandert, Tore und Türen waren ersetzt. Dem Enkel blieb die Erinnerung.

Im Unterschied zum nahen Badenweiler mit seiner römisch-keltischen Diana Abnoba und seiner Rune P mit der lateinischen Inschrift „si me amas" ist das Markgräflerdorf Vögisheim, durch das einst mitten hindurch dem Bach lang die Grenze zwischen den Herrschaften Badenweiler und Sausenberg lief, geradezu ein Schatzkästlein alten germanischen Brauchtums und anderer Überlieferungen samt zugehörigen Zeichen. In einer nahen Waldecke steht noch heute ein „Mordkreuz" mit entsprechender Sage, wie denn in der Gegend sich deren mehrere finden. Vor wenig Generationen wohnte im Haus der Großeltern väterlicherseits noch ein Scharfrichter und weithin bekannter Geisterbanner. Der Großvater mütterlicherseits war einer der letzten Bauern, die im Zwilchrock gingen und mit Jochochsen fuhren. Auch das Joch ist Zeichen. Männertracht und Joch sind miteinander gestorben. Sein Haus, ein Komplex mit vielen winkligen Anbauten auf dem „Buck" gegenüber der einst zweistöckigen Dorflinde vor dem Rathaus (auf der andern Seite des Baches!), soll

Digitized by Google

auf der Stelle des festen Hauses der einstigen Freiherrn von Vegisheim oder Veckisheim stehen, deren einer in der Schlacht bei Sempach 1386 gefallen ist. (Chronik fehlt. Dorfname weist auf einen altgermanischen Vokko, wie Offenburg auf einen Offo, wie Kattenhorn am Bodensee auf einen der berühmten Äbte von Reichenau Chato oder Hatto zurück.)

Wenn der Großvater am Sonntagmorgen zu uns kam, holten wir Kinder aus seinem Zwilchrock die „Weckli" heraus, die Kleinform der Neujahrswecken (Symbolgestalt mit ihren Zacken). Die großen Neujahrsbrezeln mit dem „Zopf" enthielten eine Geldgabe. Ich machte Faßnachtsfeuer mit Scheibenschlagen und „Hisgier" mit Eiersammeln mit, sah die „Auffahrtbraut" der Mädchen an und bestaunte an Pfingsten die geschmückten Dorfbrunnen. Als mein Vater vom Maurergesellen zum Baumeister aufgerückt war, machte ich alles Brauchtum der Zimmerer und Maurer am Bau mit. Die „Hörnerkappe" der Frauen (Markgräfler Tracht) hat ebenfalls die Gestalt der Doppelaxt und ist die eigentliche Rune der Frauen gewesen: das stolz zur Schau getragene Kenn- und Segenszeichen der Markgräflerinnen. Wenn die „Hörner" auch erst im 19. Jahrhundert so groß geworden sind und Fransen erhalten haben, so trug doch in der Hebelzeit die „Brenelitracht" schon an der Haube denselben Lätsch oder Schlupf in Kleinform. Die älteste Tochter aus dem großväterlichen Haus ist bis in ihr 92. Lebensjahr ein unerschöpflicher Quell von Überlieferungen, Sagen, Volksliedern, Brauchtum gewesen. Meine Mutter betete als Kind beim Bettgehen ein dem Muspilli erstaunlich verwandtes Volkslied „Wenn der jüngste Tag will werden, da fallen die Sternlein auf die Erden ..." und ein anderes, wo Christus vom Kreuz herab seiner Mutter den Lieblingsjünger als Sohn und Stütze zuweist. Fast jeder Bewohner des Dorfes trug einen charakteristischen Spitznamen, allesamt hießen sie bei den Nachbarn „Schnoke". Daß „Sympathie" in Stall und Kammer spielten, weiß ich noch aus mancherlei Beobachtungen, abgesehen davon, daß ich einmal ein richtiges Sympathie- und Zauberbuch erwischte. Jedes Gewann von Wald und Feld fast hatte noch seine eigene Sage, die oft den Gewann-Namen bestimmte, und in der Brunnstube wohnte für uns Kinder, durch deren Kinderlieder das Kanderer Schloß und der Basler Milchbrunnen spukte, der „Hokemann". Jede Sage hatte ihre „Bewirkung", ihre Bedeutung; jede Jahreszeit, jedes Fest, besonders auch die Weinlese, besaßen festes Brauchtum und eigene Sitte. Alles das hatte seine Gesten und Zeichen.

Vom nahen Städtchen Müllheim, wo mein Vater 1886 das Geschäft seines verunglückten Meisters übernahm, gebe ich eine Reihe Zeichen von oberen Türbalken und von Schlußsteinen an den Torbogen der großen Hofanlagen. Jeder kann da Grundzeichen in ihrem Wandel, das Hakenkreuz, das Beil, den Hammer, die Wolfsangel, nicht nur in den Werkzeugen, sondern auch in der meist sternförmigen Gesamtanlage der Wappen, ebenso in Gewächsen und Tieren (z. B. den Fischen, die nichts mit Fischern oder Fischhändlern, höchstens mit dem Namen Fischer, zu tun haben) wiederfinden und zwar von den linearen Runen bis zum Abbild eines Werkzeuges oder sonst eines Gebildes. Wahrscheinlich sind die Zeichen dieselben wie im alten Kreta, in den Katakomben oder in Indien. Wie anders aber ihr „Geist", ihr Wollen, ihr Charakter; des Glaubens, der sich ihrer bediente! So nämlich, wie der Mensch rassisch be-

Digitized by Google

schaffen ist, so gestaltet er sein Leben, so setzt er sein Sinnen an und so weist er seine Kraft im Heilszeichen.

Wer heute an einem Schild über dem Ochsenkopf die Doppelaxt findet, denkt nur an den Metzger. Es liegt aber das Zeichen eines Opfers vor, das sogar als Selbstdarbringung der göttlichen Kraft gedeutet werden kann, wenn die Axt und der Stier dasselbe meinen. Bei Schweitzer „Herakles" ist zu lesen: „Hagnos, heilig nennt Pindar die Doppelaxt. Er konnte diesen Sinn noch den Kultbräuchen seiner Zeit entnehmen. Der Stier war das geweihte Tier sowohl des vorderasiatischen Himmelsgottes wie des kretischen Zeus, sie selbst waren einst sicherlich in der Gestalt des Himmelsstieres (und der Labrys!) gedacht worden ... Es ist vor allem das Stieropfer, das durch die Doppelaxt dargebracht wird." Selbst Tod und Zeugung koinzidieren aber in diesem Zeichen. Wenn die Axt an der Stelle des Himmelsstieres die Himmelskuh, Hera, trifft, dann wird aus der Polarität der männlichen und weiblichen Kraft Zeugung des Stammes, des Geschlechts. Darum sitzen in Erzeugnissen der ältesten mittelmeerischen Kulturen Hammer und Hakenkreuz auch auf Leib oder Geschlechtsteil der Frau, wie die Markgräfler Hörnerkappe (als Heilszeichen) auf ihrem Kopf gleich der Axt des Zeus auf dem Kopf der kuhgestaltigen, später kuhäugigen Hera. Das ist die Vieldeutigkeit des Zeichens: die Vielgestaltigkeit in der Auswirkung der einen Kraft, des einen Heils. Dasselbe kann die Axt in der aufgespaltenen Esche oder der Kampf des Gottes mit Hammer, Blitzbeil oder Speer gegen die Erdschlange bedeuten. Wenn in der Darstellung von Drachenkämpfen aus dem Schwanz des getöteten Drachen, des Symbols der Erdmutter, ein Dreiblatt aufblüht, so ist darin die lebendige Polarität zwischen Tod und Geburt zu schauen.

Zum Schluß noch einen Blick nach Westfalen. Im Jahre 1932 habe ich, wie es sich gebührt, auch vor den Externsteinen herumgerätselt, ohne gerade weit damit zu kommen. Vor allem reizte der schwer beschädigte, meist in großem Bogen umgangene untere Teil des Kreuzigungsbildes. Da kniet ein Menschenpaar, Gesicht einander zugekehrt, beide umwunden von einer riesigen Drachenschlange. Die Schlange steht in der Mitte mit Vogelfüßen auf der Erde, trägt am Kopf die bekannten drei Hörner, und der Schwanz endet, indem er sich ringelnd aufrichtet, im Dreiblatt. Das Schlangenzeichen mit dem Dreiblatt hat mich in jener Gegend dann geradezu verfolgt wie einst daheim die Doppelaxt. Nicht nur ist es drüben in Erwitte über der Türe der schönen romanischen Kirche, wo St. Michael einen Drachen tötet. Beide Male ringelt sich der Schwanz mit der Rune ᛟ nach oben. Überall findet sich Schlangenband mit Dreiblatt auf den Torpfosten der Lippischen Bauernhäuser, in deren Ecken Fünfstern, Sechsstern oder Schlangenstern (Hakenkreuz) und auf deren Querbalken ein Heilsegen aufgezeichnet ist. So auch als Heils- und Schmuckzeichen an eingelegten Truhen usw. Was ist da?

Das gesamte Bild der Externsteine erzählt einen Mythos, der in den Heilszeichen anschaulich lebt. Wenn wirklich der Stuhl auf dem oberen Bild die geknickte Irminsul ist, so ist mit der Zusammenstellung von Kreuz und zerbrochener Säule die christliche Erlösungsgeschichte in die germanische Bekehrungsgeschichte weitergeführt und beides in einen neuen Mythos erhoben,

Digitized by Google

den das Bild im Vorgang erzählt, in Heilszeichen darstellt. Viele Symbole finden sich auf dem Bild.

Das dargestellte Geschehen setzt sich dann zwischen dem oberen und dem unteren Bild fort. Mag nun immerhin der Christ das Menschenpaar mit der Schlange auf die Urmenschen Adam und Eva deuten, auf ihre Verschlingung in den Sündenfall und den Sturz in die Hölle, so kommt aber auch der Germane auf seine Rechnung. Denn wohlverstanden: da unten ist kein Laokoon und keine Malebolge der Danteschen Hölle, wohl Gebundenheit durch die Drachenschlange, aber keine Qual. Die Schlange kann das Menschenpaar da unten ebenso festigen, aneinander binden, stärken, stützen, aufrechthalten, wie erdrücken. Oben ist Erlösung, das neue Asgard im Zeichen des siegenden Christenkreuzes und der zerbrochenen Irminsul. Unten aber ist ebenso Mitgard wie Utgard, Mutter Erde wie Hel, daraus Geburt und Tod, Schicksal mit Heil und Unheil, Segen und Unsegen, Gut und Böse auf einmal kommt: der uralte untere Seelenort, der gebundene und bindende Seelenhort. Wenn die Schlange das Zeichen der leben- und heilspendenden Mutter Erde ist, dann das Dreiblatt das Segens- und Heilszeichen der drei ihr zugehörigen heiligen Frauen, der schicksalbringenden, leben- und todspendenden Walküren-Nornen, der Dreieinigkeit von Töchtern, in deren Art und Tun sich die eine große Mutter vielgestaltig-vielwirkend, hauptsächlich aber als Segensmacht der Geburten, des neuaufsprießenden Lebens offenbart. Dann ist aber auch das Schlangenband mit Dreiblatt als segenbringendes, Geburt und Tod schützendes Heilszeichen an Bauernhaus, Kirche, Truhe usw. gedeutet. Das Dreiblatt findet sich bei frühmittelalterlichen Kreuzen selbst noch als Abschluß der Kreuzbalken.

Diese Deutung mag sich anreihen an die Auslegungen, die Bode dem Schragen und Blitzkreuz samt Hahn, Sichel, Hakenkreuz und Hammer, dem sechsgeteilten Kreuz samt Sternblume, Bienenzelle, Ei usw., dem viergeteilten Kreuz mit sämtlichen Kreuzformen, dem Himmelsbaum, der Lilie, der Rose, der Sonne und dem Löwen gegeben hat. Daß Bode das unerschöpfliche Meer nicht ausgeschöpft hat, ist kein Einwand. Daß er die Welt unter dem Gesichtswinkel des Baumeisters als Bau, als Handwerk ansieht, ist eine Einseitigkeit, die ihm Methode und Weg eröffnet hat, aber ihn doch meist am Vorletzten hängen bleiben läßt. Denn das All ist zuletzt nicht Bau eines Baumeisters, sowenig wie das Gewächs, das Tier und der Mensch, sondern zeugendes, wachsendes und welkendes Leben, wie es die germanischen Ahnen auch dort noch empfunden haben, wo sie Zimmerer, Schmiede, Krieger und Bauleute des Reiches gewesen sind. Am Anfang unserer Dinge steht nicht der Bauhandwerker, sondern der Bauer, nicht der gemachte Bau, sondern das zeugende und wachsende Leben, nicht das technische Machen, sondern Zeugen, Wachsen und Sterben im Kreislauf und Wellengang des ewigen Lebens. Das ist germanische Weltanschauung und Weltdeutung zuletzt auch durch die Heilszeichen.

(Die Zeichnungen stammen von Frl. Anna Glatt, Müllheim, Baden.)

Digitized by Google

Heilszeichen und Erleben.

Von **Prof. Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

In dem vorangehenden Aufsatz betont Ernst Krieck mit Recht, der Begriff komme dem lebendigen Glauben und Schauen nicht bei, dem das Heilszeichen entspringe. Heilszeichen seien Mittler von Sinn und Kraft. W. Bode, an dessen Buch über „Heilige Zeichen" Krieck anschließt, lehnt es ab, in den Zeichen Bilder von Dingen zu sehen.

Das mag richtig sein für gewisse Zeichen, nicht aber für alle, für viele nur auf einer bestimmten Entwicklungsstufe, wenn nämlich diese Zeichen Symbole geworden sind, die von ihrem Ursprung, vom ersten Erleben soweit gelöst sind, daß sie wohl noch die Ursprungshaltung offenbaren, sonst aber sehr erweitert sind. Auf dieser Entwicklungsstufe sind sie oft Figuren von geometrischer Grundform. Aus solchen Formen werden später in Anlehnung an irgendwelche Gegenstände des täglichen Lebens Sinnzeichen wie Zunftschilder u. dgl., was Krieck an Beispielen gezeigt hat. Es würde aber zu Mißverständnissen führen, wenn jemand diese geometrischen Grundformen in allen Fällen als Anfang ansehen wollte. Alles Glauben stammt aus dem Erleben. Ihm gibt eine Volksreligion (im Gegensatz zu den von Anfang an dogmatisch festgelegten Weltreligionen) Ausdruck im Brauch. Der Brauch ist sinnbildliche Handlung. In ihm erlebt eine Gemeinschaft etwas, was jedem einzelnen, der blutmäßig zu ihr gehört, Sehnen oder Wollen ist. Wenn im Vorfrühling die Jungmannschaft des Dorfes brennende Räder den Berg herabrollen läßt oder glühende Scheiben „schlägt" und die ganze Gemeinde am Fuß des Berges versammelt ist, so erlebt sie gemeinsam das, was jeden einzelnen in tiefster Seele angeht: den Glauben, daß die Sonne wieder mit neuer Kraft über den Fluren scheine und nach langem Winter den Sommer bringe. Rad und Scheibe sind dinglich wohl Abbilder der Sonne, aber für den Glauben sind sie viel mehr: sie sind zugleich Sinnbilder des Vertrauens auf den kommenden Sommer, ja noch mehr: Verkörperung und Symbol des Vertrauens auf das Heil überhaupt. Rad und Scheibe als dingliche Verkörperung des Brauches werden auch außerhalb der Handlung zum Sinnbild. Sie rufen die Erinnerung an das Erleben des Brauches wach. Sie führen als Mittler zu einem Erleben. Das kann das Urerlebnis sein, das zunächst im engeren bäuerlichen Sinne mit dem Brauch verbunden war, kann aber auch den Glauben an das Heil in jeder Hinsicht vermitteln. Unser Hakenkreuz geht meines Erachtens auf ein Rad in der Bewegung zurück, wie es bei Bräuchen, wie wir sie heute noch haben, üblich war. Vgl. diese Zeitschrift 8, 1934, 5ff. Früh, z. B. schon auf den schwedischen Fels-

Digitized by Google

ritzungen der germanischen Bronzezeit, und vorher ist es Symbol geworden, das von diesem bäuerlichen Urerlebnis gelöst ist. Es ist dort schon Heilszeichen im Sinne der Darstellung Kriecks. In späteren Jahrhunderten suchte dann der rationalistisch eingestellte Mensch diese Zeichen mit dinglichen Begriffen zu verbinden, wie es auch beim Hakenkreuz geschehen ist. Selbstverständlich verbinden sich, wie es auch Krieck andeutet, mit der Zeit auch andere mythische Vorstellungen von Rad und Kreis mit dem Sonnenrad.

In dem guten Buch von Karl Konrad A. Ruppel, „Die Hausmarke, das Symbol der germanischen Sippe" (1939), S. 68, ist ein anderes Beispiel für diese Entwicklung gegeben. Dort wird die Senkrechte als Gestaltungsprinzip besprochen. Aber auch sie entspringt nicht rein geometrischer Anschauung, sondern dem Erleben: der senkrechte Strich ist verwandt dem Pfahl und Stab, den Symbolgestalten des „Friedens", d. h. der vom Ursprung her gesetzten Ordnung der Sippe.

Als weiteres Beispiel für solche Entwicklungen könnte das Dreieck angeführt werden. Vgl. Georg Stuhlfauth, „Das Dreieck, die Geschichte eines religiösen Symbols", 1937.

Gehen wir also vom festgewordenen Heilszeichen aus, so können wir vielfach lineare Figuren an den Anfang setzen, aber wir müssen uns dessen bewußt sein, daß wir damit das erste Erleben, das zum Heilszeichen führt, noch nicht gefunden haben. Das meint wohl Krieck, wenn er S. 78 von Kraft und Sinn der Zeichen spricht, die in ihrem Wurzelboden angelegt sind.

Digitized by Google

Lebendiges Volkslied im deutschen Südwesten.

Von **Dr. Otto Bertram**, Metz.

Volkstumsforschung soll lebendig sein. Die Volkskunde erhebt Anspruch, in allererster Linie als eine lebendige Wissenschaft bezeichnet zu werden. Die Neigung, Stoff zu sammeln und vielmals in wenig geordneter Form als wissenschaftliches Ergebnis vorzulegen, hat der Volkskunde schon den Vorwurf eingebracht, sie sei lediglich eine zweitklassige Wissenschaft. Die genaue planmäßige Sammelarbeit ermöglicht der Wissenschaft vom Volke aber erst genaue Einzelforschungen. Es sei nur auf die großen Sammelwerke des Atlas der Deutschen Volkskunde oder die große deutsche Volksliedersammlung hingewiesen. Mit der Untersuchung der rein dinglichen Erscheinungen begnügt sich die Volkskunde aber nicht. Sie sammelt nicht nur Haustypen, Trachtenstücke, Geräte der Volkskunst, Sagen, Märchen, Lieder. Sie will das Leben der Dinge erkunden und will vor allem die Dinge in ihren Lebenserscheinungen beobachten. Nicht das Bauernhaus allein will der Forscher untersuchen, sondern das Wohnen im Haus, einschließlich aller Wechselbeziehungen, die sich dabei zwischen Bauer und Wohnstätte ergeben. So ist es auch beim Volkslied. Wir wollen das Lied in Text und Weise nicht nur vorliegen haben, wir wollen nicht allein wissen, wann es aufgezeichnet wurde und welcher Landschaft es angehört, wir wollen auch das Singen des Liedes miterleben, den oder die Sänger kennenlernen, die näheren Umstände, unter denen man singt. Allerdings ist das nur in wenigen Fällen möglich. Um so eingehender muß der Forscher alle Nebenerscheinungen bei solchem Beobachten mit in Betracht ziehen und die Beobachtungen für die Erkenntnis des allgemeinen Volksliedsingens zu verwerten trachten. Es ist ein großer Unterschied, ob er sich ein Lied vorsingen läßt oder ob er zufällig beim Singen von Volksliedern zugegen ist. Im ersteren Falle wird es an Natürlichkeit der Haltung fehlen, man wird „schön" singen wollen, und höchstens nach einiger Zeit wird man in die echte Stimmungslage des Singens geraten. Im letzteren Falle wird man von vornherein alle Erscheinungen der Haltung des Liedsängers beobachten können. Besonders auch beim Kinderlied kann man den großen Unterschied zwischen dem ungezwungenen Vortrag und einem lediglichen Aufsagen stark wahrnehmen. Werden die Kinder nach einem Kinderspruch oder -lied befragt, so tragen sie es nüchtern vor, sind sie unbeobachtet, so unterlegen sie dem Reim einen halb singenden Rhythmus.

Über die Haltung des Liedsängers geben uns die meisten älteren Volksliedsammlungen keine Auskunft. Der große Volksliedsammler Lothringens,

Digitized by Google

der verstorbene Pfarrer Pinck, gibt in den Anmerkungen seiner „Verklingenden Weisen" als einer der ersten Sammler genauere Hinweise auf das Singen selbst. Er schildert hier auch genau seine Sänger, er macht Angaben über die jeweiligen Begegnungen mit ihnen. Liest man diese Anmerkungen durch, so wird einem klar, daß gerade die ärmsten Schichten am getreuesten das volksmäßige Singen pflegen. Es sind nicht die eigentlichen Bauern, die singen, es sind Tagelöhner und Arbeiter. Man kann versucht sein, diese Feststellung mit der von Hans Naumann vorgetragenen Theorie des sinkenden Kulturgutes zusammenzubringen. In Wirklichkeit verhält es sich so, daß diese Schichten, die heute das Volkslied als lebendiges Erbe weitertragen, noch sehr stark in der bäuerlichen Bevölkerung wurzeln, früher unmittelbar zu ihr gehörten; der Arbeiterstand ist ja bei uns verhältnismäßig jung. Unter der bäuerlichen Bevölkerung gab es aber schon zu Anbeginn verschiedene Stufen, vor allem den selbständigen Bauern und den bäuerlichen Tagelöhner. Beide haben früher gesungen. Man kann sogar mit Bestimmtheit annehmen, daß Magd und Knecht von jeher mehr sangen als Bauerntochter und Bauer. Vor allen Dingen waren sie aber beim gemeinschaftlichen Singen vereint, in der Spinnstube nämlich. Seitdem diese Hauptpflegestätte des lebendigen Volksliedes uns verloren ist, — sieht man von den wenigen Fällen ab, in denen sich Strickstuben erhalten haben — steht die rein bäuerliche Schicht unter dem starken Einfluß des kunstmäßigen Gesanges. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind in der Pfalz die Gesangvereine und Männerchöre im Entstehen. Das gedruckte Liederbuch macht seinen Einfluß im Bauernhaus geltend. Ein Zweites kommt hinzu: der Einfluß der Schule. Besonders seit 1870 singt man die neuen deutsch-vaterländischen Lieder und die bekannten deutschen Naturlieder, etwa: „Im schönsten Wiesengrunde", „Muß ich denn zum Städtele hinaus" usw. Sie sind meist schon rein stoffmäßig von den alten Volksliedern unterschieden, aber sie sind nach Aufbau und Weise dem Sington des Volkes so angepaßt, daß das Volk keinerlei Unterschied zwischen diesen Liedern und den älteren Volksliedern macht. Ich habe ältere Bauersfrauen angetroffen, die mir versicherten, sie hätten in ihrer Jugend fast ausschließlich diese neueren Kunstlieder und Volkslieder gesungen. Das alte Gut aber hat sich bei den Tagelöhnern, bei Arbeitern, bei Holzhauern erhalten.

Während des Weinherbstes 1935 konnte ich in Nußdorf (Kreis Landau, Westmark) sehr schön diese Beobachtung machen. Die Zeit des Herbstens bringt in das Hügelland an der Weinstraße ein frohes Leben. Sowohl aus Dörfern des Pfälzer Waldes, als auch aus solchen der Rheinebene kommen die Lisser, die Traubenleserinnen und die Hottenknechte. Mancherlei Schabernak wird getrieben. Die jungen Burschen werden fortgeschickt, die Kelterschnur oder das Traumusläderle (Traubenmusleiter) oder sonst einen scherzhaften Gegenstand zu holen, und werden mit Ruß angeschmiert. Im Wingert wird erzählt und gesungen. In den letzten Jahren hörte man allerdings weit seltener singen. Damals nun war sonniges Wetter, das ist ja eine der wichtigen Voraussetzungen, daß in einer solchen Arbeitsgemeinschaft im Freien gesungen wird, und so fingen zunächst zwei Burschen an, Schlager zu singen. Dann kamen einige Lieder, die der Arbeitsdienst damals besonders bekanntgemacht hatte, darunter das sich fast schlagerartig verbreitende volksmäßige Lied: „Tirol,

Digitized by Google

Tirol, du bist mein Heimatland", und nun sangen alle die Frauen mit. Fast alle wohnten in der nahen Stadt Landau, waren dort mit Arbeitern verheiratet, stammten aber vom Land und hatten in ihrer Jugend bei Bauern „gedient". Sie sangen nun eine Reihe älterer und jüngerer Volkslieder. Erst am Abend zeichnete ich die Lieder auf. Beim Singen selbst waren keinerlei Unterschiede bemerkbar. Ein in Schülerinnenkreisen entstandenes, in ganz Süddeutschland verbreitetes Lied: „Und als ich im Blütenkleide zur Töchterschule ging", wurde mit der gleichen hingebenden Art des Volksliedsingens, die das Singen für den einzelnen wie für die Gemeinschaft zum Erlebnis werden läßt und deren äußeres Kennzeichen die langgezogene Singweise ist, vorgetragen. Acht der aufgezeichneten Lieder sind als ausgesprochene pfälzische Volkslieder zu bezeichnen. Es sind meist Liebeslieder. Zwei sind balladenhaft. Die Anfänge sind: „Des Nachts um die zwölfte Stund, schlagt tief in mein Herz eine Wund", „Drunten im Tal, wo der Ostwind weht, da stand Luise am Rosenbett", „Ein schwarzbrauner Jüngling, den hab ich geliebt", „Es naht die schöne Sommerszeit, und alle Bäume blühn, ja blühn", „Horch, was nähert sich dem Schloß, steigt ein Reiter von dem Roß", „Nach meiner Heimat möcht ich wieder, es ist die alte Heimat nach", „In Österreich steht ein hohes, ein wunderschönes Gebäude". Nur zwei der genannten Lieder fand ich in der Sammlung: Rheinpfälzische Volkslieder von Heeger und Wüst. Die Frauen erklärten mir, daß sie an Sonntagen in der Stadt öfters irgendwo zusammenkämen und dann diese Lieder singen würden. Eine von ihnen hatte sich auch ein Liederbuch angelegt, das Kernlied der Sache, bei sich hatte, der auswärts ein Verwandter sandte.

Über der genannten Lieder sind besonders als lebendige Volkslieder anzusprechen. Denn sie begegneten mir später noch sehr oft. Das Lied: „Nach meiner Heimat möcht ich wieder" und „Des Nachts um die zwölfte Stund". Es gibt noch heute Menschen vom Land, die das ältere Lied nicht kennen. An einem Feiertagabend hörte ich es in breiter, eintönig-schöner Weise aus dem Kaffeehaus eines Dorfes in Kaiserslautern schallen. Nach der Sammlung der Volkslieder, S. 181, scheinen dieses Lied durchziehende Trauer und Resignation des Wanderers in das Schicksal. Der Text zeigt in der verschiedenen Gegenden oft sehr geringe Abweichungen:

„Des Nachts um die zwölfte Stund
Schlagt tief in mein Herz eine Wund
Schlagt tief in mein Herz eine Wund
Du Jungfrau, das du bist die Schuld."

Du Jungfrau, du hast mich recht,
Das ich dir so gut bin gewesen,
Ich bin auch noch heut so treue,
Ich hab dich nicht vergessen heut."

Der Wind, der weht so kühle,
Verdorben sind Blumen und Gras,
Verdorben sind Du und Ich,
Du hast gebrochen die Treue."

Digitized by Google

„Der erste Schuß, der gilt für mich,
Der zweite Schuß, der gilt für dich,
Der dritte geht hoch in die Luft,
Zum Zeichen, daß ich bald sterben muß!"

„Die Liebe macht alle gleich,
Sie fragt nicht, ob arm oder reich,
Sie macht ja den Bettler zum König,
Die Liebe macht alle gleich!"

Eine weitere Strophe fehlt dieser in Nußdorf aufgezeichneten Fassung. Sie erzählt, wie das Mädchen über den Entschluß des Geliebten, beide zu erschießen, erschrickt und die Wahrheit eingesteht. Sie hat dem Jüngling nur zum Schein erklärt, sie liebe ihn nicht: „Ich wollt dich nur einmal probieren, ob du mir auch ewig bleibst treu". Fragen wir uns, warum gerade dieses Volkslied so weit bekannt und verbreitet ist, auch ohne Unterstützung neuzeitlicher Verbreitungsmittel wie Liederbuch und Rundfunk, so müssen wir in erster Linie die Macht der Liedweise nennen, denn dieses Lied ist äußerst sangbar. Dann ist es der Liedinhalt. Man hat das Volkslied sentimental genannt. Dieses Lied entspricht dem gefühlsmäßigen Empfinden des Volkes, ohne daß man dafür das als Fremdwort bereits zu einer gesunkenen Bedeutung gelangte Wort sentimental zu verwenden braucht. Ich halte eine andere Unterscheidung der Liedstoffe für wichtiger. Sie kennzeichnet Lebensbejahung und Lebensverneinung, auf dem Gebiet des Liebesliedes: Liebesfreud und Liebesleid. Nach solchen Gesichtspunkten habe ich in den „Westmärkischen Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung", Jahrgang 1940, das Volksliedgut des heutigen Gaues Westmark und des Elsaß untersucht. Bei dem vorliegenden Lied können wir zum Schluß die unbedingte Lebensfreude und Lebensbejahung feststellen. Ganz unbewußt mag gerade diese Strophe mit beigetragen haben zu der heutigen großen Verbreitung.

Noch ein anderes Lied zeichnete ich 1935 in Nußdorf auf, das erzählende: „Leise tönt die Abendglocke, die Natur neigt sich zur Ruh". Auch dieses Lied hat eine sehr große Verbreitung. Es schildert, wie ein altes Mütterchen in ein Kloster kommt, ihren kranken Sohn zu besuchen. Die Nonne erklärt ihr, daß ihr Sohn inzwischen verstorben sei. Das Mütterchen will ihn noch einmal sehen, sie sinkt tot an der Leiche nieder. Auch dieses Lied entspricht der gefühlsmäßigen Einstellung des Volkes, das solche traurigen Ereignisse auch im Leben mit besonderer Anteilnahme verfolgt. Hier läßt sich ein weiterer Grund für die Erhaltung und Beliebtheit mancher Volkslieder aufspüren. Wie die Sage ist das Lied dem Volk Ausdrucksform tatsächlicher Begebenheiten. Die Sängerin erklärte 1935 auf das Bestimmteste, sie wisse durch ihren Mann, daß dieses Lied ein Ereignis beschreibe, das sich im Weltkrieg abgespielt habe. In Wirklichkeit ist das Lied schon früher bekannt und stammt wahrscheinlich aus der Zeit des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71. Das Volk sucht nach Wirklichkeitshintergründen. Hierher gehört auch die Volksmeinung, ein bestimmtes Lied sei einmal von einem bestimmten Sänger oder bei einer besonderen Gelegenheit gesungen worden. Die Bewohner von Hauenstein in der Südpfalz behaupten, das Lied: „Ach wie quälen mich meine Gedanken", hätte

Digitized by Google

der Sänger Blondel gesungen, als er vor dem Kerker des auf dem Trifels gefangengesetzten Richard Löwenherz stand. Die romantische Löwenherzschwärmerei, die sich im vorigen Jahrhundert in der Pfalz breitmachte, bemächtigt sich hier des volksmäßigen Dranges nach Wahrheitshintergründen.

Neben solchen Liedern, die in größeren Räumen als volksmäßig angesprochen werden können, weil sie tatsächlich allgemein bekannt sind und häufig gesungen werden, stehen solche, die sich in bestimmten Dörfern erhalten. Das ist dann der Fall, wenn sie ganz eng einem Volksbrauch verbunden sind. In meiner Untersuchung über den Sommertag in der Saarpfalz (Hess. Blätter für Volkskunde, 1939) konnte ich verschiedene Beispiele anführen, wie sich neben den eigentlichen Heische- oder Kampfliedern am Sommertag ausgesprochene alte Frühjahrslieder erhielten, etwa das auch aus Lothringen aufgezeichnete: „Jetzt fängt das schöne Frühjahr an und alles fängt zu blühen an" oder: „Frischauf zum fröhlichen Jagen, mein Herz ermuntert sich". Das letztere Lied wurde bei dem Hansel-Fingerhut-Spiel in Eußersthal (Kr. Landau) gesungen, das leider mitsamt drei volksmäßigen Frühlingsliedern ungefähr 1905 schwand. Vor einigen Jahren besuchte ich in einem kleinen, halb in den Fels gebauten Häuschen den Holzfäller Karl Lutz, der mir diese Lieder vorsang und mir erklärte, daß er sie oft noch singe, wenn er allein im Wald sei. In seinem kleinen elterlichen Häuschen, so erklärte er mir, kamen in den letzten Jahren des Brauchtums die Darsteller zusammen und lernten die Spieltexte und die Lieder. Heute sind die Lieder vergessen. In dem benachbarten Rinnthal wird das Lied: „Jetzt fängt das schöne Frühjahr an" alljährlich von der Jugend gesungen, und zwar mit sprachlichen Formen („Der Reise leit nit mehr"), die eindeutig ein hohes Alter des Liedes erweisen. Im übrigen ist anzunehmen, daß im 18. Jahrhundert durch Lehrer und Pfarrer bewußt solche Lieder dem altherkömmlichen Brauchtum beigefügt wurden, um es zu veredeln, denn wir finden oft vollkommen unangebracht auch geistliche Lieder oder sogar geistliche Liedweisen zu weltlichen Texten in dem rein weltlichen Brauchtum.

Überblicken wir nach diesen Einzelbeobachtungen lebendiger Volkslieder die gesamte Entwicklungslage des Volksliedsingens, so müssen wir wohl feststellen, daß sich in früheren Zeiten ein einheitliches Liedgut in längeren Zeiträumen erhielt. Aber auch im 17. und 18. Jahrhundert kommen Zeiten, in denen sich das Bild ändert. Der Erlebnisgrund wird ein anderer. Kriegsläufe unterbrechen ruhige Entwicklungen. Neue Lieder tauchen auf und sichern sich ihren Platz. Jeder Liedersammler meint, die alten Lieder seien nur noch kurze Zeit lebendig und sammelt sie aus dem Munde der ältesten Leute. Das war schon vor 150 Jahren so, denn damals schreibt Goethe über seine im Elsaß gesammelten Volksballaden, sie seien nur noch den alten Mütterchen bekannt, die Jugend wurde von Ismenen singen. Damals gab es genau so gut wie heute schlagermäßige Lieder. Wenn wir uns heute an den alten Volkstänzen unterlegten, meist mundartlich gehaltenen Texten freuen, so müssen wir uns vor Augen halten, daß sie vielleicht vor fünfzig Jahren den Forschern als Gegenstand der Betrachtung nicht gut genug waren. Viele neuartige Lieder wurden durch die Bankelsänger verbreitet. Bis in unsere Zeit herein war das noch so. Pinck hat 1928 auf dem Christkindelsmarkt in Saargemünd solche Liedsänger aus Mülhausen beobachtet, die gedruckte Textzettel mit den Liedern:

Digitized by Google

Trink, trink, Brüderlein, trink; Wolgalied; 's Elsaß; Dr Uhremacher vun Colmer, verkauften. Die schon genannten Einwirkungen durch Gesangvereine und Schule kamen hinzu. Die Spinnstube war als Pflegestätte verlorengegangen. Pinck spricht einmal von den Kasernenliedern, die in der deutschen Zeit in Lothringen bekannt wurden. Es waren die bekannten deutschen Soldatenlieder der Vorkriegszeit, die nun gegen die altüberlieferten Volksweisen andrängten. Der Weltkrieg brachte durch die ungeheueren Truppenverschiebungen einen ungeheueren Ausgleich des Volksliedgutes. In kürzester Zeit konnte nun ein Lied in allen deutschen Landen bekannt werden. Während die alte Sprechmaschine und die Reitschulorgel für den Bauern in der Zeit vor dem Weltkrieg die einzigen technischen Mittel zum Hören neuer Musik waren, kamen nach dem Weltkrieg Kino und Rundfunk dazu. Die Kampfzeit hat neues Liedgut gebracht und seit der Zeit großer deutscher Weltpolitik erleben wir das Widerspiegeln der machtvollen Geschehnisse in Liedern. Ziehen wir alle diese Einwirkungen neuer Liedverbreitung in Betracht, dann staunen wir um so mehr, wieviel jahrhundertealtes Liedgut sich dennoch erhalten hat. Die Balladen, die Goethe im Elsaß schon im Schwinden wähnte, hat Pinck in Lothringen in zahlreichen Spielformen entdeckt (vgl. Pinck, L.: Volkslieder von Goethe im Elsaß gesammelt, mit Melodien und Varianten aus Lothringen, Metz 1932). Auch die neuen Bewegungen bedienen sich vielfach des alten Gutes. Es findet eine ausgesprochene Erneuerung statt, allerdings mit den beim Volkslied so häufigen Änderungen. Nur einige Beispiele seien genannt: Das Lied: „Wenn grün die Eichen stehn auf ihren Fluren" (Heeger: Rheinpfälzische Volkslieder, 1909, 60) tauchte in etwas gewandelter Form als SA.-Lied: „Wenn alles grünt und blüht auf dieser Erde" auf. Auf das Lied: Am Genfer See (Heeger, II, 353 a) geht das Lied: „Auf dem Berge, so hoch da droben" zurück. Das sogenannte Oberschlesierlied: „In dem Schatten dunkler Eichen gab sie mir den Abschiedskuß", findet sich in Heeger, II, 338, mit dem Kehrreim auf Tirol. Das in ganz Deutschland im Weltkrieg bekannt gewordene: „In einem Polenstädtchen", zeigt eine enge Abhängigkeit von dem saarländischen Lied: „Im Dörfchen, wo ich leb" (Köhler, C., und Meier, J.: Volkslieder von der Mosel und Saar, Halle 1896). Als Soldatenlieder gewannen in unserer Zeit: „Soll ich dir mein Liebchen nennen", „Bei Sedan, wohl auf der Höhe", „Von den Bergen fließt ein Wasser", „Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit von hier" und manche andere neue Geltung. Sie gehören zu den Liedern, die heute wirklich lebendig sind. Daß sich auch die neuen Lieder nach der volksmäßigen Art richten, zeigen die zahlreichen neu auftauchenden Mädchenlieder in der Art der Erika. Zweifellos wird manches von ihnen noch in Jahrzehnten, wenn die durch schlagermäßige Verbreitung entstandene Übersättigung sich nicht mehr bemerkbar macht, bekannt sein.

Jede Zeit hat ihr eigenes Gesicht, ihren eigenen Stil. So können und wollen wir nicht verlangen, daß alles lebendig und erhalten bleibe, was die Vergangenheit hatte. Wir können versuchen, das Singen alter Volkslieder zu fördern, indem wir sie in handliche Liedersammlungen bringen. Das größte Verdienst hat in dieser Hinsicht der von Breuer vor dem Weltkrieg herausgegebene „Zupfgeigenhansl". Wir können in Vereinen und in der Schule alte, landschaftlich gebundene Volkslieder singen lassen, und in zahlreichen Fällen wird

Digitized by Google

diese Arbeit von Erfolg gekrönt sein. Den entscheidenden Schritt in Annahme oder Ablehnung tut das Volk selber. Das volksmäßige Singen ist sich bis in unsere Zeit durch die Jahrhunderte ziemlich gleich geblieben. Die gefühlsbetonten Lieder erhalten den Vorzug. Was der volksmäßigen Einstellung entspricht, setzt sich durch, und manches Lied bleibt als lebendiges Liedgut in fernere Zeiten erhalten. Daneben aber erkennt das Volk den Wert des alten Volksliedes und pflegt es ohne Anregung von außen her weiter. Manche Liedgattungen sind allerdings heute sehr stark im Schwinden, vor allen Dingen die Ballade. Schon zur Blütezeit des Volksliedes waren die meisten Balladen nicht Allgemeingut des Volkes wie viele Liebeslieder, sondern sie waren bestimmten Volksliedsängern eigen. Die suchten sich entweder rein gedächtnismäßig oder durch Anlegen handschriftlicher Liederbücher in die Kenntnis der Lieder zu setzen. Mit dem Wegfall der Spinnstube, die gerade der Platz zum Vortrage solcher gesungenen Sagen, Märchen oder Legenden war, ist natürlich die Möglichkeit des Balladensingens sehr eingeschränkt. Im gemeinschaftlichen Festkreis werden noch, bei der Kirbe besonders, derartige, nur einzelnen geläufige Lieder gesungen. Im gemeinschaftlichen Arbeitskreis, bei Heimarbeit, beim Tabakeinfädeln, Samenklopfen usw. werden nur in geringem Balladen vorgetragen werden. Liebeslieder gibt es noch zahlreiche. Sie werden besonders von den Mädchen gesungen, wenn sie, in einer Kette eingehängt, vor den Dörfern wandeln. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die lustigen Liedchen, die die erwachsene Jugend im Wirtshaus oder unter der Linde singt. Das gleiche gilt von erzählenden Wilderer- oder Jägerliedern und von Liedern, die von der Heimkehr handeln. Unter den Wirtshausliedern sind viele wertlos und zotenhaft. Wir finden unter ihnen aber besonders auch mundartliche Lieder. Die kleine Sammlung elsässischer Volkslieder von V. Beyer (Frankfurt 1926) zeigt, verglichen mit Liedsammlungen aus anderen Landschaften, zahlreiche mundartliche, und deshalb landschaftlich besonders gebundene Lieder auf. Das Singen gerade solcher Lieder und Weisen zu fördern scheint eine besonders schöne Aufgabe innerhalb der gesamten Pflege des volksmäßigen Liedgutes.

Digitized by Google

Einige Alpen- und Schwarzwaldpflanzen im Volksglauben des 15. Jahrhunderts.

Von Dr. W. Ganzenmüller, Tübingen.

Eine vielbenutzte Quelle für die Volkskunde sind die großen Kräuterbücher, wie sie im 16. Jahrhundert zum Teil in prachtvoller Ausstattung im Druck erschienen sind. So weiß Hieronymus Bock mancherlei aus dem Elsaß zu berichten, so daß das Volkstum neben seiner humanistischen Gelehrsamkeit nicht zu kurz kommt. Aber das Gebiet des Zauberglaubens, wo Siegwurz und Alraunwurzel wachsen und mit magischen Mitteln gewonnen werden müssen, betritt er nicht mehr. Daß jedoch solcher Glaube auch zu seiner Zeit noch bis in die „höchsten Kreise" hinaufreichte, das beweist eine aus dem Besitz des Herzogs Sigmund von Österreich stammende Aufzeichnung. Da sie einen Brauch zur Gewinnung der Siegwurz mitteilt, der wenig bekannt zu sein scheint, seien ihre Angaben im folgenden wiedergegeben.

Die Aufzeichnung findet sich in einer Handschrift der Münchner Staatsbibliothek, die in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts von einem Augsburger Goldschmied Hans Schweinperg angelegt wurde. Sie enthält meistens Alchemistisches und Medizinisches in buntem Durcheinander[1]. Ganz am Schluß des Buches steht folgendes:

In dem jar da man zelt von cristi gepurt 1488 war diß puech geschriben zu lob vnd zu er des durchleichtigsten hochgeporenen fürsten und herrn Herzog Sigmuft (!) zu ostereich graff zu dirol meinem gnedigen herrn vnd waß hernach geschriben stekt daz ist warhafftig bebert (bewährt) vnd gerecht vnd ich clauß von mederj diſe nachgeschriben stuckh ich selber alle mit meiner hant bewert hab vnd Euch[a]) es E. F. G. vngern wolt siz nit wolt geben di da nit all gerecht

[1] München, Staatsbibl., Cod. Germ. 4226, fol. 114 f. Fol. 38 finden sich Rezepte aus dem Buch „De arte destillatoria" des Hieronymus Brunschwig, die aber mit dem Druck von 1535 nicht genau übereinstimmen. Die in der Hs. wiedergegebenen Worte „als ich ieronimus branschweig selber gesehen hab" verführten einen Vorbesitzer der Handschrift zu der Randbemerkung „nomen autoris", so daß das Buch jetzt als von H. Braunschweig verfaßt im Katalog erscheint. Der Schreiber Schweinperg nennt sich aber mehrmals als solcher, so fol. 26 r und v und besonders 83 r.

a) Hs. Euch getilgt durch untergesetzte Punkte. Auch die Worte „ungern wolt" sind noch zu streichen. b) Hs. vnd c) soll heißen pemisch (böhmisches Glas).

Digitized by Google

weren das es mir imermer solt zu vorwurf kommen wan E. F. G. hiemit befilh ich mich.

Ettliche geben diser wurtzel den namen Serpentaria wenig vind[b]) man auf erdreich di si kennen, si haist mit iren rechten namen Sideron.

Dise wurtzel vnd Krautt nennt man arbor radix Sideron vnd waxt in di hochen pergen oder alben gegen der sunnen auffgang vnd in dem gepirg besonder im intall da vind[b]) man genug deren in demselbigen gepirg. diselbige wurz die verdreibt all gifft vnd wi si hir gemalt stett also stett si da wi si waxt. vnd zu mitten maien stett si in voller gebluest vnd bluet wol 4 wochen. Der zeit magst du si nemen wan du wilt vnd wilt du si versuechen daß si gerecht ist, so nim ain becher er sei silber oder holz vnd du wasser oder wein drein vnd duc gifft darein. vnd nim di wurtzel heng si darein so bleibt weder wasser oder wein noch gifft im becher. vnd steigt als oben auß nit ain dropf diweil si darin ist. wilt du sie noch mehr versuechen so nim ain pernisch[c]) glaß. du gifft darein vnd du di wurtzen darein so springt das glaß son stund an zu hundert stuckh. wan du si also versucht hast bei dem gifft. so wasch si sauber mit ainem lauteren wein vnd laß wider von ir selber druckhnen. so ist si albeg (allweg) guet wilt [wilt] du si recht [recht] versuechen so nim gifft vnd gibs ainem vnvernunfftigen dier ein vnd gib im also groß als ain bonen gestossen wi du es im magst einpringen so erpricht eß sich son stundan alles daz im leib ist. vnd schat im der gifft vberall nix <·> welichem menschen dem man vergeben bernach in 12 stunden magst im wol zu helff kommen. Dise wurtzel nim also vil als auf ain kreuzer magst legen gestossen so wirt er sich seinllich erprechen daz er zwen man bei im hab di in halten wan er wirt schwach werden nach

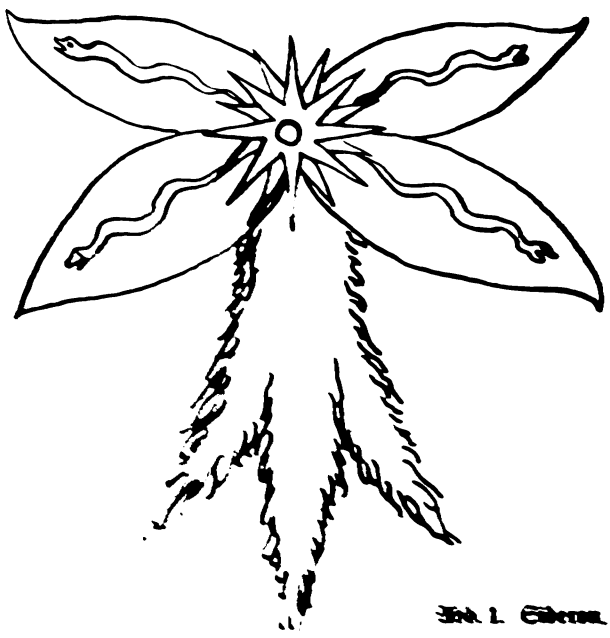


Fig. 1. Sideron.

Digitized by Google

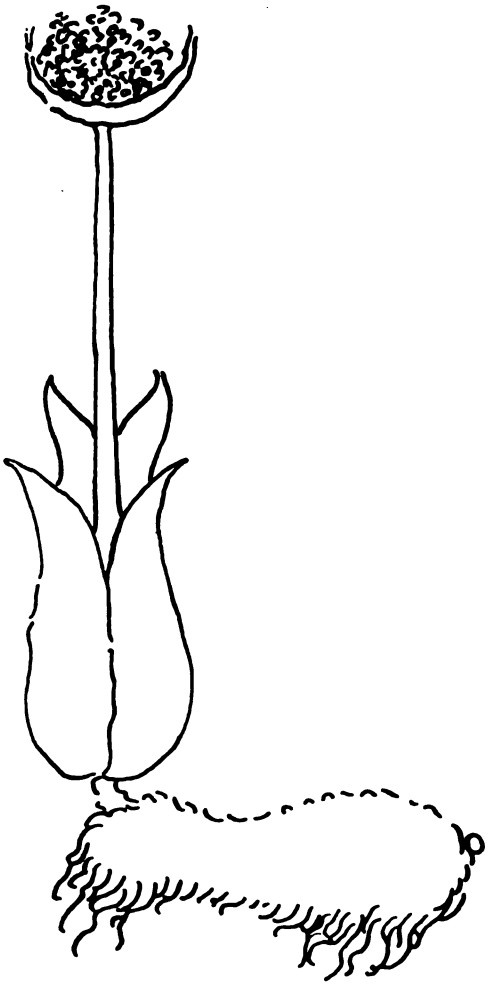


Abb. 2. Sigwurz.

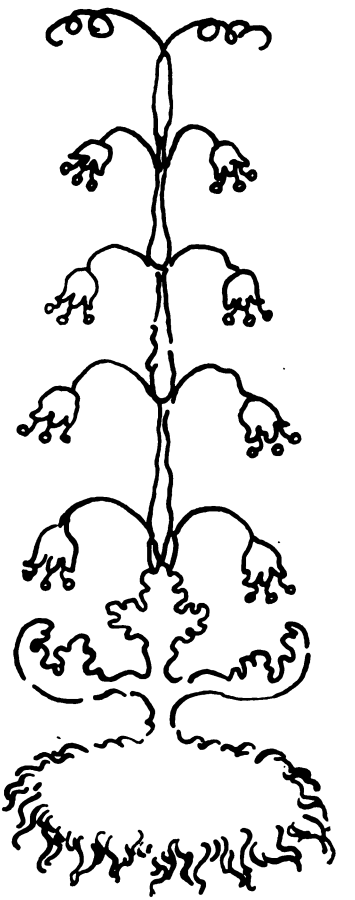


Abb. 3. Eddrica.

dem erprechen vnd ſchat im nit ain har an ſeinem leben vnd an diſe wurtzel magstu dich wol laſſen (auf ... verlaſſen) wan ſi iſt warhafft vnd gerecht <·>

Merck wi ferdinandus etc kaiſer einſt (?) aus hiſpanien iſt zogen hat er zu insprug den ſchatzdurm geoffnet iſt diſes puech darein dieſe ſchrifft vnd wurtzel innen gelegen welches puech er ſeinem cammerdiner gelichen der hat es abgeſchriben.

114v Diſe wurtzel haiſt ſigwurtz vnd wi ſi hir du ſichſt gemalet ſo wext ſi auch vnd wext auff etlich hochen pergen oder alben vnd gegen der ſunnen aufgang wo waſſer flüzt ſindt <·> ain perg ligt auf dem ſchwarzwalt bei totnaw da man ſelbe grebt haiſt der veltperg da ſtent ir vil auf vnd etlich lantfarer

Digitized by Google

di haben si fail si ist aber nit gerecht. wiltu si haben daz si gerecht sei so mustu si nemen auf sant johans nacht + (am Rand + vm mitnacht) als du wol hören wirst auf sant johans nacht er di sunnen zugnaden (!) si[d]) also fil alß du ir da haben wilt di soltu bereiffen mit silber vnd golt ain krais darum machen vnd wan di mitnacht kumbt. so nim wax so hebt si an vnd prennt als weren 1000 waxkerzen di do prennen so ge darzu vnd nim ain zu dir vnd sprecht doch nit vnd nim diselben di im krais stent den du hast gemacht mit silber vnd golt vnd du darfst (brauchst) si nit graben wan si ligt auf der ert<·> wer di wurz pei im hatt der mag son seinen veinden nit geschedigt werden nimmermer noch vnsighaft nimmermer werden an kainem recht oder es ist er kain sin im veind vnd mag im kain schad oder laster nimer zu handen gen. vnd alle menschen müessen im günstiger sein wan ainem andern menschen Gnedigster herr daz ist di wurtzel <·> meines G. H. von straßburg diener zu E. G. rett daz er nit wolt 100 fl nemen daz er es mer auf sant johans nacht solt helfen nemen wan im wer wol so [so] angst gewesen vnd di wurtz ist firwar gerecht.

Dise wurtzel haist Eddrica wext auf den hochen pergen sunder wext ir fil auf dem soltperg (!) auf dem schwartzwalt. di lantfarer graben si vast wo si darzu kommen mugen vnd furen si hinweg in fremde land besunders di niderlender. vnd man spricht firwar welche frow nit fruchtbar sei vnd di wurtz ploß an irem leib dregt 30 dag oder sorg hat. daß es des manns schuld wer. so mecht erß wol pei im dragen alß di frow. so soll si an allen fel in den 30 dagen schwanger werden vnd soll gewiß vnd bewerdt werden sein doch hab ers nit versucht.

Die Nachricht, daß Schrift und Wurzel sich in dem durch Ferdinand geöffneten Schatzturm zu Innsbruck gefunden hätten, erinnert ja in verdächtiger Weise an die besonders im alchemistischen Schrifttum so beliebten Fundgeschichten; trotzdem braucht man die ausdrückliche Angabe, das Buch sei für Herzog Sigmund von Tirol verfaßt, nicht zu bezweifeln. Der Ausdruck Buch läßt darauf schließen, daß das ursprüngliche Werk bedeutend mehr enthalten hat. Mederj dürfte eine Entstellung aus Matrei, der Schreiber also personengleich sein mit dem Klaus von Matrei, der 1488 ein Buch „Etlich stückh in der arzeney und anderen sachen" für Christoph Freiherrn von Wolkenstein verfaßte[1a]. Auch wenn man die Geschichte vom Kammerdiener Kaiser Ferdinands als Erfindung ausschaltet, bleiben noch mindestens zwei Abschreiber, nämlich erstens derjenige, der sich als „Diener meines gnädigen Herrn von Straßburg" bezeichnet und zweitens unser Hans Schweinperg. Einer von beiden muß jedenfalls die auf drei Pflanzen sich beschränkende Auswahl aus dem Kräuterbuch Sigmunds getroffen haben.

[d]) unverständlich, der Sinn muß sein: ehe die Sonne untergegangen sei.

[1a] Vgl. W. Stammler, Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, III, 303. Die Widmung an Sigmund läßt es möglich erscheinen, daß unter Matrei doch Matrei am Brenner zu verstehen ist, was der Verfasser des Artikels bei Stammler zunächst ebenfalls vermutet hatte. Vgl. A. Darrer, Tirolisches aus der Bücherei des Freiherrn Christoph von Wolkenstein. Schlern-Schriften 30 (1935), Seite 24.

Digitized by Google

Was nun die drei Pflanzen betrifft, so ist der Name Sideron in den Kräuterbüchern der Zeit nicht zu finden, die Bezeichnung Serpentaria (Schlangenkraut) bezieht sich auf verschiedene Pflanzen, die aber mit dem beigegebenen Bild keine Ähnlichkeit haben. Ich möchte mit allem hier so notwendigen Vorbehalt vermuten, daß es sich um die Pfingstrose handelt (Paeonia corallina Rety), die heute noch in den bayerischen Voralpen vorkommt. Die Bezeichnung arbor radix Sideron weist auf eine Staude, die Blütezeit zu Mitten Maien trifft für die Pfingstrose zu. Andrerseits wüßte ich keine ähnlich gestaltete, im Mai in den Alpen blühende Staude zu nennen. Zieht man die auch bei den beiden andern Pflanzen zu beobachtende Neigung zum Stilisieren und den Hang des mittelalterlichen Menschen zu phantastischer Ausgestaltung in Betracht, so kann man in dem windrosenartigen Gebilde in der Mitte sehr wohl eine Stilisierung der zahlreichen Staubfäden und in der Schlange die Ausgestaltung des Strichs in der Mitte der Blumenblätter sehen. Über die behauptete starke Brechwirkung enthalten die gleichzeitigen Kräuterbücher nichts, dagegen erwähnt H. Schulz, daß man „nach dem Genuß der anscheinend giftigen Blütenblätter sehr üble Zustände ... mit Erbrechen einhergehende Leibschmerzen beobachten kann". Auch die Samen gelten nach ihm volkstümlich als Brechmittel[2].

Die Siegwurz oder Allermannsharnisch, Allium Victorialis L., spielt eine wichtige Rolle im Volksglauben. Daß gerade der Feldberg als Standort angeführt wird, während doch die Pflanze in Tirol häufig zu finden ist, erklärt sich wohl daraus, daß Herzog Sigmund auch im Schwarzwald begütert war. Die Abbildung trifft hier, wenn auch etwas stilisiert, vielmehr die wirkliche Erscheinung der Pflanze und dasselbe gilt von der „Eddrica", dem auch heute noch häufig Erika genannten Heidekraut (Calluna vulgaris Hull).

Was der Verfasser von den einzelnen Pflanzen zu berichten weiß, ist z. T. Gemeingut des Volksglaubens, entbehrt aber doch nicht eigener Züge. Was hier von der Wurzel Sideron gesagt wird, das erzählte man in der Lausitz von dem Kräutlein Sonnentau[3]. Beachtenswert ist der angeratene Tierversuch. Die Angaben über die Siegwurz gehören ganz ins Gebiet der Magie. Das Bild der von einem Kreis von Silber und Gold (Münzen?) umgebenen, um Mitternacht wie tausend Wachskerzen brennenden Pflanze hat die Eindruckskraft des Märchens und hat auf die Zeitgenossen sicher starke Wirkung ausgeübt, die noch erhöht wurde durch die angstvolle Versicherung des Dieners, nicht um 100 Fl. wolle er noch einmal bei der Gewinnung helfen. Ins Gebiet des Zauberhaften gehört es auch, daß bei richtiger Vorbereitung die Wurzel von selbst sich aus dem Boden hebt, während die von unwissenden Landfahrern einfach ausgegrabene „nit gerecht", d. h. wirkungslos ist.

Auch die Wirkung der Eddrica ist eine magisch-sympathetische, sie wird ohne weitere Zubereitung einfach auf dem bloßen Leib getragen. Daß dadurch die Unfruchtbarkeit der Frauen bzw. der Männer beseitigt werden könne, ist sonst unbekannt. Sonderbar mutet auch die Behauptung an, daß sie be-

[2] H. Schulz, Wirkung und Anwendung der deutschen Arzneipflanzen, Leipzig 1929. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Apotheker Trapp, Tübingen.

[3] Handwörterbuch des Aberglaubens, III, S. 850.

Digitized by Google

sonders nach Niederdeutschland (in di niderlender) ausgeführt werde, die doch selbst ein viel reicheres Verbreitungsgebiet des Heidekrauts sind. Handelt es sich hier um eine unbegründete Behauptung oder hat man vielleicht wirklich dem Heidekraut des Schwarzwalds besondere Kraft zugetraut?

Es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Volksglauben der Zeit, den das Kunstbuch des Augsburger Goldschmieds uns aufbewahrt hat. Aber es hat doch einen gewissen Reiz auch für die Forschung: es läßt uns nicht nur einen Blick tun in den Reichtum der volkstümlichen Vorstellungen, indem es Züge aufweist, die sonst unbekannt sind, es zeigt auch, in der Freude an der Zeichnung und im Aufputz mit antiken Namen, den beginnenden Einfluß der Renaissance. Bis zu den klassischen Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts, den Werken eines Bock, Fuchs, Brunfels und Matthioli mit ihren lebenswahren Zeichnungen und den auf Dioskurides u. a. klassischen Schriftstellern beruhenden Kenntnissen ist der Weg freilich noch weit.

Bemerkung: [ ] = vom Verfasser gestrichene, < · > = vom Verfasser hinzugesetzte Stellen der Hs.

Digitized by Google

„In krafft geſetzt / vnd verordnet ..."

Volkskundliches aus einer alten Freiburger Ordnung.

Von Dr. Maria Riffel, Heidelberg.

Obrigkeitliche Ordnungen und Verbote ſind reiche Fundquellen, um einen Einblick in Sitten und Bräuche vergangener Jahrhunderte zu erhalten. Wir finden darin altes Volkstum, das ſich zäh erhalten hat und heute noch in irgendeiner Form der Volksüberlieferung weiterlebt; vieles iſt oft ganz ausgeſtorben. Dieſe alten Urkunden ſind vielfach Zeugen alter politiſcher Rechte, Grenzen und Abmachungen; ſie künden von dem geſellſchaftlichen Leben und den Menſchen jener Zeit.

Die Freiburger Kleiderordnung aus dem Jahre 1667 z. B. — wie auch die Straßburger Kleiderordnung des 17. Jahrhunderts — gibt bekannt, „wie ſich ein jeder / oder jede / in ſeinem Stand / in der Kleydung / zuverhalten / und welcher Sie ſich zugebrauchen / oder zubemüſſigen" hat. Es folgt eine genaue Einteilung der Stände in „Grade", und jedem Grad wird die Kleidung vorgeſchrieben. Bei Überſchreiten der Ordnung ſind hohe Geldſtrafen angedroht. Auch die gegenſeitige Beeinfluſſung von Brauchtum, Sitte und Tracht wird deutlich ſichtbar. So iſt z. B. nach der Freiburger Ordnung für den erſten (unterſten) Grad geboten, „daß ſich die darinn begriffene / bey Vermeydung Ernſtlicher / Vnnachläßlicher Straff / damit die Vbertretter / vnfehlbar / angeſehen werden ſollen / der Straßburger Hüet: oder Waſſerſteinlin / ſo nit über Neun Batzen koſten / benüegen / der anderen aber / deren Werth höcher / als Neun Batzen / iſt / bemüeſſigen / ..."

In dieſe Reihe der Verordnungen, die uns Leben und Menſchen des 17. Jahrhunderts offenbaren, gehört auch die Hochzeitsordnung der „Statt Freyburg / im Breyßgaw" (1666). Viele der darin geſchilderten Bräuche ſind heute vergeſſen; andere haben ſich trotz der Verbote erhalten. Es heißt u. a.: „Ob zwar / vor diſem / in hieſigem Stattweſen / bey denen gehaltenen / Hochzeitlichen / Ehrenfeſten / was / ſowohl die gebräuchliche Kirchgäng / als die Mahlzeiten / betrifft / gute / vnnd vnverwürffliche Ordnungen angeſtellt / vnnd lobliche Gebräuch eingeführt geweſen: Seindt iedoch dieſelbe / des mehreren theils / in denen zurück gelegten / verwirrten Zeiten / ie mehr vnd mehr verſchwunden / vnnd das vnnutzliche / vor dem erſprießlichen / ſo faſt eingeriſſen / daß Wir Vätterlich-Wohlmeinender Obſorg / hiemit / in krafft diß / geſetzt / vnd verordnet ..."

Digitized by Google

Was heute überhaupt nicht mehr vorstellbar ist und wohl auch in jener Zeit zu häufigen Übertretungen geführt hat, ist die erste Forderung, daß „dem alten Herkommen nach / nit bey iedem stehen solle / zu vorhabendem Hochzeit-Ehrentag / vnd Mahl / sovil Personen / als ihme beliebt / einzuladen / sonder solle ieder schuldig seyn / sich vorderist / vmb die Erlaubnuß / etlicher Anzahl Tisch / bey Vns / dem Rath / gebürend anzumelden / vnnd / dann hierinnen / Vnserer vnderlauffender Erkandtnuß / gehorsamblich zugeleben / vnd gebürlich Moderation zugebrauchen / bey Vermeidung Zwey Marck Silbers / Straff / so im widrigen fahl / dem Gemeinen Gut Freyburg / verfallen seyn solle".

Ein alter Brauch, der bis heute in den Schwarzwalddörfern weiterlebt, ist die Vorfeier mit der „Morgen- oder Brautsuppe". Dazu wird das ganze Dorf eingeladen. Heute kennt man im Schwarzwald noch den Ausdruck „Morgensuppe", obwohl nicht mehr die früher übliche Brotsuppe gegessen wird. Es gibt jetzt zumeist Fleisch mit Meerrettich, Nudelsuppe mit Rindfleisch und auch Kaffee und Kuchen. — Wie aus der Ordnung hervorgeht, ist im 17. Jahrhundert dieser Brauch auch in Freiburg verbreitet, wird aber jetzt — wegen der daraus entstandenen Üppigkeit — verboten. Gleichzeitig wird vor der Anschaffung allzu kostbarer Kränze, Bänder und Hochzeitsmaien gewarnt. „Dieweilen / ein zeithero / in Hochzeiten / allerley vnnütze vergebenliche Kösten / mit Bestell- vnd Erkauff- auch Außtheilung der Kräntzlin / Meyen / vnd Bändeln / nit minder in Haltung deren / also genannten Brautsuppen / vnmässiger Vberfluß auffgewendet worden / vnd hernach ihren etlich Geringeren / im Antritt ihrer Haußhaltung / zu mercklichem Mangel entsprossen: Als seindt solche Brautsuppen gäntzlichen / vnd bey eines Marck Silbers Straff abgestellt / vnnd verbotten / vnd sollen sich übrigens die Hochzeitleuth / auch Vatter / Mutter / Vögt / vnnd Befreundte absonderlich befleissen / daß in Außtheilung der Meyen / Kräntzlin / Bändel / vnd anderen / ein Mittel / vnd Moderation getroffen / vnd über wohlbekandte Gebür / des füehrenden Standts / vnnd guten Vermögens / nit geschritten werde / bey vorbehaltener / Willkürlicher Straff."

Die Maien dürfen bei der echten Schwarzwälder Hochzeit auch heute nicht fehlen. Meist sind es immergrüne Zweige, die auch weiter grünen, wenn alles ringsumher erstarrt ist. Dieses Sinnbild des Segens und der Hoffnung auf dauerndes Glück entspricht altem, schon indogermanischem Glauben. — Der Kranz aus Rosmarin oder Myrte versinnbildete Kraft, Reinheit und Weihe. Diese Bedeutung ist heute vielfach verloren gegangen. In manchen Gegenden wird an Stelle des Kranzes die „Brautkrone" getragen. Der Schmuck der Kronen deutet auf Segen, Glück und Fruchtbarkeit. Ursprünglich war der Brautkopfschmuck das sog. „houbitbant", ein Metallreif oder Stoffband, das mit Blumen und Ranken ausgeschmückt war. Der Reif wurde in manchen Orten immer weiter ausgestaltet. Daneben erlangte die Krone immer mehr Verbreitung. Im Schwarzwald werden die Brautkronen meist „Schappel" genannt (vom französischen chapel).

In der Ordnung folgt nun eine Regelung mit den Bläsern auf dem Münsterturm und dem Meßner: „Demnach / mit denen Wächtern auff dem Münsterthurm / allerhand Vnordnungen vnderloffen / als befehlen Wir hie-

Digitized by Google

mit / daß von denen Hochzeitleuten / noch iemands anderen / wegen des / ihnen zu Ehren / gethanen Blasens / für alles / mehr nit als Zwen Schilling / geraicht werden: So solle auch / bey iedes selbs belieben stehen / wievil er dem Mesner / oder Sigristen / in das Buch legen wolle: massen kein theil weiters erforderen solle / bey vorbehaltner / aber vnaußbleiblicher Straff".

Ein anderer Punkt weist auf den sog. „Bettelvogt" hin, der nach altem Brauch „bey Ein: vnnd Außgang der Hochzeiten / wie auch vor dem Wirthshauß / vnd Tantzlauben / fleissiglich auffwarten / vnd seinen Dienst hierinn verrichten / dargegen jhme auch 2 Schilling abgestattet werden / vnd Jhme mehrers zubegehren / nit erlaubt seyn solle".

Besondere Beachtung verdient die Anordnung des Hochzeitsessens, die Dauer der Mahlzeit, die Höhe der Kosten für die einzelnen Gäste usw. „Sovil nun Fünfftens das Tractament der Wirthen / bey denen die Hochzeit-Gäste die Mahlzeit einnemmen werden / belanget / wirdt hiemit geordnet / daß sie nachfolgendes beobachten / vnd weitters nit auffstellen sollen: Benandtlichen / Suppen / Fleisch / Gemüeß / Spansaw / oder Pasteten / Voressen / ein paar Güler / ein Essen Fisch / Gebratens / Rueben mit Schafffleisch / da es zubekommen / oder sonsten etwas dergleichen / item Käß / Molscheren / etwas Obs. Für / vnnd vmb solche einnemmende Mahlzeit (so allein Dritthalb Stund wehren solle) ein Mannsperson / vnnd Lediger Gesell / Neun Batzen / ein Weib Acht Batzen / vnnd ein Jungfraw Siben Batzen / fünff pfennig / bezahlen / aber sich darneben / iede Manns- vnd Weibspersonen / alles Einschiebens / vnd Heimschickens / enthalten sollen. Den Wirthen ist hinentgegen / obgelegen / vnd wirdt befohlen / daß sie einen Tisch (daran in allem Neun Personen sitzen sollen) wie den andern tractieren / vnd gebürlich abspeisen / damit das Zerbrechen der Gläser / usw. auch anderer Widerwillen / vnd Inconvenientien / sonders bey Junger Bursch / verhüetet werden: War auff Wir auch fleissiges Aufffsehen tragen lassen wollen."

Im 6. Punkt wird verlangt, daß jeder Gast seine Zeche bar bezahle. Das Recht völliger Gastfreiheit kommt nur einzelnen Gästen zu: „Zum Sechsten: Wirdt gesetzt / vnnd verordnet / daß die / im nechsten Articul / angezogen- vnd benannte Zech / iedermann selbst par bezahlen / vnnd dem Hochzeiter / oder Hochzeiterin / oder ihretwegen / iemandts andern / gantz nit erlaubt seyn solle / an solchen offentlichen Mahlzeiten / mehrers / als hernach außtrucklich benannte Personen / zugastieren / frey- oder außzuhalten / ausser / daß jhnen dem Hochzeiter / vnd Hochzeiterin / zugegeben ist / auff jhre beede Tisch / etwas einzuschiessen / vnd sich deßwegen mit dem Wirth zuvergleichen: Sonsten mögen sie / wie obbedikten / allein Gastfrey halten den Herrn Pfarrern / oder seinen Substituten / die Eltern / oder die jhre Stell vertretten / Brüder / Schwestern / Kinder / Kindskinder / die Führer des Hochzeiters / vnnd der Hochzeiterin / vnd dann die Hochzeitlader: Dann wer hierüber handlen würde / solle eine Marck Silbers Straff vnnachläßlich verfallen haben."

Zum Schluß erfolgt noch eine Anordnung wegen des Tanzens. „Sibendtens: Sollen sich die obrigen / welche dem Ehrentag / vnd Mahlzeit nit beygewohnt / sich des Tantzens: Manns- vnd Weibsgeschlechts: gäntzlichen enthalten / vnd die Hochzeitleuth hierinn vngejrret lassen / bey Zehen Schilling Straff. Die Täntz aber sollen allein auff derselbigen Stuben gehalten werden /

Digitized by Google

allwo der Hochzeiter / oder sein Vatter noch Zünfftig / oder gewisen ist / es were dann / daß mercklicher Vrsachen willen / ein Haupt der Stadt / auff gebürliches Anhalten / ein anders erlauben thäte: Vnnd solle auch fürters kein Tantz länger gestaltet / getriben / oder auffgespilt werden / als biß Salvezeit dann so fern / von den Spilleuthen / also länger gespilt / vnd von iemand getantzet / vnd diser Ordnung entgegen gegangen würde / sollen sie iedes mahls / Drey Cronen Straff verfallen seyn."

Die Häufigkeit solcher Anordnungen zeigt, daß sich die Bevölkerung trotz Androhung von Strafen nicht abhalten ließ, die Hochzeitsfeste nach alter Sitte zu feiern. Für die Stadt Freiburg sind diese Bräuche verloren gegangen, aber auf den großen Bauernhöfen der nächsten Umgebung leben sie in altüberlieferter, volkstümlicher Festlichkeit weiter. —

Anmerkung: Zu meinen obigen Ausführungen vgl. Eugen Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche, Jena 1937.

Digitized by Google

Sagen aus Wolkenstein im Grödner Tal.

Von Valerie Höltges, Köln-Sülz.

Die folgenden Sagen wurden mir im Spätsommer 1935 in Wolkenstein im Grödner Tal (Selva, Val Gardena) von einem siebzigjährigen Bauern erzählt. Wenn an kühlen Abenden der wie eine gemauerte Riesentonne in die schöne alte Stube hineinragende Ofen willkommene Wärme ausstrahlte und der rote Tiroler in den Gläsern funkelte, pflegten sich unsere Wirtsleute zu uns an den schweren Tisch zu setzen, und das beiderseitige Fragen und Erzählen begann. Die Muttersprache des stattlichen bäuerlichen Ehepaars war das Ladinische, aber ein, wenn auch manchmal etwas mühsames und natürlich mundartlich gefärbtes Hochdeutsch stand ihm ebenfalls zur Verfügung und wurde mit Stolz und Befriedigung gebraucht.

Der Lauterfresser.

Im Grödner Tal gab es früher den Lauterfresser. Das war ein Mann, der sich durch die Kraft des Teufels sehr stark machen konnte. Er tat viel Böses und verwandelte sich auch in verschiedene Gestalten. Er hatte Macht über das Vieh, so daß es ihm nachlaufen mußte, wohin er wollte. Auf diese Weise stahl er den Bauern Kühe, Ochsen und Schafe und führte sie zum Verkaufen ins Etschtal hinunter. Die Bauern haben dem Lauterfresser öfters aufgelauert. Sie konnten ihn aber nicht bekommen, denn wenn sie ihm nachgingen, hat er sich schnell in einen Holzklotz oder einen Stein verwandelt.

Zwei Jäger waren einmal auf die Seiser Alp gegangen, um den Lauterfresser zu fangen, konnten ihn aber nicht finden. Sie wollten sich ihre Pfeifen anmachen und haben auf einem Baumstumpf den Tabak geschnitten. Da fing der Baumstumpf an zu bluten, denn das war der Lauterfresser gewesen.

Einmal hat eine Alte mit der Sichel Gras geklaubt, da hat sie den Lauterfresser erwuschen, der in einem Strauch versteckt war, und hat ihn in der Schürze weggetragen. Er ist aber doch entwuschen, und später hat er gesagt, das wäre sehr gefährlich für ihn gewesen, denn er hätte damals nur die Kraft von einem Hühnergeier gehabt.

Schließlich haben sie den Lauterfresser aber doch bekommen. An einem Sonntag im Jahre 1809, als alle Leute in Christein (S. Christina) in der Messe waren, kamen ein paar Männer aus Wolkenstein gelaufen. Die riefen in die Kirche hinein, sie hätten den Lauterfresser ins Langental hinaufgehen sehen.

Digitized by Google

Da hat sich der Pfarrer am Altar umgekehrt und hat die Männer alle aufgerufen, den Lauterfresser zu fangen. Sie sind dann alle ins Langental gelaufen und haben den Lauterfresser richtig eingeholt. Mit einem Lärchenzweig haben sie ihn niedergeschlagen. Dann haben sie ihn gefesselt und auf einem Wagen, der mit zwei Ochsen bespannt war, zur Fischburg gefahren. Mein Großvater hat mir selbst erzählt, daß er als kleiner Bub vom Fenster aus gesehen hat, wie ein großer Haufen Leute den Wagen mit dem Lauterfresser nach Christein begleitete. Unterwegs hat der Lauterfresser ein paar Buben, die mitliefen, zugerufen, sie sollten ihm nur eine Handvoll Erde geben, dann wolle er sich schon noch losmachen. Sie haben es aber nicht getan. Als sie ihn dann auf den Richtplatz nahe der Fischburg gebracht hatten, wurde er mit glühenden Zangen gebrannt, und da hat er seine Teufelskraft verloren und war nur noch wie ein gewöhnlicher Mensch. (Zu dieser Sage vgl. Ignaz V. Zingerle, Sagen aus Tirol. Innsbruck 1891, S. 460 f., Nr. 795.)

(Erzähler: Bernard Perathoner, geb. in Wolkenstein 1866.)

Der Schatz in der Ruine Wolkenstein.

In der alten Ruine Wolkenstein am Eingang des Langentals soll ein Schatz liegen. Wer ihn haben will, der muß am 21. Juni um Mitternacht hineingehen und ihn ausgraben. Da war ein alter Mann aus Wolkenstein, der ist in der richtigen Nacht mit Beil, Pickel und Schaufel hinaufgegangen. Vom Gasthaus Mondschein an ist immer ein schwarzer Mann neben ihm hergegangen, aber er ist doch hinaufgekommen und hat angefangen zu graben. Da sind eine Menge Raben gekommen, die sind um ihn herumgeflogen und haben ihn mit den Flügeln ins Gesicht geschlagen und nach ihm gehackt. Und dabei haben sie großen Lärm gemacht und immer lauter und fürchterlicher gekrächzt, bis er Hacke und Schaufel im Stich gelassen hat und davongelaufen ist. Aber er hatte dann immer das Geflatter und das Krächzen der Raben im Ohr und konnte es nicht loswerden, bis er zu den Kapuzinern nach Klausen gegangen ist. Die haben ihm den Lärm wieder fortgebannt.

(Erzähler: Bernard Perathoner.)

Vom Orco.

Ein Mann aus Wolkenstein (namens Bartschneider), ein kluger Mensch, der aber schon mit 30 Jahren starb, ist oft vom Orco irre geführt worden. Wenn er abends gegen 10 Uhr vom Gasthaus Mondschein nach seinem Hause in Campatsch (Gegend von Wolkenstein) ging, fand er sich beim Frühläuten auf einer hohen, entlegenen Alp wieder. Das geschah ihm zwei- bis dreimal im Monat. Derselbe hat auch auf dem Wege hinter meinem Stadl mehrmals einen Mann ohne Kopf liegen sehen und wollte daher den Weg später nie wieder gehen. Ich selber habe einmal in einer Winternacht bei ganz tiefem Schnee dort jemanden so laut juchzen gehört, daß ich vors Haus gegangen bin, um zu sehen, wer da oben sein könnte. Aber da war alles still. Und wie ich am nächsten Morgen nachgesehen habe, waren da auch keine Fußspuren. Ein Mensch kann das nicht gewesen sein.

(Erzähler: Bernard Perathoner.)

Digitized by Google

Stehen machen.

In früheren Zeiten haben sie Büchlein gehabt, die sind jetzt verloren. Darin stand allerlei Heimliches. Aber die Geistlichen, die wissen jetzt noch viel. Das war vor zwei oder drei Jahren, da wurde immer der Opferstock in der Kirche von Christein ausgeraubt. Zuletzt sagte der Geistliche: „Jetzt tu ich noch 20 Lire wagen, und wer sie herausnimmt, wird schon dabei stehen bleiben". Am andern Morgen, als sie in die Kirche kamen, hat der Dieb, ein junger Mensch aus Christein, am Opferstock gestanden, ganz steif, und konnte nicht fort. Da hat der Geistliche gesagt: „Nun kannst du gehen!" Da konnte er fortgehen, ist aber ganz närrisch geworden und bald gestorben.

(Erzähler: Bernard Perathoner.)

Sagen aus St. Valentin in Tirol.

In der hochgewölbten, vom Rauch mit glänzendem Schwarz überzogenen Küche eines Bauernhauses in St. Valentin auf der Heide erzählte mir im Sommer 1936 eine bäuerliche Freundin die folgenden Sagen. Wenn der mehr als 70 Jahre alten Mutter das Gedächtnis versagte, sprang die Tochter, ein junges, frisches Mädchen, ein und erinnerte daran, daß die Mutter es ihr in den früheren Jahren so und so oder mit den und den Einzelheiten erzählt habe. Auch der Vater wußte sich noch einiger Züge zu entsinnen. Alle drei sprachen beim Erzählen mundartlich gefärbtes Hochdeutsch, auf dessen Kenntnis und Pflege sie besonderen Wert legten.

Wie das Kloster Marienberg auf der Heide gebaut wurde.

Man sagt, bei den Fischerhäusern unten am See, da soll vor uralten Zeiten eine Räuberbande gehaust haben. Damals war die ganze Heide noch eine Einöde, in der kein Haus stand. Da war eine Frau aus Burgeis, die wanderte mit ihrem Kind durch die Gegend, und in der Nacht kam sie zu dem Räuberhaus und bat um Herberge. Sie wurde in eine Kammer geführt, aber als sie sich ins Bett legen wollte, sah sie darüber drei große eiserne Schläger hängen. Das kam der Frau verdächtig vor, und sie legte sich nicht ins Bett. Und auf einmal fielen die Schläger herunter, grade aufs Kopfkissen. Da zerschnitt die Frau die Leinentücher und knüpfte sie zusammen und ließ sich mit dem Kinde durchs Fenster hinunter. Sie flüchtete unter die Brücke, da wo die Etsch durchfließt, und blieb dort, bis in der Frühe ein Fuhrmann kam, der nach Burgeis zurückfuhr. Da zeigte sie alles an. Das Haus wurde durchsucht, aber Menschen fanden sie nicht mehr darin. Im Keller aber lag eine Menge Gold und Silber und daneben viele Totengerippe. Das Geld haben die Leute einem Esel aufgeladen und ihn gehen lassen, wohin er wollte. Er stieg ein Stück den Berg hinauf und legte sich dann am Abhang nieder. An dieser Stelle wurde nun mit dem Geld aus dem Räuberhaus das Kloster Marienberg gebaut. Später hat man beim Ausputzen des Brunnens an den Fischerhäusern noch viele Totengebeine gefunden, und die Leute sagen, daß es in einer Kammer dort noch heute nicht geheuer ist. Man heißt sie die Geisterkammer.

Digitized by Google

Vom Jerzer Tal.

Das ganze Jerzer Tal (ein Hochtal, das am Heidersee mündet), das heute nur noch Almen hat, gehörte früher zu einem großen Hof. Den Besitzer nannte man nur den Jerzer Bauern. Dessen Frau kam ins Wochenbett, und als sie wieder aufgestanden war, wollte sie nach Burgeis gehen, um sich einsegnen zu lassen. Sie nahm eine Magd mit und ging mit ihr durch den großen Wald am Ende des Tals. Als sie in die Gegend kamen, wo jetzt das Kirchlein St. Martin steht, merkte die Frau, daß sie die Kerze vergessen hatte, und sie befahl der Magd umzukehren und die Kerze zu holen. Als aber die Magd zurückkam, war die Frau verschwunden, und man hat sie niemals wiedergefunden. Sie muß aber doch noch heimlich auf den Hof gekommen sein, denn wenn der Bauer und die Dienstboten vom Stall hereinkamen, waren die Kinder gekämmt und gewaschen und sagten: „Die Mutter ist dagewesen". Der Bauer und die Dienstleute haben sie aber nie gesehen. Aus Kummer wollte der Bauer den Hof verkaufen. Aus St. Valentin wollte niemand ihn haben, endlich hat ein Burgeiser ihn gekauft. Aber dann ist er verfallen. Noch heute sieht man Mauerreste, da wo das Haus gestanden hat.

Die Platzer Alpe im Jerzer Tal soll auch wegen einem Geiste abgekommen sein, weil keine Sennleute es da aushalten konnten. Sie sagten, in der Nacht käme immer etwas, das nähme sie beim Kopf und arbeite in der Alpe herum. Der Ziegenhirt hat im Herbst immer einen Mann da herumgehen sehen. Die Leute haben versucht, für das Gespenst zu beten, aber es war immer das gleiche. Da haben sie einen Pater vom Kloster Marienberg hinaufgeholt. Der war drei Nächte oben, hat aber nichts gesehen. Im nächsten Jahr bekamen die Bauern überhaupt keine Sennleute mehr und mußten die Alpe aufgeben.

Im Jerzer Tal sind auch die saligen Fräulein gewesen, die den Leuten auf dem Feld arbeiten halfen.

(Erzählerin: Barbara Habicher, geb. in Reschen 1862.)

Der Putz auf dem Kumpatschhof.

Zwischen Reschen und Nauders steht der Kumpatschhof, der früher einmal einem Grafen gehört haben soll. Als der Graf gestorben war, wurde er verpachtet, und nun erzählte bald die ganze Gegend umher von einem Putz, der auf dem Hof den Pächtern allerlei Schaden tat. Er verkoppelte zwei Stück Vieh mit einer Kette, stellte die Milchbehälter auf die Dachpfannen hinauf, und wenn auf der Straße Leute vorbeikamen, hatten sie plötzlich bis zum nächsten Kruzifix so schwer zu tragen, daß sie es kaum aushalten konnten. Eine achtzigjährige Frau, die auf Kumpatsch Magd war, hat mir, wie ich noch ein Kind war, selbst erzählt, daß es immer in einer Ecke lachte, wenn sie in den Stall kam. Und wenn der Bauer mit der Schaufel dorthin stieß, lachte es wieder in der andern Ecke. Einmal fuhr eine arme Frau mit einem Karren von Reschen nach Nauders. Da sah sie auf dem Wege einen so großen Haufen liegen, daß sie dachte, da könnte sie nicht vorbei. Aus Angst gab sie den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus". Da verschwand der Haufen, und von dort an hat man nichts mehr von dem Putz gesehen. Der Hof steht aber noch heute im Walde, und ich bin oft daran vorbeigegangen.

(Erzählerin die gleiche wie oben.)

Digitized by Google

Das Kruzifix von Kaltenbrunn im Kaunser Tal.

In Kauns war früher einmal ein Jäger, der an gar nichts glaubte, und dem das Wild sein Herrgott war. An einem Sonntag ging er wieder ins Gebirge und jagte in einem fremden Revier. Da stand plötzlich ein andrer Jäger vor ihm und fragte ihn, was er da wolle. Dann haben sie lange gestritten, aber auf einmal sagte der fremde Jäger: „Wir wollen lieber Freunde sein, und wann du mir etwas versprichst, dann werden dir die Gemsen und alles Wild stehen bleiben". Der Kaunser Jäger fragte: „Was muß ich da tun?" Da sagte der Fremde: „Du mußt, wenn in Kauns die Wandlung geläutet wird, auf das Kruzifix in der Kapelle bei Kaltenbrunn schießen". Wie aber der Jäger den Schuß wirklich tat, da hat sein Haus in Flammen gestanden, und oben in den Bergen starben zwei Pferde von ihm ab. Aber da hat seine Frau so lange gebetet und gebittet, bis er Sühne getan und sich bekehrt hat. Als ich als Kind von zwölf Jahren mit meinem Vater wallfahrten ging, habe ich in der Kapelle am Wege nach Kaltenbrunn vor Kauns das Kruzifix selber gesehen, wie es durch die Brust geschossen war.

(Erzählerin die gleiche wie oben.)

Die Gans im alten Spital von St. Valentin.

In einem Keller in dem uralten Spital in St. Valentin war immer eine große weiße Gans. Die haben sie öfter in den Bach geschmissen, und wenn man darauf geschlagen hat, wars wie ein Pergamen, und dann war die Gans doch wieder im Keller. Zuletzt hat ein Geistlicher von St. Valentin sie auf den Berg gebannt, und dann hat man nichts mehr von ihr gesehen. Aber der Geistliche wurde davon so gelähmt, daß er gar nicht mehr allein gehen konnte und immer geführt werden mußte. Der Großvater vom Vater hat den Geistlichen noch gut gekannt.

(Erzählerin die gleiche wie oben.)

Digitized by Google

Almkirchtag, Grunacht und Herbstebennacht.

Von **Anton Schipflinger**, Hopfgarten.

Zu Matthäus (21. September) halten die Alpler ihren Kirchtag; manchmal auch zu Michaeli. Die Zeit der Almabfahrt naht und zum Abschied kommen die Alpler bei der nächsten Brennhütte (Schnapsbrennerei) zusammen und halten Kirchtag. Für den Kelchsauer Grund ist es Wegscheid und Moderstock, für die Windauer Almen die Brennhütte. Schon am Matthäusvorabend treffen sich die ersten Alpler und „Hoaminger" in den Brennhütten, lassen einen Liter nach dem andern auf den Tisch stellen und reden ein „g'scheits" Wort. Die Alpler erzählen von ihrem Vieh, von dem Kuhstechen auf der Steinbergplatten, wo die beiden Hochleger Schneegruben und Lagfelden aneinandergrenzen. Hier findet immer ein Kuhstechen statt und der Hirte, der die Hagmoarin hat, tut dann vom Steinberg einen Juchetzer, daß man ihn bei allen Almen der Windau und im Kurzen Grund hört. Und zum Almkirchtag erhält der Hirte vom Bauern einen „freien Tisch", wie man zu sagen pflegt, der Bauer bezahlt ihm die Zeche.

„Zum Almkirchtag muaß umitanzt werd'n", sagen die Alpler und halten es so. Einige Zeit nach Mitternacht gehen sie wieder zu ihren Almen, um das Vieh zu betreuen.

Der Almkirchtag beginnt erst richtig in den Nachmittagsstunden des Matthäustages. Vormittags kommen in großen Scharen die Hoaminger und die Menscha. Und wenn die Alpler abends das Vieh im Stalle haben, dann kommen auch sie und jetzt beginnt der Tanz und die Lustigkeit erst richtig.

Wohl kommen auch nachmittags von den näheren Almen die Alpler, aber die weiter entfernten können nicht kommen.

Und etz send ma da
und hab'n tat's uns a.
seid's stark,
aft zoagts enka Kraft.
Seid's Henna,
nacha schaugst, daß'ts bald einschlaft.

Mit diesem Spruch treten die Reatwander in die Brennhütte, haben das Hütl ein wenk geneigt, schwenken es ein bißl und zeigen den Leuten den Edelweiß, den sie vom Pinzgau herüber geholt haben. Von den Hoamingern hat keiner die Schneid ihre Herausforderung anzunehmen. Die Alpler spannen dies, sie werden immer schneidiger und verspotten die Hoaminger immer mehr.

Digitized by Google

Und an Hoaminger sein Diandl
hukt beim Fensterstock,
is ganz verzagt über ihr'n Buam,
daß er gar koa Schneid nit hat
und war do g'wachs'n wia d' Ruam
Jetzt kimbt der Alwinga hoam
und geht zum Diandl hin,
sagt, i hu a Schneid,
hast nit umasist boat
du kannst stolz sein auf mi.

In den Reim gehen die Spottliedln nicht immer, denn so ein Liedl muß in der „Gachigkeit" (Schnelligkeit) zusammengereimt werden und da findet der Alpler nicht immer die richtigen Wörter zum Reim. Was er damit will, erreicht er und das genügt ihm. Nachher redet er von der vielen Milch, der guten Butter und den schweren Käsen. Ganz dasig werden die Hoaminger gemacht, denn wenn auch hie und da einer ein Wörtl redet, so lachen sie ihn aus; an der Kraft wollen sie messen, kommt es spöttisch aus dem Munde der Alpler. Den Bauern, dem das Vieh gehört, lassen sie hoch leben, er zahlt dafür etliche Liter und ist dabei ihr bester Freund. Trotz all dem wird auch er vom Spott nicht verschont. Daß im Sommer nicht immer genügend Brot auf die Alm kam, war bei der vielen Sommerarbeit leicht möglich. Die Reatwander sind besonders „g'fror'n" und haben schon wieder was z'sammgereimtes:

Bald der Bauer is kemmen auf d' Alm
hat er gegessen a Kalm,
'bracht hat er nix als an Brotloab,
daß ma densn Tag mit Brot word'n send pfroad.
Ja, mit'n Brot, da hats hübsch g'habatsch.
D' halbzeit koans und d' andre Zeit hats klappascht.

Doch der Bauer ist ihnen deswegen nicht böse, er lacht zum ganzen und auch die Alpler meinen es nicht so arg, wie es klingen mag. Der Baumgartner Melker weiß schon wie man zum Bauern sagen muß. Er nimmt die Gitarre und singt, wie es ihm der Mund gibt:

Der Bauer is g'recht und d' Baudirn a,
d' Knecht dia send in der Hos lah
und an Bauern seine Töchter
send koane Nachtwächter.

Es wird schon langsam dunkel. Die Glocken der Kühe klingen wie der Zauber eines Märchens in die Landschaft. Derweil die Glocken so wunderlich klingen, erzählt der Mießbacher Senner die Sage vom Silberglöcklein des Matthäustages:

Lang ist es schon her, als zu Mießbach ein Hirte lebte, der als Lohn für seine Arbeit die schönste Kuh des Bauern erhielt. Zu Matthäi gab ihm der Bauer die Kuh und weil sie in der ganzen Windau die Hagmoarin war, gab der Bauer darüber noch ein Silberglöckl dazu. Als der Hirte die Kuh mit dem Glöckl übernommen hatte, sagte der Bauer zum Hirten: „Dös Silberglöckl hat ma mei Vater geb'n und er hat ma g'sagt, wenn ma wieda amal a Hoag-

Digitized by Google

moarin hab'n, so soll i ihr das Glöckl umhäng'n. Und wenn ma in der Nacht das Glöckl läut'n hört, so soll man dem Klang beleibe nicht nachgehen. So hat mas der Vater g'sagt und so hab' is g'halt'n."

Der Hirt war nit wenk stolz auf seine Kuh. Und ganz übermütig ging er zum Almkirchtag. Nach etlichen G'sangeln, kam er in das Freie und hörte den Klang des Silberglöckleins. Die Worte des Bauern hatte er ganz vergessen. Er ging dem Klange nach und kam nicht mehr zurück.

Kaum hatte der Senner zu Ende erzählt, spielen die Musikanten einen schneidigen Bayerischen, die Burschen nehmen sich ein Diandl und drehen es im Tanze herum.

So dauert es bis gegen die Frühe.

Auch in den beiden Kelchsauergründen geht es am Almkirchtag lustig her. In Wegscheid treffen sich die Alpler des Kurzen Grundes, in Moderstock die des Langen Grundes. Die protzigen Hochegger warten in der Wegscheid mit viel Spott auf. Und die Schrottaberälpler wissen sich in Moderstock Platz zu verschaffen. Und sie singen vom Leben der Hoaminger und ihrer letzen Schneid.

I mecht koa Hoaminger nit sein,
trink'n toans an Bettlwein.
Menscha kriag'ns d' letzen,
dia sunst niamand mecht z' schenk'n.
Ja i mecht koa Hoaminger nit sein;
i bin a Melcha, verdien ma a Menscha
und an tickisch'n Wein.

Aber hier im Kelchsauergrund getrauen sich die Hoaminger die Schneid zu messen. Sie gehen vor die Hütte und machen einen Ranggler. Da hebt sich der Alpler dazu und er wendet alle seine Geschicklichkeit und Kraft an, denn wenn er verspielt, dann wissen auch die Hoaminger ein Spottliedl.

Es Alwinga, braucht's enk a nit a so protz'n,
seid's a glei sellene Stotz'n.
Seid's langsam und faul,
wia an Fuchswirt sein alter Gaul.
Zum Großred'n is enk g'wachs'n 's Maul.
Toa toama mit an jed'n, mir send nit faul.
Kemt's Mannda, kemt's,
Spielleut spielts auf!
Mia woll'n an Alwingan
an Watschentanz zoag'n.

Die Spielleut spielen. Die Hoaminger und die Alpler beginnen zu ranggeln. Und zu allem Glück und zu aller Ehr' bleibt nach hartem Kampfe ein Alpler Hagmoar. Seine Kameraden danken es ihm dadurch, daß sie ihm freien Tisch gewähren, seine Zeche begleichen.

Aber der Spott ist den Alplern doch vergangen. Sie haben alles angewendet für die Erhaltung ihrer Ehre. Sie lassen die Musik flotte Tanzstückeln spielen. — Der Kirchtag der Alm neigt sich dem Ende. Die tiefe Nacht ist über die Almen gebrochen, schnell vergehen die Stunden. Bald ist es Nach-

Digitized by Google

mitternacht, bald geht es gegen die Frühe. Die Musikanten sind des Spielens müde. — Der Almkirchtag ist zu Ende.

Was der Almkirchtag im größeren ist, das ist die Grunacht für jede einzelne Alm. Es ist die letzte Nacht auf der Alm. In dieser Nacht wird die Almrechnung abgeschlossen. Die Alpler erhalten in dieser Nacht ihren Lohn. Der Alpmeister oder Zuseher muß für den Schnaps sorgen, den dann die Bauern gemeinsam bezahlen. Er wird in der Almrechnung verrechnet. Auch die Dirndl kommen verstohlen zu der Grunacht. Eine besondere Freude ist es, von der Nachbaralm ein Menscher zu entführen, denn dafür müssen die, die es wieder haben wollen, eine schwere Buß verrichten, z. B. etliche Liter Schnaps rinnen lassen oder den Schnaps ihrer Alm verraten und mitzuhelfen, damit ihn die anderen in ihre Hände bekommen. Wird bei einer Grunacht der Schnaps gestohlen, so haben die Geschädigten noch darüber hin für den ganzen Winter den Spott.

D' Diandl hamb'ns verlor'n,
an Schnaps hamb's ea g'stoin.
Buama mit enka Schneid
is nit her z' weit.

Die Grunacht ist der Abschluß des Almlebens. Am nächsten Tage geht es schon dem Tale zu.

Jeder Bauer will haben, daß bei der Grunacht die Leute seiner Alm lustig und „guat aufg'legt" sind. In der Rocktasche hat jeder Bauer ein Glasl ganz tückischen „Kerscheleer", der so „gschmachig süaß" zum Trinken ist und gar „gleich einen packt", ganz hinterstückisch halt.

Ist die Almrechnung fertig, dann sagt der Bauer: „I bin z'fried'n, Leut', da habt's enkan Lohn, ghoitns auf und laßts enks lustig leb'n."

Mitten in diese Zeit fällt die Herbstebennacht (23. September). In dieser Nacht begeben sich die Alpler auf eine Anhöhe und singen, juchetzen und rufen Sprüchl in die Nacht. — Wer in der Herbstebennacht über einen Berg geht und dabei von neun Anhöhen singen hört, findet einen Schatz.

Herbstebennacht bringt Seg'n,
bringt a guats End'.
Es geht dem Tal zua
und der Winter kommt herzua.

Herbstebennacht, heut' ist's,
's Glück nit vergiß.

Herbstebennacht bringt Gold und Glück
und a rar's Brautstück (Geld zum Ankauf
eines Ausstattungsstückes).

Geh' übern Berg, geh schnell,
los hastig und bring Geld.

Wie am Agidiitag, so bläßt man auch in der Herbstebennacht mit Waldhörnern in die Nacht. — Auf den Bauernhöfen, wo man den Waldhornruf hört, soll man in den Stall Weihwasser sprengen und das Sprüchlein sagen:

Digitized by Google

Gib Glück und Segen,
laß des Menschen Schicksal gut verweben.
Gib kein Unglück zur Winterszeit,
laß ersteh'n die Felder in Fruchtbarkeit.

Hört man die Ebennachtsprüchlein singen oder sprechen, so schaut man in die entgegengesetzte Richtung aus der sie kommen, denn ein guter Gedanke kommt derweil in den Kopf.

Daß Herbstebennacht ist, muß man auch bei der Kost spüren. Am Abend dieses Tages gibt es die „Ebennachtkrapfen" oder „d' Krapfen vor Michaeli", denn von der Herbstebennacht bis drei Tage nach Michaeli darf die Bäuerin keine Krapfen kochen.

Wer in der Herbstebennacht fensterln 'geht, der muß ledig bleiben. Er möchte gerne ein Mensch er, doch kann er sich keines „derhalten", sagt ein Bauernspruch.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

„Lichtaustragen" und Winterwende.

Die Vernichtung des Winters in unserm Frühlingsbrauchtum spiegelt gewiß auch alten Rechtsbrauch wider, so wenn wir den Winter des Landes verweisen oder gar des Feuertodes sterben sehen. Unweit Landau in der Pfalz hält man auf Sonntag Lätare förmlich Gericht über den Winter und geleitet dann den zum Tode Verurteilten zum Scheiterhaufen: man verbrennt ihn wie eine Hexe. Auch der Brauch ihn zu ertränken findet sein Vorbild in der grausamen Todesart, die man Hexen und Juden zuteil werden ließ: man schlug sie in ein Faß und warf es in den Rhein; mit der Aufschrift „Laß rinnen!" überließ man es seinem Schicksal[1].

Wie man im Todaustragen des deutschen Ostens den Winter ins Wasser wirft, so wurde nach Beendigung der winterlichen Arbeit bei Licht auch das — künstliche Licht zum Tode verdammt. Offenbar in Nachahmung des Todaustragens wird das Licht im Umzug zum fließenden Wasser getragen und hineingeworfen. Dieses an dem Licht geübte Strafverfahren steht sogar im Mittelpunkt eines richterlichen Volksschauspieles[2], das wir zu Beginn des 17. Jahrhunderts von wandernden Schreinergesellen aufführen sehen. Die Gesellen klagen wider das Licht vor einem Richter und fordern seine Verurteilung; das Licht vernimmt sein Todesurteil, doch nicht ohne zu drohen, daß es nächsten Winter sich dafür rächen wolle. Durch die wandernden Handwerksgesellen wurde das Spiel wie so mancher Volksbrauch weitergetragen[3]. Aber die Sitte selber wanderte auch in ihrem Zeitpunkt und heftete sich schon an den kürzesten Tag, den Lucientag (13. Dezember), von dem an ja nach altem Glauben die Tage langsam wieder zunehmen. So erklärt sich denn auch meines Erachtens ein ähnlicher Brauch, ein eigenartiges Lichtfest noch mitten im Winterdunkel, das bisher unbeachtet blieb und für das Hans Moser in der Festgabe für Karl Alexander von Müller[4] eine Reihe von urkundlichen Belegen aus Südbayern und dem 16. Jahrhundert (Wasserburg am Inn 1562—1610 und ander-

[1] Vgl. Albert Becker, Rheingeister, Speyer 1906, S. 12.

[2] Johannes Bolte, Von Wanderkomödianten und Handwerkerspielen des 17. und 18. Jahrhunderts (Sitzungsberichte d. Preuß. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1934, 480—487).

[3] Ähnliches in dieser Zeitschrift 8, 1934, 119; gegen Otto Bertram, ebenda 147, halte ich an der Bedeutung des Gesellentums für das Brauchtum und dessen Verbreitung fest.

[4] Staat und Volkstum, neue Studien zur bayerischen und deutschen Geschichte und Volkskunde, Diessen vor München 1933, S. 188 f. Zur Luciennacht vgl. jetzt auch Otto Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, I (1934), S. 352 f., 183 ff. (auch zur Deutung des „Sommertags"-Brauchtums).

Digitized by Google

wärts) erbringt, ohne zu ihrer Erklärung das Rechte sagen zu können. Der Schulmeister bekommt dort eine Vergütung dafür, daß er mit seinen Schülern unter Absingen eines nicht genannten Liedes („die taglanng") „das Feuer an das Wasser geführt". Was hier also überliefert wird, ist wohl nichts anderes als der Brauch des Feuer- und Lichtaustragens, der meines Erachtens unmittelbar neben das Todaustragen auf Lätare zu stellen ist[5]. Das Lied, das dabei gesungen wurde, mag ein Lied von der Winterwende gewesen sein, das die nun wieder höher steigende Sonne feierte. Ist es noch bekannt?

Heidelberg. Albert Becker.

Zu „Pferdekundliches aus Böhmen", XIII, S. 34 ff.

Herr Veterinärrat a. D. Dr. Dr. R. Froehner, Wilhelmshorst, macht aufmerksam, daß beim „Entsohlen" des Pferdes nicht die Fleischsohle, sondern die Hornsohle entfernt wird. „Es gibt eine Fleischsohle und eine Hornsohle. Hier ist nur die Hornsohle gemeint, die man ‚auswirfft'. Sie ist eine flache Horntafel, die mit der Fleischsohle verbunden ist und von ihr ernährt wird. Diese Fleischsohle kann man natürlich nicht auswerfen; das würde den bestimmten Tod des Tieres zur Folge haben." Ich hatte unter Hinweis auf Grimms Wb. die auszuwerfende Sohle als Fleischsohle bezeichnet. Grimm erläutert die „Sohle" so (Bd. X, Sp. 1413): „Das dünne Horn, zwischen dem untern starken Horne, welches das Hufeisen trägt, und dem Strahle, welche auch Fleischsohle genannt wird". Eine andere, ebenda angezogene Belegstelle lautet: „Der weiche Teil zwischen dem Horn in der Mitte des Hufes". Das rätselhafte Wort dillen, das die „Sohle" bezeichnet, ließ ich sowohl in meinem Buch über Meister Albrants Roßarzneibuch als auch in meinem ergänzenden Aufsatz „Pferdekundliches aus Böhmen" ungeklärt. Nunmehr möchte ich folgende Deutung vorschlagen: dillen = Dielen. Zur Stützung dieser Auffassung sei darauf hingewiesen, daß Grimms Wb. (X, 1415) aus drei Belegen den Eindruck gewinnt, daß „Sohle in älterer Sprache zuweilen auch für Balken, Brett, Bohle, Planken in anderm Sinn vorkommt". Dann könnte auch umgekehrt Dielen für Sohlen angewandt worden sein, wofür eben die Gleichsetzung dillen = Sohlen in den von mir herausgegebenen Albranthandschriften die bisher einzigen Belege wären. „Diele" hatte eine wesentlich weitere Bedeutung als „Holzunterlage", das Wort bezeichnete auch den festen Erdboden, gestampften Lehmboden, die „Grundfeste" auf der die Erde ruht, so daß Grimm ein Zeitwort dillen erschloß, das die Bedeutung von „befestigen, durch Grundlage sichern" gehabt habe. — Zu S. 44 „mordschlächtig" weist Froehner auf einen Beleg hin, der den „mort" als eine ansteckende Krankheit bezeichnet; er weist noch eine andere Stelle nach, nach der die Mordschlächtigkeit als „Biß eines Dämons" aufzufassen wäre. Diese Vorstellung scheint auch in dem Rezept obzuwalten, das von mir herausgegeben worden ist. G. Eis.

[5] Dazu Herbert Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin und Leipzig 1931, S. 141, 273. — Wie man auf Lampertstag (16. September) die Lampe wieder hervorholte, so glaubte man sie auf Lichtmeß oder mundartlich Lichtmiß — missen zu können (Name und Mythos). Auch Licht (lat. lux, lucis) und Lucientag werden ja spielerisch-etymologisch in solchen Zusammenhang gebracht. Vgl. Albert Becker, Zur kirchlichen Volkskunde der Pfalz (Blätter f. pfälz. Kirchengesch., 9, 1933, 168 f.).

Digitized by Google

Volkskundliches vom Pferd.

Zu dem von Gerhard Eis an dieser Stelle (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 13, 1939, 34—56) angeschlagenen Thema seien Freunde des Stoffes auf eine Quelle verwiesen, die im Bereich unserer Zeitschrift noch nicht gehört ward und doch außerordentlich viel volkskundliches enthält. Ich meine (neben den „Beiträgen zur Geschichte der Veterinärmedizin") das Veterinärhistorische Jahrbuch Cheiron, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Literatur der Veterinärmedizin unter der Schriftleitung von Reinhard Froehner in Wilhelmshorst (Mark), Verlag der Verlagsabteilung der Reichstierärztekammer in Berlin SW 19, Lindenstraße 42. Ich weise in diesem Zusammenhang auch hin auf zwei Roßarzneibücher unserer oberrheinischen Lande, von denen das eine (Handschrift 807,1 der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen) in der Doktorarbeit der Tierärztlichen Hochschule Berlin von Carl Maaß 1935 eine eingehende Darstellung fand. Das andere ist unbearbeitet und gehört als Handschrift (Nr. 3576) der Bibliothek des Humanistischen Gymnasiums Zweibrücken an; es entstammt dem Jahre 1621. Dazu gesellen sich an gleicher Stelle noch andere ältere Werke über Reiterei und Roßarznei, wie es dem durch seine Pferdezucht altberühmten Zweibrücker Land entspricht[1], unter diesen das berühmte Buch Marx Fuggers von der Gestüterei (Frankfurt a. M. 1584). Die heute Donaueschinger roßärztliche Handschrift ist zehn Jahre jünger als die Zweibrücker, 1631 von dem Glied einer württembergischen Adelsfamilie, dem jungen Hauptmann Alexander von Neuneck (1598—1645) verfaßt, der in Diensten des Markgrafen Wilhelm von Baden-Hochberg sein Buch während eines militärischen Kommandos auf der saarpfälzischen Madenburg bei Landau schrieb und 1634—43 als kaiserlicher Reiteroberst im Dreißigjährigen Krieg ruhmreich ein Regiment geführt hat. Zu Pferdesegen (pfritsegen, pfirritsegen: Clm 3041) verweise ich noch auf Adolf Franz, Der Magister Nikolaus Magni de Jawor (1898), 151; zum Vergleich mit den von Eis oben mitgeteilten Pferdenamen auf 143 von mir in den Westpfälzischen Geschichtsblättern, 35, 1936, 1—6, hervorgeholte Pferdenamen des Zweibrücker Gestüts (1793).

Heidelberg. Albert Becker.

[1] Vgl. dazu meinen Beitrag „Pferdeehrung rechts und links des Rheins" an dieser Stelle, 10, 1936, 152—155.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Deutsches Volkstum am Oberrhein.

Ein Einblick in das Schrifttum der letzten Jahre. Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Unsere Vorfahren im Südwesten des germanischen Volkstumsbereiches nannten sich früher Alamannen[1]. Erst mit der Zeit ist das wenig betonte a der zweiten Silbe zu einem e geworden. Es ist vielfach Sitte geworden, wenn man geschichtlich forscht, die alte Form zu gebrauchen. Sonst ist im allgemeinen jetzt die Bezeichnung Alemannen üblich.

Neben den Alemannen wohnen am Oberrhein die Franken.

Hermann Bastian[2] gibt in einem auf sorgfältiger Forschung aufgebauten Buch einen guten Überblick über Geschichte und Kultur der Alamannen von der Frühzeit bis heute. Gerade die Frühgeschichte ist sehr lebhaft und gut geschrieben. Aber auch aus späterer Zeit haben wir warm empfundene Bilder, die uns in Schrifttum und Kunst einführen und Einzelforschungen dann verbinden zu einer Gesamtschau des Alamannentums.

Über die ältere Zeitgeschichte am Oberrhein handelt Gerhard Wais[3]. Eingehend wird hier die Landnahme und die Auseinandersetzung mit den Römern behandelt; dann die Siedlungen im Kernland und in Randgebieten und schließlich die Folgen des Zusammenseins der Römer und Alamannen für die Bevölkerung der Zukunft. Ausführlich wird das Schrifttum der Griechen und Römer behandelt. Besonders auf Ammianus Marcellinus, zu dem wir immer noch keinen Kommentar haben, wird mehrfach hingewiesen. Auf das hier behandelte Verhältnis zwischen Alamannen und Schwaben weise ich vorläufig nur hin. Hier habe ich Einwände zu machen. Vgl. Anmerkung 1.

[1] Eugen Fehrle, Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volkstums: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 10, 1936, 76 ff.; Richard v. Kienle, Der Alamannen-Name: ebenda, 65 ff. Über Schwaben und Alemannen werde ich im nächsten Heft schreiben. Deshalb wird dies Problem hier nicht berührt.

[2] Hermann Bastian, Die Alamannen. Zwei Jahrtausend Kunst, Dichtung und Geschichte eines germanisch-deutschen Stammes, mit 16 Bildtafeln und 11 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1938, 152 S.

[3] Gerhard Wais, Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt, Untersuchungen zur germanischen Landnahme. Berlin-Dahlem, Ahnenerbe-Stiftung Verlag, 1940, 247 S.

Digitized by Google

Ich mache bei dieser Gelegenheit aufmerksam auf die gelehrten Darlegungen des Italieners G. B. Pighi[4] über Ammianus und die Kämpfe der Römer und Germanen am Oberrhein. Sie enthalten gute Beiträge zu diesen weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Romanen in unserer Gegend.

Alfred Rapp[5] sieht in seiner deutschen Geschichte am Oberrhein von der Frühzeit ab und fängt mit der deutschen Kaiserzeit an. Er behandelt in frisch und oft fesselnd geschriebenen Einzeldarstellungen die Abschnitte: Die Kaiser am Oberrhein, die Geburt der Kleinstaaterei, Sturmzeit der Gotik, Schrei nach dem Reich, der Alpdruck: Welthabsburg, die Brandfackel: Ludwig XIV, Erstarrte Kleinwelt, Sturm aus dem Westen, Vaterland Deutschland! Dann gibt er eine Zeittafel und Schrifttum zur deutschen Geschichte am Oberrhein. Mag der Historiker da und dort zu Widerspruch geneigt sein, so begrüße ich doch im ganzen das Buch.

Um die Reichhaltigkeit des Buches: Wesen und Wort am Oberrhein von Adolf v. Grolman[6] zu zeigen, führe ich zunächst den Inhalt an: Methodisches und Geschichtliches; Karolinger- und Sachsenzeit; Salier und Franken; Die Harlungensage (der Aufsatz gibt keine klare Durchführung durch die Entwicklung der hier vorliegenden Vorstellungen); Hochmittelalter und Hartmann von Aue; Hochmittelalter und Gottfried von Straßburg; Geschichtliche Übersicht 1300—1450; Scholastik und Mystik; Einzelne Mystiker; Alemannische Mystiker; Renaissance, Reformation, Humanismus, Alemannischer Humanismus um 1500; Sebastian Franck in Basel, Elsaß, Murner und die Reformation, Eidgenossenschaft und Zwingli, Fischart und Moscherosch, Grimmelshausen, Spener, Deutsche und europäische Aufklärung, Eidgenossenschaft 1700—1800, „Die Züricher", Oberrhein und Straßburg 1770, Karlsruhe um 1800, Nordbaden, Hebel, Weinbrenner, Jakob Burckhardt, Johann Jakob Bachofen, Gottfried Keller, C. F. Meyer, Leuthold, Scheffel, Stolz, Hansjakob, Frommel, Allgemeiner Überblick, Bild und Wort, Neuere Schweizer, Emil Gött, Neuere Alemannen, 25 Jahre (1908—1933). v. Grolman will aus Dichtung und Geisteshaltung die Art des Alemannen darstellen. Überall regt er an, viel Gescheites ist in Einzelbemerkungen und in zusammenfassenden Darstellungen gesagt, und doch ist man ständig zum Widerspruch geneigt. Wer das Alemannenvolk in Wirklichkeit und Geschichte, im Bauernhof und in geistiger Arbeit erlebt hat, dem widerstrebt es, Statik als Hauptmerkmal dieses Stammes zu bezeichnen und den Tatendrang, der sich seit bald 2000 Jahren hundertfältig offenbart, so eingeengt und der Dynamik anderer Stämme gegenübergestellt zu sehen. Wohl hat v. Grolman viel Richtiges beobachtet, wohl ahnt er oft, was hinter den Äußerungen steht, aber er wird durch sein Einschachteln in die Begriffe Statik und Dynamik dem Wesen der Alemannen nicht gerecht und fährt abseits vom Strom des Lebens. Trotz dieser Bedenken möchte ich eindringlich auf sein Buch hinweisen, das viel Anregung bringt.

Das Oberrheingebiet ist in dem großen Werk von Martin Wähler[7], Der deutsche Volkscharakter, in Sonderabschnitten von verschiedenen Verfassern behandelt, die Schwaben von A. Lämmle; die Alemannen von H. E. Busse; die

[4] Giovanni Battista Pighi, Nuovi studi Ammianei, Milano, societa editrice vita e pensiero 1936. 218 S. Derselbe, I discorsi nelle storie d'Ammiano Marcellino, 1936, 87 S.

[5] Alfred Rapp, Deutsche Geschichte am Oberrhein. Karlsruhe, Führer-Verlag, 1937, 336 S.

[6] Berlin, Junker & Dünnhaupt, 1935, 255 S.

[7] Martin Wähler, Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge. Jena, Eugen Diederichs, 1937, 559 S.

Digitized by Google

Pfälzer von A. Becker; die Elsässer und Lothringer von W. Kapp. Ein zweites großes Sammelwerk: K. Haushofer und H. Roeseler, Das Werden des deutschen Volkes[8], behandelt unser Gebiet in den Abschnitten: Otto Scheel, Das Werden der deutschen Stämme; Von den westgermanischen Völkerschaften zum fränkischen Staat; Fr. König, Einheit und Vielgestalt der Franken; A. Haushofer, Der Alpenraum in der deutschen Geschichte; Fr. Metz, Der deutsche Südwesten.

An Zeitschriften nenne ich die von mir herausgegebene Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde[9]. Sie will durch Erörterung einzelner Fragen und durch grundsätzliche Auseinandersetzungen die Probleme der Volkskunde klären helfen. Durch zahlreiche Besprechungen führt sie in das wichtigere Schrifttum ein. Ihren Stoff nimmt sie großenteils aus dem oberdeutschen Kulturgebiet. Während die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde sich auf wissenschaftliche Behandlung volkskundlicher Fragen beschränkt, behandelt die volkstümlichere Zeitschrift, die H. E. Busse im Namen des Landesvereins Badische Heimat herausgibt, ein weiteres Gebiet: Mein Heimatland, Badische Blätter für Volkskunde, Heimat- und Naturschutz, Denkmalpflege, Familienforschung und Kunst, Freiburg im Breisgau, Haus Badische Heimat. Daneben gibt Busse im Namen desselben Vereines noch das Jahrbuch Badische Heimat heraus[10], das abwechselnd irgend ein Gebiet des badischen Landes behandelt. Im Jahre 1940 erschien ein sehr begrüßenswertes, von Walter Lauer bearbeitetes Gesamtinhaltsverzeichnis zu Jahrgang 1—25 (1914—1938), der Badischen Heimat[11]. Ferner gibt die Badische Heimat durch Busse einen Kalender heraus[12]. Die von der „Deutschen Kunstgesellschaft", Karlsruhe und von H. A. Bühler unter Mitwirkung von Peter Paulsen und Bettina Feistel-Rohmeder geleitete Zeitschrift „Das Bild" ist eine Monatsschrift für das Deutsche Kunstschaffen in Vergangenheit und Gegenwart, Karlsruhe, E. F. Müller. Sie behandelt in kurzen Aufsätzen und erläutert durch ausgezeichnete Bilder das Kunstschaffen aller deutschen Länder und aller Zeiten.

Über die verschiedensten Gebiete der Kultur unseres Landes unterrichtet von Zeit zu Zeit Friedrich Lautenschlager in seiner Bibliographie mit großer Gründlichkeit[13]. Wenn das auch im wesentlichen eine badische Bibliographie ist, so sind doch auch viele Werke erwähnt, in denen die Nachbargebiete mit behandelt sind.

August Lämmle hat in der Zeitschrift „Württemberg" im Dienste von Volk und Heimat ein Jahrzehnt lang schwäbisches Volkstum in Kunst und Schrifttum durch wissenschaftliche Abhandlungen und Erzählungen gezeigt. Immer war diese Zeitschrift anregend und belehrend. Sie hat der Heimatkunde gute Dienste erwiesen. Jetzt hat Dr. Hellmuth Langenbucher die Leitung der Zeitschrift übernommen. Sie ist dabei umgestaltet worden und hat den Titel: Schwaben.

[8] Karl Haushofer und Hans Roeseler, Das Werden des deutschen Volkes. Von der Vielfalt der Stämme zur Einheit der Nation. Mit 145 Bildern und 72 Karten. Berlin, Propyläenverlag, 1939, 569 S.

[9] Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, herausgegeben von Eugen Fehrle. Bühl (Baden), Verlag Konkordia.

[10] Badische Heimat, Zeitschrift für Volkskunde, Heimat-, Natur- und Denkmalschutz. Freiburg i. Br., Haus Badische Heimat.

[11] Verlag: Freiburg i. Br., Haus Badische Heimat.

[12] Ekkhart, Jahrbuch für das Badener Land. Karlsruhe, G. Braun.

[13] Bibliographie der badischen Geschichte, bearbeitet im Auftrag der Badischen Historischen Kommission. Karlsruhe, Verlag der Badischen Historischen Kommission.

Digitized by Google

Monatshefte für Volkstum und Kultur. Diese Zeitschrift nimmt den Ausdruck Schwaben im weiteren Sinne und behandelt das ganze Oberrheingebiet mit Einschluß des Elsaß. Sie bringt vor allem viel aus dem Gebiete der neuesten Dichtung. Die Art, wie der Begriff Schwaben hier ausgedehnt wird, ist dem Oberrheingebiet fremd. Darüber im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift.

Für das schweizerische Gebiet verweise ich vor allem auf das Schweizerische Archiv für Volkskunde, Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Verlag Helbing & Lichtenhahn. Es enthält viele wertvolle Beiträge zur Volkskunde. Da und dort merkt man eine andere Einstellung zu unseren Aufgaben als wir sie haben.

Die Straßburger Monatshefte, die Friedrich Spieser in Zusammenarbeit mit Karl Brill und Morand Claden herausgibt, haben jetzt den Untertitel: Zeitschrift für das deutsche Volkstum am Oberrhein. (Auslieferung für den Buchhandel durch F. E. Fischer, Leipzig.) Mit ihnen verschmolzen ist seit dem deutschen Sieg über Frankreich 1940 die früher von Robert Ernst herausgegebene Monatsschrift „Elsaß-Lothringen, Heimatstimmen", die damit ihr Erscheinen eingestellt hat.

Land am Oberrhein ist eine für weite Kreise bestimmte Zeitschrift. Sie bringt sehr schöne und gut ausgesuchte Bilder und kurze Ausführungen dazu, berichtet aber auch laufend über alle Begebenheiten am Oberrhein, die von Bedeutung sind. Deshalb soll auch der Wissenschafter sie nicht übersehen. Die Schriftleitung ist in den Händen von Otto Ernst Sutter, Karlsruhe, Karl-Friedrich-Straße 6. Er versteht es, gediegenes Wissen und gute Darstellung trefflich und liebenswürdig zu verbinden.

Über Geschichte und Kunst des Oberrheinlandes unterrichtet in guten Aufsätzen das unter Leitung des Archivdirektors Dr. Friedrich Hefele in Freiburg herausgegebene Jahrbuch Schau-ins-Land (Selbstverlag des Breisgauvereins Schauins-Land. Hauptlehrer J. L. Wohleb, Freiburg i. Br., Colombistraße 3).

Im 53. Band liegt vor die Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission (Karlsruhe, G. Braun). Die Schriftleitung hat jetzt Dr. Martin Wellmer. Die Zeitschrift behandelt im wesentlichen geschichtliche Fragen, muß aber vom Volkskunder beigezogen werden, weil sie im einzelnen auch Volkskundliches klärt, vor allem aber wichtige Grundlagen für die Behandlung kultureller Fragen in unserer Gegend sichert.

Neben den Zeitschriften ist das Jahrbuch der Stadt Freiburg i. Br. zu nennen, das herausgegeben wird von Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber. Der 1. Band, der 1937 erschienen ist, ist betitelt: Alemannenland, ein Buch von Volkstum und Sendung, mit 43 Bildern, Stuttgart, J. Engelhorns Verlag, 190 S. Kerber betont in einer Einleitung die Pflicht der Förderung des Kulturellen und erinnert an ein Wort des Führers, der sagte, „daß es ohne deutschen Geist kein deutsches Leben gibt, daß sie alle zusammen eine große Gemeinschaft bilden müssen: Geist, Stirn und Faust, Arbeiter, Bauern und Bürger". Diese Kultur soll allgemein deutsch und doch bodenverbunden sein. Kerber sagt S. 9, im Gegensatz zu romanischen Ländern: „In deutschen Landen hat es nie nur einen Mittelpunkt gegeben, der alle wirksamen Volkskräfte hätte an sich ziehen können, um seine beherrschende Bedeutung über die ‚Provinz' zu gewinnen. Bei uns wuchs immer aus jeder Landschaft deutsches Leben im Spiegel der Eigenart ihrer Natur, ihrer Geschichte und ihres Volkscharakters, und es gedieh in bodenständiger Bindung. So entspricht die Lebendigkeit und die Dezentralisation deutscher Kultur durchaus dem Reichtum und der Vielgestaltigkeit des deutschen Wesens, wo immer es erdverwachsen ist." Und dann geht er über auf die Pflichten, die die Stadt Freiburg

Digitized by Google

deutschem Volkstum gegenüber hat. Er weist darauf hin, daß sie wohl nicht die Hauptstadt des alemannischen Landes sei, und doch in ihm eine große Bedeutung habe. „Unleugbar ist sie ein Mittelpunkt dieser Landschaft, um den seit Jahrhunderten reichbewegtes Leben eines deutschen Volksstammes kreist, der das Glück hat, am Rande des Reichsgebietes in unmittelbarer Berührung mit den Einflußsphären anderer Völker das Gepräge seines Deutschtums zu vertreten. Es ist somit nicht unbescheiden, wenn von der Stadt Freiburg auf ihre wesenhaften Beziehungen zu diesem Raum und seinem Menschenschlag hingewiesen wird, denen sie ihr Gepräge und ihre Eigenart verdankt. Ihre deutsche Bedeutung ist ebenso einmalig und eigen wie die jedes anderen Mittelpunktes im Reiche, der das bodenständige Leben seiner Landschaft um sich und in sich gesammelt hat und der in seinem Charakter das Wesen seiner engeren Umwelt widerspiegelt."

Manche der folgenden Aufsätze sind wissenschaftlich und behandeln die kulturelle Eigenart und Geschichte des Oberrheingebietes, daneben kommt der Dichter in Prosa und gebundener Rede zum Wort. Es liegt mir ferne, alle Beiträge aufzuzählen, aber einige möchte ich doch nennen: Jacob Schaffner, Rings um die alemannische Kulturtagung, S. 28 ff.; Friedrich Metz, Die alemannische Stadt; Hans Thoma, An Henry Thode, Der Isenheimer Altar, S. 88 f.; Josef Müller-Blattau, Alemannentum im Spiegel des Volksliedes, S. 96 ff. Der Blick dieser Jahrbücher ist immer auch hinübergerichtet nach dem Westen. Auch Franzosen kommen zu Wort. Es ist sehr lehrreich, wie einseitig undeutsch Henri Lichtenberger Goethes Verhältnis zum deutschen Elsaß darstellt in einem Aufsatz: Goethe und Frankreich, S. 128 ff.

Der 2. Band des Jahrbuches ist betitelt: Volkstum und Reich, ein Buch vom Oberrhein, mit 34 Bildern, 1938, im selben Verlag, 223 Seiten. Das im Titel angegebene Thema wird S. 7 ff. von Kerber selbst behandelt. Dabei geht er mit folgenden Worten auf das Verhältnis der Alemannen rechts des Rheines zum Elsaß ein: „Das Bewußtsein, daß zu beiden Seiten des Rheines eine alemannische Heimat lebendig ist, drängt sich auf, wenn ihre Menschen sich ins Auge sehen, wenn sie in der Sprache ihrer Mutter miteinander reden und wenn sie sich die Schätze ihrer gemeinsamen kulturellen Vergangenheit öffnen. Was erwiese sich so stark, um mit trennender Gewalt das auseinanderzureißen, was von Natur aus eines Wesens ist?" Hier verweise ich vor allem auf den schönen Vortrag des Schweizer Professors Andreas Heusler über Johann Peter Hebel, S. 85 ff. F. Metz behandelt S. 130 ff. die Einwanderung in das Alemannenland, Otto Gruber, Bauernhäuser des Schwarzwaldes. Bertha Scheman schreibt allerlei Lehrreiches über ihren Vater: Aus Ludwig Schemans Leben und Schaffen. Dabei werden Hinweise auf Schemans Rassenstudien gegeben. Eugen Fischer behandelt S. 181 ff. in einem Aufsatz: Schicksal des Erbes — Erbe als Schicksal der Alemannen, die Siedlung der Alemannen, ihr rassenmäßiges Erbgut und ihre Beziehung zur heimatlichen Scholle.

Der 3. Band des Jahrbuches hat den Titel: Reichsstraße 31, von der Ostmark zum Oberrhein, Natur, Volk, Kunst (mit 59 Bildern und einer Faltkarte, 1939, 260 Seiten, Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. Adolf Spemann). Der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Fritz Todt, schreibt darin über die Straßen, die Landschaft und Menschen verbinden und ihr Schicksal beeinflussen. In der Volkskunde sind die Straßen, abgesehen von den Arbeiten von Friedrich Rauers, wenig behandelt worden. Für die Ziele, die wir in der Oberdeutschen Zeitschrift verfolgen, ist die Reichsstraße 31 von großer Bedeutung. „Sie führt von Linz über Salzburg, den Loser-Paß, Innsbruck, den Arlberg, über Bregenz, entlang dem Bodensee, über Lindau, Überlingen, Donaueschingen, durchs Höllental nach Freiburg und hinüber zum Rhein nach Breisach" (S. 11). Kerber sagt mit Recht über sie: „Sie ist für die Lande, die sie durchzieht, für die Siedlungen, Städte und Menschen,

Digitized by Google

die sie berührt, eine Lebensader, durch die im gewaltigen Rhythmus großer und schwerer Zeiten der Strom deutscher Volkskunst noch immer fließt. Ihr verdankt die Stadt Freiburg und das Land am Oberrhein viel an der Gestaltung der Geschicke. Sie ist auch heute noch von unverminderter Bedeutung für das Leben und die Aufgabe Freiburgs, wo diese Schicksalsstraße in das Rheintal mündet, um weiter die Richtung zu weisen nach Westen hinüber über den Strom." Von den Aufsätzen nenne ich nur wenige: Eduard Kriechbaum, Land und Volk an Inn, Salzach und Enns, S. 87 ff.; Karl Heinrich Waggerl, Sonnwendrede auf das Salzburger Land (ein von glühender Liebe getragenes Lob auf die Heimat); Josef Nadler, Westmark und Ostmark, Grenzen, Fugen, Klammern; Friedrich Panzer, Nibelungenlied und Minnesang am Oberrhein, von der Überlieferung und Pflege altdeutscher Dichtung, S. 165 ff.; Karl Gruber, Das alemannische Stadtbild, S. 189 ff.

Der 4. Band behandelt: Das Elsaß, des Reiches Tor und Schild (mit 85 Bildern und 2 Kärtchen, im selben Verlag, 1940, 264 Seiten). Franz Kerber schreibt S. 9 ff. über: Das Oberrheinland im Feuerschein der Jahrhunderte. Sein Aufsatz und alle folgenden sind dem Elsaß geweiht, das nun wieder politisch zum Reich gehört. Ich führe an: Johannes Haller, Elsaß und das Reich, S. 20 ff.; Ernst Anrich, Richelieu und das Elsaß, S. 33 ff.; Hubert Schrade, Plastik des Straßburger Münsters, S. 61 ff.; Walter Hotz, Pfalzen und Burgen der Hohenstaufenzeit im Elsaß, S. 85 ff.; Willy Kipp, Das musikalische Leben im Elsaß während des Dreißigjährigen Krieges, S. 96 ff.; Martin Spahn, Von der französischen Revolution bis zum Weltkrieg, S. 105 ff.; Christian Hallier, Das literarische Leben im Elsaß nach 1870 und seine Bedeutung für den geistigen Wiederanschluß an Deutschland, S. 120 ff.; Paul Wentzcke, Das Elsaß, Schicksalsland der deutschen Einheit, S. 129 ff.; Robert Ernst, Von der Bewährungskraft des Elsässers, S. 148 ff.; Hermann Bickler, Karl Roos, S. 156 ff.; Raimund Buchert, Elsässische Wanderfahrt, S. 172 ff. Neben diesen Aufsätzen enthält der Band schöne Erzählungen und Gedichte, die Zeugnis ablegen von der Volksart des Elsässers. Alle vier Bände des Jahrbuches sind geschmückt mit guten Bildern. Diese Jahrbücher sind nicht nur zur Unterhaltung und Belehrung für die Gegenwart bestimmt, sondern enthalten wertvolle Belege für die kulturelle Eigenart des alemannischen Volkstums am Oberrhein und gehören auch in eine wissenschaftliche Bücherei.

Verschiedene Gebiete der Volkskunde, der Literaturwissenschaft, der Kunst und Geschichte behandelt die Franz Schultz zum 60. Geburtstag gewidmete Festschrift[14]. Hans Naumann schreibt darin über den St. Gallischen Dienstmann Heinrich von Hardegge, den Hardegger, wie er als Sänger heißt; Günther Weydt schreibt zur Krise des Minnesangs, vornehmlich am oberen Rhein; Hermann Gumbel über Brants Narrenschiff und Freidanks Bescheidenheit, Gestaltwandel der Zeitklage und die Wirklichkeit; Richard Newald über Wandlungen des Murnerbildes; Paul Merker über den elsässischen Humanisten Johannes Sapidus; Julius Petersen über die Ensisheimer Rasserbühne; Joachim Kirchner über einen Brief von J. G. Scherz; Karlfriedrich Roedemeyer über die Bedeutung von Herders Vortragsweise in Straßburg für Goethes Anschauungen über die Sprechkunst; Wolfgang Pfeiffer-Belli über Alban Stolz und seine Tagebücher; Louis Pinck über das Lied von der Frau von der Weißenburg; Max Ittenbach über Ordnung und Symbol im deutschen Volkslied; Adolf Spamer über Weißenburg im Elsaß als Bilderbogenstadt. Josefine Rumpf-Fleck gibt zum Schluß ein Verzeichnis der Schriften von Franz Schultz.

Ein kleines Schriftchen, das von der Volkskunde nicht unbeachtet bleiben soll,

[14] Beiträge zur Geistes- und Kulturgeschichte der Oberrheinlande, Franz Schultz zum 60. Geburtstag gewidmet, herausgegeben von Hermann Gumbel. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1938, 244 S.

Digitized by Google

sei hier genannt: G. Mensching, Der Kampf der Religionen am Rhein[15]. Mensching ist der Verfasser des tiefgehenden Buches „Volksreligion und Weltreligion" (Leipzig 1938). Er zeigt in dem hier genannten Heft wie verschiedene Religionsformen, die germanische, keltische und römische am Rhein zusammentrafen und im religiösen Brauchtum bis heute nachwirken, in ihren aus indogermanischer Frühzeit ererbten gemeinsamen Grundanschauungen und in der Verschiedenheit, die sich im Verlauf der Geschichte bei den einzelnen Völkern entwickelt hat.

Wichtige Fragen über die Volkstracht am Oberrhein sind erforscht und geklärt in zwei gründlichen Abhandlungen: Paula Adelmann, Das Mieder in der Volkstracht des Oberrheins, Entwicklungsgeschichte eines Trachtenstückes, mit acht vierfarbigen Tafeln und 67 Bildern (Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission, 20. Heft), 1939, Heidelberg, Carl Winter, 82 Seiten, und Maria Riffel, Die Entwicklung der Trachtenhaube im südlichen Teil des Oberrheingebietes, mit 5 Zeichnungen und 60 Abbildungen auf 24 Tafeln, 1940, Heidelberg, Carl Winter, 124 Seiten. Diese beiden Bände geben ein anschauliches Bild von der Entwicklung zweier Trachtenstücke, die für die Frauenkleidung des bodenständigen Volkes am Oberrhein wesentlich sind. Beide Arbeiten sind methodisch ausgezeichnet. Sie zeigen in gründlichen Einzeluntersuchungen, wie Volkstracht wird und wie das Bauernvolk sich schöpferisch an ihrer Entwicklung betätigt. Sie zeigen aber auch klar, daß das Oberrheingebiet auf beiden Seiten des Stromes für das Volksleben immer eine Einheit war.

Ein Sondergebiet oberrheinischer Kultur behandelt Edmund Nied[16] durch die Zusammenstellung und Erläuterung der Familiennamen. 733 Ortsnamen und etwa 4000 Personennamen, die Familiennamen geworden sind, werden hier besprochen. Nied gliedert seinen Stoff in vier Hauptabschnitte: 1. Vererbte Taufnamen, altdeutsche Namen, fremdsprachliche Namen; 2. Geographische Herkunftsnamen; 3. Eigenschafts- und Übernamen; 4. Namen von Stand, Amt und Gewerbe. Zum Schluß gibt er zwei Verzeichnisse: 1. Personennamen; 2. Ortsnamen. Das Buch ist reichhaltig und übersichtlich und als Nachschlagewerk für viele Forscher willkommen.

Die verschiedenen Gebietsteile am Oberrhein sind mehrfach behandelt. Ragimund Kemesch gibt schöne Bilder aus dem alemannischen und fränkischen Gebiet links des Rheines[17].

Lothringen wird von vielen Menschen wesentlich als Land des Durchganges und der Industrie angesehen. Deshalb suchten Forscher dort wenig altes Volkstum. Pfarrer Louis Pinck hat hierin Wandel geschaffen durch Herausgabe seiner Lothringer Volkslieder[18]. Diese Sammlung hat einmal hohe Bedeutung als Bereicherung unseres Stoffes an Volksliedern. Dann ist sie politisch wertvoll. Denn sie zeigt uns und dem Ausland, soweit es sehen will, daß in Lothringen altes deutsches Volkstum treu bewahrt worden ist. Und drittens erweist sie, daß unser Volk, vor allem unser Bauer in einem stark durch Industrie bestimmten und den ver-

[15] Kriegsvorträge der Universität Bonn, Heft 31, Bonn 1940, 35 S.

[16] Südwestdeutsche Familiennamen, urkundlich gesammelt, kulturgeschichtlich beleuchtet und sprachlich gedeutet mit tausenden von sippengeschichtlichen Nachweisungen. Freiburg i. Br., Herder, 1938, 159 S.

[17] Elsaß-Lothringen in 16 Kreidezeichnungen von R. R., mit einführenden Worten von Eduard Reinacher und kurzen Bilderklärungen, herausgegeben auf Veranlassung des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich. Charlottenburg, Verlag Bernard & Graefe.

[18] Verklingende Weisen, Lothringer Volkslieder, 1. Band 1926, 2. Band 1928, 3. Band 1933.

Digitized by Google

schiedensten fremden Einflüssen ausgesetzten Lande, das zudem durch die mißlichen politischen Verhältnisse stark gefährdet war, doch an seinem deutschen Volkstum treu festgehalten hat. Pincks Liedersammlung findet deshalb mit Recht in der Wissenschaft große Beachtung und hat schon wertvolle Anregungen gebracht. Ein Schüler Hans Naumanns, Max Ittenbach, sucht die formenden Kräfte aufzuzeigen, die an der ständigen Entwicklung des Volksliedes arbeiten[19]. Nachher behandelt Fritz Spieser das Leben des Volksliedes[20]. Er zeigt, wie die Dorfgemeinschaft, führende und aufnehmende, Junge und Alte miteinander an der Bildung des Liedes schaffen. In einer weiteren Arbeit sucht Otto Drüner im Anschluß an die Lieder Pincks einen Überblick zu geben über die musikalischen Überlieferungsgeschichten des Lothringer Volksliedes in historischer Reihenfolge. „Sie will Vorarbeit leisten zu einer umfassenden Typenlehre des Lothringer Volksliedes und damit dem Ausbau der Typenlehre des gesamtdeutschen Volksliedes dienen." Drüner behandelt die Persönlichkeit als Träger und Hüter des Volksliedes, Rhythmik und Notierung, Wandlungen der Tonalität, Umrisse einer Typenlehre der Lothringer Erzählweise, Lothringen als Rückzugsgebiet des älteren Volksliedes der Rheinlande[21].

In Lothringen ist man, wiederum in Kreisen, die sich um Pinck bildeten, weiter der mündlichen Volksüberlieferung nachgegangen. Die Schwester des Herausgebers der „Verklingenden Weisen", Frau Angelika Merkelbach-Pinck, gab Erzählungen aus Lothringen heraus[22]. Neuerdings erschien von ihr wieder ein schmucker Band von Mären und Märlein[23]. Er enthält Erzählungen verschiedener Art, nicht nur Märchen im engeren Sinne. Sie sind nach landschaftlichen Gesichtspunkten geordnet. Für jeden Erzählort sind Mundartproben beigegeben. Eine Einleitung und Erläuterungen geben der Wissenschaft Aufschlüsse.

Über das Elsaß erscheint zur Zeit eine reichhaltige Literatur. Darüber wird im nächsten Heft dieser Zeitschrift berichtet. Ich nenne aus früheren Jahren das Buch von Werner Gley[24], das den jetzt oft genannten Satz erläutert, daß nicht nur die Landschaft den Menschen formt, sondern auch der Mensch die Landschaft, und das bewirkt mit der Zeit von beiden Seiten her einen Einklang zwischen Volk und Landschaft. Gley gliedert seinen Stoff in vier Hauptabschnitte: 1. Das Elsaß als Naturlandschaft; 2. Die prähistorische Entwicklung des Elsaß zur Kulturlandschaft; 3. Die elsässische Kulturlandschaft zur Römerzeit; 4. Studien zur Geographie der mittelalterlichen Kulturlandschaft des Elsaß. Das Buch gibt wertvolle Aufschlüsse über Geschichte und Volkstum im Elsaß und ist auch methodisch gut.

[19] Mehrgesetzlichkeit, Studien am deutschen Volkslied in Lothringen. Frankfurt a. M. Selbstverlag des Elsaß-Lothringen-Instituts, 1932, 140 S.

[20] Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringerdorfes (Hambach, Kr. Saargemünd). Bühl (Baden), Konkordia, 1934, 153 S.

[21] Otto Drüner, Die deutsche Volksballade in Lothringen, Beiträge zur Erforschung ihrer Weisen. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1939, 137 S. und 36 S. Anhang: Notenbeispiele mit Quellennachweis.

[22] Lothringer erzählen, 1. Band: Märchen, 243 Text- und 8 Bildseiten, 2. Band: Sagen, Schwänke, Sprüche, Bräuche. Saarbrücken, Saarbrücker Druckerei und Verlag, 343 S.

[23] Lothringer Volksmärchen. Gesammelt und herausgegeben von Angelika Merkelbach-Pinck. Kassel, Bärenreiterverlag, 1940, 388 S., 1 Karte.

[24] Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Elsaß bis zur Einflußnahme Frankreichs, Beiträge zu den kulturgeographischen Problemen der Oberrheinlande. Frankfurt a. M., Verlag des Elsaß-Lothringen-Instituts, 1932, 180 S., 8 Bildtafeln, 2 Karten.

Digitized by Google

Josef Müller-Blattau bringt die „Elsässischen Kulturstudien", die W. H. Riehl 1871 veröffentlicht hatte, neu heraus und zeigt in einer Einleitung, wie sehr Riehl mit dem Elsaß verbunden war[25]. Heute wird diese Arbeit Riehls hoffentlich mehr beachtet als damals.

In der Liedersammlung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde erschien ein schönes Bändchen Elsässer Lieder: Elsässische Volkslieder mit Bildern und Weisen, herausgegeben mit Unterstützung des Deutschen Volksliedarchivs von Valentin Beyer, mit Bildern von Peter Trumm. Zweistimmiger Satz von Julius Weismann, Lautensatz von Konrad Ameln. Frankfurt a. M., Diesterweg, 146 S. Das Büchlein zeigt, daß das Volksliedgut im Elsaß mit dem des übrigen Reichsgebietes übereinstimmt. Es ist wissenschaftlich einwandfrei und gut ausgestattet.

Aus Baden liegt ein reichhaltiges Schrifttum über Volkstum, Heimatkunde und Geschichte vor. Die von mir vor dem Weltkrieg begonnene Sammlung der Badischen Flurnamen konnte soweit gefördert werden, daß der 2. Band fertig ist[26]. Die Flurnamen wollen vor allem ein Urkundenwerk sein. Es ist beabsichtigt, die Namen sämtlicher Fluren des ganzen Landes zu sammeln, streng wissenschaftlich zu bearbeiten und in klarer Übersicht zu veröffentlichen. Jede Gemeinde wird für sich behandelt. Jedes einzelne Heft ist ein selbständiges Ganzes und für sich käuflich. Daneben werden die Hefte zu Bänden zusammengereiht und zusammen herausgegeben. Die Seitenangaben sind doppelt: einmal nach dem Heft und dann nach dem Band. Jedem Heft ist eine geschichtliche Einleitung vorausgeschickt. In vielen Fällen ist sie die einzige wissenschaftlich genaue Darstellung der Geschichte eines Dorfes oder einer Stadt (vgl. unten S. 85 ff., 151).

Ernst Ochs läßt im Jahre 1940 die 9. Lieferung des Badischen Wörterbuches (Lahr, Moritz Schauenburg) erscheinen. Es enthält die Worte: Eierschale—euer. Die sorgfältigen und zuverlässigen Angaben bieten mehrfach Stoff für die Volkskunde.

Der allzufrüh verstorbene Karlsruher Oberbibliothekar E. Oeftering behandelt in drei Bänden die Geschichte der Literatur in Baden[27]. Seine Zusammenstellung ist vollständig und beruht auf gründlicher Kenntnis und feinem Verständnis unseres Schrifttums. Nur wenige Länder in Deutschland werden sich einer so umfassenden Darstellung ihrer Literatur erfreuen dürfen.

Busses liebenswürdiges Büchlein über Hans Thoma liegt in 3. Auflage vor. Die Darstellung ist gut und lebendig geschrieben, die Bilder sind trefflich wiedergegeben[28]. Hans Retzlaff bringt wundervolle Bilder aus dem rechten Oberrheingebiet, besonders aus dem Schwarzwald[29]. Landschaft, Haus und Hof,

[25] Wilhelm Heinrich Riehl, Das Elsaß, Straßenland, Kriegsland, Zwischenland. Eingeleitet und herausgegeben von J. Müller-Blattau. Freiburg i Br., Universitätsbuchhandlung, 1940, 59 S.

[26] Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle, 1. Band, 1935, 484 S., Heidelberg, Carl Winter. 2. Band, 1940, 700 S. mit mehreren Karten.

[27] Oeftering, Geschichte der Literatur in Baden, 1. Teil, Vom Kloster bis zur Klassik, 104 S. mit 21 Abbildungen; 2. Teil, Von Hebel bis Scheffel, mit 30 Abbildungen, 1937, 192 S.; 3. Teil, Bis zur Gegenwart, 207 S. mit 23 Abbildungen. Karlsruhe, Verlag C. F. Müller (Heimatblätter vom Bodensee zum Main, Nr. 36, 44, 47).

[28] Hermann Eris Busse, Hans Thoma, 3. Aufl. Bühl, Konkordia, 76 S.

[29] Volksleben im Schwarzwald, 144 Bilder von Hans Retzlaff, mit einführendem Text von Wilhelm Fladt, 2. Auflage. Berlin, Verlagshaus Bong & Co., 40 S. Text, 104 Tafeln.

Digitized by Google

Brauchtum, Volkstrachten, Handwerk und Hauswerk werden hier dargestellt und erläutert.

Heimatkunde und Kultur einzelner Gebiete Badens sind verschiedentlich behandelt. Finckhs schönes Büchlein über den Hegau liegt im 5.—7. Tausend vor[30]. Die Baar ist in einem zusammenfassenden Band mit Beiträgen verschiedener Schriftsteller in der Zeitschrift „Badische Heimat" behandelt[31]. A. Stocker hat die alte Darstellung der Baar durch Lucian Reich erneut. Er sagt darüber selbst in der Einleitung: „So tritt uns hier Hieronymus, der Sohn des ‚Hausmannes' Matthias vom Laubhauser Hof im obern Bregtal in völlig neuer Gestaltung wiederum vor das geistige Auge, wohl angetan mit der alten Tracht, aber frei von aller unwahren Romantik, mit der ihn L. Reich aus dem Geist der Zeit heraus teilweise noch bekleidet hat. Er äußert sich auch vielfach in neuem Denken und Tun, so wie dies einer vertieften psychologischen Betrachtungsweise angemessen erscheint[32]".

Johannes Künzig schildert das Leben der aus dem südlichen Schwarzwald ausgewanderten Alemannen im fernen Ungarn[33]. Wir werden eingeführt in die Geschichte des Dorfes Saderlach und seine Entwicklung. Wir erleben dort die Siedlung der Schwarzwälder, ihre Schicksale durch mehrere Generationen und erfahren, daß sie trotz aller Bedrängnisse und Gefahren an ihrer deutschen Art bis heute zäh festhalten. S. 187 ff. gibt Künzig eine Einführung in das Bauernjahr vom Frühling bis Weihnachten und Dreikönig und schildert uns die Tracht und das Alltagsleben. Auch die Urheimat der Saderlacher, der Hotzenwald, wird in Sprache, Tracht, Landschaft und Art vorgeführt. Das Buch ist mit viel Liebe und Kenntnis verfaßt und gehört zu den besten Büchern, die uns Auswanderungen aus dem Südwesten des Reiches schildern.

Eine Sagensammlung von Möking führt vom Bodensee durchs Rheintal in die Schweiz und in den Hegau. Bunte Geschichten in Prosa und Versen sind hier zusammengestellt. Sagen und schwankartige Erzählungen wechseln in bunter Reihe ab[34]. Vom Volksleben im Breisgau erzählt lustig und unterhaltend der Dichter Broßmer[35]. Wer im Dorf oder im Kleinstädtchen aufgewachsen ist, wird

[30] Ludwig Finckh, Der unbekannte Hegau, mit Lichtbildern von Hilde Wilcke u. a. Bühl, Konkordia, 1940, 69 S.

[31] Badische Heimat, 1938, hrg. von H. E. Busse, 464 S. mit zahlreichen Bildern.

[32] Hieronymus, ein alemannisches Lebens- und Sittenbild aus vergangenen Tagen, mit freier Benutzung eines gleichnamigen Werkes von Lucian Reich (1817—1900) neu dargestellt von A. Stocker. Karlsruhe, Friedrich Gutsch, 1936, 334 Seiten.

[33] Saderlach, ein Alemannendorf im rumänischen Banat, und seine Urheimat, im Auftrag des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland, Landesverband Baden, unter Heranziehung mehrerer Mitarbeiter, herausgegeben von Prof. Dr. Johannes Künzig, mit 2 Farbtafeln, 48 Vollbildern, zahlreichen Abbildungen und Text, 2 Ahnentafeln und 1 Übersichtskarte. 1937, Karlsruhe, C. F. Müller, 354 S.

[34] Sagen und Schwänke vom Bodensee, gesammelt und neugestaltet von Dr. Bernhard Möking, mit 8 farbigen Bildern von Sepp Biehler. Friedrichshafen, Seeverlag, 175 S.

[35] Fritz Broßmer, s Schtädtli, allerhand luschtigi Gschichtli ussem alte badische Schtädtli. Freiburg i. Br., Ludwigstr. 27, Selbstverlag des Verfassers, 1935, 48 Seiten.

Digitized by Google

sich freuen, allerlei hier wiederzufinden, was er teilweise selbst erlebt hat. Der Wissenschafter macht sich Schlüsse über den Volkscharakter. Busse gibt ein wundervolles Bild von Grimmelshausen in der Reihe „Die Dichter der Deutschen". Die Darstellung ist meisterhaft und dient dem Forscher ebensogut wie all denen, die nur unterhalten und belehrt sein wollen. Das schmucke Bändchen eignet sich besonders auch für Geschenkzwecke[36]. Einen lieben kleinen Führer in den Kaiserstuhl legt Hans Brandeck vor. Zahlreiche Bilder geben einen Einblick in diese schöne Gegend[37]. In das nördliche Baden führt die gründliche Untersuchung eines Deutschen, der heute in Amerika lebt, Edwin Roedder[38]. Im Anschluß an sein 1928 herausgegebenes Buch über Oberschefflenz (vgl. diese Zeitschrift 4, 1930, 163 f.) ist dieses Buch geschrieben. Es ist aber eine Untersuchung für sich. Nach allen erdenklichen Richtungen hin wird die Sprache des Frankenlandes erforscht. Der Verfasser ist ein gründlich geschulter Philologe. Seine Arbeit ist wissenschaftlich gesehen eine gute Leistung. Zugleich ist sie aber auch ein schönes Treuebekenntnis zur fränkischen Heimat.

Einzelne Orte Badens sind in letzten Jahren mehrfach in gründlichen Untersuchungen dargestellt worden. Kilian Weber, Dettighofen, Heimatbuch eines Grenzdorfes, mit 44 Abbildungen, Verlag des Volksbildungsvereins Wittmar-Stiftung Dettighofen, 1939, 234 S. Kilian Weber legt hier, unterstützt durch seinen Freund Josef Weber, ein ausgezeichnetes Heimatbuch des an der Schweizer Grenze gelegenen Dorfes Dettighofen vor. Inhalt und Art des Buches zeigen, daß Dettighofen ein Dorf ist, das über dem durchschnittlichen Dorf steht und das auf viele seiner Einrichtungen stolz sein darf. Was in diesem Dorfbuch von Frühzeit und geschichtlicher Entwicklung gesagt ist, zeugt von eingehendem Studium. Sollte das Buch eine zweite Auflage erleben, so wäre es erwünscht, wenn in der Behandlung der Volksbräuche manches erneuert und erweitert würde. Die Bilder sind sehr gut. Die Stadt Obergrombach ließ zu ihrem 600jährigen Bestehen einen stattlichen Band erscheinen[39], der die verschiedensten Gebiete ihrer Geschichte und Kultur schildert. Das Buch ist inhaltlich und in der Darstellung gut. Die Stadt Heidelberg und ihre nächste Umgebung ist besonders reich und gut bedacht mit Darstellungen: Die beste Übersicht über die Geschichte der Stadt gibt Herbert Derwein in seinem Buch „Die Flurnamen von Heidelberg (s. unten S. 147 ff). Die „Badische Heimat" gibt im 26. Jahrgang, 1939, ihrer Zeitschrift gleichen Namens eine Reihe von Aufsätzen über Heidelberg und seine Umgebung heraus. Der Heilige Berg bei Heidelberg, der der Geschichte und Religionswissenschaft soviele Rätsel aufgibt, ist in einer gründlichen Untersuchung dargestellt[40]. Friedrich Baser legt eine schöne Untersuchung vor

[36] Hermann Eris Busse, Grimmelshausen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1939, 89 S.

[37] Hans Brandeck, Sonnenland Kaiserstuhl, ein Heimatbüchlein. Freiburg i. Br., Poppen & Ortmann, 1937, 79 S.

[38] Edwin Roedder, Volkssprache und Wortschatz des badischen Frankenlandes, dargestellt auf Grund der Mundart von Oberschefflenz. New York, Modern Language Association of America, 1936, 606 S.

[39] 600 Jahre Stadt Obergrombach (1336—1936). Im Auftrag der Stadtgemeinde unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter, hrg. von Dr. Franz Xaver Beck, mit 20 Bildtafeln, 64 Abbildungen, einer Gefallenengedenktafel, 4 Zeichnungen im Text, einer Karte und einem Gemarkungsplan. Karlsruhe. C. F. Müller, 1936, 210 S.

[40] P. H. Stemmermann und C. Koch, Der Heilige Berg bei Heidelberg: Badische Fundberichte, Jahrgang 16, 1940, S. 42—94, mit 4 Tafeln und 1 Karte und mehreren Bildern im Text.

Digitized by Google

über das Musikleben in Heidelberg[41]. Albert Becker gibt uns neue Einblicke in die Beziehung Goethes zu Heidelberg[42]. Fritz Frey bietet für die Schulen wertvollen Stoff über Heidelberg und das Neckartal, der eine gute heimatkundliche Schulung möglich macht[43]. Dr. Herbert Derwein schildert in einer gelehrten und doch flüssig geschriebenen Untersuchung Handschuhsheim und seine Geschichte. Wir werden bekanntgemacht mit der allgemeinen Geschichte des Dorfes, dem dort wohnenden Adel, mit Kirche, Schule, Waisenhaus, mit dem Dorfbild, der Flur und Landwirtschaft, mit Wald und Weide, den Mühlen, die hier eine große Rolle spielten, und erfahren dann von der Bevölkerung, ihrem Leben und Glauben[44]. Emil Reimold beschreibt das Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim, die beide längst in Heidelberg eingemeindet sind und doch ihre dörfliche Eigenart bis heute in vieler Hinsicht schön und treu bewahrt haben[45]. Reinhard Hoppe, der gründliche Kenner der Flurnamen und der Geschichte seines langjährigen Wirkungsortes Ziegelhausen, schenkt uns eine gute geschichtliche Darstellung des Heidelberg benachbarten Dorfes[46].

Über Mannheim liegen zwei Bücher vor, Kollnigs Versuch, das Volkstum einer Großstadt aus seiner Geschichte und aus Beobachtungen über seine Bevölkerung nach Art und Herkunft darzustellen[47]. Auf Grund sorgfältiger Forschungen werden hier Verlauf der Stadtgeschichte, Stadtbild und Stadtraum, bodenständige Bevölkerung und Zuwanderungen, dann Sitte, Brauch und Volksglaube geschildert. Gut ausgesuchte Bilder sind beigegeben. Friedrich Hupp legt ein Heimatbuch der Stadt Mannheim vor, das uns von den Urzeiten bis in unsere Tage führt, das Frühgeschichte und heutiges Leben verbindet und mit diesem kühnen Versuch zeigen will, wie in Mannheim alle Zeit völkisches Bewußtsein stark war[48]. Auch die Geschichte des pfälzischen Dorfes Hockenheim ist von den Urzeiten bis in unsere Tage geschildert[49]. Der Verfasser versteht es, lebendig zu berichten über die Urzeiten, über den Verlauf der ganzen Geschichte, die Erlebnisse der Einwohner, über Freihöfe und Huben, über Dorfplan und Mühlen, Flurnamen und die Begebenheiten der neuesten Zeit. Pfarrer Fridolin Mayer aus Neudenau gibt Geschichte und Beschreibung seines Heimatortes. Dabei werden auch die Flur-

[41] Friedrich Baser, Das musikalische Heidelberg seit den Kurfürsten. Heidelberg, Kommissions-Verlag Hermann Meister, 112 S.

[42] Albert Becker, Goethes Wölfchen und Heidelberg, Tragik des großen Namens, mit 11 zum Teil unveröffentlichten Abbildungen. Heidelberg, Weiß'sche Universitätsbuchhandlung, 1940, 40 S.

[43] Fritz Frey, Heimatkunde von Heidelberg und Umgebung. Heidelberg, Heinrich Fahr, 1940, 134 S.

[44] Herbert Derwein, Handschuhsheim und seine Geschichte. Heidelberg, Verlag Heinrich Fahrer, 1933, 295 S.

[45] Emil Reimold, Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim. Heidelberg, Verlag Emil Reimold, o. J., 288 S.

[46] Reinhard Hoppe, Dorfbuch der Gemeinde Ziegelhausen mit Ortsteil Peterstal. Heidelberg, Brausdruck, 1940, 220 S.

[47] Karl Kollnig, Mannheim, Volkstum und Volkskunde einer Großstadt in ihren geschichtlichen Grundlagen (Heimatblätter vom Bodensee zum Main, Nr. 46). Karlsruhe, C. F. Müller, 1938, 128 S.

[48] Friedrich Hupp, Das Heimatbuch der Stadt Mannheim. Mannheim, Hakenkreuzbanner-Verlag, 1939, 600 S. mit zahlreichen Bildern.

[49] Ernst Brauch, Das Hockenheimer Heimatbuch: Aus zwölf Jahrhunderten Geschichte Hockenheims. Hockenheim, Selbstverlag des Verfassers, 207 S.

Digitized by Google

namen behandelt. Eingehend sind Wirtschaftsgeschichte, Kirchengeschichte und Kulturgeschichtliches besprochen. Bemerkenswert ist vor allem die Darstellung der beiden Wallfahrtskapellen Neudenaus[50]. Theophil Lang legt eine kurze Beschreibung seines ehemaligen Wirkungsortes Mosbach vor. Sie ist jedem, der diese schöne Stadt besuchen will, ein willkommener Führer[51]. In jene Gegend führen zwei kleine Büchlein, die nach Götz von Berlichingen benannt sind, den Ritter lebhaft schildern und zugleich in die Geschichte seiner schönen Heimat einführen: Wilhelm Kraft: Götz von Berlichingen, ein Lebensbild des Ritters mit der eisernen Hand, Bühl, Konkordia, 1937, 48 S. mit einigen Bildtafeln, und Renz, Ausführliche Lebensgeschichte des Ritters Götz von Berlichingen, 1480—1562, Selbstverlag des Verfassers, des Altbürgermeisters Renz in Mosbach, 1939, 186 S. mit mehreren Bildern.

Daß wir nicht nur in unseren Bauerngärten Pflanzen aus der Fremde haben, sondern daß sie auch anderswo wachsen, zeigt eine sehr gründliche und tüchtige Arbeit von Friedrich Jauch in Karlsruhe: Fremdpflanzen auf den Karlsruher Güterbahnhöfen (Sonderdruck aus den Beiträgen zur naturkundlichen Forschung in Südwestdeutschland, Band III, Heft 1, 1938, S. 76 bis 147, Karlsruhe, Macklotsche Druckerei und Verlag).

Bei unseren fränkischen Nachbarn über dem Rhein war man sehr tätig auf dem Gebiete der Volkskunde: Fritz Heeger legt ein Heft vor: Geschichtliche Lieder im pfälzischen Volksmund, aus der pfälzischen Volksliedersammlung von Georg Heeger und Wilhelm Wüst, Kaiserslautern, Saarpfälzische Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung, aus Band II, Lieferung 1, 1938, S. 1—39.

Albert Becker veröffentlicht ein Heft: Frühlingsbrauch und Sonnenkult vom Rhein zur Saar, mit 14 Abbildungen auf Tafeln und im Text, Wuppertal-Elberfeld, A. Martini und Grüttefien, 1937, 52 S. mit einigen Bildern. Seine Arbeit hat folgenden Inhalt: 1. Zwischen Sommertag und Sonnwende, 2. Sommer-Winter-Kampf und Sommereinholen, 3. Pfingstbräuche, 4. Brauchtum und Siedlung, 5. Kriemhildenstuhl, Nibelungenland und Sonnenzauber, 6. Sonne und Jahresbrauch, 7. Die Kultstätte bei Bad Dürkheim, 8. Von Mithras zu St. Michael, 9. Sommertagsspiele. Becker behandelt die Bräuche von der ältesten Zeit bis heute und verzeichnet das Schrifttum sehr ausgiebig.

Besonders tätig für die Erforschung des Pfälzer Volkstums war Hermann Moos. Er versteht es, wissenschaftliche Forschung und künstlerische Darstellung wundervoll zu verbinden. In einem glänzend geschriebenen Buch beschreibt er, wie Pfälzer Musikanten durch die Welt reisen, überall frohe Pälzer und gute Deutsche bleiben und nach einem abenteuerlichen Leben wieder in die sonnige Palz zurückkehren. Wer in der Pfalz gewandert ist, der kennt diese Musikanten, die in der Heimat und draußen in der Welt blasen. Einer von ihnen hat Aufzeichnungen über seine Erlebnisse gemacht. Sie liegen dem Buch von Moos zugrunde[52]. Dann gibt Hermann Moos eine Schriftenreihe heraus: Vom Rhein zur Saar,

[50] Fridolin Mayer, Geschichte der Stadt Neudenau an der Jagst und ihrer beiden Wallfahrtskapellen St. Gangolf und St. Wolfgang. Selbstverlag des Verfassers, Neudenau, 216 und XIV S. mit mehreren Bildern.

[51] Theophil Lang, Die Hauptstadt der kleinen Pfalz, Bilder aus der Vergangenheit des 1200jährigen Mosbach, herausgegeben von der Stadt, 1936, 109 S.

[52] Hermann Moos, Auf den Straßen der Welt, Reise-Abenteuer des Pfälzer Musikanten Edmund Leonhardt. Ludwigshafen a. Rh., NSZ.-Rheinfront-Verlagsgesellschaft, 1940, 418 S. mit mehreren Bildern.

Digitized by Google

Saarpfälzische Schriftenreihe. Hier ist ganz im Sinne von Moos Schilderung heimischer Art und unterhaltende Darstellung in liebenswürdiger Weise verbunden. Ich nenne einige Bändchen aus dem Jahre 1939: Der Birnbaum, eine Musikantengeschichte, 60 S., von Moos selbst verfaßt; Emil Nesseler, Der Hemshof, die Geschichte eines pfälzischen Bauernhofes, 69 S. mit Abbildungen; R. Schneider-Baumbauer, Besinnliches aus dem Großen Krieg, mit Zeichnungen von Adolf Keßler, 60 S.; Ernst Christmann, Grummet, Pälzer Reim unn Schpäß, 61 S. Der gelehrte Verfasser vieler Arbeiten über die Pfalz zeigt hier, daß er auch ein guter Dichter ist. Im Jahre 1940 erschien: Friedrich Sprater, Die Saarpfalz in der Vor- und Frühzeit, mit 20 Bildtafeln und 35 Zeichnungen. In diesem Büchlein bekommen wir von einem gelehrten Forscher der Pfalz einen Einblick in die Landschaft, wie sie der Franke gestaltet hat, in die Bevölkerung und ihre kulturelle Entwicklung, in die Kultdenkmäler, z. B. den Kriemhildenstuhl, in Grabfunde, in Siedlungen und Befestigungen, Wirtschaft, Handel und Verkehr. Die ganze Reihe ist erschienen in Ludwigshafen a. Rh.. Westmark-Verlag.

Vom Ostrand des Oberrheingebietes liegt eine ausgezeichnete Arbeit vor von Oskar Paret über frühschwäbische Gräberfelder[53]. Es wird gezeigt, wie die nordischen Germanen das Neckartal erobern und besiedeln, wie sie kämpfen um ihre neue Heimat, wie sie ihre Häuser und Dörfer bauten, vor allem werden wir bekanntgemacht mit den zahlreichen Gräbern und ihren Beigaben, die uns einen guten Einblick in die Kultur der Frühzeit der Alemannen geben.

In die neuere Zeit führt eine kleinere sippenkundliche Arbeit von Heinrich Klumpp[54]. Klumpp wirbt für die Kartierung der Kirchenbücher und anderer öffentlicher Bücher der Gemeinden und zeigt, wie wichtig dieses Hilfsmittel für Familien- und Sippenkunde ist. Schwäbische Eigenart tritt uns entgegen aus einer Darstellung des Liedes in Württemberg. Wir hören dort, wie Volksart, Landschaft, Sitte und Brauch im Menschenleben und während des Jahres sich im Liede widerspiegeln. Das Buch ist echt schwäbisch eigenartig, mit guter Kenntnis und viel Liebe geschrieben. Allerdings ist die angekündigte Theorie von Rasse und Stamm und Eigenart der behandelten Lieder nicht so durchgeführt, wie sie grundsätzlich gefordert ist, aber sie läßt sich bei den Eigenarten der Altwürttemberger, Oberschwaben und württembergischen Franken und andererseits bei der Tatsache, daß viele der hier behandelten Lieder allgemein deutsch sind, wohl überhaupt nicht in der von der Theorie verlangten Art durchführen[55].

Aus dem südlichsten Teil des alemannischen Gebietes liegt eine schöne Arbeit vor über Volksbräuche der Schweiz. Der Verfasser gibt zunächst eine kurze Übersicht über die Bräuche und bringt dann eine Reihe sehr guter Bilder aus dem Schweizer Volksleben. Wir finden die Jahresbräuche, die im ganzen alemannischen Raum üblich sind und in ihren Grundvorstellungen auf germanische

[53] Oskar Paret, Die frühschwäbischen Gräberfelder von Groß-Stuttgart und ihre Zeit, mit 15 Textbildern und 28 Tafeln (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Heft 2), Stuttgart, Felix-Krais-Verlag, 136 S.

[54] Heinrich Klumpp, Sippenkundliche Dorfforschung mit Beispielen aus zwei alten württembergischen Gemeinden. Stuttgart 1937, Verlag der Schwäbischen Heimat, 31 S.

[55] Hermann Kolesch, Schwabentum im Schwabenlied (Arbeiten aus dem Institut für deutsche Volkskunde, Universität Tübingen, hrg. von Prof. Dr. G. Bebermeyer, Volk, Volkstum, Volkskultur, Band I, Stuttgart, W. Kohlhammer, 1936, 169 S.).

Digitized by Google

Anschauungen zurückgehen. Vielfach hat sich in der Schweiz die Kirche der Pflege des Volksbrauches angenommen. Verfasser und Verlag kann man beglückwünschen zu diesem reichhaltigen und gut ausgestatteten Buch, das einen lebhaften Einblick in die Feste des Jahres und in das schweizerische Volksleben überhaupt gibt. Den einzelnen Bildern sind Beschreibungen beigefügt, die vom Erleben der Feste ausgehen[56].

Dieser Überblick über Volkskunde am Oberrhein macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit[57]. Es wurden nur Werke erwähnt, die zur Besprechung vorgelegt worden sind. Immerhin gibt schon diese Zusammenstellung einen Eindruck von der vielseitigen Betreuung des Volkstums am Oberrhein. Dichterische Werke sind (mit kleinen Ausnahmen) nicht angeführt. Sie sind vor allem im alemannischen Teil des Oberrheinlandes reichlich vorhanden und werden in einem der nächsten Hefte besprochen.

Fritz Adler, **Mönchgut** (Pommernforschung, Reihe 2, Veröffentlichungen des volkskundlichen Archivs für Pommern, Herausgeber: Karl Kaiser). Greifswald, Universitätsverlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, 1936, 238 S., mit zahlreichen Bildern.

Das Buch will das Bild einer Volkskultur auf Rügen geben. Es schildert die Landschaft, Geschichte und Sage, Bauer und Fischer, Haus und Hof, die Tracht, Familie und Dorfgemeinschaft, Feierstunden und Feste und gibt in Anmerkungen und Erläuterungen gute Belehrungen und in einem reichhaltigen Schrifttumsverzeichnis wertvolle Hinweise. Wir erfahren hier von der Kultur dieser Bauern und Fischer aus der Zeit von 1790—1880, vom niederdeutschen Haus, das auf dieser Insel durch die besonderen Verhältnisse eine eigene Prägung bekommen hat. Wichtig sind die Ausführungen über Tracht. Wir sehen, wie durch die Einwanderer Elemente verschiedener Trachtengruppen hier zusammengekommen sind und ihre eigenartige Entwicklung genommen haben. Eine Hauptsache ist die Schilderung des Lebens dieser teils als Fischer, teils als Bauern lebenden Bevölkerung. Das Buch ist ausgezeichnet.

Eugen Fehrle.

Tracht und Schmuck im nordischen Raum, hrg. im Auftrage der Nordischen Gesellschaft von Alexander Funkenberg, 1. Band: Tracht und Schmuck der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, bearbeitet von Hans Reinerth, mit 246 Abbildungen. Leipzig, Curt Kabitzsch, 1939, 207 S.

Dieses wertvolle und gut ausgestattete Werk hat folgenden Inhalt: Broholm, Die Tracht der Bronzezeit in Dänemark; W. Schulz, Die Tracht der urgermanischen Zeit; W. Schmid, Germanische Tracht nach den Denkmälern griechischer und römischer Kunst; B. Kummer, Tracht und Schmuck im Spiegel der Sagas; A. Geijer, Zur Kenntnis der Wikinger Tracht nach den Birkafunden; W. von Stockar, Das Spinngut der nordischen Vorzeit; Otto-Friedrich Gandert, Nordischer Schmuck der Steinzeit; F. Adama van Scheltema, Schmuckkunst der Urgermanen; W. Radig, Westgermanischer Schmuck der Eisenzeit; W. Gaerte, Ostgermanischer Schmuck in der Eisenzeit; W. La Baume, Die Gesichtsformen als Zeugnisse für Schmuck und Tracht der Germanen; W. Hülle, Germanische Schmuckkunst der Völkerwanderungszeit bei Goten, Alemannen und Franken; E. Beninger, Die Langobarden als

[56] F. Moser-Goßweiler, Volksbräuche der Schweiz. Zürich, Scientia A.-G., 1940, 215 S. mit zahlreichen Abbildungen.

[57] Über Ernst Wahle, Vorzeit am Oberrhein (Neujahrsbl. d. Bad. Hist. Komm.), Heidelberg, C. Winter, 1937, und Moritz Durach, Wir Alemannen!, Berlin, Edwin Runge, 1936, wird im nächsten Jahrgang berichtet.

Digitized by Google

Träger germanischer Schmuckkunst in den Ostalpen; P. Paulsen, Wikingischer Trachtenschmuck; Nils Aberg, Keltische Einflüsse auf die Kunst der Wikinger; O. Krone, Germanische Schmucktechnik zur Bronze- und Eisenzeit; W. Schulz, Nordische und nichtnordische Schmuckgestaltung und -tragweise. Wir betrachten heute die Kleidung unseres bodenständigen Volkes nicht mehr nur als eine ländliche Eigenart, die dem Bauernvolk Haltung gibt und stolze Bodenverbundenheit beweist, sondern suchen sie geschichtlich zu verfolgen und dabei zu erforschen, was eigen und was entlehnt ist und wie das Entlehnte nach der Eigenart der Stämme geformt worden ist. Bei solchen Betrachtungen ging man bisher kaum bis zum Mittelalter zurück. Denn tatsächlich hängen viele Trachten nach ihrem Ursprung mit Kleidermoden der verschiedenen Jahrhunderte zusammen, meist nach dem Mittelalter. Daneben hat sich aber im ganzen wie in Einzelheiten, vor allem auch in Sinnbild und Schmuck, viel Urtümliches erhalten, das bisweilen bis in die altgermanische Zeit zurückverfolgt werden kann. Für solche geschichtliche Betrachtung bietet dieser Band ausgezeichnete Grundlagen. Vergleiche die Besprechung des 2. Bandes in dieser Zeitschrift 12, 1938, 186. Eugen Fehrle.

Zur Judenfrage.

Wenn wir die Geschichte und Art unseres Volkstums genau erforschen wollen, müssen wir auch die Kräfte kennen, die gegen deutsche Art jahrhundertelang angekämpft haben. Zu ihnen gehört vor allem das Judentum. Verschiedene Schriften liegen vor, die sich mit der Judenfrage auseinandersetzen:

Walter Frank, **Deutsche Wissenschaft und Judenfrage,** Rede zur Eröffnung der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, gehalten am 19. November 1936 in der großen Aula der Universität München, mit Ansprachen von Prof. Karl Alexander von Müller und Ministerialdirektor Prof. Vahlen. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 1937, 51 S.

Eine wertvolle Einführung in die Aufgaben, die die Erforschung des Judentums der deutschen Wissenschaft stellt.

Karl Georg Kuhn, **Die Judenfrage als weltgeschichtliches Problem** (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands). Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 1939, 51 S.

Der Orientalist gibt hier einen wertvollen Durchblick durch die Geschichte des Judentums und seiner Ausbreitung.

Gerhard Kittel, **Die historischen Voraussetzungen der jüdischen Rassenmischung** (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands). Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 1939, 46 S. mit 2 Karten.

Wir bekommen hier einwandfrei Aufschluß über die Rassen, die sich im Judentum gemischt haben und mit denen das Judentum sich zu mischen suchte.

Franz Koch, **Goethe und die Juden** (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands). Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 37 S.

Goethe ist für die verschiedensten Richtungen unserer Kultur und Weltanschauung in Anspruch genommen worden. Auch die Juden haben das getan. Oft haben sie Goethe für sich mißbraucht. Wohl war der Dichter in vieler Hinsicht den Juden gegenüber tolerant, er sah sie aber immer als etwas Fremdes an und betonte mehrfach ihre schlimmen Seiten und lehnte ein Zusammengehen mit ihnen ab.

Karl Richard Ganzer, **Richard Wagner und das Judentum** (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands). Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, 36 S.

Digitized by Google

Wir sehen, wie Richard Wagner trotz mehrfacher Berührung mit Juden die Gefahr, die sie dem deutschen Volkstum sind, klar erkannt hat.

Wilhelm Grau, **Antisemitismus im späten Mittelalter**, das Ende der Regensburger Judengemeinde, 1450—1519, 2. erweiterte Auflage mit 7 Bildtafeln, nach Albrecht Altdorfer und Michael Ostendorfer, Berlin, Duncker und Humblot, 1939. 316 Seiten.

Die Hauptabschnitte dieses Buches lauten: Die Judengemeinde zu Regensburg, das Wirtschaftsleben und die Juden, die Kirche und die Juden, Politik um Juden, Kampf gegen die Juden, das späte Mittelalter und die Judenfrage. Dazu wird ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis gegeben. Viele Anmerkungen belehren über Einzelheiten. Wer die Gefahr, die die Juden dem deutschen Volke gebracht haben und das Elend, das durch sie herbeigeführt worden ist, aber auch die ehrliche Wut des deutschen Volkes gegen diese feindlichen Fremdlinge kennenlernen will, der lese dieses spannend geschriebene Buch, das auf eingehenden Studien beruht.

Eugen Fehrle.

Ehrengabe des Museums für Hamburgische Geschichte zur Feier seines hundertjährigen Bestehens, eine Sammlung von Beiträgen zur hamburgischen und zur allgemeinen deutschen Altertumskunde, herausgegeben von Otto Lauffer. Hamburg, 1939, 135 S. mit zahlreichen Bildern.

Diese gut ausgestattete und tüchtige Festschrift enthält folgende Beiträge: Otto Lauffer, Das Museum für Hamburgische Geschichte 1839—1939; Ernst Grohne, Topfdeckel mit Ritz- und Stempelverzierungen; Wilhelm Jesse, Deutsche Marken und Zeichen, mit besonderer Berücksichtigung Hamburgs; Dora Lühr, Die Frau in der Kulturgeschichte des deutschen Kleinhandels; Helmuth Thomsen, Eine alte Blockflöte und das Rolandreiten in Sude bei Itzehoe; Walter Hävernick, Die hamburgischen Waldhämmer; Kurt Heckscher, Zur Geschichte der Deichstraßen-Feldbrunnen-Genossenschaft; Otto Lauffer, Dolchstreitkolben oder Gerichtshand, Waffe oder Amtszeichen; Helmuth Thomsen, Bäuerliche Stuhlformen an der Niederelbe. Ein Beitrag zur Geographie der niederdeutschen Volkskunst; Hans Schröder, Dirich Utermarke, ein „kunstreicher" Hamburger Goldschmied der Renaissance; Carl Schellenberg, Eine Hamburger Stadtansicht aus dem 16. Jahrhundert; Ernst Bargheer, Hamburg-Finkenwärders Einsatz für die deutsche Hochseefischereigeltung.

Eugen Fehrle.

Richard Wossidlo, **Reise, Quartier, in Gottesnaam**, das Seemannsleben auf alten Segelschiffen im Munde alter Fahrensleute, im Auftrage des Kuratoriums der Wossidlo-Stiftung aus dem Nachlaß Richard Wossidlos, herausgegeben von Dr. Paul Beckmann, 1. Band. Rostock, Carl Hinstorffs Verlag, 1940, 243 S.

Wossidlo, den wir leider nicht mehr zu den Lebenden rechnen dürfen, sagt über den Zweck seines Buches im Vorwort: „Mein Ziel war, das Seemannsleben aus der Zeit der mecklenburgischen Segelschiffahrt, soweit sie noch in der Erinnerung der Alten lebendig ist oder war, zu schildern (also der Zeit um 1850—1870 herum). Nichts ist aus Büchern entlehnt. Marine und Dampfer scheiden aus. Die frühere Ausdehnung und den Niedergang der Segelschiffahrt, das Reeder- und Partenwesen, und ebenso die allmählichen Veränderungen im Bau der Schiffe und in der Anordnung der Schiffsräume konnte ich nur streifen." Er schildert nach dem geschichtlichen Überblick das Anmustern der Seeleute, den angehenden Seemann, den Schiffsjungen, die Fahrensleute, den Beisatz, die Rangordnung, die deutschen Stämme und fremde Völker, wie sie in Spaß und Spott und sonst in der Anschauung der Seeleute erscheinen, dann die Nahrung und Kleidung der Seeleute,

Digitized by Google

Ausreise und Fahrt in die Welt, das Alltagsleben zur See und am Ufer. Überall sind die Schilderungen dem Munde der Seeleute abgelauscht und in deren Sprache wiedergegeben. Das Werk ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Volkskunde.

Eugen Fehrle.

Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, im Auftrag und mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, des Hessischen Bezirksverbandes zu Kassel und des Nassauischen Bezirksverbandes zu Wiesbaden aus den für ein Hessen-Nassauisches Wörterbuch mit Hilfe aller Volkskreise und besonders der Lehrerschaft der preußischen Provinz Hessen-Nassau einschließlich Waldecks und des früher rheinischen Kreises Wetzlar, der hessischen Provinz Oberhessen und des westfälischen Kreises Wittgenstein von Ferdinand Wrede angelegten und verwalteten Sammlungen ausgewählt und bearbeitet von Luise Berthold, 2. Band, Lieferung 1—13, 1927 bis 1940. Marburg (Lahn), N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun).

Die 13 Lieferungen, die von diesem Wörterbuch bisher vorliegen, machen einen sehr gediegenen Eindruck. Vielfach sind Karten beigegeben, aus denen man gut die Verbreitungsgebiete einzelner Worte und Begriffe übersieht. Willkommen sind auch die Schriftumsangaben. Für die Volkskunde enthält das Wörterbuch viel Stoff. Es enthält bisher die Worte le bis reite. Ausgewählt sind im wesentlichen die Worte, die vom Schriftdeutschen abweichen, also im engeren Sinne mundartlich sind. In Zweifelsfällen wurde, wie die Herausgeberin sagt, lieber zuviel als zuwenig aufgenommen.

Eugen Fehrle.

Märchen aus Iran, aus dem Persischen übertragen und eingeleitet von Arthur Christensen. Jena, Diederichs, 1939, 293 S.

Dieser schöne Band aus der von Friedrich von der Leyen herausgegebenen Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur" enthält Volksmärchen, Schwänke, literarische Fabeln und märchenhafte Erzählungen. Iran ist ja das Land Asiens, das soviele Kultureinflüsse vereinigt und ihnen eine Eigenprägung gegeben hat. Es liegt ein schöner Zauber über der hier vorgeführten Märchenwelt. In vieler Hinsicht werden wir an die Erzählungen aus Tausendundeiner Nacht erinnert. Manche der hier erzählten Märchen sind schon bekannt, andere sind zum erstenmal veröffentlicht. Das Buch ist eine wertvolle Bereicherung unserer Märchenkenntnis und wird damit der Wissenschaft gute Dienste tun, zugleich aber auch vielen Lesern Freude bringen.

Eugen Fehrle.

Aesopische Fabeln, zusammengestellt und ins Deutsche übertragen von August Hausrath, gefolgt von einer Abhandlung: Die Aesoplegende, Urtext und Übertragung. München, Ernst Heimeran Verlag, 1940, 150 S., geb. 4 RM.

Hausrath arbeitet seit Jahren über griechische Märchen, Sagen und Fabeln. Er verbindet gewissenhafte philologische Forschung mit der Fähigkeit feinen Einfühlens in diese schöne Welt der Märlein. Man merkt überall die alte Heidelberger Philologenschule, vor allem die Forschungs- und Darstellungsart eines Erwin Rohde und Otto Crusius.

Die Aesopischen Fabeln sind auch für uns Deutsche seit Jahrhunderten von großer Bedeutung. Es gibt wenig Gebiete europäischer Kultur, in denen man ihnen nicht begegnet: in die politische Rede sind sie eingeflochten, die Moral aller Zeiten verwendet sie, in die Märchen, Sagen und andere Erzählungen des Volkes sind sie eingedrungen, die Kunst greift oft auf sie zurück, Luther hat besondere Liebe für sie, Lessing hat sie vielen Deutschen eindringlich zu Gehör gebracht, jedes Kind bei uns lernt sie schon in früher Jugend kennen und lieben. Woher kommen sie? Wer ist der „Fabeldichter" Aesop? Wie ist ihre Geschichte verlaufen? Dar-

Digitized by Google

über und über viele andere Fragen unterrichtet dieses gelehrte und doch so liebenswürdige Büchlein Hausraths. Wir finden hier die Aesopischen Fabeln im Urtext und daneben in einer gutgeschriebenen und zugleich zuverlässigen Übersetzung, dann die Abschnitte: die Aesoplegende, das Volksbuch, der Aesoproman, die Aesopischen Fabeln. Zum Schluß wird das wichtigste Schrifttum nebst einigen wissenschaftlichen Anmerkungen gegeben.

Dem Büchlein kann man weiteste Verbreitung wünschen. Der Philologe sieht, welch gewissenhafte Arbeit hinter der flüssig geschriebenen Darstellung steht, der Lehrer hat einen zuverlässigen Führer, und tausend andere besitzen ein Büchlein, das sie bald lieb gewinnen werden. Uns Volkskundern bringt es viel Anregung.

Eugen Fehrle.

Fritz Böhm, **Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch.** Berlin, Walter de Gruyter, 1938, 78 S.

Böhm behandelt Begriff, Bezeichnung und Bedeutung von Geburtstag und Namenstag und verfolgt diese Tage geschichtlich bis in unsere Zeit. Dann entwickelt er das an ihnen übliche Brauchtum: Religiöse Feiern, Glückwünsche, Speisen und Getränke, Geschenke, gemeinschaftliche Feiern, Volksglaube, heutige Förderung der Geburtstagsfeier, Einschränkungen, Geburtstag im Volksmund, volkstümliche Züge in den Glückwunschgedichten des 17. Jahrhunderts, Binden und Würden. Böhms Büchlein gibt einen guten Überblick über alle Fragen, die mit Geburtstag und Namenstag zusammenhängen. Reichhaltige Schrifttumsangaben S. 77 f. sind dem Forscher willkommen.

Eugen Fehrle.

Siegfried Kadner, **Rasse und Humor,** mit 50 Abbildungen. München, J. F. Lehmann, 236 S.

Es ist ein Vergnügen, in Kadners Buch zu lesen. Man wird dabei hingelenkt zu allerlei Erlebnissen und Beobachtungen. Leben und Belehrung über Rassefragen und -eigenarten sind hier nicht zu trennen. Und diese Verbindung soll herbeigeführt werden und wird erreicht. Mag mancher da und dort ein Fragezeichen zu Kadners Schlüssen machen, lustig, anregend und zugleich lehrreich ist das Buch auf alle Fälle.

Eugen Fehrle.

E. W. Neumann, **Mühlenspuk,** Sagen von Mühlen und Müllern. Leipzig, Moritz Schäfer, 1939, 256 S.

Der Volksglaube weiß viel zu erzählen von sagenumwobenen Mühlen, von stolzen Müllerinnen und von reichen Müllern. Verschiedene Gesichtspunkte haben zusammengewirkt, um all diese Sagen entstehen zu lassen. Es ist dankenswert, daß der Verfasser in diesem Buch, das wie er selbst sagt, Heiteres und Lustiges, Ernstes und Nachdenkliches enthält, eine Menge solcher Erzählungen gesammelt hat.

Eugen Fehrle.

K. Konrad A. Ruppel, **Die Hausmarke,** das Symbol der germanischen Sippe (Schriftenreihe der Forschungsstätte für Hausmarken und Sippenzeichen im Ahnenerbe. Herg. von Karl Konrad A. Ruppel, Bd. 1). Berlin, Alfred Metzner Verlag, 1939, 86 S. und 36 Tafeln.

Dieses bedeutende Buch hat folgenden Inhalt: Zur Geschichte der Hausmarkenforschung. Das Symbol. Die Sippe. Sippe und Hausmarke. Aus der Geschichte der Hausmarke: (Vorgeschichte, Verbreitung, Hofmarken, Zeichenführung, Festuca notata, Handgemal, Urkunde und Hausmarke, Grabmal und Totenschild, Losholz, Kerbholz und Kehrstock).

Heute werden vielfach Bücher vorgelegt, die den Anspruch erheben, mit neuen Gesichtspunkten die Geschichte unserer Kultur zu erforschen. Leider bleibt es in

Digitized by Google

vielen Fällen beim guten Willen. Ruppels Buch gehört zu den seltenen Fällen, wo wirklich ein Fortschritt gemacht worden ist. Er baut sorgfältig geschichtlich auf, hat die Forschung von Ole Worm (1588—1654) bis auf unsere Tage gut durchgearbeitet und sucht sie durch einsichtige Verbindung mit Problemen der Sippenforschung weiterzuführen. Die Hausmarke ist Symbol der Sippe und seit uralten Zeiten bei germanischen Völkern zu erweisen. Wertvoll sind Ruppels Ausführungen über Symbol und Urkunde und damit über germanische und römisch-rechtliche Anschauung, dann seine Ausführungen über das Weiterleben germanischer Anschauung im kirchlichen Brauch.

Ruppels Buch muß als die beste Arbeit unserer Zeit auf dem Gebiet der Hausmarkenforschung bezeichnet werden und bedeutet einen tüchtigen Fortschritt.

Eugen Fehrle.

Heinrich Harmjanz, **Volk, Mensch und Ding,** Erkenntniskritische Untersuchungen zur volkskundlichen Begriffsbildung. Berlin und Königsberg, Ost-Europa-Verlag, 1936, 182 S.

Daß noch die verschiedensten, ja oft ganz zuwiderlaufenden Meinungen über Wesen und Ziel der Volkskunde bestehen, zeigt jede Auseinandersetzung mit Vertretern anderer, verwandter Fächer. Viele von ihnen, auch an verantwortungsvoller Stelle sitzende Männer, urteilen über sie, ohne zu wissen, was sie ist und will. Manche haben sich aus irgendeiner veralteten, möglichst kurzen Zusammenfassung ein Bild gemacht, an dem sie festhalten, wenn auch die Volkskunde längst andere Wege gegangen ist. Aber auch innerhalb unserer Wissenschaft gibt es genug Vertreter, junge und alte, die festgefahren sind und von ihren Irrwegen nicht abkommen. Ihnen möchte ich die erkenntniskritischen Untersuchungen von Harmjanz besonders empfehlen. H. weiß sehr wohl, daß damit nicht das letzte Wort zu den volkskundlichen Grundzügen gesagt ist, aber er betont S. 2 mit Recht: „Es ist schon genug gewonnen, wenn die teilweise mehr als festgelaufenen wissenschaftlichen Gänge der Volkskunde wieder gelockert werden und die Besinnung lebhaft wieder Platz greift, daß Formelgültigkeit nicht Endzweck einer aus dem Lebendigen für das Lebendige schöpfenden Wissenschaft sein kann." „Hier muß es darum gehen, die Volkskunde als Wissenschaft weiter vorzutreiben und ihren Erkenntniswillen und ihre Erkenntnisgrundlage zu festigen und zu erweitern."

Harmjanz erinnert daran, daß Albrecht Dieterich gewarnt habe vor Leuten, die nur Volkskunde als ihre Wissenschaft treiben, und stellt diesen Satz mit Recht fest als bezeichnend für die philologische Einstellung vergangener Zeit. Im Gegensatz dazu sagt er mit Recht S. 7: „Wenn die Fassung ‚Die Volkskunde als Wissenschaft' wahrhaftig nicht nur eine ‚Forderung' bleiben soll, dann ist es Zeit, daß Volkskunde aus den Händen derer gelöst wird, die sie nur nebenbei treiben. Ebensowenig wie man Germanist und nebenbei Vorgeschichtler sein kann, ebensowenig kann ein Germanist nebenher Volkskundler sein. Man kann nur einem Herrn dienen, entweder ist man Germanist oder Volkskundler, was aber nicht heißt, daß man nicht germanistische Kenntnisse besitzen soll." Die Fragestellung zum Gegenstand unterscheidet beide Wissenschaften.

Dann werden die verschiedenen Fragestellungen und Richtungen unserer Wissenschaft auf ihr Wesen und ihre Berechtigung geprüft: wenn die Strukturformen der Volkstumsgrundlagen unserer Kultur aufgedeckt sind, gilt es, den Einzelmenschen einzustellen in die Ganzheit Volk und sein Verhältnis zu den dinglichen und geistigen Gütern aufzuzeigen. So kommen wir zum Schauen des Volkstums, und es entsteht in uns ein geschlossenes Bild. Mit diesen Zielen und dieser Gesamtschau kommt die Volkskunde zu einer geschlossenen Form als Wissenschaft.

Jeder Volkskunder sollte das ideenreiche und fruchtbare Buch von Harmjanz

Digitized by Google

durchgedacht haben. Er wird vielleicht da und dort zu abweichenden Ansichten kommen. Wertvoll werden ihm die vielen Anregungen auf alle Fälle sein.

Eugen Fehrle.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrg. unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli, Band 9, Lieferung 1—7, Waage — Zypresse, Berlin, Walter de Gruyter, 1938.

Die hier vorliegenden sieben Lieferungen des bekannten Nachschlagewerkes sind von derselben Art und Gründlichkeit wie die bis jetzt vorliegenden acht Bände. Auch hier muß betont werden, daß dieses Handwörterbuch ein unentbehrliches Nachschlagewerk ist für jeden, der über Volksglauben in Europa arbeitet. Auch für vergleichende Religionswissenschaft, für Germanenkunde, für klassische Philologie und andere Wissenschaftsgebiete ist es ein wertvolles Hilfsmittel. Eugen Fehrle.

Handwörterbuch des deutschen Märchens, hrg. unter besonderer Mitwirkung von Johannes Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Lutz Mackensen, Band 2, Lieferung 1—8, Fabel — Glasberg, Berlin, Walter de Gruyter, 1934/38.

Dieses Handbuch ist ein notwendiges Hilfsmittel für jeden Märchenforscher, ist aber auch wesentlich für Forschungen auf anderen Kulturgebieten, besonders auf dem Gebiete des Volksglaubens. Deshalb weise ich warm empfehlend darauf hin. Eine eingehende Besprechung erfolgt nach Vollendung des Bandes.

Eugen Fehrle.

Erich Jung, **Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit.** Urkunden und Betrachtungen zur deutschen Glaubensgeschichte, Rechtsgeschichte, Kunstgeschichte und allgemeinen Geistesgeschichte, mit 245 Abbildungen, 2., völlig umgearbeitete Auflage. München, J. F. Lehmann, 1939, 541 S.

Die 1. Auflage dieses Buches ist im Jahre 1922 erschienen. Sie ist von der Wissenschaft verschieden aufgenommen worden. Die einen suchten diese neuartige Forschung, die vielen antivölkischen Bestrebungen der Wissenschaft entgegenstand, totzuschweigen, andere kritisierten, wieder andere sahen hier das Neue, das bisher von der Forschung wenig beachtet war, und hofften, daß damit ein guter Anfang gemacht sei. Ihre Hoffnungen wurden nicht enttäuscht. Das zeigt die 2. Auflage. Dem Verfasser ist viel mehr Material zugeflossen als er je zu erwarten gewagt hatte. Deshalb ist die 2. Auflage stark vermehrt. Jeder Volkskunder hat in seinem Forschungsbereich neues Material gefunden. Wer allerdings geglaubt hat, daß mit diesen Forschungen die germanische Religionsgeschichte für die Blütezeit des Germanentums wesentliche Förderung erfahre, der mag sich enttäuscht sehen. Aber das wollte Jung ja gar nicht. Er will wesentlich beitragen zur Erkenntnis der Spätzeit des Germanentums und zur Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Christentum. Das zeigen schon einige Überschriften, die ich hier herausgreife: Die geschichtliche Treue der volkstümlichen Überlieferung, der Heidengott auf der Säule, der Seelenvogel auf der Stange, glaubensgeschichtliche Zusammenhänge, der geweihte Türpfosten, das Säulenwappen; Feldzeichen, Balkenfiguren; der wilde Mann; Wildfrauen, die sogenannten Jupitergigantensäulen, Irmensul, der deutsche Turmbau, die vier Elemente, einige Bäume und Berge, Donnersberge, heilige Quellen, Meermannin (Sirene), luftfahrende Geister, Ketzerei und Freigeisterei im deutschen Mittelalter, das kultische Trinkhorn, Gedächtnis- (Minnetrunk) und magisches Essen, Felsen, Ort- und Zeitbestimmung, Sonnenwarten, Steinsetzungskalender, Sonnenbilder und -sinnbilder, die geknickt erhobenen Arme, Sonnenrosse, Roßtrappe, Heidenpriester, die gebannten Abgötter, Abwehrzauber, Zauberknoten, Walvaters Raben, der Untergang der alten Götter (Ragnarök), Heidenkirchlein, deutsche

Digitized by Google

Denkmälerkunde, die besonderen Werkstoffe des Nordens, deutsche und mittelmeerische Kunstart. Selbstverständlich können in einer so umfangreichen Zusammenfassung nicht alle Probleme gelöst sein, aber Jung gibt überall wertvolle Anregungen für Germanenkunde, Religionsgeschichte, für den heutigen Volksglauben und für kunstgeschichtliche Betrachtungen. Alle Aufgaben sind von dem altbewährten Kämpfer und Forscher mit kühner Jugendfrische angefaßt. Schauen und Ahnen verbindet sich mit einem weitgehenden Wissen. Dadurch wird das Buch für viele Forschungszweige wertvoll.

Eugen Fehrle.

Martha Bringemeier, **Gemeinschaft und Volkslied.** Ein Beitrag zur Dorfkultur des Münsterlandes (Veröffentlichungen der volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, herausgeg. von Jul. Schwietering). Münster i. W., Aschendorff, 1931, 256 S., mit einigen Bildern und einer Karte.

Bringemeier will das Volkslied grundsätzlich von anderen Gesichtspunkten aus betrachten als es meistens geschehen ist, nämlich vom Sänger aus. Sie erzählt deshalb, vor allem auf Grund der Aussagen einer alten Frau, viel Wertvolles vom Dorfleben, von der dort herrschenden Gemeinschaft und ihren Mittelpunkten. Dabei stellt sie die religiös-konfessionellen Ausgangspunkte dieses katholischen Dorfes sehr in den Mittelpunkt. Das ist verständlich für ein Dorf, in dem der katholische Einfluß seit Jahrhunderten sehr stark ist. Und doch würde der Volkskunder gerne wissen, ob nicht andere Mittelpunkte der Gemeinschaft, die außerkirchlich sind, für das Singen mehr als Br. erforscht hat, in Frage kommen. Diese Gesichtspunkte sind zu wenig herausgearbeitet.

Eugen Fehrle.

Paul Zaunert, **Die deutschen Stämme.** Köln, Hermann Schaffstein, 1939, 64 S.

Zaunert behandelt geschichtliche und geographische Grundlagen, das jüngere Stammesherzogtum und die Reichsgewalt, die Niederdeutschen, die Mittelgruppe, den Nordosten, das Böhmisch-Mährische Zwischenstück, die Oberdeutschen, den Südosten, die Stämme in der Gegenwart. Sein Überblick ist gut und kann denen empfohlen werden, die einen kurzen Einblick in das Gefüge des deutschen Volkstums nach Art und Geschichte haben wollen.

Eugen Fehrle.

Lesebuch des deutschen Volksmärchens. In Verbindung mit Dr. Josef Müller, hrg. von Dr. Friedrich von der Leyen. Berlin, Junker & Dünnhaupt Verlag, 1934, 192 S.

Dieses Lesebuch will, wie die Verfasser im Nachwort sagen, an einer Reihe von Beispielen die Bedeutung des deutschen Märchens für die Erkenntnis des deutschen Volkes, dann die Entwicklung, die Verbreitung und die Art des Erzählens von unseren Volksmärchen zeigen. Die Aufgabe ist gut gelöst, das Buch kann für den Unterricht an höheren Schulen und Hochschulen gute Dienste leisten und sei deshalb bestens empfohlen.

Eugen Fehrle.

Hermann Kügler, **Wenn die Berliner feiern.** Volkskundliches aus der Geschichte von Berliner Festen (Streifzüge durch Berlin, Spuren und Zeugen aus Geschichte und Gegenwart, hrg. von Ernst Ziemann), mit 4 Abbildungen. Leipzig, Quelle & Meyer, 31 S., o. J.

Dieses liebe kleine Heft gibt einen schönen Einblick in Berliner Humor und Sitte.

Eugen Fehrle.

Rudolf Helm, **Das Bauernhaus im Gebiet der Freien Reichsstadt Nürnberg.** (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, 11. Reihe: Quellen und Forschungen zur fränkischen Volkskunde, 1. Das Bauernhaus in Franken.) Berlin, Herbert Stubenrauch, 1940, 170 S.

Digitized by Google

Helm ist den Hausforschern kein Fremder. Er hat sich durch mehrere Arbeiten als gründlichen Kenner erwiesen. Auch diese Arbeit ruht auf großem Wissen. Behandelt werden fränkische Dorfbilder des 15.—17. Jahrhunderts, die Bauakten der Nürnberger Forstverwaltung, Maßverhältnisse der fränkischen Bauernhäuser, das altfränkische Haus (das Wohnhaus, der Stadel), das erste Eindringen städtischer Bauweise, der Stockwerkbau des 15. und 16. Jahrhunderts, Nebengebäude und Sonderformen, neue Ordnung. Viele Zeichnungen und Fotografien sind beigegeben. Das Buch gibt wesentliche Grundlagen für das Erforschen von Bauart und Leben im fränkischen Haus.

Eugen Fehrle.

Arthur Haberlandt, **Die deutsche Volkskunde.** Eine Grundlegung nach Geschichte und Methode im Rahmen der Geisteswissenschaften (Volk, Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, hrg. von Kurt Wagner, Band 1). Halle a. S., Max Niemeyer, 1935, 160 S.

Haberlandt gliedert seine Ausführungen in zwei Hauptstücke: 1. die Ideen der Volkskunde in ihrer geschichtlichen Entfaltung. Diesen Teil gliedert er in die Abschnitte: 1. Die Gestaltung des deutschen Volksbewußtseins im Mittelalter; 2. Die Grundlage der Volkskunde im Zeichen des Humanismus; 3. Ausweitung und Vertiefung der Volkskunde im Zeitalter der Aufklärung; 4. Wesensschau der Volkskunde im Geiste der Romantik, 5. Die Wege zur Wissenschaft vom Volk im 19. Jahrhundert; 6. Die Begründung der eigenständigen Volkskunde. Das zweite Hauptstück heißt: Aufbau und Methode der deutschen Volkskunde in der Gegenwart. Darin sind die Unterabschnitte: 1. Zielsetzung und Begriffsbildung; 2. Bestandaufnahme und Sinngebung der Analyse; 3. Bearbeitung der Quellen und Wesensschau; 4. die Hilfswissenschaften der Volkskunde. Jede derartige zusammenfassende Übersicht wird beim heutigen Stand unserer Wissenschaft einseitig sein. So auch das Buch Haberlandts. Aber es gibt doch eine wertvolle Zusammenschau dessen, was in der Volkskunde gearbeitet und gewollt ist und bringt viele Anregungen.

Eugen Fehrle.

Helene Voigt-Diederichs, **Aber der Wald lebt.** Erzählung. Jena, Eugen Diederichs Verlag (Deutsche Reihe, Band 26), 76 S., 1940.

Ein schönes Büchlein! Man ist immer wieder in Atem gehalten. Erleben über Erleben! Menschenschicksale, alte und neue Zeit gehen vorüber. Gutes Altes stirbt, neues Gutes wird. Alles spielt sich in einem Gutswald ab. Es sieht so aus, als ob er einer neuen Zeit zum Opfer fallen werde. Aber junge Bäume wachsen nach, wo alte gefällt werden, und wir wissen, daß dem jungen Siedler und der Försterstochter auch ein neues Glück blüht. In sinnvoller, lebensfrischer und ansprechender Weise sind hier Menschenschicksale erzählt und eingeflochten in das uns Deutschen eingeborene Vertrauen zum immer wieder sich erneuerndem Leben, wie wir es im Wald schauen und wie es vor allem unserem Jahresbrauchtum zugrundeliegt. Dabei wirkt nirgends eine gewollte Ethik störend. Ich möchte recht vielen Volksgenossen gönnen, daß sie dieses Büchlein lesen. Es kostet gebunden nur 80 Rpf. Solche Bücher sollten in jeder Dorfbücherei stehen.

Eugen Fehrle.

Karl Helm, **Altgermanische Religionsgeschichte.** 2. Band, Die nachrömische Zeit. 1. Die Ostgermanen. Heidelberg, Carl Winter, 1937, 76 S.

Nach Vorbemerkungen über die Geschichte der Ostgermanen und das Schrifttum darüber, behandelt Helm Seelenvorstellung und Totenkult, Dämonen, Zauber und Wahrsagung, die Götter (die Gestalten, Kult, Mythen und Sagen), Religion und Lebenshaltung, geschichtliche Stellung, die Bekehrung. Das Büchlein reiht sich würdig dem 1. Band der Helmschen Religionsgeschichte an. Es ist ein zuverlässiger,

Digitized by Google

guter Führer. Man wird da und dort manches heute anders einstellen als Helm. Aber für jeden, der über die Religion der Ostgermanen, überhaupt über germanische Religion arbeitet, ist dieses Buch unentbehrlich. Wir wollen hoffen, daß die Fortsetzung bald folgt. Eugen Fehrle.

Hans Retzlaff, **Deutsche Bauern im Banat.** 80 Aufnahmen, Text von Prof. Dr. Johannes Künzig. Berlin, Verlag Grenze und Ausland, 1939, 98 S.

Künzig gibt eine gute Einführung in Herkunft und Leben der deutschen Bauern im Banat. Dann folgen ausgezeichnete Bilder Retzlaffs von Bauern, ihrer Arbeit, ihren Häusern, ihren Festen, ihrer Tracht. Somit empfangen wir durch dieses schöne Buch einen guten Einblick in das Leben unserer deutschen Brüder und Schwestern im fernen Osten. Eugen Fehrle.

Emerich Schaffran, **Geschichte der Langobarden.** (Deutsches Ahnenerbe, Reihe C: Volkstümliche Schriften.) Leipzig, v. Hase & Koehler Verlag, 1938, 156 S.

Die Geschichte der Langobarden wird hier von den Urzeiten dieses germanischen Stammes, der einst in Skandinavien saß, bis zu seinem Untergang behandelt. Wir bekommen einen lehrreichen Längsschnitt durch das Geschick eines Germanenstammes. Germanische Führer mit hervorragenden Eigenschaften werden in lebhaft gezeichneten Bildern vorgeführt, nordische Kunst, die das Bestehen des Langobardenreiches lange überdauert, wird in guter Wiedergabe gezeigt und nach ihrem Wesen erläutert, wir erfahren von der Tragik spätgermanischer Geschichte und ihren Auseinandersetzungen mit der Universalmacht Rom, die machtpolitisch und religiös bedingt war, und schließlich von dem für Norditalien befruchtenden Nachwirken des germanischen Volkstums. Das Buch ist anregend geschrieben und kann weiteren Kreisen empfohlen werden. Aber auch dem Forscher gibt es manches Neue und viel Anregung. Eugen Fehrle.

Atlas der deutschen Volkskunde. Herausgegeben mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft von Heinrich Harmjanz und Erich Röhr. Lieferung 1—5 (Karten I—VI und 1—80). Kommissionsverlag S. Hirzel, Leipzig 1937 und 1938.

Man hat bisher in der Volkskunde die geographische Betrachtung und Zergliederung der Erscheinungen zu wenig berücksichtigt. Es galt ja zunächst für unsere Wissenschaft Stoff zu sammeln, dann lag es nahe, die gesammelte Vorstellung geschichtlich zurückzuverfolgen. Mit der Zeit sah man ein, daß gewisse Vorstellungskreise sich nach Entstehung und Entwicklung nur verfolgen lassen, wenn man ihre Ausbreitung übersieht. Nur so war es möglich, zu begreifen, wieso gewisse Bräuche und Sitten gerade die Verbreitungsgebiete haben, die festzustellen sind. Diese geographische Betrachtung führt weit über die Volkskunde hinaus, hinein in die Siedlungsgeschichte und zurück in frühere Jahrhunderte. Manche Forscher haben geglaubt, der Atlas der deutschen Volkskunde sei nun die Grundlage für Volkskunde. Das ist übertrieben und gäbe einen falschen Begriff von unserer Wissenschaft. Kein Volkskunder wird die Bedeutung des Atlas unterschätzen. Er ist eine wesentliche Grundlage zur volkskundlichen Arbeit. Die geographische Betrachtung ist ebenso notwendig wie die geschichtliche und neben beiden muß die streng philologische Arbeit stehen. Dabei meine ich Philologie in dem Sinne, in dem sie am besten bei der Altertumswissenschaft entwickelt ist, d. h. wir müssen alle unsere Quellen auf ihren Wert hin prüfen und dürfen dann erst Schlüsse ziehen. Das gilt auch in vieler Hinsicht für den Atlas der deutschen Volkskunde. Im ganzen wird man die Belege, die eingehen von den einzelnen Orten hinnehmen, wie sie der Zentrale zugehen, ohne daß man sie auf ihre Richtigkeit nachprüft. Mag auch da und dort ein Mißverständnis des oft laienhaften Mitarbeiters vorliegen, so ändert dies an der Gesamtübersicht, die der Atlas gibt, nichts oder nur unwesentliches, aber der

Digitized by Google

Atlas soll ja nicht nur Überblicke im großen geben, sondern zu Weiterarbeit im einzelnen anregen. Und dabei wird die philologische Bewertung der Einzelbelege oft wichtig sein.

Einige Jahre sind vergangen bis man sich klar war über die Art, wie der Atlas aufgebaut werden sollte. Ein endgültiges Urteil über seinen Wert und seine Geschichte wird erst möglich sein, wenn die wissenschaftlichen Ergänzungen, die notwendig sind, beigegeben werden. Deshalb muß vorläufig ein kurzer Hinweis auf dieses große Unternehmen genügen. Jedes größere Volkskundeinstitut und jeder Forscher, der größere volkskundliche Probleme unternimmt, muß den Atlas der deutschen Volkskunde verwenden. Er findet hier Unterlagen über die verschiedensten Gebiete seiner Wissenschaft. Ich greife beliebig einiges heraus. Die zweite Lieferung, die 1937 erschienen ist, hat folgenden Inhalt: Zunächst werden die Volksvorstellungen behandelt, die sich an den Mann im Mond anschließen: 1. Man sieht im Mond eine Frau; 2. Bezeichnungen für das Mondgesicht; 3. Man sieht im Mond eine Sagengestalt; 4. Man sieht im Mond ein Tier.

Ferner: 1. Der Mann sitzt im Mond wegen Feiertagsschändung; 2. Der Mann sitzt im Mond wegen Diebstahl; 3. Die Mondsage ist aus der schriftlichen Überlieferung bekannt; 4. Feiertage, die vom Mann im Mond nicht beachtet worden sind. Weiter werden die Jahresfeuer behandelt nach Zeitangaben, Bezeichnungen, nach der Zahl der im Jahreslauf zu verschiedenen Zeiten brennenden Feuer, dann nach dem Brauchtum beim Abbrennen des Feuers. Nun folgen die Reiterspiele, volkstümliche Bewegungsspiele, ausführliche Spiele mit Ostereiern (die Eier werden zusammengeschlagen, Wettlaufen mit Eiern, die Eier werden von einer Erhöhung heruntergerollt, Werfen mit Eiern). Eine Ergänzungskarte führt ins Geschichtliche und weist auf Ostereierspiele früherer Zeit, während im ganzen der Atlas die Volkskunde unserer Zeit, d. h. etwa zurück bis zur Großmutter behandelt. Zum Schluß ist die Frage dargelegt, wer nach der Meinung der Kinder die Ostereier legt und bringt. Auch Erscheinungen des Volkslebens, die erst unserer neuesten Zeit angehören, sind behandelt: zwei Fragen geben Auskunft über das Vorkommen des Muttertages im Jahre 1932, 1. Angaben über den Zeitpunkt seiner Einführung, 2. Umfang der Beteiligung der Ortsbewohner. Dann wird gefragt nach dem Vorkommen des Adventkranzes im Jahre 1932. Eine Karte gibt Auskunft über Geburtstags- und Namenstagsfeiern, eine andere behandelt die Frage: Wer bringt nach der Meinung der Kinder zu Weihnachten die Geschenke? Sehr lehrreich ist die Beantwortung der Frage nach dem Namen des Weihnachtsbaumes. Sie führt uns zurück durch Jahrhunderte, zeigt uns die Auseinandersetzung zwischen Germanentum und Christentum, die hier früher, dort später erfolgte und zeigt auch, wie nach einer Christianisierung der Weihnachtsbräuche wieder Germanisches zum Vorschein kommt.

So wie diese zweite Lieferung zeigen alle fünf vorliegenden Lieferungen Vorstellungen der verschiedensten Gebiete der Volkskunde. Der Wert der Darlegungen liegt für den Volkskunder in den dargestellten Vorstellungen, für den Geographen und Historiker, vor allem für die Siedlungsgeschichte, oft einfach in der Verbreitung der verschiedenen Vorstellungen, auch ganz nebensächlicher Dinge. Gerade in ihnen bleibt der Mensch oft mehr als in Hauptsachen an alter Überlieferung hängen. Wenn wir nun mehrere solcher Erscheinungen kartographisch zerlegt vor uns sehen und überschauen, daß die Verbreitungsgebiete verschiedener Vorstellungen sich decken, so werden wir zu sehr wichtigen Fragen der Siedlungsgeschichte, der Ausstrahlung gewisser Kulturmittelpunkte und zu völkischen Fragen verschiedener Art geführt.

Der Atlas ist ein Unternehmen, das Grundlage für Forschungen sein soll und wird erst durch das, was er anregt, seinen vollen Wert erweisen. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Herbert Derwein, **Die Flurnamen von Heidelberg.** Straßen, Plätze, Feld, Wald. Eine Stadtgeschichte. (Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle, Band II, Heft 5.) Mit 17 Abbildungen und 5 Karten. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1940. 293 Seiten. Preis brosch. 10,— RM.

Die neben dem Werk über Freiburg i. Br. weitaus umfassendste bisherige Darstellung eines geschlossenen badischen Flurnamenbereichs schickt dem eigentlichen Verzeichnis der Heidelberger Flur- und Straßennamen (Seite 103 bis 293) zur Einführung einen eindringenden Aufriß der Stadtgeschichte Heidelbergs voraus. Alle erreichbaren archivalischen und nicht minder zahlreiche gedruckte Quellen sind in vieljähriger Arbeit gewissenhaft ausgeschöpft worden; sie boten den reichen Stoff zu einer allseitigen Erschließung des Gemarkungsraumes der Stadt (bis 1891), der begrenzt ist: im Norden vom Neckar, im Osten vom Neckar und der Gemarkung Neckargemünds, im Süden von den Gemarkungen von Waldhilsbach, Bammenthal, Gaiberg, Rohrbach, Kirchheim, im Westen von Eppelheim und Wieblingen; die heutigen Heidelberger Vorort-Stadtteile werden in der Badischen Flurnamensammlung gesondert behandelt werden. Wald und Wasser, Sande und Kiese sind wohl die seit alters maßgeblichen Elemente des Heidelberger Urraumes, die auch in der Namengebung sich bestimmend spiegeln. Andrerseits wird diese Namen wieder nur verstehen, wer in der Entwicklungsgeschichte Heidelbergs von der Frühzeit her bis auf unsere Tage genauestens Bescheid weiß. Der Verfasser, dem wir schon so manchen wertvollsten Beitrag zur Kultur- und Geistesgeschichte Heidelbergs verdanken, stößt über die Geschichte von Grund und Boden hinaus in den Bereich der Volkskunde vor, und gerade von da aus darf darum sein jüngstes Werk an dieser Stelle mit besonderem Recht gewertet werden. Wie dem allumfassenden Umkreis der Volkskunde sich kaum irgendeine Lebensäußerung — sei es als Ursache oder Wirkung — entzieht, so durchpulst die reichbesetzte Namentafel von 1076 Einzelnamen, die Namen von Gewannen und Äckern, Wiesen und Weiden, Auen und Weingärten, Wegen und Stegen, Gassen und Straßen, Höfen und Gütern, Märkten und Plätzen, Kirchen und Klöstern, Brücken und Toren, Brunnen und Quellen, Wäldern und Schlägen, Bergen und Tälern, Steigen und Gründen, Pflanzen und Tieren ein Jahrtausende zählendes Volkstum, dessen Sprache diese Namen in ewigem Werden zu allererst geprägt hat. So werden uns die Namen alle zum Spiegelbild unserer Sprach- und Siedlungsgeschichte, zum bedeutungsvollsten orts- und kulturgeschichtlichen Zeugnis und Denkmal. Und dies wieder nicht, ohne daß auch die Politik und Staatengeschichte bei solchem Werden Pate gestanden. Kaum einer dieser über 1000 Namen, der nicht irgendeine Seite jenes geschichtlichen Wandels berührte, von den Sanden der Vorzeit bis her zu den witzig-spitzen Äußerungen des Heidelberger „gehobenen" Volksmunds der Gegenwart oder echten, derb-natürlichen, volksnahen Scherzes. Wörter und Sachen gehen da Hand in Hand. Ich greife beispielshalber einige Namen wahllos heraus. Da wird der Name Botanische Gärten (224) durch die Urkundenbelege zu einer Geschichte dieser Einrichtung; Namen wie Galgengrund (217), Hölzerlipps (352), Kettengasse (434), Königstuhl (473), Pariser Weg (682), Plöck (705), Rabenstein (713), Schloßberg (807), Wolfsbrunnen (1040) zu einem Stück lebendiger Stadtgeschichte oder Volkskunde, im besonderen auch Rechtsgeschichte oder rechtlicher Volkskunde, wie wir dazu andere Bereiche der Volkskunde, etwa Sage und Volksdichtung, Glaube und Brauch in gar manchem Namen sich spiegeln sehen. So aber wird das inhaltreiche Buch, aus Geschichte und Volkskunde heraus, zu einer rechten Stadtgeschichte, einer Geschichte des Namens der Stadt Heidel(beer)berg, ihrer Entstehung, ihrer Besiedlung, ihrer baulichen Anlagen, ihrer — hier erstmals untersuchten — Verfassung,

Digitized by Google

ihrer Gerichts- und Sondergerichtsgewalten, ihrer Bürgerpflichten, ihrer Kirchen, ihres Wirtschaftslebens, ihres Bevölkerungsaufbaus, ihrer Besitzverhältnisse, ihrer Stadtfarben, ja ihres Münzwesens, dem F. Wielandt einen besonderen Beitrag (S. 98—101) gewidmet hat.

Aber über und hinter allem steht doch stets das lebendige Wort, der Volksmund als Schöpfer und Träger aller zumal älteren Namengebung; ihm gilt es nahezukommen. Daß hier in der Deutung der Namen aus der Volkssprache heraus wie in sonst auftretenden Fragen der Stadtgeschichte bei aller Einsicht und Vorsicht des Verfassers noch manches Rätsel zu lösen bleibt, weiß niemand besser als der gelehrte Verfasser selber. Doch darin beruht ja gerade der Hauptwert eines Buches, daß es Ausgangspunkt zu neuen Untersuchungen wird. So wird auch an dieses Werk noch manche Arbeit anknüpfen können, wie es ja nicht etwa nur der Flurnamensammlung dienen wollte, sondern viel mehr der Flurraumforschung. Ich kann mir denken, daß vergleichende Betrachtung über Heidelberg hinaus auch auf die noch nicht geklärte Entstehung der Stadt, ihrer Sondergemeinden (Plöck)[1], ihres Siedlungskernes, ihrer ältesten Burg manch neues Licht werfen wird. Auch die Kenntnis vom Wesen der Volkssprache kann aus einer zusammenfassenden Betrachtung gleichgearteter Flurnamen neue Gesichtspunkte schöpfen oder in manchem sich noch weiterführen lassen. Gewisse sprachliche Erscheinungen, wie die in jüngster Zeit vielerörterte sog. Volksetymologie, bieten Anlaß zu vergleichender Forschung. In diesem Zusammenhang möchte ich in dem erst 1770 bezeugten Affenbaum (5) einen alten Affalter, Affolter (Apfelbaum) sehen und Zusammensetzungen mit Bier (Birne in 57, 63) lautlich-begrifflich anreihen, wie wohl ähnlich Alber (Pappel in 10) neben die Else(beere), Erle im Eselsgrund (162) tritt. Eine lautliche Erscheinung, die uns vielfach begegnet (chs > hs, ss: z. B. Rohlochsweg > Rolloßweg)[2] bekundet sich wohl auch in Bosseldorn (45, 70), in Bussemergasse (107) und vielleicht in Dosbühl (126), dem der Dachs (> ma. lig dos) den Namen gegeben haben könnte, wie der Dosbühl IV 8 i nicht gerade zu weit vom Dachsbauweg (116, IV 4—5 a—c) entfernt ist. Ist die Löwenfahrt (169, 559) nicht die Überfahrt beim Löwenbrunnen (558), die Löwen(brunnen)fahrt (nach S. 28, Anm. 1)? Zum Jettenbühl (380) vgl. auch die 760 belegte, wohl älteste Form Ekkenbuhel. Rumbach, Rombach (733, 37, 805) weist hin auf die nahen Steinbrüche, die Trümmerhalden, wie sie uns im gleichen Namen auch linksrheinisch begegnen; es könnte eine reizvolle Arbeit werden, Derweins Buch zum Ausgangspunkt einer vergleichenden Betrachtung zu machen, die schon aus den Flurnamen die Gleichheit rechts- und linksrheinisch-pfälzischer Volksart zu erweisen vermöchte. Wie viel Persönliches, Personengeschichtliches steckt nicht in diesen Namen hier und dort. Der öfter (750, 592: fälschlich Wittmann) begegnende Heidelberger Scharfrichter ist in seiner Art etwas Einzigartiges und erst seit kurzem uns näher bekannt. In dem 1937 erschienenen Veterinärhistorischen Jahrbuch „Cheiron", herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Literatur der Veterinärmedizin, veröffentlicht der Herausgeber des Jahrbuches Reinhard Froehner in Verbindung mit Albert Becker eine größere Studie zur Lebensgeschichte und Persönlichkeit des Heidelberger Tierarztes Franz Wilhelm Widmann (1774—1832). Die aktenmäßige Darstellung ist auch allgemein von Bedeutung, da Widmann als approbierter Tierarzt noch im 19. Jahrhundert das Amt des Heidelberger Scharfrichters und Wasenmeisters (Schinders) bekleidete. Als Scharfrichter übte er sein trauriges Amt an dem unglücklichen Studenten Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, der am 23. März 1819 zu Mannheim August von Kotzebue ermordet hatte und dafür am 20. Mai 1820 zu Mannheim von Wid-

[1] Vgl. oben S. 28 ff.

[2] Vgl. Stemmermann, Der heilige Berg, S. 47 f.

Digitized by Google

mann mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Einmalig ist der Fall, daß ein nach den Forderungen des 19. Jahrhunderts akademisch geprüfter und vorgebildeter Tierarzt noch dieses Amt des Scharfrichters und Schinders bekleidete. Man darf bei den Flurnamen 750, 592, auch 705, 794—796 daran erinnern. Welche Rolle spielt nicht die Namengebung nach dem Äußern, nach der Form des zu Benennenden! Die Schlechte (799), auch Schlicht als Hochfläche; die Schleichen (802, 1002) nicht nur als schlammiger („schleichiger"), sondern auch als angeschwemmter, fruchtbarer Ackerboden; der — nichtjüdische — Name Symon, Symont (< Siegmund) erscheint wie in linksrheinischen Urkunden (Pfälz. Mus.-Pfälz. Heimatkd. 1931, 221) im Namen der Heidelberger Semmelsgasse (842, 847?). Sollte Spiegel (856) wirklich zu lat. specula gehören? Reiche links-rechtsrheinische Vergleichsmöglichkeiten bietet auch der Name Teich (926), und sein pfälzisches Gegenstück Deich, ein kleines, trockenes Tal, das in zahlreichen Zusammensetzungen uns begegnet: Th. Zink, Pfälzische Flurnamen (Beiträge zur Landeskunde der Rheinpfalz, herausgegeben von D. Häberle, 4). Kaiserslautern 1923, S. 135. Die paar Hinweise hier mögen beispielhaft nur zeigen, wie aufmerksames Lesen des unerschöpflich reichen Buches zu eigener Arbeit anregen und zu vielleicht neuen Erkenntnissen führen kann. Nimmt man ja das schöne Nachschlagewerk schon um so lieber zur Hand, als seine gleichzeitig erschienene Sonderausgabe gleichen Haupttitels auch die „Veröffentlichungen der Heidelberger Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde" einleitet; ihr dankt das Werk, daß es mit so vielen Karten und Plänen ausgestattet vorliegt — alles in allem ein echtes, rechtes Heidelberger Heimatbuch, das in keinem Haus fehlen sollte.

Heidelberg. Dr. Albert Becker.

Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, herausgegeben von Otto Schmitt, 1. Band, A— Baubetrieb. Stuttgart, Wetzlersche Verlagsbuchhandlung, 1528 Sp. mit zahlreichen Bildern.

Dieses Werk will die sachlichen Bedingtheiten des Kunstwerkes stärker berücksichtigen als die stil- und problemgeschichtliche Kunstforschung. Selbstverständlich soll dadurch die Freude am künstlerischen Problem nicht zurückgedrängt werden. Im Gegenteil, das eigentlich Künstlerische soll durch Erforschung der sachlichen Bedingtheiten gefördert werden. „Es handelt sich also durchaus nicht darum," wie der Herausgeber im Vorwort sagt, „der kunstgeschichtlichen Betrachtungsweise ein anderes Ziel zu setzen, als vielmehr die Forschung nach der realen Seite breiter und fester zu unterbauen."

Das gesamte deutsche Sprach- und Kulturgebiet wird behandelt, das Ausland ist mit einbezogen, wo sachliche Verbindungen und geschichtliche Zusammenhänge es fordern. Zeitlich geht das Reallexikon zu der Kunstgeschichte (RDK.) vom frühen Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Wenn auch Volkskunst und Frühgeschichte hier nicht behandelt werden, so ist das RDK. doch auch für uns Volkskunder ein sehr wertvolles, ich möchte sagen, fast unentbehrliches Nachschlagewerk. Wer z. B. über Symbolik handelt, wird hier in den verschiedensten Artikeln wichtige Ausführungen finden. Auch da, wo wir von Urtümlichem ausgehen, müssen wir immer die Geschichte einzelner Vorstellungen verfolgen, ihre Vermischung mit fremden Anschauungen, ihre Wandlungen, die Färbungen und Tönungen, welche die Urvorstellung da und dort angenommen hat, und untersuchen, was von der Ausgangshaltung geblieben ist. Unsere Wissenschaft ist so umfassend, daß sie ständig mit Schwesterwissenschaften zusammenarbeiten muß. Und dabei begrüßen wir das RDK. als willkommene Hilfe. Wo man blättert, findet man Beziehungen zur Volkskunde. Viele Bilder geben weitreichende Anregungen. Sie sind in ihrer Wiedergabe ausgezeichnet. Überhaupt verdient auch die äußere Ausstattung des Buches volle Anerkennung.

Digitized by Google

Es mag müßig scheinen, einzelne der nach dem Abc aufgeführten Artikel anzuführen, da man zu viele nennen müßte. Doch will ich einige herausheben: Adam und Eva, Adler, Affe, Ahnentafel, Ahnenwappen, Ähre, Alexander d. Gr. (Sage), Allegorie, Allerheiligen, Almanach, Alphabet, Amulett, Andachtsbild, Anhänger, Antichrist, Antoniter (Antoniusschwein), Apfel, Apokalypse, Apokryphen, Armel (für Tracht), Armenbibel, Armeseelen, Armleuchter (für Herkunft der Baumleuchter!), Armreliquiar (vgl. Oberd. Zeitschr. f. Volkskunde, 5, 1931, 50 ff. [über Handamulette]), Äsop, Astkreuz, Attribut, Auge, Aushängeschild, Axt, Bachus, Backsteinbau, Bad, Bahre, Bahrtuch, Bahrschild, Balken, Bär, Basilisk.

Bei einzelnen Artikeln wie z. B. Bär hätte man gerne die Beziehungen zu den Vorstellungen im deutschen Volkstum behandelt gesehen. Der Artikel gibt eine sorgfältige Zusammenstellung der Darstellungen des Bären, der gelehrten Literatur darüber und der Einflüsse aus Antike, Christentum und sonst der profanen Literatur. Nicht beachtet ist die Volkskunde, z. B. der Bär im kultischen Brauchtum und als germanisch-deutsches Sinnbild. Von hier aus sind bestimmt Beziehungen zur Kunst festzustellen.

Schulen, Lehrern sowie allen Forschern möchte ich das RDK. als bedeutendes Nachschlagewerk warm empfehlen. Eugen Fehrle.

Deutsches Bauernleben in Ungarn, von Rudolf Hartmann und Franz Riedl. Berlin, Volk und Reich Verlag, 1938, 74 S.

Die Seiten 5—20 enthalten beschreibenden Text und zwei Karten, die Seiten 21—74 auf Tafeln gute Bilder. Text und Bilder zusammen geben einen schönen Einblick in das Leben unserer Bauern in Ungarn. Eugen Fehrle.

Jahrweiser. Deutsches Ahnenerbe. 1941. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.

Dieser Jahrweiser enthält eine gute Auswahl schöner Bilder aus dem Bereiche unseres Volkstums von der germanischen Frühzeit bis heute und dazu einige Erläuterungen und gute Hinweise aus unserem Schrifttum. Es wäre zu wünschen, daß er in weiten Kreisen Verbreitung fände. Denn er ist schön und lehrreich. Man wird die Blätter nicht nur abreißen und wegwerfen, sondern aufbewahren. Gerade dem Lehrer und den Schülern können sie nützliche Dienste tun. Diesen Jahrweiser sollten die Schulen in vielen Klassenzimmern aufhängen. Eugen Fehrle.

Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von H. Harmjanz und W. Wüst, 36. Bd., 1. Heft, 1939, Leipzig, Teubner, 192 S.

Seit Jahren regt sich in unserer Forschung immer mehr das Bedürfnis, die Indogermanenfrage, die vor mehreren Jahrzehnten in Deutschland eifrig betrieben wurde, wieder aufzunehmen. Im vergangenen Jahrhundert ging die Indogermanenforschung fraglos vielfach Irrwege. Die Einzelphilologien haben ihr viel Irrtümer aufgedeckt, aber durch ihre teilweise berechtigte Kritik auch die hier begonnene Forschung in Mißkredit gebracht und zurückgedrängt. Gerade unsere Zeit hat den großen Wert dieser Forschungsrichtung wieder erkannt und gibt ihr neues Leben. Denn durch Vergleiche von Brauch und Glauben der indogermanischen Völker werden wir mehrfach Erscheinungen als uraltes arisches Erbgut erweisen und über die vielfältigen Überfremdungen bei den verschiedenen Völkern der indogermanischen Stämme weg in ihrer urtümlichen Eigenart erkennen können. Dadurch werden wir auch zur Erkenntnis des Wesens unseres eigenen Volkes geführt. Es ist ein Verdienst von Walther Wüst, die Forschungen in dieser Richtung besonders vorwärts getrieben zu haben. Das mir vorliegende Heft des Archivs für Religionswissenschaft bringt wertvolle Beiträge. Zunächst gibt J. W. Hauer gute und übersichtliche Bemerkungen zum gegenwärtigen Stand der Indogermanenfrage (S. 1—63). Dann handelt W. Wüst von indogermanischer Religiosität, Sinn und Sendung (S. 64—108). Der Aufsatz gibt in Darstellung und Wertung sehr gute Anregungen

Digitized by Google

für verschiedene Wissenschaftsgebiete. S. 108—134 spricht O. Huth über den Feuerkult der Germanen und wirft die Frage auf: hat der lateinische Vestakult eine germanische Entsprechung? Huth bejaht diese Frage. Ich komme zur Verneinung. Wohl haben wir bei den Germanen reichlichen Feuerkult, aber keine Feuergottheit. Die von Huth aufgezeigten Parallelen geben uns nicht das Recht, von einer germanischen Vesta und germanischen Vestalinnen zu sprechen. Sonst enthält Huths Aufsatz wertvolle Anregungen. Arpad Szabo legt S. 135—160 einen neuen Deutungsversuch von lustrum und circus vor. Bisher ist man in der Religionswissenschaft und Volkskunde viel zu sehr vom Negativen ausgegangen und hat angenommen, daß Übelabwehr, Fernhalten von Unsegen hauptsächlich Ursprungsvorstellungen unserer Bräuche seien. Fraglos sind sie Ursache vieler Volksbräuche, wie sie sich in der Antike und bei uns zeigen. Es ist aber falsch, überall darin den Anfang zu sehen. Am Ursprung steht vielmehr der Wille des Bejahens. lustrum hat man bisher als Reinigung aufgefaßt, im wesentlichen als übelabwehrenden Brauch. Szabo führt das Wort auf den Stamm luc-leuchten zurück und sieht in lustrum einen Umgang mit Lichtern, eine Nachahmung der Sonnenbewegung. Ähnlich faßt er die Zirkusspiele auf. Gawril Kazarow verweist S. 161 f. auf ein neues thrakomithrisches Relief. Ernst Wüst stellt S. 162—171 in einem auf guter Beobachtung fußenden Aufsatz „die Seelenwägung in Ägypten und Griechenland" arische und orientalische Weltanschauung einander gegenüber. Der Schwede A. Ohlmarks behandelt S. 171—180 den arktischen Schamanismus als eine Erkrankung, die sich aus den Lebensumständen des hohen Nordens ergebe, und unterscheidet von ihm den subarktischen Schamanismus, der z. B. im seidr (4. Kap. der Eiriksſaga) in Erscheinung tritt. R. Thurnwald würdigt in einem Nachruf die Verdienste des verstorbenen Forschers K. Th. Preuß, der sich um Religionswissenschaft und Völkerkunde große Verdienste erworben hat. Zum Schluß macht E. Engels Bemerkungen zu dem Buch des Franzosen Imbart de la tour, Pierre über Calvin, das von E. G. Winkler 1936 ins Deutsche übersetzt wurde.

Der Volkskunde und Religionsforschung bringt dieses Heft des Archivs wertvolle Anregungen.

Eugen Fehrle.

Albert Hiß, **Die Flurnamen von Eichstetten am Kaiserstuhl, im Zusammenhang mit der Orts- und Wirtschaftsgeschichte nach sachlichen und sprachlichen Gesichtspunkten ausgewertet** (Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle, II, 6). Mit einer Karte und drei Bildern. Heidelberg 1940, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 162 S., 9,— RM.

Die sehr gute Arbeit ist aus jahrelanger Beschäftigung mit der Heimat- und Sippengeschichte des Dorfes Eichstetten hervorgegangen. Aus dem Flurnamenstoff des Ortes ist eine Heidelberger Doktorarbeit erwachsen, die selbst wieder weit über die Grenzen einer Flurnamensammlung hinausweist; den Namenstoff und seine Auswertung immer vor Augen, hat der Verfasser die Kultur- und Sprachlandschaft seiner Heimat zur naturgegebenen Grundlage seines zunächst enger begrenzten Themas gemacht und so fast eine ganze Kulturgeschichte seines Heimatbereiches geschrieben, die bei zweckmäßigster Gliederung alles Einschlägige berührt: Geologisch-Geographisches, Geschichte, weltlicher und geistlicher Besitz, Rechtsverhältnisse, Bevölkerungsbewegung, Sprachgeschichte. Zu dem alten sprachlich wie rechtlich reizvollen Lehnwort Brühl (S. 61 und 90) konnte noch auf K. Bohnenberger, Württ. Vierteljahrshefte 33, 1927, 302—305, verwiesen werden. Sollte der schon 1287 belegte Gutensberg (S. 110) nicht doch mit dem Namen Wodans zusammenhängen? Dazu auch mein Aufsatz in: Wörter und Sachen, 20, 1939, 215—233, mit weiterem Schrifttum.

Albert Becker.

Digitized by Google

Alfred Huggenberger, **Die kleine große Welt**, Geschichten und Tiermärchen. Bühl (Baden), Verlag Konkordia, 84 S., mit zahlreichen Bildern von E. Feuerstein.

Das liebe und gut ausgestattete Buch enthält schöne Märlein, die Huggenberger anmutig erzählt: Der große Waldkrieg, Abenteuer im Kirschbaum, Liesi, die Geschichte einer Kuh, Die Mäusin Naschseltrude und ihr Gast, Der Fuchs im Hühnerhof, Das silberne Schaf, Die Maikönigin. Das Büchlein wird unserer Jugend viel Freude machen.

Eugen Fehrle.

Johannes Bühler, **Deutsche Geschichte, Urzeit, Bauerntum und Aristokratie bis um 1100**, mit 16 Tafeln und 4 Karten. Walter de Gruyter, Berlin 1934. 413 S.

Wir Volkskunder müssen uns stets mit dem geschichtlichen Wandel unseres Volkes auseinandersetzen. Wir untersuchen nicht den Wandel, sondern das Dauernde, das ewig Deutsche im Verlauf der Zeit. In diesem Sinne arbeitet die Volkskunde ständig zusammen mit der Geschichte. Bühlers Buch ist für die germanisch-deutsche Geschichte bis zum Mittelalter ein willkommener Führer. Im ersten Abschnitt behandelt er den Ursprung des deutschen Volkes. Von der Altsteinzeit werden wir bis zu den Verträgen von Verdun und Mersen und bis zur Wahl des ersten deutschen Königs geführt. Der zweite Abschnitt behandelt die Kultur des bäuerlich-aristokratischen Zeitalters, die materielle Seite, die geistige und künstlerische Kultur, Gesellschaft und Staat, Sitte und Recht. In einem dritten Abschnitt wird das „universale Kaisertum" besprochen mit seinen Überfremdungen und seiner Größe, mit seinen Gefahren und seinem Glanz. In der Bewertung der Universalvorstellungen, der religiösen und politischen, die aus dem Süden zu uns gekommen sind, kann ich nicht überall mit Bühler zusammengehen. Bei der Gegenüberstellung germanischer und christlicher Vorstellung, z. B. S. 166 ff., würde ich die Umwertung germanischer Art mehr betonen und dabei doch auch mehr das Artfremde hervorheben, das von den Universalmächten in das deutsche Volk hineingetragen wurde und letzten Endes nicht überall zum Heil wurde (vgl. S. 169). Die Anmerkungen S. 343 ff. geben wertvolle Schrifttumsangaben, die ein Weiterarbeiten auf einzelnen Gebieten erleichtern.

Eugen Fehrle.

Sagen der Deutschen in Galizien, herausgegeben von Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski, mit 7 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski und 1 Karte. Günther Wolff, Plauen im Vogtland 1932. 334 S.

Nach einer Einführung über Geschichte des Deutschtums in Galizien, die Sagensammlung dort, die Entwicklung und Charakteristik des deutsch-galizischen Sagengutes und über die Stammesunterschiede im Sagenbestand werden die Sagen in drei Abschnitten vorgeführt. Sie sind eingeteilt nach den Gesichtspunkten, 1. Geschichte, Landschaft, Natur, 2. Tod, Tote und wandernde Seelen, 3. Zauber, Teufel, Schätze. Der Sammlung folgen Quellenangaben und Vergleichsmaterial aus den Herkunftsgebieten, ein Schlagwortverzeichnis, ein Schrifttums- und ein Ortsverzeichnis und eine Verbreitungskarte. Das Buch ist eine wertvolle Bereicherung unseres deutschen Sagengutes.

Eugen Fehrle.

Karl Wehrhan, **Der Aberglaube im Sport** (Wort und Brauch, volkskundliche Arbeiten namens der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in zwanglosen Heften herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, 24. Heft). H. Marcus, Breslau 1936. 114 Seiten.

Es gibt Menschen, die glauben, der Aberglaube gehöre alten Zeiten an, die wir aufgeklärte Leute von heute längst hinter uns haben, er lebe höchstens noch bei Bauern oder sonst altmodischen Volksgenossen. Wer einen Einblick hat in den Sport aller Art, wird anders belehrt. Wohl sind die Schutzzeichen und die Talismane, die man dort vielfach sieht, zum Spaß getragen. Doch wird aus dem Spaß

Digitized by Google

vielfach Ernst, und viele solcher Zeichen sind von Anfang an in ernster oder, wenn man so will, in abergläubischer Absicht gebraucht. Wehrhan stellt eine Masse von Beispielen zusammen. Er gibt zunächst einen Überblick über das Gebiet des Sportaberglaubens und die Entstehung der Glückbringer. Dann führt er die verschiedenen Glückbringer an, von menschlichen, tierischen und pflanzlichen Zeichen bis zu Schmuck und Münzen, allerlei kleineren Gebrauchsgegenständen, Hufeisen und religiösen Dingen. Schließlich behandelt er die Bedeutung der Tage, der Zahlen, der Farbe und Bemalung und der Namen und dann Handlungen und Vorgänge auf dem Gebiete des heutigen Volksglaubens: Ersthandlung, Berührung, Angang und Umkreisung, Umkehrung, Berufen und Spucken, Ausleihen usw. In zahlreichen Anmerkungen sind Belege beigefügt. Das Buch zeigt, daß solche Formen des Volksglaubens nicht Eigenart rückständiger Menschen sind. Er findet sich vielmehr zu allen Zeiten und bei Menschen aller Stände. Eugen Fehrle.

E. Christmann, **Wir Saarpfälzer!** Edwin Runge Verlag, Berlin 1939. 248 S.

Einer der besten Kenner der Saarpfalz, der Pfälzer Professor Dr. Christmann, gibt uns hier ein umfassendes Bild seiner Heimat. Wir erfahren zunächst etwas über den Namen Saarpfalz, in einem Abschnitt „Blut und Boden" wird das Land geschildert und die Menschen des saarpfälzischen Raumes und die Saarpfälzer, die jenseits der Grenzen wohnen, von Osteuropa bis nach Amerika. Dabei erzählt Christmann von der Geschichte und den Gründen ihrer Auswanderung und von den Verdiensten der Saarpfälzer in der Fremde. Dann hören wir, wie die Saarpfalz Grenzland wurde, wie der Wille, dem Reich einverleibt zu sein, auch in Zeiten der französischen Überfremdung nie aufhörte. Zum Schluß folgt ein Kapitel über Siedlung und Wohnung, Brauchtum, Volkssage, in der die große Vergangenheit der Saarpfalz lebendig ist, und über Werden und Geist der Volkssprache. Das Buch ist ein wertvoller Führer und ist gut geschrieben. Eugen Fehrle.

Steiermark, Text und Bildersammlung von Viktor Theis, mit 231 Bildern (Deutsche Volkskunst, Neue Folge). Verlag Böhlau, Weimar.

Nach einleitenden Bemerkungen über die steierische Volkskunst und ihre Grundlagen, Siedlung, Hof und Haus, Hausrat, bäuerlichen Hausfleiß und ländliches Kleingewerbe, über Holz, Ton, Metall, Webstoff und Stickereien, Tracht und Schmuck, Volkskunst im Brauchtum, kirchliche Volkskunst folgt eine Reihe gut ausgesuchter und trefflich wiedergegebener Bilder. Wer in die schöne Steiermark fahren will oder sich an sie zurückerinnern möchte, dem sei dieses schöne Buch auf das wärmste empfohlen. Eugen Fehrle.

Vom barockenen Frauenzimmer, eine Auslese eigenwillig und echt, aus Liebesakademien, Frauenzimmer-Lexiken, Moritatensammlungen und anderen zeitgenössischen Werken, die der deutsche Barock hinterließ, von Fritz Scheffel, mit reichem Bild- und Buchschmuck von Paul Neu. Gebr. Richters Verlag, Erfurt 1938. 156 S.

Im ganzen ist es gut, daß wir aus früheren Jahrhunderten nicht alles wissen. Vieles wird mit Recht vergessen. Mit der Zeit hat Geschichte und Schule eine Auswahl der Geschehnisse in die Bücher aufgenommen, die für die Nachwelt wissenswert sein sollen. Doch manches auch Wissenswerte ist da und dort in alten Handschriften und Drucken verborgen. Und wir freuen uns, daß ein Verlag Sinn zeigt für diese abseits liegenden Dinge und einen Bearbeiter gefunden hat, der eine so gute Auswahl dieses Abseitigen trifft. Wir sehen sonst leicht vergangene Zeiten durch eine zu klassische Brille. Hier finden wir eine Ergänzung für Menschen mit Humor und Sinn für alltägliche Begebenheiten des Lebens, über die man gerne lacht, über die man wenig Gedrucktes findet. Das schmucke Büchlein mit den lustigen Bildern wird viel Freude machen. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Wortweiſer.

Von Anne Boſſong, Heidelberg.

Adelmann, Paula 128
Adler, Fritz 136
Aegidiitag 117
Alemannen 122 ff.
Allemande-Tanz 17 f.
Allermannsharniſch 103
Almain-Tanz 17 f.
Almkirchtag 114 f.
Alpenpflanzen 99 ff.
Ammianus, Marcellinus 122 f.
Arkadengericht 48
v. Arnim, Achim 19
Äſop 139 f.
Atlas d. dt. Vkd. 145 f.

Baar 131
Bächtold-Stäubli, Hanns 142
Banat 145
Bänkelſänger 14, 96 f.
Bär 150
Baſer, Friedr. 11 ff., 132 f.
Baſtian, Herm. 122
Bauerngeſänge 15 f.
Bauernhaus 143 f.
Baumſtumpf 109
Becker, Alb. 28 ff., 119 ff., 134, 147 ff., 151
Berlin 143
Bertold, Luiſe 139
Bertram, Otto 92 ff.
Beyer, Valentin 130
Blutacker 38
bluten, ſ. Baumſtumpf
Bode, W. 77 ff.
Böhm, Fritz 140
Brandeck, Hans 132
Brauch, Ernſt 133
Brautkrone 106
Brechmittel 100, 103
Brentano, Clemens 19
Brill, Karl 125
Bringemeier, Martha 143
Broßmer, Fritz 131 f.
Brüderſchaften 12
Brünhildenbett 5
Brünhildenſtein 5
Brünhildlied 5
Brünhilds Stuhl 6
Brunhiltegraben 5
Brunhiltiwiſi 5
Brunnengemeinſchaft 32 f., 35.
Bühler, Joh. 152
Burgſtaller, Ernſt 68 ff.
Buſſe, Herm. Eris 74 ff., 124, 130 f., 132

Chriſtenſen, Arthur 139
Chriſtentum 142
chriſtlich-heidniſch 70
Chriſtmann, Ernſt 5 ff., 37 ff., 135, 153
circus 151
Claden, Morand 125

Derwein, Herbert 132 f., 147 ff.
Dettighofen 132
Diebs-(Flrn.) 40
Diebsſtellungsſage 111
Diebsviertel 53
Dinghölzer 39
Dinghügel 41 f.
Drüner, Otto 129
Dunkholtzern, ſ. Dinghölzer

Eddrica 101 ff.
Eiche 50
Eichſtetten 151
Eis, G. 120
Elſaß 3 f., 127 ff.

Fabeln, aeſopiſche 139 f.
Faſenacht 17
Faſtengebot 69
Fehrle, Eugen 1 ff., 26 f., 90 f., 122 ff.
Feiſtel-Rohmeder, B. 124
Feueraustragen 119 f.
Finckh, Ludwig 131
Flurnamen 5 ff., 28 ff., 37 ff., 130, 132, 147 ff., 151
Frank, Walter 137
Frey, Fritz 133
Fruchtbarkeitsbrauch 102
Frühlingsbrauch 134
Funkenberg, Alex. 136

Galgen-(Fln.) 37 ff.
Ganerbenwald 7
Gans 113
Ganzenmüller, W. 99 ff.
Ganzer, Karl Richard 137
Geburtstag 140
Geißlerzüge 13 f.
Graitſtuhl 44
Gerichtsbäume 50 f.
Gerichtsſtein 58 ff.
Geſpenſt 112
giftvertreibend 99 f.
Gley, Werner 129
glückbringend 72
golden(es), ſ. Oſterlamm und Röſſel
Gollenſtein 9 f.

Digitized by Google

Goethe 19 f., 21 ff.
Götz von Berlichingen 134
Gräberfelder 135
Gräthengericht 48
Grau, Wilhelm 138
Grimmelshausen 132
v. Grolman, Adolf 123
Grunacht 117 f.
Gumbel, Herm. 127

Haberlandt, Arthur 144
Haingereiten 43
Hakenkreuz 6, 72
Halsgerichtsstock 63
Hamburg 138
Handschuhsheim 133
Harmjanz, Heinrich 141, 145 f., 150 f.
Hartmann, Rud. 150
Haushofer, Karl 124
Hausmarke 141 f.
Hausrath, August 139 f.
Heeger, Fritz 134
Hefele, Friedrich 125
Heidekraut 103
Heidelberg 28 ff., 132, 147 ff.
Heidenmauer 6
Heiligenberg 132 f.
Heiliger Abend 68
Heilige Zeichen 77 ff.
Heilszeichen 77 ff., 90 f.
Helios 72
Helm, Karl 144 f.
Helm, Rudolf 143
Hemshof, der 135
Herbstebennacht 117 f.
Herder 19 f.
Hirsebrei 13
Hiß, Alb. 151
Hochgericht 37 ff.
Hochzeiterstein 55
Hochzeitsessen 107 f.
Hochzeitsmaien 106
Hochzeitsordnung 105 ff.
Hochzeitstanz 107 f.
Hockenheim 133
Hoffmann-Krayer, E. 142
hohe Kanzel 5
Hoppe, Reinhard 133 f.
Höttges, Valerie 109 ff.
houbitbant 106
Huggenberger, A. 152
Hun 45
Hund 45
Hundhaus 45
Hundswies 45
Hungericht 45
Hupp, Friedrich 133
Huth, O. 150

Jahrsbräuche, alemannische 135
Jahrgeding 37 ff.
Jauch, Friedr. 134
Jettenbühl 148
Johannisnacht 102
Ittenbach, Max 129
Judenfrage 137 f.
Jung, Erich 142

Kadner, Siegfried 140
Karasek-Langer, A. 152
Karfreitag 69
Kerber, Franz 125 ff.
Kette 63
Kittel, Gerhard 137
Kleiderordnung, Straßburger 105 ff.
Klumpp, Heinrich 135
Koch, C. 132
Koch, Franz 137
Kolesch, Hermann 135
Kollnig, Karl 133
Kraft, Wilh. 134
Kranz 106
Kreis, magischer 102
Krieck, Ernst 77 ff.
Kriemhild 5
Kriemhildenspill 7 ff.
Kriemhildensteine 5 ff.
Kriemhildenstuhl 6 ff., 134 f.
Krimmelspfeil 7
Krummholzerstuhl 6 f.
Kruzifixsage 113
Kügler, Hermann 143
Kuhn, K. G. 137
Kultbrot 73
Kunkel 9 f.
Künzig, Joh. 131, 145

Lämmle, August 124
Landstuhl 44 f.
Lang, Theophil 134
Langenbucher, Hellm. 124 f.
Langobarden 145
Laubengericht 48
Lauer, Walter 124
Lauffer, Otto 138
Lautenschlager, Friedr. 124
Lauterfresser 109 f.
Leonhardiritt 71 f.
v. d. Leyen, Friedrich 143
Lichtaustragen 119 f.
Lichtbraten 17
Limburg 7
Linde 50
Lintburg, s. Limburg
Lothringen 19, 92 ff., 128 f.
lustrum 151

Mackensen, Lutz 142
Malberg 46
Malstatt 45
Männerbund 24
Mannheim 133
Märchen 139, 142 f.
Masken 24
Mayer, Fridolin 133 f.
Meistersinger 18
Mensching, G. 128
Merkelbach-Pink, Angelika 129
Minnesänger 13
Mitternacht 102
Möcking, Bernhard 131
Mönchgut 136
Mond, zunehmend 56
Moos, Hermann 134 f.
Morgensuppe 106
Mosbach 134
Moser-Goßweiler, E. 136
Mühlenspuk 140
Müller-Blattau, Josef 130
Müller, Josef 143
Musikantengeschichten 134 f.
Musikinstrumente 24 f.
Myrte 106

Nachbarschaften 28 ff.
Nachbarschaftsbuch 35
— lade 35
— Wappen 33 ff.
Namen 128
Namenstag 140
Nesseler, Emil 135
Neudenau 133 f.
Neumann, E. W. 140
Nibelungenforschung 5 ff.

Digitized by Google

Nied, Edmund 128
Nürnberg 143

Obergrombach 132
Oberrhein 11 ff., 122 ff.
Ochs, Ernst 130
Oeftering, E. 130
Orco 110
Ortsnamen 5 ff
Ortsneckerei 16 f.
Ostereierlesen 26 f.
Osterlamm 69

Paret, Oskar 135
Paulsen, Peter 124
Pfeffel, Gottl. Konrad 20
Pfeifer 12 f., 23
-könig 12, 17
Pferd 120 ff.
Pferdeopfer 69 ff.
Pferdeorakel 70 f.
Pfingstrose 103
Pighi, G. B. 123
Pinck, Louis 128 f.
Plöck-Straße 28 ff.
Pommern 136
Putz 112

Rabenstein 38, 55
Raitstuhl 44
Rapp, Alfred 123
Rechtsbrauch 119
Reich, Lucian 131
Reimesch, Ragimund 128
Reimold, Emil 133
Reinerth, Hans 136 f.
Renz 134
Retzlaff, Hans 145
Richttag 56 ff.
Riedt, Franz 150
Riehl, W. H. 130
Riesin 6
Riffel, Maria 105 ff., 128
Rocken 9 f.
Roedder, Edwin 132
Roeseler 124
Röhr, Erich 145
Rosmarin 106
Rössel 68 ff.
Roßhaupt 72 f.
Rügen 136
Rumbach 148
Ruppel, K. K. A. 140 f.
Ruß 93

Saarpfalz 134 f., 153
Saderlach 131
Sage 5 ff., 109 ff., 131
salige Fräulein 112
Sand, Karl Ludw. 148
Säulenrecht 58 ff.
Schaffran, Emerich 145
Schappel 106
Scharfrichter 148
Schatzgräbersage 110
Scheffel, F. 153
Schelmen 40
Schimmel 69 f., 72
Schmitt, Otto 149 f.
Schneider-Baumbauer, R. 135
Scholaren 14 f.
Schuh 35
Schultz, Franz 127 f.
Schwaben 124 f., 135
Schwarzwaldpflanzen 99
Schweinperg, Hans 99 f.
Schweiz 135 f.
Schwertpfahl 63 f.
Schwerttanz 17, 23 f.
Seemannsleben 138 f.
Serpentaria 100, 103
Sideron 100
Siebenbürgen 28 ff.
Siegwurz 99 ff.
Sippenkunde 135
Sommertag 96
Sondergemeinden 28 ff.
Sonnenkult 134
— räder 6
— roß 68 ff.
— stäbe 6
— tau 103
— wagen 68 f.
Sonnwendtag 69
Speertänzer 6
Spêlhus, Spielhaus 47
Spieser, Friedr. 125, 129
Spille 9
Spillstein 9
Spindelstein 9
Spirale 73
Spitzstein 9
Sprater, Friedrich 6, 135
Stahlbühl 40 ff., 48
Staleichen 42
Stämme, deutsche 143
Stamp, Stampf 42 f.
Steiermark 153
Stemmermann, P. H. 132
Stephan, hl. 70 ff.
Stöber, D. Ehrenfried 20
Stocker, A. 131
Straßburg 105 ff.
Strohkranz 63
Strzygowski, E. 152
Stumpfwald 42 ff.
Sutter, Otto Ernst 125
Symbol 78 f.
Szabo, Arpad 150 f.

Tagewählerei 56 ff.
Tanz 17 f.
Theis, V. 153
Thoma, Hans 130
Tierarzt 148
Todaustragen 119
Totentänze 23 f.
Tracht 105 ff., 128, 136
Treutlein, Wolfgang 74 ff.

Umkreisen 52
Urteilstein 38 f., 48, 55
— stock 48 f., 58 ff.

Verwandlung (Sage) 109
Voigt-Diederichs, Hel. 144
Volksglaube 99 ff.
Volkslied 11 ff., 92 ff., 128 ff., 134 f., 143
Volksmärchen 129
Volkstanz 11 ff.
Vorgeschichte 6, 135

Wacker, Otto 1 f.
Wähler, Martin 123 f.
Wais, Gerhard 122
Weber, Kilian 132
Wehrhan, K. 152
Wellmer, Martin 125
Westmarkgau 5 ff., 37 ff.
Wieselstein 7
Wimpheling, J. 14
Wolkenstein 109
Wossidlo, Richard 138 f.
Württemberg 124
Wüst, W. 150 f.

Zaunert, Paul 143
Ziegelhausen 133
Ziu 57 f.

Digitized by Google

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft

Herausgeber:
Univ.-Prof. Dr. E. Fehrle, Heidelberg

Erschienen sind
bis jetzt 18 Bände

Verlag Konkordia A.G., Bühl-Baden

Digitized by Google

1. Band: **Lily Weiser**
Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertumskunde, 94 Seiten, 2,70 RM.

2. Band: **Werner Wolf**
Der Mond im deutschen Volksglauben. 91 Seiten, 5 Tafeln, 2,70 RM.

3. Band: **Friedrich Schlager**
Die Mundarten im fränkisch-alemannischen Grenzgürtel Badens. 82 Seiten, 1 Hauptkarte, 6 Einzellautkarten, 1 wortgeographische und 1 Karte der historischen Verhältnisse . 3,— RM.

4. Band: **Hermann Güntert**
Deutscher Geist. Drei Vorträge. 1. Die Rache der Natur. 2. Das Wesen des deutschen Geistes als Folge seiner Erbanlage. 3. Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Art und Geschichte. 116 Seiten . . . . . 2,50 RM.

5. Band: **Wolfgang Treutlein**
Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben. 166 S. 3,50 RM.

6. Band: **Carl Krieger**
Kraichgauer Bauerntum. 8 Bildtafeln, 170 Seiten 3,50 RM. (Vergriffen.)

7. Band: **Helga Reuschel**
Untersuchungen über Stoff und Stil der Fornaldarsaga. 135 S., 5,— RM.

8. Band: **F. Spieser**
Das Leben des Volksliedes im Rahmen eines Lothringerdorfes. 153 Seiten, zirka 70 Seiten Tab. . . . 3,75 RM.

9. Band: **Siegfried Hardung**
Vorladung vor Gottes Gericht. Ein Beitrag zur rechtlichen und religiösen Volkskunde. 98 Seiten . . . 2,50 RM.

Digitized by Google

10. Band: **Hermann Eckert**
Die deutschen Inschriften in Baden vor dem Dreißigjährigen Krieg. 115 Seiten mit Abb. und Tab. . . . 2,50 RM.

11. Band: **Agnes Bracketti**
Studien zur Lebensform des deutschen Volksmärchens. 72 S., 2,— RM.

12. Band: **O. Ludwig**
Richter und Gericht im deutschen Märchen. 95 S., 2,— RM.

13. Band: **Heinrich Grund**
Die Mundart von Pfungstadt und ihre sprachliche Schichtung. 90 Seiten . . . . . 3,60 RM.

14. Band: **Josef Eckerle**
Die Mundarten der Landschaft Freiburg im Breisgau. XVII und 73 Seiten, 1 Mundartenkarte und 1 Karte der geschichtlichen Verhältnisse . . . . . 3,— RM.

15. Band: **Robert Böhme**
Das Prooimion. Eine Form sakraler Dichtung der Griechen. 4.— RM.

16. Band: **Max Faßnacht**
Die drei Wahrheiten in der Volksdichtung. Eine vergleichende Untersuchung. 74 Seiten . . . . . 2,50 RM.

17. Band: **Aloys Wannenmacher**
Johann Valentin Reiner. Ein satirischer Volksschriftsteller des barocken Wien. 119 Seiten . . . . . 4,50 RM.

18. Band: **Ludwig Sponagel**
Konrad Celtis und das deutsche Nationalbewußtsein. 100 S., 4,80 RM.

Digitized by Google

Wir empfehlen uns zur

Druck- und Verlagsübernahme von Werken und Zeitschriften

für alle Wissensgebiete. Insbesondere pflegen wir Volkskunde, Wirtschaftswissenschaft, Pädagogik, Heimatliteratur, Jugendschriften. Unser Verlag bietet durch seine guten Verbindungen beste Gelegenheit für die größte Verbreitung der Bücher.

Dissertationen

aller Wissenschaften fertigen wir bei sorgfältigster Ausstattung zu sehr vorteilhaften Bedingungen. Auf Wunsch erfolgt die Auslieferung unter Ausnützung der Vertriebseinrichtung unseres Verlages, evtl. Aufnahme in unsere bestbekannten Schriftenreihen: „Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft", Herausgeber: Universitäts-Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg. „Wirtschaftswissenschaft — Wirtschaftspraxis." Betriebswirtschaftliche Schriftenreihe. Herausgeber: Professor Dr. Dr. h. c. F. Schmidt.

Interessenten stellen wir unser ausführliches Schriftchen „Anregungen für den Druck von Doktor-Dissertationen" kostenlos zur Verfügung.

Konkordia A.G. für Druck und Verlag, Bühl-Baden

Digitized by Google

Von den bisher erschienenen Jahrgängen der

Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde

ausgenommen der Jahrgang 1929 — sind noch alle Hefte lieferbar. Wir bitten, die Freunde der Volkskunde darauf aufmerksam zu machen und zu Beziehern dieser Zeitschrift zu gewinnen. Der Preis des Jahrgangs beträgt . . . . RM. 4,—

Deutsche Fasnacht am Oberrhein

Von Eugen Fehrle. Reichbebilderter Sonderdruck aus „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde", 1938 . . . . . RM. 2,—

Runen, Runenbrauch und Runeninschriften der Germanen

Von Professor Dr. Hermann Günkert. Sonderdruck aus „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde". Mit 34 Abbildungen . . . . . RM. 1,—

Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz (Amt Bühl) mit Waldmatt

Von Realgymnasiums-Direktor i. R. O. Stemmler. Hauptsächlich dargestellt nach archivalischen Quellen. 199 Seiten, 18 Abbildungen und Skizzen, teils nach Originalen, RM. 4,—, in Halbleinen . . . . . RM. 4,50

Burgen und Schlösser Mittelbadens von der Murg bis zur Bleich

Herausgegeben von Dr. Batzer und Dr. Staedele. 596 Seiten mit 350 Abbildungen. Broschiert RM. 4,50, Ganzleinen . . . . . RM. 5,50

Der unbekannte Hegau

Von Ludwig Finckh. Mit vielen Bildern und einer Übersichtskarte vom Hegau. 2. Auflage . . . . . RM. 1,80

Donauversinkung / Aachquelle

Von Professor Dr. A. Göhringer. Mit zahlreichen Bildern, einer Übersichtskarte des Donau-Aachgebietes, einer Orientierungskarte vom Hegau und mehreren Profilen . . . . . RM. 1,—

Rosmarin und Nägili

Alemannische Gedichte in Mundart von Elisabeth Walter . . . . . RM. 1,—

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Wir kaufen den

Jahrgang 1929 der „Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde"

zurück und bitten um Angebot.

Verlag Konkordia A.-G., Bühl (Baden)

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Herausgeber:

Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Landfriedstraße 5

15. Jahrgang 1941

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 15. Jahrgangs.

Seite

Abhandlungen:

Eugen Fehrle, Alemannen und Schwaben 1

Friedrich Baser, Vom alemannischen Tanzlied zur Allemande . 7

Hans von der Au, Das Volkstanzgut im Elsaß 14

Alfred Pfleger, Strohdecker und Strohdächer im Münstertal . . 26

Adolf Riff, Die Zierscheiben zu Ledergehängen und ihre alemannisch-fränkischen Vorstufen . . 33

Alfred Pfleger, Weihnachtsbaum und Christkind im alten Elsaß . 40

Alfred Pfleger, Schwert- und Reiftanz im alten Straßburg . . 49

Eugen Fehrle, Burschenschaften 53

Friedrich Baser, Die Musikbegabung der Alemannen . . . 59

Ed. Hütt, Der Bickereisel . . . 65

Ernst Christmann und Herbert Derwein, Der Name der Stadt Heidelberg 67

Albert Becker, Der Rolloß zu Handschuhsheim 86

Walther Zimmermann, Ein niederdeutscher Segen aus dem Vorland der Schwäbischen Alb . 95

Ernst Burgstaller, Die Sternsinger in Oberdonau 99

Seite

Karl Wohlgemuth, Tiroler Volksglaube 106

Anna-Maria Link, Zur Geschichte der Federkielstickerei 110

Walther Zimmermann, Deutungen einiger Pflanzen bei Klaus von Metry: Serpentaria, Sideron, Edrica 121

Martin Rinck, Germanische Religionsgeschichte und deutsche Volkskunde 126

Ernst Christmann, Von einem Wodans-Heiligtum im alten Wormsgau 139

Heinrich Grund, Hakenkreuz und Sonnenräder 143

Kleinere Mitteilungen:

Ernst Krieck, Das Symbol . . . 66

Ernst Christmann, Vom Scheibenschlagen in Lützelburg (Kreis Saarburg, Lothringen) 164

Otto Biehler, Der Jud wird verbrannt 165

Wolf Goegginger, Die Schaffer bei der Hochzeit 166

Albert Becker, Von Goethe und Grimm zur Heidelberger Plöck . 166

Bücherbesprechungen . . 167

Digitized by Google

Wortweiſer.

Von Anne Boſſong, Heidelberg.

Aberglaube 170
Adelmann, Paula 181
Alemannen 1 ff., 33 ff., 59 ff., 190
Allemande 7 ff.
Allium Victorialis 124 f.
Ammianus Marcellinus 2
v. d. Au, Hans 14 ff., 191
Aufnahmeriten 54

Bächthold-Stäubli 167 ff.
bannen 106
Bärentanz 23
Baſer, Friedrich 7 ff., 59 ff.
Baum 144 f.
Becker, Albert 86 ff., 166
Benze, Rudolf 188
Beutler, E. 189
Bickereſel 45, 65 f.
Bittwoche 87 ff.
Blau, Joſef 181
Bodendiele 108
Boemus, Joannes 5
Bohne 47
böſer Blick 106
Bormann, Martin 174
Boſſong, Anne 179
Buchwald, Georg 184
Brant, Sebaſtian 40
Brauch 178 ff., 33 ff.
Brauchtumstanz 15 ff., 92
Bryonia 125
Burgſtaller, Ernſt 99 ff.
Burſchenſchaft 53 ff., 103 f.
Burte, H. 5
Burtu 96 f.

Calluna 125
Chriſtkind 40 ff., 65 f.
Chriſtkindels Markt 41
Chriſtmann, Ernſt 71 ff., 106 f., 139 ff., 164 f.
Corſo, Raffaelo 181

Dachbein 29
Dannhauer, Joh. Konr. 42 ff., 46 f.
Delle 73
Derwein, Herbert 67 ff.
Dingbeſeelung 177 f.
Drei König 47 f., 100 ff.
Drei Schweſtern 95 ff.
Dreizahl 101

Ebel, H. 121 f.
Edriea 121 ff.
Eierhecken 108
Eiertanz 23
Einbeere 122 f.
Eis, Gerhard 192
Eiſenkraut 123 ff.
Elſaß 14 ff., 33 ff., 40 ff., 58
Epen, mhd. 175
Erica 123 ff.
Erntetänze 16 ff.
Eſel 41 ff. (ſ. auch Bickereſel)

Fachwerk 149 ff.
Fackeltanz 16
Fanderl, Waſtel 171
Faſnacht 49, 56 f.
Federkielſtickerei 110 ff.
Fehrle, Eugen 1 ff., 53 ff., 66, 167 ff., 178 ff.
Felszeichnungen 102, 104
feurig 105
Fiſchart, Johann 41
Flaig, Walther 190
Flath 98
Fleth 98
Flett 98
Flurnamen 69 ff., 94
Flurumgang 87 ff.
Folkerts, Enno 190
fränkiſch 33 ff.
Frauentanz 17 f.
Freudenthal, Herbert 176
Fruchtbarkeitsbrauch 108
Furtwängler, Wilhelm 62 f.

Galopp 21
Ganzenmüller, W. 121 ff.
Gavotte 10
Gebück 102
Geiler v. Kayſersberg 40
Geltenbühl 69
Gemeinſchaftskultur 175
germaniſch 53 ff., 126 ff., 165
Geſpenſt 45
Glöckler 100, 103
Goegginger, Wolf 166
Goldenes Röſſel 105
Goldener Wagen 105
Gottſchald, Max 184
Gradmann, R. 2
Grimm, Jakob 127
Grimmelshauſen 189
Grund, Heinrich 143 ff.
Gürtel 37

Haberlandt, Arthur 190 f.
Hagelfeiertag 87 f.
Hagemann, Guſtav 175
Hahm, Konrad 172 ff.
Hahnentanz 16
Hakenkreuz 143 ff.
Hammeltanz 16 f., 23
Handpuppenſpiel 175
Handſchuhsheim 86 ff.
Handwerkerbrauchtum 53
Handwörterbuch des deutſchen Aberglaubens 169 ff.
Hanika, Joſef 174
Hänſeln 53 f.
Hans Trapp 44 ff., 66
Hardung, Siegfried 181
Harmſanz, H. 171, 173 f.
Haushofer, Karl 174 f.
Hebel, J. P. 5
Heer, Joſef 177
Heidekraut 123 f.
Heidelberg (Name) 67 ff.
Heidenberg 70 f.
heien 73
Heiſchegang 99 ff.
Helbok, Adolf 185
Henſſen, Gottfried 187 f.
Herrenfaſnacht 50
Herrmann, Ferdinand 179 ff.
Hexe 106
Hienz, Hermann 185
Hochzeitsſchaffer 166
Hochzeitstanz 18 f.
Hodapp, Frieda 62
Hoffmann-Krayer, E. 167 ff.
Höfler, Otto 182
Hofmann, Lieſelotte 175
Holdaria 96 f.
Holzäpfel-Tanz 23
Hörner 45
Hünnerkopf, Richard 182
Hut, ſiehe Schaubhut
Hütt, Ed. 65 f.

Jettenbühl 69
Iglau 174
Jonas, Anneliese 179
Jud — verbrennen 165 f.
Jung, Mathilde 183
Jungmannſchaft 54 ff.

Karaſek-Langer, Alfred 189
Kärnten 175 f.
Karwoche 165 f.
Katze 106
Kehraus 22
Kerber, Karl 192
Kerzentanz 23
Ketelſen, Bruno 184
Kettengehänge 39
Kettenraſſeln 45, 65
Kienle, R. v. 3
Kind 107
Kinderverſ 45

Digitized by Google

Kisseltanz 23
Klatschtänze 19 f.
Klausenmarkt 41 f.
Kleinschmidt, Otto 192
Klinz, Albert 191 f.
Klocke, Friedr. v. 184
Kluckhohn, Paul 177
Knabenschaft 53 ff., 103 f.
Knecht Ruprecht 44
Kramer, Karl 177
Krcal, Hans 174
Kreutzer, Konradin 62
Krieck, Ernst 66
Krüppelwalmdach 28
Kwast-Hodapp, Frieda 62

Lauffer, Otto 186
Ledergehänge 33 ff.
Lederstickerei 37
Lehmann, S. 188
Leonhardreisen 103
Lichtgestalt 106 f.
Lilium Martagon 123 ff.
Link, Anna Maria 110 ff.
List, Karl 171
Luther, Martin 188
Lützelburg 164 f.
Luzernentanz 16, 51

Maien 40 f.
Marienritter 128 f.
Märkte 44
Mazurka 21 f.
Mele, Giulio 172
Messer, siehe Pinzgermesser
Metry, Klaus v. 121 ff.
Mielert, Fritz 186 f.
Mitzka, Walther 185 f.
Müller, O. A. 171 f.
Münstertal (Elf.) 26 ff.
Musikkultur 59 ff.

nackt 49
Namendeutung, siehe Heidelberg
Nationes 55
Natio Theutonica 55
Neidkopf 147, 152
niederdeutsch 96
Nikolaus, hl. 40 ff.
Nordravensburg 175
Ninck, Martin 126 ff.
Norgg 107
neun (Zahl) 106 f.

Oberdonau 99 ff.
oberrheinisch 12 ff., 59 ff.
Ortsnamen 67 ff., 139 f.
Osterei 108 f.
Ostpreußen 174

Paeonia 123
Panzer, Friedrich 174
Paris quadrifolia 122 f.
Pavane 10
Perchta 41, 107
Peßler, Wilhelm 183
Pfette 29
Pfingstbutz 16
Pfingstklötzel 44
Pfingstrose 123 f.
Pfister, Friedrich 179
Pfleger, A. 26 ff., 40 ff., 49 ff., 58
Pfleiderer, Alb. 188
Pinzgermesser 106
Plöck 166
Polka 21
Puetzfeld, Carl 183 f., 192

Rauhnacht 99
Rechtsbräuche 54 ff.
Reiftanz 15, 49 ff.
Religionsgeschichte 126 ff.
Rellé-Tanz 92
Richthofen, Bolko Frhr. v. 175
Riff, Adolf 33 ff.
Ringeltanz 21
Roeseler, Hans 174 f.
Rolloß 86 ff., 94
rückwärts 106
Rudolf, E. V. v. 188
Rügerecht 56 f.
Rute 44, 65

Sage 128 ff.
Salvetentanz 23
Satteldach 28
Schaller, Gottfr. Jak. 48
Schaub 28
Schaubhut 28
Scheibenschlagen 164 f.
Schellen 44 f.
Scherzer, Hans 186
Schimmrich, Richard 175
Schindeldach 27 f.
Schmidkunz, Walter 171
Schmidt, Otto 176
Schmidt-Rohr, Georg 189
Schrade, Hubert 190
Schroller, H. 188
Schulte-Kemmingbausen, Karl 184
Schwaben 1 ff.
schwarz 106
schwärzen 45, 50, 103 f.
schwedisch 102
Schweinperg, Hans 121 ff.
Schwerttanz 15, 49 ff.
Segen 95 ff.
Senfl, Ludwig 59
Serpentaria 121 ff.
Sideron 121 ff.
Siebensprung-Tanz 18, 92
Silber, Friedr. 192
Silvester, hl. 106
Sinnbild 143 ff., 178 ff.
Sonnenwende 165
Sonnenrad 102, 143 ff.
Spottänze 24
Sprache 174
Springenschmid 190
Springwurzel 125
Stämme 1 ff.
Steinach i. K. 171 f.
Stephanstag 102
Stern 102
Sternkraut 124
Sternreiter 102
Sternsinger 90 ff.
Stieve, Friedr. 183
Storchentanz, blauer 15 f.
Straßburg 40 ff.
Strohdächer 26 ff.
Strohdecker 26 ff.
Strohpuppe 108
Strzygowski, Elfr. 189
Studentenleben 55 f.
Suevia 5
Symbol 66, 180 f.

Taganrufer 57
Tälle 73
Tanz 7 ff., 14 ff., 176
Tanzlied 7 ff.
Tanz um den Bock 16
Tarantella 10
Tirol, siehe Volksglaube
Tore 148 ff.
Toschi, Paolo 172
Tötung, rituelle 103
Tracht 37, 162 f.
Treutlein, Wolfgang 178
Türkenbund 123, 125

Umzug 50, 99 ff.
ungetauft 107
Universitates 55
Urina 96

Verbote, obrigkeitliche 43 f., 51, 89 f.
Verkleidung 55, 57
Vermeinen 106
Vermummung 44 f.
Volksglaube (tiroler) 106 ff.
Volkskunde, deutsche 126 ff.
Volkskunst 33 ff., 143 ff.
Volkslied 59 f., 171
Volkstanz 14 ff.
Volkstrachten, sudetendeutsche 174
Vorgeschichte 175

Wäbler, Martin 170 f., 189
Wais, Gerhard Jul. 1 ff.
Wallifer, Thomas 60
Wechselhupftanz 92
Wechseltanz 23
Weihnachtsbaum 40 ff.
Weihnachtsbescherung 40 f.
Weihnachtsbrauchtum 40 ff.
Weihnachtskrippe 47
Weinhold, Karl 183 f.
weiß 103 f., 167
Weisfagung 167 f.
Wenzel, Hermann 184
Wiederbelebung 103
wilde Männer 150 ff.
Wirbel 145
Wodan 139 ff.
Wohlgemuth, Karl 106 ff.
Wuotesheer 134 f.
Wutte, Martin 175 f.

Zaunrübe 123
Ziegler, Matthes 170
Zierscheiben 33 ff.
Zimmermann, Walther 95 ff., 121 ff.
Zünfte 49 ff.
Zunfttänze 24.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACK
MAY - 8 1967

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

15. Jahrgang 1941/Heft 1/3

Verlag Konkordia A.G./Bühl-Baden

Digitized by Google

Die Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde erscheint jährlich dreimal mit einem Gesamtumfange von mindestens 12 Bogen. Bezugspreis für drei Hefte vom Verlag oder durch den Buchhandel 4 RM. Mitglieder der an der Herausgabe beteiligten Vereinigungen zahlen 3 RM. bei unmittelbarem Bezug vom Verlag: Konkordia A.-G., Bühl (Baden). Postscheckkonto Karlsruhe 237.

Anzeigen-Aufträge durch den Verlag. Preise: 1/1 Seite RM. 50.—, 1/2 Seite RM. 25.—, 1/4 Seite RM. 12.50, 1/8 Seite RM. 6.25. Beilagen bis zu 15 g einschließlich Postgebühren RM. 20.—

Die Volkskunde hat heute, wo wir in der Heimat uns rüsten und bereit halten zum inneren Ausbau des Großdeutschen Reiches nach dem siegreichen Frieden, größere Aufgaben denn je. Für uns im oberdeutschen Kulturgebiet gilt es, die Einheit unseres Volkstums, vor allem an der Südgrenze des Reiches, mit der gesamtgermanischen Kultur darzustellen und, wo sie überfremdet ist, den ursprünglichen Kern herauszuschälen und seine deutsche Art zu zeigen. Deshalb bitte ich alle Volksgenossen, die in irgendeiner Weise an diesen Aufgaben arbeiten, sich bei uns einzureihen und für die Verbreitung unserer Zeitschrift zu sorgen.

Eugen Fehrle.

Abdruck ganzer Aufsätze und größerer Teile, ebenso Übersetzung in fremde Sprachen sind nur mit Erlaubnis der Schriftleitung gestattet. Wer ohne vorherige Vereinbarung ein Manuskript einschickt, möge Rückporto beilegen. Manuskripte und Bücher zur Besprechung sind unmittelbar an den Herausgeber, Heidelberg, Landfriedstraße 5, zu schicken.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Herausgeber: Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Landfriedstraße 5

1.—3. Heft 15. Jahrgang 1941

Alemannen und Schwaben.

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

In der Einleitung zu einem 1940 herausgegebenen Buch: Gerhard Julius Wais, Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt, Untersuchungen zur germanischen Landnahme (Berlin, Ahnenerbe-Stiftung Verlag) steht S. 9 der Satz: „Die Landnahme der Alamannen hat für die gesamte Folgezeit Land und Volk das Gepräge gegeben und somit die Grundlage des heutigen schwäbischen Volkstums geschaffen." Der unbefangene Leser hätte erwartet, daß die Landnahme der Alamannen die Grundlage des alamannischen Volkstums geschaffen habe. Warum schreibt Wais: „des schwäbischen"? Das erklärt er in einer Anmerkung: „Die Bezeichnung ‚Alamannen' bzw. ‚Schwaben' bedeutet nicht eine Unterscheidung zweier Stämme, sondern eine zeitliche Abstufung der geschichtlichen Entwicklung ein und desselben Stammes." Das ist nur beschränkt richtig: die Schwaben oder ihre Vorläufer, die Sweben sind kein Stamm, sondern ein Stammverband, der schon von den antiken Schriftstellern nach Ausdehnung und Zusammensetzung verschieden angesehen wurde. Geschichtliche Forschung hat diese alten Nachrichten bestätigt. Ebenso sind die Alamannen ein Stammverband, der wesentlich dieselben Germanen umfaßte wie die Sweben[1]. Dazu kamen einige Stämme oder Stammteile, die bisher außerhalb des Verbandes standen, wie Juthungen und Thüringer. Im ganzen bestehen beide Stammverbände aus Elbgermanen, die in verschiedener Zeit nach dem Süden gezogen sind, um Land für den Ackerbau zur Ernährung ihres Volkes zu gewinnen, die Sweben um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts, die Alamannen im 3. Jahrhundert nach der Zeitenwende[2]. Zunächst

[1] Wais, 17 f., 1939; F. Steinbach, Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte (Schriften des Instituts für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg), 1926, 117. Daß über diese Fragen in der Forschung heute noch keine Einheit herrscht, zeigen die Darlegungen von Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, die Westgermanen, II. Teil, unter Mitwirkung von Hans Zeiß, 1. Lieferung 1940, 4 ff.

[2] Fehrle, Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volkstums: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 10, 1936, 76 ff. Weitere Schrifttumsangaben sind enthalten in Oberdeutsche Zeitschrift, 14, 1940, 122 ff.

Digitized by Google

hatten die Sweben den Südwesten unseres Vaterlandes besetzt. Sie konnten sich aber auf die Dauer nicht halten. Denn sie waren den am Oberrhein einströmenden Menschenmassen und den einheimischen Kelten an Zahl nicht gewachsen. Schließlich eroberten die Römer das Land[3]. Da stürmte im Jahre 213 n. Zw. ein starker germanischer Verband an gegen die römischen Grenzwälle. Er nannte sich Alamannen, d. h. alle Männer. Damit wurde ein großer Stammesbund von Männern bezeichnet, die nun den Kampf gegen den von Süden drohenden Feind, die Römer, aufnahmen. Die Gegensätze: „Germania-Romania" waren damals in Europa so stark, daß sie eine Auseinandersetzung forderten. Die Alamannen standen bei diesem Kampf in vorderster Reihe. Sie haben unseren Südwesten germanischem Volkstum gerettet und gehalten, von den Alpen und dem Vogesenkamm bis nach Tirol[4].

Diesen Gang der Ereignisse meint Wais, wenn er von einer zeitlichen Abstufung der geschichtlichen Entwicklung ein und desselben Stammes spricht. Sehen wir von den unwesentlichen Unterschieden in der Zusammensetzung der Sweben und Alamannen ab, so stehen wir nach Abschluß der eben kurz angedeuteten Landnahme im 3. bis 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wo das heute noch bestehende Volkstum nach Ausdehnung und Art von den Alamannen festgelegt wurde, vor der Frage: nennen wir das Volkstum im Südwesten Deutschlands alamannisch oder schwäbisch? Den politischen Erfolg haben ohne Frage die Alamannen gebracht. Römische Schriftsteller wie der Historiker Ammianus Marcellinus, der nach 350 als Offizier im Rheingebiet gegen die Germanen kämpfte, sprechen im ganzen von Alamannen, nicht von Sweben[5]. In den folgenden Jahrhunderten war Name und Einfluß der Sweben sehr stark zurückgedrängt, scheint sich aber im späteren Kernland der Schwaben, bei einzelnen Teilen erhalten zu haben. Dafür sprechen neben Ammianus Marcellinus, 16, 10, 20, auch andere Berichte. Jedenfalls ist es eine oberflächliche Betrachtung der Geschichte, wenn man für alle Zeiten die Frage: Alemannen-Schwaben abtun wollte mit der Gleichsetzung der beiden Begriffe. Vielfach gehen sie allerdings ineinander über. Dies ergibt sich aus der Urverwandtschaft beider Stammverbände und aus der Tatsache, daß beide etwa im gleichen Raum siedelten. Die Geschichtsschreiber setzten dann mehrfach beide Begriffe als gleichbedeutend nebeneinander. Und so ist es geblieben bis heute[6]. „Jetzt ist

[3] Die Kämpfe zwischen Römern und Sweben sind gut dargestellt bei H. Bastian, Die Alamannen, Zwei Jahrtausend Kunst, Dichtung und Geschichte eines germanisch-deutschen Stammes, 1938, 6 ff.

[4] Übersichtlich sind die Kämpfe zwischen Alamannen und Römern von Wais dargestellt. Selbstverständlich zieht man immer mit Nutzen das gelehrte Werk des Schwaben Walther Veeck, Die Alamannen in Württemberg, 1931, bei.

[5] Wenn er 16, 10, 20 Sweben nennt, die in Rätien eingefallen sind, so kann er damit nur einen kleinen Teil alamannischer Krieger meinen, das Wort Sweben aber keinesfalls Alamannen gleichsetzen.

[6] Lustig stellt R. Gradmann in der Zeitschrift Schwaben, 1939, 90 diesen „Schwabenstreich" dar: „Die einen stehen am Neckar und schreien über den Schwarzwald und den Rhein hinüber: ihr seid Schwaben gleich wie wir. Und von drüben schallt es zurück: nimmermehr! aber ihr seid Alemannen gleich wie wir!" Eingehend, wenn auch mit einseitig schwäbischen Schlußfolgerungen ist die dauernde Zweiheit: Alemannen—Schwaben dargestellt von Franz Ludw. Baumann, Schwa-

Digitized by Google

die Streitfrage aufgeworfen: soll man das Gebiet vom Vogesenkamm bis zum Lech als Alemannen- oder Schwabenland bezeichnen? Die Schwaben wollen natürlich alles Schwaben nennen, die anderen Alemannen lehnen das ab. Ich habe einen Vortrag gehört, bei dem gesagt wurde, man solle endlich das welsche Fremdwort Alemannen lassen. Alemannen ist kein welsches Fremdwort. Unsere Vorfahren nannten sich auf gut germanisch Alamannen[7]. Wenn das wenig betonte a der zweiten Silbe mit der Zeit zu e geworden ist, so könnte französischer Einfluß mitgewirkt haben, wie man manchmal annimmt. Doch nicht einmal diese Annahme ist bewiesen. Auch bei rein deutscher Entwicklung kann das a der schwach betonten Silbe zu e werden. Hunderte von Parallelbeispielen ganz deutscher Entwicklung könnten angeführt werden: Adalbert—Adelbert.

Wenn die Begriffe Alamannen und Sweben sich allezeit gedeckt hätten, warum haben dann unsere Vorfahren, als sie im 3. Jahrhundert nach dem Süden zogen, sich Alamannen genannt und nicht Sweben? Merkwürdig ist, wie man öfters in Büchern vom Bestand des alamannischen Volks der Frühzeit, dessen Macht und Größe man nicht leugnet, ja gerade in Schwaben durch Benennung der großen wissenschaftlichen Werke anerkennt, dann stillschweigend übergleitet zum Begriff Schwaben. Die Frage Schwaben oder Alemannen mag für viele Außenstehende gleichgültig sein, ja man mag darüber lächeln. Und doch stehen ernste Fragen hinter diesem Streit[8]. Schließlich ist es für uns Alemannen eine Ehrenpflicht, diesen Namen zu erhalten. Denn die Alemannen haben welschem Geist gegenüber und im Kampf mit den Waffen erfolgreich gestritten und trotz Not und Gefahr und Verlockung ihre deutsche Art und Gesinnung erhalten. Sie waren durch Jahrhunderte aller Überfremdung gegenüber die treue Wacht am Rhein. Gelehrte und Politiker übersehen bei Behandlung dieser Fragen vollständig, daß sie meist an der Haltung des Volkes hier im Südwesten vorbeireden. Fragen wir einen Bauer aus dem Hochschwarzwald, ob er Schwabe sei, so wird er dies entschieden ablehnen und uns nach dem Osten, ins Württembergische weisen. Fragen wir einen Alemannen aus dem Elsaß oder aus der Schweiz, so werden wir ebenso entschieden abgewiesen. Aber Alemannen wollen sie alle drei sein. Und fragen wir einen Mann aus der Gegend von Stuttgart, ob er Alemanne sei, so bekommen wir, wenn wir nicht gerade einen Archäologen fragen, die bestimmte Antwort: „Noi, mir send Schwobe", und werden nach dem Westen verwiesen, dort wohnen die Alemannen. Und diese Männer haben Geschichte miterlebt. Sie urteilen nach dem Erleben, nicht nach Lehren, die man aus der Geschichte herleitet und ohne Berücksichtigung des Lebens zur Geltung bringen möchte.

Selbstverständlich saßen einst Sweben in diesem Gebiet, das Deutschtum ist dem Südwesten aber durch die Alemannen bewahrt worden. Mit der Zeit haben diese beiden Verbände nach Geschichte und Landschaft ein Eigenleben geführt: der Alemanne im Oberrheingebiet war Grenzlanddeutscher. Eingebettet

den und Alamannen, ihre Herkunft und Identität: Forschungen zur Deutschen Geschichte, herausgegeben von der Histor. Commission bei der Kgl. bayer. Ak. d. Wiss., 16, 1876, 217 ff.

[7] R. v. Kienle, Der Alamannen-Name: Oberd. Zt. f. Vkd., 10, 1936, 65 ff.

[8] Bastian, a. a. O., 40 ff.

Digitized by Google

zwischen Vogesen und Schwarzwald bildet die Ebene bis in kulturelle Einzelheiten hinein eine Einheit[9]. Verbindende Mitte ist der Rhein.

Mit diesem Oberrheingebiet waren die Schweizer Alemannen immer in enger Verbindung.

Im Osten bildete sich bei den in Württemberg vereinigten Alamannen mit der Zeit ein schwäbisches Eigenbewußtsein aus. Sie waren im Binnenland in der Geschichte glücklicher daran als wir Grenzländer. So konnte sich bei ihnen Landwirtschaft und Industrie ungestörter entwickeln als beim westlichen Grenznachbarn.

Nun werden manche mich zurechtweisen wollen und mir sagen, meine Ausführungen bedeuten eine Gefährdung des Einheitsbewußtseins[10]. Solche Befürchtungen gehen, ob man sie geschichtlich oder von der Gegenwart aus betrachtet, von falschen Voraussetzungen aus. Geschichtlich: Das Gefüge des deutschen Volkstums geht nicht von den Stämmen aus, sondern vom germanischen Gemeinschaftsbewußtsein, das nach Sprache, Sitte und Brauch, nach dem Zeugnis der antiken Schriftsteller, die als erste über unsere germanischen Vorfahren geschrieben haben, und aus anderen Gründen nachgewiesen werden kann. Hermann Usener sagt mit Recht von den Stämmen: „Jeder Zweig des Volkes stellt in sich immer nur eine Brechung des ursprünglichen Gesamtgutes dar"[11] und der schwäbische Dichter August Lämmle bestätigt dies, wenn er in der Zeitschrift „Schwaben", 1939, S. 324, sagt, Stämme seien nichts anderes als eine Spielart des deutschen Menschen. Die Geschichte zeigt, daß die Stämme gar nicht für alle Zeiten etwas Feststehendes waren. Sie haben sich immer gewandelt. Franken, Alamannen, Sachsen und andere, die später von ausschlaggebender Bedeutung waren, sind z. B. in den Darlegungen über germanisches Volkstum bei Cäsar und Tacitus gar nicht erwähnt. Tacitus berichtet in der Germania, daß von alters her die Germanen in Verbände ganz verschiedener Art eingeteilt gewesen seien. So war es auch in der Folgezeit immer und ist es noch jetzt. „Unsere Stämme sind Neubildungen im neuen Raum", sagt Wais, S. 23, „politische Verbände, als deren Niederschlag sich eine kulturelle Eigenart allmählich formt". Im ganzen ist dieser Satz wohl richtig, wenn auch die ererbte Eigenart eines Stammes vielleicht zu wenig betont ist.

Eigenart braucht aber keine Feindschaft dem Nachbarn gegenüber zu bedeuten. Durach[12] warnt S. 6 davor, daß man die „Alemannische Binnengrenze" unnötig scharf ziehe. Ich glaube diese Befürchtung ist überflüssig. Das „unterstammliche Eigenbewußtsein", von dem Durach spricht, ist zwischen Schwaben und Alemannen vorhanden, führt zu allerlei Scherzen und nachbarlichen Neckereien, wie sie überall von Dorf zu Dorf, von Landschaft zu Landschaft üblich sind, und doch besteht eine gute Freundschaft zwischen Alemannen und Schwaben, wenigstens bei denen, die unvoreingenommen das Leben der Gegenwart nehmen, wie es von der Geschichte geformt wurde und in Wirklichkeit ist.

[9] Fehrle, Deutsches Volkstum im Elsaß, 1941.

[10] Wais, a. a. O., 9.

[11] Hessische Blätter für Volkskunde, 1, 1902, 200.

[12] Moritz Durach, Wir Alemannen, 1936.

Digitized by Google

Der württembergische Professor Gößler hielt zu Beginn dieses Jahres in Stuttgart einen Vortrag über „Werden und Wesen unserer alamannischen Vorfahren". In den Leitgedanken, die am 12. Februar 1941 im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" veröffentlicht wurden, steht der Satz: „Der Name Suevia hat es im Mittelalter allmählich gegenüber Alamannia gewonnen, und zwar endgültig mit der Gründung des Stammesherzogtums Schwaben." Tatsache ist, daß der Name Schwaben infolge der politischen Ereignisse stark in den Vordergrund gestellt war. Die Fürsten, die aus Württemberg stammten, nannten sich natürlich Schwaben, und wenn ihr Land bis ins Elsaß ausgedehnt war, so mußte auch dies Land so heißen. Der erste Staufer-Herzog nannte sich dux Sueborum et Frankorum. Deshalb wird niemand die Franken als Schwaben bezeichnen wollen. Und das Volk im Oberrheingebiet hat sich auch nicht so genannt. Es handelte sich hier um eine vorübergehende politische Ausdehnung des Namens, die im Volksbewußtsein nicht lebendig wurde.

Dann kam der alte Name Suevia auf durch die gelehrte Forschung der Humanisten. Sie gingen auf Cäsar und Tacitus zurück. Dort waren die Sweben genannt, aber noch nicht die Alamannen. Suevia war für die Humanisten das klassische Wort. Es ist bezeichnend, daß der Humanist Joannes Boemus im dritten Buch seiner Abhandlung über das Swebenland (omnium gentium mores leges ritus) hinzufügt: Alemannia prius nominata, d. h. das Swebenland wurde früher Alemannien genannt.

So haben Fürstenpolitik und Gelehrtenklassizismus Suebia in den Vordergrund gestellt Alamannia gegenüber.

Man stellt den Verlauf dieser Entwicklungen vielfach so dar, als sei erst durch J. P. Hebels „Alemannische Gedichte" das Wort alemannisch wieder lebendig geworden. Ja, warum braucht denn Hebel, wenn er in seinen Gedichten ein „Bluemechränzli" von Wald und Wiesen der Heimat gepflückt und gesammelt hat, die Bezeichnung „Alemannische Gedichte"? Hätte wohl der Dichter diese Benennung gewählt, wenn sie so fremd gewesen wäre, wie manche Forscher behaupten? Warum hat dann Hebel, der sich in Vorreden zu seinen Gedichten umständlich rechtfertigt und allerlei aufzuklären sucht, seinen Landsleuten nicht ein Wort über die angeblich so fremde Bezeichnung alemannisch gesagt? Nein, er wußte, seine Landsleute verstehen ihn. Auch für sie umfaßt das Wort alemannisch etwas Bodenständiges, die Eigenprägung ihres deutschen Volkstums. Für sie wie für den Dichter wirkt das Wort anheimelnd. Und so hat man es damals im ganzen Deutschen Reich aufgenommen. Warum sagt Goethe in seiner ausführlichen Besprechung der „Alemannischen Gedichte" kein Wort über diese Bezeichnung, wenn er sie für fremd gehalten hätte? Es war damals wie heute: Tausende von Menschen im Oberrheingebiet sprechen in ihrer alemannischen Mundart, wenn sie ganz von Herzen reden wollen. „Alimannisch ruuscht wie Bluet." Damit spricht Burte das aus, was alle Wissenschaft bestätigt (vgl. Durach, 41): unseren Vorfahren, unserem Blute nach sind wir Alemannen. Für uns ist das nicht ein gelehrter Begriff, sondern ein Bekenntnis. Wie für Hebel und Burte und Tausende unserer Landsleute schwingen dabei Gefühle heiligster Art mit: Stolz auf unsere Ahnen, die für das Deutschtum im Südwesten so Großes geschaffen haben, treue Verbundenheit mit der Heimat, die sie gestaltet, und mit der Sprechart, die sie seit Jahr-

Digitized by Google

hunderten bewahrt haben, und die jedem Alemannen, ob aus Baden, aus dem Elsaß oder aus der Schweiz wie die schönste Weise eines Liedes zum Herzen klingt.

Wenn wir das jetzt im deutschen Reichsverband vereinigte alemannische Gebiet von den Vogesen bis nach Bayern hinein in zwei Teile zerlegen, westlich das alemannische Oberrheingebiet und östlich das schwäbisch-württembergische, schaden wir dann dem deutschen Einheitsbewußtsein, bringen wir neue Trennungen ins deutsche Volk, die vielleicht verhängnisvoll werden könnten? Nein, wir anerkennen nur die Sonderentwicklungen, die im Verlaufe der Geschichte geworden sind. Wenn im großen alemannisch-schwäbischen Gebiet sich nach Geschichte und Landschaft Einheiten eigener Art gebildet haben, so ist damit doch nicht gesagt, daß wir das Gefühl der Urverwandtschaft und die Erinnerung an unsere stolze gemeinsame Geschichte verlieren müßten. Darauf wollen beide Teile immer stolz bleiben. Wir werden uns auch stets dessen bewußt sein, daß wir nicht nur stamm-, sondern auch artverwandt sind, und werden unsere in ruhmreicher Vergangenheit erprobten Eigenschaften weiter betätigen zum Wohle des ganzen deutschen Volkes.

Aber tatsächlich haben sich im Verlauf der Geschichte auch innerhalb alter Stammverbände mehrfach Eigenbildungen einzelner Teile ergeben, und wir sprechen mit ihrer Anerkennung zugleich das aus, was die ganze germanisch-deutsche Geschichte lehrt: am Anfang steht die Einheit unseres Volkstums. Sie ist das Gleichbleibende, Ewige. Die Sonderbildungen in einzelnen Landschaften und Stämmeverbänden sind im Verlauf der Zeiten geworden und wandeln sich ständig. Das gilt für die Stämme so gut wie für Färbungen und Tönungen der germanischen Gemeinsprache, wie sie in den Mundarten zum Ausdruck kam. Auch die Mundarten sind in der Zeit geworden und wandeln sich in Art und Umfang ständig. Am Anfang stehen auch sie nicht.

Unser deutsches Volkstum und sein Fühlen und Denken ist heute innen- und außenpolitisch so stark auf gemeinsames Rasseempfinden und auf großdeutsches Bewußtsein eingestellt, daß partikularistische Bestrebungen, die sich früher da und dort mit Stämmen und Mundarten verbunden haben, vom gesamtdeutschen und gesamtgermanischen Wollen überflutet und überwunden sind. Wo Stammesbewußtsein sich zeigt, ist es heute getragen von dem Stolz, daß man in *seiner* Art und *seinem* Tun dem deutschen Volke gedient hat und mit *seinen Eigenschaften* mehr als je der Gesamtheit verpflichtet ist und zugehört.

Digitized by Google

Vom alemannischen Tanzlied zur Allemande.

Von **Friedrich Vaser**, Heidelberg.

Die Zusammenstellung unseres spätmittelalterlichen Reigenliedes, das sich vom Oberrhein aus in alle deutschen Gaue ausbreitete, dann gar in niederländische, französische und englische wie italienische Lieder- wie Tabulaturbücher (besonders für Laute) eindrang, mit dem höfischen Tanz der Allemande, die sich zur kunstvollen Einleitung der internationalen Suite (für Instrumente) entwickelte, dürfte zunächst Befremden erregen. Zu sehr sind wir daran gewöhnt, beide Entwicklungsphasen als voneinander getrennte Welten zu betrachten, zwischen denen es sowenig eine Vermittlung gäbe, wie zwischen Volks- und Kunstmusik, Adel und Bauern. Zu tief hat sich das Schlagwort vom „gesunkenen Kulturgut", das man nicht eigentlich nur einem Hans Naumann und seinen „Grundlagen zur Deutschen Volkskunde" von 1922 in die Schuhe schieben darf, ins Vorstellungsschema des durchschnittlich Gebildeten eingefressen. Hiernach müßte eher das alte Reigenlied des 15. und 16. Jahrhunderts von der Kunstform der Allemande abzuleiten sein, die erst im 18. Jahrhundert in Händels und Bachs Suiten ihre höchste Blüte erreichte! Davor hütet man sich freilich wohlweislich. Um so energischer wollen wir nun einmal von diesem Thema aus dem überlebten Schlagwort vom „Gesunkenen Kulturgut" entgegentreten, zugleich aber auch den als Musikschaffende schon stets stiefmütterlich behandelten Alemannen die einmalige Kulturtat gutschreiben, der europäischen Kunstmusik einen ihrer schönsten Tanzsätze vorgeformt zu haben.

Daß dies keineswegs auf der Hand liegt und erst nachgewiesen werden muß, beweise das „Musiklexikon", herausgegeben von Hermann Abert 1927, wo unterm Stichwort „Allemande" zu lesen ist: „Tanzform im geraden Takt. Die Allemande ist nicht, wie gewöhnlich angenommen, ein Tanz deutscher Herkunft im Gegensatz zu der älteren französischen bzw. italienischen Pavane, sondern kommt zuerst in französischen und niederländischen Tanzbüchern neben jener vor (so schon bei Attaignant ‚Sept livres de dançeries' 1547—57), von dort erst gelangt sie in die deutsche Musik. Ursprünglich ein Tanzstück zum praktischen Gebrauch, geht sie im 17. Jahrhundert in die Kunstmusik über und erhält sich später nur in dieser. Vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zu Bach bildet sie einen festen Bestandteil der Suite".

Hier wird in übereilter Folgerung aus dem frühsten Erscheinen der Allemande in französischen und niederländischen Tanzbüchern um 1550 geschlossen,

Digitized by Google

die Allemande sei trotz ihres Namens kein Tanz deutscher Herkunft. Daß sie unter ihrem fremdländischen Namen nur im Ausland auftauchen konnte, ist ja selbstverständlich, darf aber nicht abhalten, ihren deutschen Namen aufzusuchen. Das ist nun freilich seit Niederschrift jenes Lexikon-Stichwortes (1927) bedeutend leichter geworden durch Forschungen zur Frühgeschichte der Allemande (E. Mohr, Die Allemande in der deutschen Klaviersuite. Diss., Basel 1927, Hug 1932; Wolfg. Erich Häfner, Die Lautenstücke des Denis Gaultier, Diss., Freiburg i. Br. 1939), wie ihres deutschen Urbildes und Wurzelstocks, des Reigenliedes, das zumeist gleichzeitig gesungen und getanzt wurde (A. Anders, Die Allemande als Volksliedtypus, Diss., Frankfurt 1937; W. Merian, Der Tanz in den deutschen Tabulaturbüchern, Leipzig 1927; E. Ph. Reinhardt, Die Heidelberger Liedmeister des 16. Jahrhunderts, Kassel 1939). Auf diese 2 + 3 Arbeiten beziehe ich mich hinfort durch die Ziffern 1—5.

Mit obiger Verneinung deutscher Herkunft der Allemande stellt sich übrigens Hermann Abert und sein „Illustr. Musik-Lexikon" allein in entschiedenen Gegensatz zu sämtlichen überhaupt erschienenen Musiklexiken seit 1732, wo das frühste aller mit Biographien erschienenen Musiklexiken von Johann Gottfr. Walther, erläutert: „Alle Mann, ist ein Teutsches Klingstück, oder vielmehr Schwäbisches Lied, weil vorzeiten die Allemannen Schwaben besessen, siehe D. Höns, Coburgische Chron. lib. 1c (dieser Satz steht gleichlautend in Joh. Peter von Ludewigs ‚Universal-Lexicon' des gleichen Jahres 1732, dessen Mitarbeiter Walther offenbar gewesen sein muß. Denn sein Probeheft zum Buchstaben A, somit auch seine Erläuterung zur ‚Allemande', erschien schon 1728!). Hierbey stehet zu erinnern: 1. daß Alle Mann keineswegs ein aus dem Griechischen, nemlich ἀπὸ τῶ ἀλήμεναι d. i. ab errando, herzuleitendes Wort ist; als wenn die Allemannen eine aus verschiedenen Völkern vermischte und zusammen gelauffene Nation wäre, demnach so viel, als Allerley Mann bedeute; sondern es ist vielmehr unter denen sonst geführten Nahmen der Teutschen, da sie anfänglich Tuiscones, hernach Teutones, ferner Germani geheißen, der 4. und letzte, den sie sich selbst beygeleget, nachdem die Römer sie mit und in Frieden lassen müssen, und heißet soviel als Adelmann. 2. Daß durch Schwabenland nicht die über Francken gegen Mittag stoßende Gegend alleine, sondern ein weit größerer Umfang bis an die Ostsee zu verstehen ist; denn die Suevi oder Schwaben sind ehemals eingetheilet worden in Suevos Anglos, s. Angillos, Suevos Reudingos, Aviones, Longobardos, Varinos (im Hertzogthum Mecklenburg wohnhaft), Hermunduros an der Saale und Semnones oder Transalbinos, an der Elbe und Oder wohnhaft. s. hiervon mit mehreren Mich. Beutheri Animadversiones Historicas, c. XI. und in einer musikalischen Partie gleichsam die Proposition, woraus die übrige Suite, als die Courante, Sarabanda und Gigue, als Partes fließen. s. den Musikalischen Trichter p. 87, welches ernsthaft und gravitätisch gesetzet, auch auf gleiche Art executiert werden muß, hat einen Viertheil Takt, zwo Repetitiones von fast gleicher Länge und heben sowohl im ersten als zweiten Theil mit einer kurzen Note, nemlich Achtel oder Sechzehntel, bisweilen auch mit drey Sechzehnteln, an. In dieser Gattung zumahl (wenn darnach getanzt werden soll), übertreffen die Teutschen andere Nationen, als welche zwar imitieren wollen, aber es ihnen nicht gleichtun können."

Digitized by Google

Ich führte den ganzen Wortlaut Walthers, der offenbar auch von Ludewig beraten worden war, an, der im Schrifttum zu wenig beachtet wurde, dennoch im Negativen wie Poſitiven ſehr aufſchlußreich iſt. Doch ſeien vorerſt weitere Lexicen angezogen: Jean J. Rouſſeau, Dictionnaire de Musique, 1768, Allemande, Sorte d'Air ou de pièçe de Musique, dont la Musique est à quatre Temps et se bat gravement. Il paroît par son nom, que ce charactère d'Air nous est venu d'Allemagne, quoiqu'il soit point connu du tout. L'Allemande en Sonate est partout vieillie, et à peine les musiciens s'en servent ils aujourd-hui: ceux qui s'en servent encore, lui donnent un mouvement plus gai. A. est aussi l'Air d'une danse fort commune en Suisse et en Allemagne. Cet Air, ainsi que la danse, a beaucoup de gaieté: il se bat à deux Temps.

Caſtil-Blaze, Dictionnaire de musique moderne, Bruxelles 1828: „A. Air de danse mesuré à deux-quatre, et dont le mouvement est un allegretto animé." Muſikaliſches Wörterbuch für Freunde und Schulen der Tonkunſt, zuſammengetragen von Dr. Joh. D. Anderſch, Berlin 1829: „Allemande (—a ital.) f. eine heitere deutſche Tanzmuſik im $^2/_4$-Takt. Auch ein Tonſtück im $^3/_4$-Takt, das Ähnlichkeit mit dem Tambourin hat. Auch findet man in der ſog. Suite, beſonders für Klavier, kleine ſo benannte Tonſtücke."

Carl Gollmick, Kritiſche Terminologie für Muſik und Muſikfreunde, Frankfurt 1833: „Allemande Tanz für 2 Perſonen in allegoriſchen Figuren mit lieblicher Melodie, in Frankreich fortgebildet, wird er nur von drei Perſonen ausgeführt ... mehr in allegoriſchen Figuren und Verſchlingungen, als in kunſtreichen Pas beſteht. Ihre Melodie: tändelnd und lieblich. Ihr Takt $^2/_4$. Sie war vor ungefähr 25 Jahren noch in Deutſchland gebräuchlich. In Frankreich wurde ſie ſpäter perfectioniert und wird von drei Perſonen in ſehr graziöſen, faſt feierlichen Gruppierungen ausgeführt."

A. Gathy, Muſikaliſches Converſations-Lexikon, Hamburg 1840: „A. Drehtanz, 1. deutſcher Nationaltanz im $^3/_4$-Takt, in Schwaben und in der Schweiz, dem franzöſiſchen Tambourin ähnlich. 3. eine Gattung kleiner Tonſtücke von etwas ernſthafterer Bewegung und mannigfaltigerer Harmonie, in der bis vor 70—80 Jahren ſo beliebten Suite für das Klavier gebräuchlich. Es war dies eine der Formen, in welchen Carl Philipp E. Bach in ſeinen beliebten Klavierkompoſitionen die freie oder ſog. galante Schreibart entwickelte und verbreitete."

Mendel, Lexikon, 1870: „Der Name iſt von den dabei urſprünglich zugrunde liegenden deutſchen, ſpeziell elſäſſiſchen Motiven abgeleitet, wie auch die Einführung dieſes Tanzes am Hofe zu Verſailles für ein Symbol der künſtleriſchen Einverleibung des neuerworbenen Elſaß gelten ſollte." Und zum Stichwort „Straßburger": „Eine Art Allemande" im $^3/_4$- oder $^3/_8$-Takt, die beſonders in Bayern, Schwaben, Baden und der vorderen (alſo deutſchen) Schweiz verbreitet ſei.

Hans Joachim Moſer, Muſikaliſches Wörterbuch: Allemande (franz. ergänze „danse") deutſcher Tanz im geraden Takt, ziemlich bewegt, ſeit Ende des 17. Jahrhunderts zum erſten Sonatenſatz idealiſiert. Später auch für den Schleifer und Ländler im Tripeltakt („Deutſcher" bei Schubert u. a.).

Seltſamerweiſe macht keiner von ihnen und den weiteren Lexikographen den Verſuch, die alte $^4/_4$- (und $^2/_4$-)Allemande mit der volkstümlichen $^3/_4$-Alle-

Digitized by Google

mande in eine Entwicklungslinie zu bringen, was sofort möglich wird, wenn man diese letztere, neuere und auch heute noch im weiten alemannischen Stammesraum getanzte Ableitung auf die Proporz (im gleichen $^3/_4$-Takt) der alten Allemande, auf ihre Tripla oder, wie die „Teutschen Tänze" ihren Nachtanz im Tripeltakt nannten, „Den Sprungk darauf" zurückführt. Dies geschah auch weiterhin nicht, sowenig wie die Eingrenzung der Herkunft der Allemanden-Wurzel auf das alemannische Stammesgebiet und seine näheren Nachbarn ringsum, womit zusammenhängt, daß der Name ursprünglich (einen stammeseigenen alemannischen Tanz kennzeichnend) noch nicht in der verallgemeinernden Bedeutung eines alldeutschen Tanzes benutzt wurde.

Diese Deutung liegt schon deshalb nahe, weil zur Zeit der frühen Entwicklung unseres Reigentanzliedes (14. bis 15. Jahrhundert), das doch sehr sprachgebunden war, die Angleichung der verschiedenen deutschen Stammesidiome noch nicht so weit gediehen war, daß Volksliedertexte bei entfernteren Stämmen gut verstanden wurden, somit schnellere Verbreitung fanden, die erst mit dem Druck von Notenbüchern einsetzt. Auch ist zu bedenken, daß erst im 16. Jahrhundert ein charakteristischer „Teutscher Tantz" sprachlich, choreographisch und musikalisch feste Form gewinnen konnte, was der Tatsache entspricht, daß auch die Entwicklung fremder Tänze von landschaftsgebundener Eigenart ausging. So schon die Vorgängerin unserer Allemande in der internationalen Tanzfolge, die Pavane, deren Wurzeln in der Landschaft um Padua zu suchen sind. Da sie veraltete, trat die Allemande an ihre Stelle. Ebenso ist die Gavotte schon lange von den Bewohnern um Gap (burgundisch-französische Alpen) hergeleitet worden, wie die Tarantella von der italienischen Küstenstadt Tarent.

Unterstützt wird unsere Behauptung durch den Nachweis, daß die Früh-Allemande ganz besonders vom Volk am Oberrhein und im alemannischen Stammesraum gepflegt, entwickelt, getanzt und gesungen wurde.

Ebenso eifrig wurde dann im 16. und 17. Jahrhundert am Oberrhein die Instrumental-Allemande weiterentwickelt, bis sie dann freilich als fester Bestandteil der europäischen Suitenform geradezu klassisch durchstilisiertes und kunstvoll geschliffenes Juwel der Kunstmusik wurde. Diesen halbtausendjährigen Entwicklungsgang zu verfolgen, ist nicht nur an sich reizvoll, sondern bringt uns grundsätzliche Erkenntnisse verschiedener Art von der Wiederlegung des Schlagwortes vom „Gesunkenen Kulturgut" bis zu einer neuartigen Betrachtung des Musikanteils deutscher Stämme und Landschaften.

Der Oberrhein[1] steuerte von seiner nordwestlichen (Straßburg—Unterelsaß) und nordöstlichen Grenze her (Pfalz—Heidelberg) schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts Beweise bei, daß das volkstümliche Reigenlied im $^4/_4$-Takt[2] bis zu den kunstgeübten Musikern, Hofsängern und Orgelspielern, die ja damals zugleich die häuslichen Tasteninstrumente, Hausorgel, Klavichord, das frühe Clavizimbel (4.) spielten, äußerst beliebt war und kunstreich weiterentwickelt wurde. Der aus Straßburg gebürtige Hans Kotter hinterließ uns zwei Handschriften

[1] J. Müller-Blattau, Geschichte der deutschen Musik, und Heinrich Laufenberg, ein oberrheinischer Dichtermusiker des späten Mittelalters: Elsaß-Lothring. Jahrbuch, Frankfurt 1938.

[2] Hans Joachim Moser, Geschichte der deutschen Musik, 1. Band.

Digitized by Google

(jetzt in der Basler Universitätsbibliothek), „die offenbar dem Verkehr von Joh. Kotter mit dem Humanisten Bonifacius Amerbach zu verdanken sind" (4.). Amerbach kam von Amorbach und dem Neckar nach Basel, wo sein Heim auch noch unter seinen Nachkommen edler Hausmusik eine Stätte bot mit reichen Instrumenten- und Notenschätzen. Für ihn schrieb also der junge Kotter eigene Tänze (darunter auch „Spanioler"), für Klavierinstrumente intavoliert, nieder, wie auch solche von dem in Freiburg i. Br. und Straßburg wirkenden Organisten Johannes Weck und seinem Konstanzer Kollegen Hans Buchner, wie ihrem gemeinsamen Lehrer Paul Hofhaimer und seinem Kollegen Heinrich Isaac. Einzelne dieser Tanzlieder von Hofhaimer, wie „Min ainigs A." und „Zucht, eer und lob", ursprünglich weitverbreitete Volkslieder im geraden Takt, tauchen auch in Lautensätzen (z. B. Newsidler) und vierstimmigen Vokalsätzen (z. B. Forster) wieder auf, deren starke Bindung an den Oberrhein auf der Hand liegt: Newsidler wurde z. T. in Straßburg gedruckt, Georg Forster war Schüler des Heidelberger Hofsingemeisters Lorenz Lemlin. Dieser selbst setzte besonders gern und kunstvoll Lieder im Allemanden-Typ (z. B. „Der mey wil sich mit gunste mit gunste beweisen prüf ich an aller vögelei gesang"), wie auch seine Heidelberger Schüler Brandt („Mir ist ein schöns braun meidelein gefalln in meinen Sinn"), Georg Forster („Der Ziegler auf der Hütten saß mit seiner hawen") und vor allem Caspar Othmayr, wohl der bedeutendste dieser Heidelberger Liedmeister: „Das freulein das ich meine das ist hübsch und fein", „Ich bin bei meinem mütterlein gewasn / ich main sie hab mir den taxt gelasn", „Es ist ein schnee gefallen wann es noch nit zeit", „Baur Baur was tregst im sacke" (u. a.), dessen Nachtanz im $^6/_8$-Takt refrainartig wirkt: „Solt der baur nit vol sein trinkt er nichts den külen wein / pfeiff auf der baur wil tantzen" (5.).

Ihre meist vier- bis sechsstimmigen Vokalsätze, die noch heute gern gesungen werden, beherrschten, von Heidelberg ausgehend, bis in die 1560er Jahre fast alle deutschen Gaue. Dieser Entwicklung voran ging die Heidelberger Lauten- und Orgelkunst Arnold Schlicks, wie sie uns in seinen „Tabulaturen etlicher lobgesang und liedlein uff die orgeln und lauten, ein theil mit zweien stimen zu zwicken und die drift dartzu singen, etlich on gesank mit dreien" 1512 erhalten blieb.

So liefen durch die ersten sechs Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts[3] in reicher wechselseitiger Befruchtung die Vokal- wie die Instrumental-Allemande nebeneinander her, bis die Konfessionskriege die Volksmusikpflege ernstlich erschütterten und weiterhin die Allemande als modisch aufgeputztes Mädchen aus der Fremde heimkehrte, wo sie inmitten der schnell fortgeschrittenen Verwelschung kaum noch als eigenes Gewächs erkannt wurde. Tieftragisch berühren uns diese Wandlungen seit Mitte des 16. Jahrhunderts. Für den Oberrhein brachen drei Jahrhunderte furchtbarer Kriege an, deren Not nur noch vermehrt wurde durch die gleichzeitigen Türkenkriege. Die schönen, heiteren Jahrhunderte des Oberrheins mit ihrer duftigsten Blüte, den Reigenliedern, waren dahin. Nur seine höfischen und städtischen Berufsmusiker und Komponisten pflegten die aus Frankreich heimgekehrte Allemande weiter, die

[3] J. Müller-Blattau, Alemannentum im Spiegel des Volksliedes: Alemannenland, ein Buch von Volkstum und Sendung. Für die Stadt Freiburg im Breisgau herausgegeben von Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber.

Digitized by Google

wohl ihre kraftstrotzende Gesundheit noch einige Zeit sich erhalten konnte trotz ihrer Entwurzelung aus dem Herzen des Volkes, aber doch immer mehr dem Stilisierungsprozeß europäischer Musik überantwortet wurde. Er ist in den Orgeltabulaturbüchern der Straßburger Organisten Bernhard Schmid Vater (1577) und Sohn (1607) mit ihren „guten Däntzen", ihren „Nachdäntzen" und „Hupfauff" und dem „Alemando novelle" (1577) zu verfolgen.

Übersicht:

Arnold Schlicks (1512) und Hans Buchners, Hans Kotters und Leonhard Klebers (1524 Pforzheim), Tabulaturen, erste Übertragungen für Orgeln (und Lauten).

1558 Ochsenkhun, Heidelberg, Lautentabulatur erscheint.

1546—47 „Carmina pro Testudine" von Peter Phalesius in Loewen: frühste Allemanden in niederländischen oder französischen Lautenwerken.

1546—57 sieben „Livres de danceries" von Pierre Attaignant, Paris.

1577 Bernhard Schmid, Straßburg, „Alemando novelle. Ein guter neuer Dantz", die 1. Allemande für Klavierinstrumente in seiner Tabulatur.

Um 1600 Elias Mertel, Heidelberg, dann Straßburg, Lautenvirtuose.

1617 Johann Hermann Schein, „Banchetto musicale": erste deutsche Allemanden „auff allerlei Instrumenten, bevoraus auf Violen lieblich und lustig zu gebrauchen". Unabhängig von franz.-niederl. Allemanden.

1596 Hans Leo Haßler, „Neue Teutsche gesang nach art der welschen Madrigalien und Canzonetten" (Augsburg 1501), „Lustgarten neuer Teutscher Gesäng", dem Kurfürsten von der Pfalz gewidmet, mit Instrumenten-Anhang.

1602 Valentin Haußmann, Augsburg, „Venusgarten" und „Neue artige und liebliche Tänze": schon zyklisch geordnet auf dem Wege zur Variations-Suite.

1611—16 Thomas Simpson, Violavirtuose in Heidelberg, dann fürstlich Holstein-Schaumburgischer Musicus und 1618 in der Kapelle Christians IV. zu Kopenhagen: englische Allemande nach neudeutscher Art weitergeführt und entwickelt. „Opus neuer Paduanen ..." auf allerhand Instrumenten mit fünf Stimmen, Hamburg 1617, wohl aus Heidelberg mitgebracht, seinem glanzvollsten Wirkungsbereich.

1617 „Balletto Alemano" in „Affetti musicali" (Venedig) des Biagio Marini, Violinist am Pfalzgräflichen Hofe zu Neuburg und Düsseldorf.

1658 „Primitae musicales" von Matthias Kelz, Augsburg, Geiger.

1670er Jahre: französischer Einfluß (Lully): Georg Bleyer (Geiger am Heidelberger Hofe), „Lustmusik", Couffer (kurze Tätigkeit in der Kapelle des Markgräfl. Baden-Durlachschen Hofes) und Georg Muffat (zu Schlettstadt 1645 geboren, in Molsheim als bischöfl. Organist 1672—78 tätig), „Florilegium primum" (Passau 1695); mit dem Folgenden der letzte, der Alemannen in Tanzsammlungen aufnahm (Vorwiegen neufranzösischer Tanztypen!).

1692 „Pythagorische Schmids-Fünklein", Augsburg, wo auch 1698 Schmicerers „Zodiaci Musici" in XII Partitas Balleticas ... erster Teil", erschien.

1649—1759 Blüte der deutschen Klaviersuite: Froberger, Gottlieb Muffat, Johann Kaspar Ferdinand Fischer (Rastatt), „Blumenbüschlein", 1696, und „Musikalischer Parnassus", 1738, J. S. Bach und Händel.

Diese Übersicht der Komponisten am Oberrhein, die den Stilisierungsprozeß der Allemande instrumental weiterentwickelten, sei noch durch einige Tondichter abgerundet, die diesem Kreise sehr nahestanden, wie Jacob Paix, selbst der Sohn eines Augsburger Organisten. Sein Tabulaturbuch erschien 1583 beim „Fürst: Pfaltz: Büchtrucker zu Laugingen" mit zahlreichen „guten newen Teutschen Täntzen" samt ihren Nachtänzen im $^3/_8$-Takt; bei ihm war aber die

Digitized by Google

Kenntnis echter alter Sing-Allemanden noch keineswegs erstorben, wie sein Anknüpfen und Kolorieren alter Tanzlieder (z. B. „Ist mir ein fein braun Meg.") beweist.

Aus der Spätzeit dieser Entwicklung sei noch der Basler Organist und Universitätsmusiker S. Mareschall genannt, dessen Handschrift von 1639 und Druck von 1640 (4.) deutlich die Spuren weitgegangener Verwelschung zeigt.

Trotz allem erfüllten unsere großen Tondichter, wie J. J. Froberger, der dem Oberrhein eng verbunden blieb bis zu seinen letzten Lebensjahren auf Schloß Héricourt bei Mömpelgard (der westwärts der Burgundischen Pforte vorgeschobenen Alamannensprachinsel, als die sie wohl noch in Frobergers Todesjahre 1667 bezeichnet werden könnte), die Allemande wieder ganz mit deutschem Geiste und dichterischer Symbolkraft, wie sie gerade dem Deutschen eigen ist. In seinem „Vollkommenen Kapellmeister" erzählt Mattheson (§ 72, S. 130) von einer denkwürdigen Allemande J. J. Frobergers, die ihm gehört habe, „worin die Überfahrt des Grafen von Thurn und die Gefahr, so sie auf dem Rheine ausgestanden, in 26 Notenfällen (Variationen) ziemlich deutlich vor Augen und Ohren geleget wird". Aus der Froberger-Zeit seien noch oberrheinische Komponisten genannt, die in ihren Suiten (sie benutzen diesen Namen noch nicht, sondern nennen auf dem Drucktitel alle einzelnen Tänze, stets voran die Allemanden): Pleickart Karl Beck, dessen „1. Teil newer Allemanden, Balletten, Arien, Giguen, Couranten und Sarabanden" 1654 erschienen, und Joh. Ernst Rieckh (1658), Organist der Thomaskirche zu Straßburg. Beide Elsässer ahnten kaum, daß 1681 ihre Allemanden am Versailler Hofe vom Räuber des Elsaß, Ludwig XIV., mit einer als Elsaß-Jungfrau symbolisch kostümierten Hofdame im Tanze mißbraucht werden sollten, um seine Überrumpelung Straßburgs 1681 zu feiern! — Herrliche Allemanden schenkte uns auch Johann Kaspar Ferdinand Fischer, der Hofkapellmeister des Türkenlouis und seiner Witwe in Rastatt und auf Schloß Favorite, „der badische Bach", dann Händel und J. S. Bach selber. Die Wurzeln dieser edlen Form gediehen aber Jahrhunderte zuvor am Oberrhein.

Digitized by Google

Das Volkstanzgut im Elsaß.

Von Dr. Hans v. d. Au, Darmstadt.

Über Musik sowie über das Volkslied im Elsaß ist neuerdings mehrfach geschrieben worden. Dabei hat die Untersuchung das Elsaß zugleich als Kernland deutscher Musik[1] herausgestellt und sein Lied als „untrügliches Zeugnis deutschen Volkstums[2]" erwiesen. Von einer dritten Äußerung volksmäßiger Kultur, dem Volkstanz, soll im Folgenden die Rede sein.

Erst spät hat sich ihm überhaupt die wissenschaftliche Forschung als einem Teilgebiet der Volkskunde zugewandt. Sie bemüht sich neben der immer dringlicher werdenden Sammlung des Volkstanzgutes wie um die Herausarbeitung und klare Erfassung von einzelnen Volkstänzen und Tanzfamilien so um die Feststellung der landschaftlichen Besonderheit des jeweiligen Tanzgutes. Ehe aber diese besonders wichtige Aufgabe gelöst werden kann, muß zuerst einmal auf dem Wege der Vergleichung das mit dem allgemeindeutschen gemeinsame Gut festgestellt werden, um dann neben dem Sondergut an sich über die funktionale Bedeutung der einzelnen Tänze hinweg zur Erfassung der landschaftlichen Prägung in Rhythmus, Tanzhaltung, Tanzstil usw. zu kommen. Denn wie auf dem Gebiet der Volkssprache zur Mundart die Prägung durch Landschaft und stammliche Zugehörigkeit etwa der Tonfall und die Satzbildung hinzu gehört, so muß zum Tanzgut an sich die Beschreibung dessen hinzukommen, was den Tanz als Tanz einer bestimmten Landschaft ohne weiteres erkennen läßt. Der Weg dahin ist noch weit und schwer.

Es ist auffallend, daß es bisher noch keine Ausgabe elsässischer Volkstänze gibt, ja, daß auch keine elsässischen Formen in allgemeine Sammlungen aufgenommen sind. Ebenso ist die Tatsache als merkwürdig zu buchen, daß heute beinahe jeder die Merklingschen „Elsässische Bauerntänze[3]" im Reiche kennt, aber kein einziger Elsässer etwas von der Art ihrer Ausführung weiß. Es ist hier nicht der Ort, den Gründen dafür nachzuspüren; nur ist der Hinweis

(Bei den Aufsätzen und Volkstanzausgaben ohne Namensangabe handelt es sich um Arbeiten des Verfassers.)

[1] Jos. Müller-Blattau, Das Elsaß — ein Kernland deutscher Musik = Oberrhein. Heimat, 27. Jahrg., 1940, 446 ff.

[2] Johannes Künzig, Das Volkslied im Elsaß. Ein untrügliches Zeugnis deutschen Volkst., ebenda, 460 ff.

[3] G. Merkling, Elsässische Bauerntänze, Hannover, Oertel.

Digitized by Google

nötig, daß für die Kenntnis der zahlreichen älteren Tänze kein Land eine ausgiebigere Quelle bildet als das Elsaß bis zur Zeit Mozarts, wie es auch in ähnlichem Maße durch Goethe für das Volkslied von entscheidender Bedeutung geworden ist. Und doch haben Männer wie A. Kassel[4] sich noch rechtzeitig um den Volkstanz ihrer Heimat bekümmert und eine reiche Ernte geborgen, solange es noch möglich war. Kassels Sammelgebiet war hauptsächlich das Unterelsaß, und da wieder die Trachtengebiete des Hanauer Landes und um Weißenburg. Auch sonst stehen ja Tracht und Tanz in besonders inniger Wechselbeziehung: Wie die Tracht geprägte Form, wundervoller, einmaliger Ausdruck einer landschaftlich geschlossenen Gemeinschaft für All- und Festtag ist, so auch der Volkstanz Spiegelung gemeinsamen Erlebens, gemeinsamer Freude am Feierabend oder Feiertag. Neuerdings hat Josef Lefftz, der Betreuer des Kasselschen Nachlasses, in der Zeitschrift „Elsaßland, Lothringer Heimat"[5] das ihm bekannte Tanzgut aus vier Jahrhunderten zusammengestellt und beschrieben. Dank seiner genauesten Kenntnis aller in Frage kommenden älteren Belege sind diese gesammelten Nachrichten besonders wertvoll.

Wenn das bisher bekannt gewordene Tanzgut einer Durchordnung unterzogen werden soll, so sei von vornherein darauf hingewiesen, daß im Folgenden kein vollständiges Bild von dem Tanzgut gegeben werden kann. Denn es fehlt einstweilen noch eine gleichmäßige Berücksichtigung des ganzen Gebietes. Das Oberelsaß ist nur wenig vertreten, nicht als ob es dort keine Volkstänze gegeben hätte oder gäbe. Andere Landschaften, z. B. Rheinfranken, zeigen, daß Gebiete, die zunächst als tanzleer galten, bei näherem Zusehen, vor allem nach zeitlicher Vertiefung das gleiche Bild ergeben und merkwürdigerweise dann noch einzelnes unbeachtet Gebliebenes besitzen, was als sehr alt anzusprechen und sonst in tanzreicheren Gebieten der Landschaft verloren ist, wie z. B. in Rheinhessen ein Bäckertanz für vier Männer oder der Kreiseltanz für zwei Paare. — Im nachstehenden sei nun das elsässische Volkstanzgut nach der üblich gewordenen Ordnung zusammengestellt. Dabei soll aufgewiesen werden, wie weit im Elsaß Gemeinsamkeiten mit dem übrigen deutschen Gut vorhanden sind oder in wie fern es eine besondere Stellung einnimmt. Wo nichts Besonderes angemerkt ist, entstammen die Angaben dem Lefftzschen Aufsatz.

Überall, wo der Volkstanz wirklich noch lebendig ist, findet er sich zugleich auch in enger Verbindung mit dem Brauchtum seiner Landschaft. Ja, man kann in manchen Gegenden zu den jeweiligen Anlässen des Brauchtumskalenders regelmäßig Tänze finden, aus denen sich dann im Laufe der Zeit zum großen und wesentlichen Teil unsere heutigen Volkstänze entwickelt haben.

Was ist bislang an Brauchtumstänzen im Elsaß bekannt geworden? Zur brauchmäßig bedeutendsten Jahreszeit, zur Fasnacht, sind nicht nur wie etwa in Hessen Tänze vermummter Gestalten überliefert; es gesellten sich dazu Schwert- und Reiftänze[6]. Auf ein sehr hohes Alter weist der Blaue Storchentanz[7]. Er war offenbar am gesamten Oberrhein,

[4] A. Kassel, Meßti und Kirwe im Elsaß, 1908.

[5] Bürgerliche und bäuerliche Tänze im alten Elsaß, Jahrg. 16, 1936, 303—308, 333—340.

[6] Vgl. vor allem Rich. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, 1936 ff.

[7] Siehe ferner Erk-Böhme, Deutscher Liederh., Bd. 1, Nr. 71, S. 253.

Digitized by Google

aber auch sonst verbreitet. Für 1509 ist aus Basel ein Verbot des dazu gehörigen Liedes überliefert. Im Elsaß hat sich jedoch Text und Weise bis zur Gegenwart erhalten:

Hesch du de blöüe Storike nit g'sehn?

In Hessen gibt es noch als Tanz der Erwachsenen den „Dicken Mann"[8]. Sein Lied beginnt ähnlich:

Hast du nicht den dicken Mann gesehn?

Der Hansel Fingerhut des Forster Laetare-Spiels ist eine ähnliche Erscheinung. In allen Fällen handelt es sich um eine Brauchtumsfigur einst kultischen Charakters. Vom Tanz um sie erwartete man neue Fruchtbarkeit. In gleicher Weise wird sie begehrt für Feld und Tier wie Mensch. — Auch hier treffen wir den Tanz um den Bock, an dem sich Männer und Frauen beteiligen. Diese kennen ebenso wie im badischen Odenwald und im Spessart noch bis zur Gegenwart eine besondere Weiberfastnacht. Daneben spielt ein Bock noch eine besondere Rolle in den verschiedenen, bis heute lebendigen „Bockskerwen", z. B. in Ober-Finkenbach. — Besonders beachtenswert erscheint der Luzernentanz bei der Fasnachtsfeier. Wesentlich für ihn waren die brennenden Fackeln, die dabei Verwendung fanden. Anderwärts spielen sie zur nämlichen Gelegenheit die gleiche Rolle, auch mit dem Tanz verbunden, z. B. im Odenwald. Der Fackeltanz des Spessarts[9] zur Hochzeit, der an deutschen Fürstenhöfen sowie in den skandinavischen Ländern[10] sind Endglieder einer Entwicklung, die einst im Brauchtum zur Feier der wieder steigenden Sonne und ihrer Leben spendenden und wirkenden Lichtkraft begann. — Das brennende Licht in Papierlaternen auf dem Kopf der Schwert- und Reiftänzer hat seine Entsprechung in dem mehr aus dem Norden als etwa aus Odenwald und Spessart bekannten Brauchtum zum Luzientag[11]. —

Zum Ende der Wachstumszeit — vor der Reife — sind die Pfingstbutzen üblich als sehr nahe Verwandte des Pfingstquacks o. ä., wie er im Saargebiet, in der Pfalz, im südlichen Odenwald[12] bis heute in verschwenderischer Fülle von abgewandelten Formen auftritt. In sehr vielen Fällen ist sein Tanz bemerkenswert. — Leider ist noch nichts über Sommersonnwendfeiern (Johannistag) und dabei übliche Tänze bekannt. Dagegen lebt im Erntebrauchtum bis in unsere Tage noch mancherlei. Wie in der Pfalz heißt die Schlußfeier Aernegouz; wie dort wird auch hier der Hahnentanz[13] gehalten und damit eine sehr alte Form fortgeführt, hier noch verschiedentlich mit eigenem Lied und eigenen Weisen. Neben dem Hahnentanz kennt das Elsaß auch den Hammeltanz[14], der in der Pfalz in außergewöhnlich reicher

[8] Hess. Vt., 4, 26 und 32.

[9] Aufz. aus Rück, nach — O. Miltenberger.

[10] S. Helms-Blasche, Weihetänze = Bunte Tänze, Bd. 6.

[11] Nach Mitt. v. Dr. Heinr. Winter.

[12] Eigene Aufzeichnungen.

[13] Siehe Pfälzer Vt. drinnen und draußen, Bd. 2 (im Druck).

[14] Ebenda und Hr. Winter, Aus dem Brauchtum des Saarpfalzgebietes = Bayr. Hefte f. Volksk., 13. Jahrg., 1940, 33 ff.

Digitized by Google

Form lebendig ist. Zu den alten Erntetänzen gehört ursprünglich auch das weithin gebräuchliche Lied der elsässischen Musikantenzunft zum Pfifertag:

Sürkrut im Häfele,
Rindfleisch am Gäwele,
Un schick mer's Bäwele,
Kei mer's nit um[15].

Es ist das Lied zum Odenwälder Krauttanz[16], der dann stattfand, wann das erste Weißkraut, das Häbcheskraut, zeitig war; wurde es feierlich von dem es verspeisenden Hausvater umtanzt. Im Odenwald sang man

Kraut im Häbche,
Flasch im Dellerche,
Ungeschickt Bärwelche,
Werf mer's net im!

Auf der Schwalm dagegen heißt's — zur Melodie des elsässischen Hopp, Mariannche —

Mus ins Dellerche
Un e bißje Fleisch dezu!

Ähnlich lautet es auch bei den aus Hessen und der Pfalz stammenden Galiziendeutschen.

Als Erntetanz im weiteren Sinne muß der „Schwitzermann" gelten. Leider haben wir für das Elsaß keinerlei genauere Angaben, bei welchen Gelegenheiten er üblich war. Die Pfalz und andere Gebiete kennen ihn als Tanz zur „Brechelhochzeit", d. h. dem Abschlußfest der Flachsbereitung durch das „Schwitzen" = Rösten. Wie der Name besagt, war es ein Tanz um eine Gestalt des Flachsbrauchtums, den Schwitzemann[17], der im Harmandl der Alpen seine genaue Entsprechung hat. Die Figur selbst ist schon lange verschwunden; geblieben ist der Tanz mit seinem Namen als Erinnerung an den einstigen Tatbestand. Das Eigenmerkmal des Schwitzermannes besteht darin, daß er ein ausgesprochener Frauentanz ist. Die Haltung dabei, das Durchziehen der Röcke zwischen den Knien nach vorn und die so ausgeführten Bewegungen, nämlich Spreizhupfe im Rhythmus — die Aufstellung der Frauen zueinander ist leider nicht angegeben — sind bezeichnend für den Frauentanz schlechthin, der immer dann üblich ist, wenn der „Weiberbund", d. h. die zur Wahrung gerade ihres Brauchtums zusammengeschlossenen Frauen, handelnd auftritt. Das aber ist in ganz besonderem Maße der Fall bei ausgesprochen fraulichen Angelegenheiten, sei es die feierliche Aufnahme von neuen „Mitgliedern", sei es die „Kindszeche"[18], die häusliche Feier im Anschluß an die

[15] Erk-Böhme, Liederhort, 2. Bd., Nr. 1020, S. 774. Wohl Fehlaufzeichnung und Übertragung ins Hochdeutsche bei Erk-Böhme.

[16] Der Krauttanz im Odenwald = D. deutsche Volksl., 39., 1937, 110 f.

[17] Siehe Drei lärren Strömp = Hess. Bl. f. Volksk., Bd. 35, 1936, 55 ff., zuletzt Zwitserli tanza = Jahrb. f. Volksl.-Forschg., 7. Jahrg., 1940, 206 ff.

[18] Die Kindszeche im westl. Mainfranken = Bayr. Hefte z. Volksk., 13. Jahrgang, 1940, 3 ff. Zum Namen eines brauchtüml. Frauentanzes = Mitteld. Bl. f. Volksk., 1940, 43 ff.

Digitized by Google

kirchliche Taufe, oder schließlich der festlich begangene Abschluß der Tätigkeit, die als Frauenarbeit in ganz besonderem Maße seit jeher gegolten hat, die Gewinnung des Flachses von der Aussaat über das Rupfen bis hin zum Rösten und Brecheln[19]. So wird begreiflich, daß die einst umtanzte Figur phallischer Natur war. Daran erinnert noch das beim Tanze gesungene Lied, bei dem die Hosen auf die erhoffte Fruchtbarkeit zielen, sowie der Wechselhupf[20] der als gestus lascivus bereits der Kirche des Mittelalters verpönt war. — All das hat unter strengstem Ausschluß von Männern zu erfolgen, desgleichen auch ursprünglich der Tanz. — Dieser Frauentanz schlechthin ist nun verbreitet von Kärnten aus über Schwaben, Odenwald, Spessart, Vogelsberg, Rhön, Knüll, Kurhessen und wieder Pfalz, Lothringen, Westfalen, Rheinland, bis hin über Anhalt nach dem Schraden (Elster) und die Mark Brandenburg; aber auch für Ostpreußen hat jüngst Hans Schneider[21] Belege beigebracht. Schließlich findet sich der Tanz, freilich unter stets wechselndem Namen, wie auch der elsässische „Schwitzermann" irreführend ist, zu dem noch der pfälzische und saarländische Schweitzermann zu stellen ist —, noch im germanischen Norden[22].

Gehört der Schwitzermann an sich zur Gruppe von Tänzen, die gleichwie im Brauchtum des Jahres- so auch in dem des Lebenslaufes ihren Sitz haben, so gilt etwas Ähnliches vom Siebensprung[23]. Über seinen Sitz im Leben fehlen leider z. Z. noch genauere Erhebungen. Bis jetzt ist er mir mehr als Geschicklichkeitstanz denn als Brauchtumstanz begegnet. Er darf aber als Männertanz[24] neben den Frauentanz gestellt werden, da er gleichfalls mit seinen Stampfern (= Sprüngen) der Fruchtbarkeit diente, auch als Tanz bei der Aufnahme in den Burschenbund seine feste Stelle hat, z. B. Taunus. — Selten sind Tänze zur Musterung[25] wie im Elsaß, wo der erste Tanz um den Maibaum üblich ist. Ebenso als Tanz um einen Rechtsort[26] der Tanz um den großen Stein auf dem Gemeindeplatz in Hartmannsweiler.

Als wichtigster Tanz aus dem Brauchtum zum Lebenslauf aber muß der „Leichen- und Auferstehungstanz" — so genannt nach dem Zeitmaß des aufgespielten Walzers — zur Hochzeit gelten. Die Eröffnung geschieht durch den Brautführer mit der jungen Frau; dann tanzt der Bräutigam mit der Brautführerin und entsprechend dann alle Anwesenden, stets je drei

[19] Handwörterbuch d. d. Abergl. unter Flachs.

[20] Wechselhupf im Vt. d. Landsch. Rheinfranken = Jahrb. f. Volksl.-Forschg., 5. Jahrg., 1936, 134 ff.

[21] Hans Schneider, Ostpreußischer Frauentanz = Niederd. Zeitschr. f. Volksk., Jahrg. 18, 100 ff.

[22] Meddelanden från Landsmålsarkiveti Uppsala, Nr. 1, 1932, 31 ff.: Job. Götlind, Två gamla folkdanser, 1. Sju skävalappen, 2. Lärdansen. — Ferner eigene Aufzeichnungen aus Schweden.

[23] Über d. Siebensprung ... = Hess. Bl. f. Volksk., Bd. 34, 1935, 48 ff. Ein Bild z. Siebenspr., 7. Spr. enthält Val. Beyer, Elf. Volksl. = Landschaftl. Volksl., Heft 4, 1926, 125.

[24] Eigene Aufz. aus Engweiler.

[25] Marianne Panzer, Tanz und Recht, 1938, 106.

[26] Ebenda, 101.

Digitized by Google

Runden. Es ist der Abschied des Hochzeitspaares von der Jugend[27], aus der beide jetzt ausscheiden. Über die Fortsetzung siehe Seite 35 als Tanz ums Kleinod.

Das Volkstanzgut im engeren Sinn ist zunächst einmal gekennzeichnet durch Figurentänze.

Wie es keine deutsche Landschaft ohne den Siebenschritt[28] gibt, so kennt auch das Elsaß diesen bekanntesten aller Volkstänze. Nach dem Lied

Polka, Polka tanz ich gern usw.

ist die dazu übliche Form der Ausführung die „Doppelpolka", wie sie in der Pfalz heißt, d. h. in der jüngeren, unter dem Einfluß des Rheinländers gebildeten Form. Vielleicht finden sich, wenn man nachfragte, noch weitere Spielarten des Siebengangs. — Die Familie der Wechselhupftänze ist vertreten durch „Rutsch hi, rutsch her!"[29]. Das Rutschen macht den ersten Teil aus, im zweiten folgt Walzer oder Wickler. Wenn der „Herr Schmidt"[30], der bekannteste deutsche Vertreter dieser Art sich bis jetzt nur in der Gegend um Straßburg fand, so läßt sich diese Tatsache wohl daraus erklären, daß er auch sonst da Eingang gefunden hat, wo der „Rutsch hi" nicht bekannt war. Und dieser wiederum fehlt in der Regel da, wo sich der brauchtümliche „Schwitzermann" noch erhalten hat. Der „Rutsch hi" aber gehört dem gesamten Süden des deutschen Sprachgebiets an. Doch für das Elsaß bestätigt sich nicht K. Horaks Beobachtung, daß der Schwund der Volkstänze „durch das seltene Vorkommen des ‚Schmied' am deutlichsten sichtbar wird"[31].

Die Klatschtänze sind offenbar recht dürftig vertreten. Es fehlt die für Rheinfranken[32] besonders große Familie mit dem gleichen Rhythmusschema wie bei den Wechselhupftänzen. Dagegen ist der „Schüfeleiner" vorhanden, für den ein neunfaches Patschen kennzeichnend ist. Freilich ist ohne nähere Kenntnis der Weise eine nähere Einordnung nicht möglich. Daneben findet sich der „Fischinger Tanz"[33]. Er kommt unter dem gleichen Namen, auch mit demselben Wortlaut im Allgäu vor. Er ist zur großen Familie des Reichsverwesers[34] zu rechnen; denn für seine Einordnung ist der mehr oder weniger ähnliche Bewegungsablauf, nicht so sehr Name, Weise und Text maßgebend. Ob der Tanz so vollständig wie in den Alpen (Allgäu und Schweiz) ein Liebesspiel darstellt, ist noch nicht bekannt. An den Reichsverweser fand ich Erinnerungen in der Gegend von Weißenburg, die demnächst weiter verfolgt werden sollen. —

[27] Vgl. „Die drei Reihen" des Schlitzerlandes usw. Das Volkstanzgut im Rheinfränkischen, 1939, 38.

[28] Ebenda, 74 ff.

[29] Rudi Keller, Alem. Liederb., 1938, 95. — Eigene Aufz. aus Niederbronn durch Emil Mandel und Hunspach.

[30] Belege bei Art. zu Anm. 20.

[31] Der Vt. in d. Schwäb. Türkei = Deutsches Arch. f. Landes- und Volksforschung, 2. Jahrg., 1938, 836 ff.

[32] Das Patschen im Vt. d. rhein-main. Raumes = Deutsche Liederk., 1. Bd., 1939, 180 ff.

[33] Erk-Böhme, Deutscher Liederb., Bd. 2, Nr. 1022, S. 775 f.

[34] Raim. Zoder, Judentänze = Jahrb. f. Volksl.-Forschg., Bd. 2, 122 ff.

Digitized by Google

Reichlicher sind im Elsaß Stampftänze im engeren Sinne vertreten. Da ist einmal der „Kikeriki" des Hanauerlandes, ein Singtanz, bei dem auf jedes erste Achtel der Polka-Melodie mit dem Holzschuh gestampft wird. Auffällig ist, daß der Text

Kikeriki, brillt d'r Hahn,
d'Frau isch Meischter, nit d'r Mann!

auch zu einer Siebensprung-Melodie[35], dort freilich kontaminiert, gesungen wird. Sodann haben wir den „Dragünertanz", bei dem das Stampfen nach einem Schema 2 + 3 erfolgt. Freilich wäre auch hier die Kenntnis der Melodie nötig, um noch Genaueres sagen zu können.

Ferner gehören hierher „Der Heustall fallt um!"[36] sowie der „Buchelklobber". Beide haben Walzer-Melodien, bei beiden folgt im Anschluß daran eine von der Musik gespielte Figur, die dann im genauen Rhythmus von Stampfern in Holzschuhen wiederholt wird. Den Tanz als „elsässischen Schuhplattler" anzusprechen, geht zu weit. Er kommt, mit verschiedenen Weisen, die an den „Neubayrischen" erinnern, in der Pfalz[37], sowohl in der Ebene wie im Wasgenwald vor und zeigt besonders deutlich einen engen Zusammenhang mit dem Nachbarland. Im rheinfränkischen Raum sind es gerade die Pfälzer, die mehr als die anderen Rheinfranken Stampftänze haben. Inwieweit sich hier bereits ein alemannischer Einschlag bemerkbar macht, entzieht sich einstweilen noch der Kenntnis. Der Elsässer nennt das Stampfen „traben", und es ist bezeichnend, daß sich dieser Ausdruck sogar noch bis heute bei den elsässischen Siedlern der Dobrudscha erhalten hat, die zudem einen besonderen „Trabtanz[38]" haben.

Bei einer Übersicht über die Figurentänze fällt auf, daß ein Tanz nicht vertreten ist, der sonst in jeder Landschaft des angrenzenden Gebietes und noch weit darüber hinaus anzutreffen ist, „die Gemütlichkeit" sowie irgendein Vertreter der Tanzfamilie mit Verbeugungen.

An älteren Tänzen scheint sich nicht viel erhalten zu haben. Ob das Beinkreuzen, das gelegentlich vorkommt, vielleicht noch ein letztes Überbleibsel der ursprünglich aus einem Volkstanz entstandenen Gaillarde ist, muß fraglich bleiben. Bei dem Dranranran[39], der seinen Namen von einem, auch in einem Tanzlied Oswalds von Wolkenstein vorkommenden Sturmruf hat, sei darauf hingewiesen, daß in dem noch lebendigen oberhessischen Lermen[40] ein ähnlicher Vorgang vorhanden ist: lerman = al arma! Wie der elsässische ein Springtanz war, so „werd der Lerme geheppt!" Mehrfach wird das Menuett erwähnt, das sich das Volk sprachlich zu „Menneweh[41]" zurecht geformt hat. Im Bewegungsablauf hat sich nicht viel geändert, jedoch festen Boden hat das

[35] Aufzeichnungen von Emil Mandel, Weißenburg, aus Ober-Seebach.
[36] Desgleichen.
[37] Pfälzer Vt., Bd. 2 (im Druck).
[38] Aufzeichnung bei der Gemeinde Malcoci.
[39] Rich. Wolfram, Der Spanltanz u. s. europ. Verw. = diese Zeitschr., Jahrg. 9, 1935, 35 ff.
[40] Der Lermen, ein altheff. Vt. = Volk und Scholle, 15, 1937, 148 ff.
[41] Bei A. Kassel, a. a. O., 124.

Digitized by Google

Menuett im Volke nie gefunden. Die ihm eigene Anmut der Schritte und Haltung paßte nicht zu den Ausdrucksformen bäuerlicher Tänzer. Von Werbetänzen hat sich nur der Ländler erhalten, freilich wohl durchweg nur der Melodie und nicht so sehr der Ausführung nach. Der erste Merklingsche Tanz ist eine auch außerhalb des Elsaß vorkommende Ländlerweise. Ein schwacher Rest von dem einstigen Figurenreichtum des Ländlers ist der Ringeltanz, ein Walzer, bei dem die Tänzerin zuerst um den Burschen tanzt, gleichsam ihm entfliehend, bis er sie bei der Hand faßt und sie an seiner erhobenen Rechten drehend tanzen läßt, während er weitergeht. Es ist der Triller oder Wickler des Rheinfränkischen. Im Elsaß findet er sich auch noch in anderen Tänzen. In der Straßburger Gegend hat sich zu Ländler-Melodien ein besonderer Schritt herausgebildet, der wohl bis heute üblich geblieben ist, der Epfele-Schritt[42]. Er umfaßt je vier Takte und erinnert an die Bayrische Polka mit dem bezeichnenden Bewegungsablauf der ersten beiden Takte.

An älteren Gesellschaftstänzen ist nichts mehr vorhanden. Die Rundtänze sind bis hin zu den Namen die gleichen wie sonst auch. Neben dem Walzer, der als Schlußteil des einstigen Ländlers als Allemande seinen Siegeszug nach Westen vom Elsaß aus angetreten hat und von dort als Valse wieder zurückgekommen ist, war der Heppler oder Hopser üblich, ein Nachfahre des „Hupfuff" der alten Bauerntänze, der im Laufe des 19. Jahrhunderts „deutsche Polka" und schließlich „Schottisch" genannt wurde. Dann gesellte sich dazu die „welsche Polka", der Rheinländer, die im Unterschied zur deutschen ebensowenig etwas mit Welschland zu tun hat wie der Schottisch mit Schottland. Die Polka tanzt man meist geschlossen, bisweilen auch als Wechseltanz zu vier Paaren. Daß sie sich auch mit dem Siebenschritt verband, wurde oben erwähnt. Auch ist selbstverständlich die „Kreuz-Polka", einer der jüngsten deutschen Volkstänze, mit dem einfältigen Text

Siehst de net, do kimmt er!

vertreten, soviel ich sehe, in der einfachsten Form mit drei Laufschritten vorwärts und einem Schnick sowie derselben Figur zurück und anschließendem Schottisch. — Der Galopp oder Rutscher, besonders gern zur Weise des Jägers aus Kurpfalz hat sich nur wenig erhalten, merkwürdigerweise gar nicht mit dem sonst in der Pfalz und in Hessen beliebten Halbdreher[43] in seinen mehrfachen Spielarten. Dagegen kommt der Galopp als Zweitritt[44] zu $^6/_8$- und $^2/_4$-Takt vor. Leider ist mir die Form als Schreiter nicht bekannt. Es ist aber beachtenswert, daß sich von dem Galopp schlechthin im gesamten rhein- und mainfränkischen Raum, dem Dreischrittdreher, nichts im Elsaß findet. Vermutlich ist es in stammlichem Unterschied begründet. — Die Polka-Mazurka, die Bauernmasurk[45], hat sich auch im Elsaß Heimatrecht erworben und wird in der gleichen Weise wie in den benachbarten Landschaften getanzt. Auch hier ist der eigentliche Masurschritt abgewandelt, indem auf den ersten Taktteil mit dem Außenfuß aufgestampft, auf den zweiten das Innen-

[42] Aufz. bei Straßburger Gewährsleuten.
[43] Hess. Vt., 2. Teil. 2. Aufl., 12 f.
[44] Val. Beyer, a. a. O., 126 f.
[45] Aufz. bei Familie Mandel in Weißenburg.

Digitized by Google

bein in der Tanzrichtung seitwärts gestellt und auf den dritten zurückgenommen wird. Nach zwei derartigen Schritten folgt in sechs Laufschritten eine ganze Drehung des Paares mitsonnen. Abwandlungen dieser Tanzart sind nicht näher bekannt. Daneben findet sich auch die Varsovienne, die, weil man ihren Namen nicht verstand, zur Marsivienne oder, nach dem Klangbild der Marseillaise zur Marseillene geworden ist. Ihre unterscheidende Bewegung, die Halbdrehung und der damit bedingte Wechsel des Schrittes auf beiden Füßen ist auch im Elsaß bekannt. Als Abschluß der Tanzveranstaltung kennt auch das Elsaß den Kehraus mit einem auch sonst weit verbreiteten Lied.

Besonders beachtenswert sind Vierpaartänze, die sich als Bauern-Quadrillen oder als Kontertänze[46] in mehreren Gegenden erhalten haben. Sie sind als „große Bunte" die Norddeutschland besonders eigenen Tänze, die z. T. noch über die heutige niederdeutsche Sprachgrenze, etwa in Kurhessen[47] hinaus erhalten sind, dagegen im Westen über Nassau[48], das Rheinland[49] und anschließend über Lothringen[50] nach Süden ihre Fortsetzung haben bis ins Elsaß. Wie sich dieser eigenartige Tatbestand erklärt, ist noch nicht genügend aufgehellt. Jedenfalls ist die unmittelbare Übernahme aus Frankreich für alle Fälle abzulehnen. Gerade diese Tanzform bedarf noch einer sehr genauen Untersuchung.

Auch Tänze in zwei Reihen einander gegenüber als Ausgangsstellung sind vorhanden, so beim Vis à vis. Ähnliche Formen finden sich im Saargebiet wie in der Pfalz.

Schließlich sei noch einer Art von Tänzen gedacht, die in der letzten Zeit wiederholt Gegenstand von Untersuchungen[51] gewesen sind, die Zwiefachen. Die älteren Tänze wie der Kochersberger Tanz kommen hier nicht in Frage, sondern Tänze wie der „Heustock" oder das „Zutzendörfer Menuett". Ihr Wesen macht der ständige Wechsel zwischen Walzer und Dreher mit der steten Wiederkehr von $^3/_4$- und $^2/_4$-Takt aus. Die Zwiefachen sind typisch für das nordöstliche Bayern und haben sich im letzten Jahrhundert wie nach dem Sudetenland, Böhmen, Mähren so besonders nach dem Westen ausgebreitet, wo sie im Schwarzwald als Heuberger bis heute sich in mannigfachsten Formen stärkster Beliebtheit erfreuen. Das Elsaß stellt somit wie bei den Kontertänzen den südlichsten Beleg im Westen so bei den Zwiefachen den westlichsten Beleg im Süden, da man auch in der Pfalz bis zum Weltkrieg noch Zwiefache tanzte.

Überall wo noch Volkstänze lebendig sind als treues Spiegelbild einer echten überlieferten Volksgemeinschaft, da spielen auch Tanzspiele eine beachtliche Rolle.

[46] Aufz. aus Grand Fontaine, Schafolzheim, Neudorf und Mietesheim.

[47] Niederhess. Vt., 1941, 10, 12, 14, 16, 20.

[48] Vt. aus Nassau, 20 f., 22 f. und neuere Aufz.

[49] Anne Gausebeck, Rhein. Vt.

[50] Louis Pinck, Verkl. Weisen, Bd. 1, 1926, 268.

[51] Victor Junk, Die taktwechselnden Vt. = Schriftenreihe d. Staatl. Inst. f. Musikforschung, Bd. 3, 1938, und Arthur Nowy, Bayr. Tänze, ein Beitrag zur Frage d. taktwechs. T., Zeitschr. f. Volksk., 1940, S. 144. Johs. Künzig, Vom Vt. in Baden, 73 f.

Digitized by Google

Als Ableger aus dem reinen Brauchtum ist anzusehen etwa der „Rasierertanz", den auch die benachbarte Pfalz in großer Urwüchsigkeit heute noch pflegt, höchstens mit dem Unterschied, daß zum notwendigen Zubehör im Elsaß statt der Dreckschippe ein Korb verwendet wird. Heute ist mit dem Tanz die Kunst des Dr. Eisenbart verbunden. An seine einstige Bedeutung als symbolische Initiation des Burschenbundes[52] erinnert nichts mehr. Hierher rechnen auch z. T. die Tänze ums Kleinod, das herausgetanzt wird, sei es der Hammeltanz, der Hahnen-, Salveten- oder auch der Kerzentanz. — Mehrfach vertreten ist die Gruppe der Geschicklichkeitstänze. Der Holzäpfler hat seinen Sinn darin, daß Sieger wird, wer am längsten trotz der hingeschütteten Apfel beim Tanze aushält. Der gleiche Tanz ist von der badischen Bergstraße[53] bekannt. Beim Lichtertanz handelt es sich darum, zwischen zwei mal drei in bestimmtem Abstand aufgestellten Talglichtern so schnell hindurchzutanzen, bisweilen mit einer angehängeten Hanfdocke[54] auf der Kehrseite, daß man kein Feuer fängt. Etwas gleiches ist mir nicht bekannt. Im Nassauischen gibt es den Brennesseltanz[55], bei dem man mit nackten Waden zwischen Brennesseln hindurch tanzen muß. Der Katzentanz gehört an und für sich zu den Tänzen in der Hocke, nur ist es im Elsaß dadurch erschwert, daß man mit erhobenen Fußspitzen auf den Fersen tanzen muß. Eine andere Ausführungsart verlangt einen so schnellen Walzer, daß man wohl oder übel dabei fallen muß. Wer der erste dabei ist, wird der Verlierer. Bei dem Eiertanz gilt es, zwischen Eiern hindurchzutanzen, ohne sie zu zerbrechen. Dieser Geschicklichkeitstanz war einst weit verbreitet. Holländische Maler haben den Eiertanz[56] wiederholt gemalt. Die elsässische Überlieferung dieses Tanzes war bisher nicht bekannt. Der Tanz gleichen Namens im Odenwald[57] besteht im Umtanzen desjenigen Eies, das bei den Eierspielen an Ostern bis zuletzt heil bleibt. Zu Scherztänzen ist der Bärentanz zu rechnen, bei dem alles zu brummen hat, wie es ähnlich beim pfälzischen Hasentanz[58] geschieht, bei dem alle Anwesenden die Bewegungen des „Hasenvaters" nachzuahmen haben. — Eine weitere Gruppe von Tanzspielen umfaßt jene, bei denen ein überzähliger Tänzer vorgesehen ist, durch den dann der Wechsel eines oder mehrerer Paare stattfindet. Zur ersten Art gehört der Kisseltanz, bei dem ein im Laufe des Tanzes zu bestimmendes Paar auf ein Kissen niederknien und sich einen Kuß geben muß, zur zweiten der Wechseltanz mit einem überzähligen Tänzer in der Mitte. Dabei gibt die Musik das Zeichen zum Paarwechsel. Wer ohne Tänzerin bleibt, zahlt eine Geldbuße. Die gleichen Tanzspiele finden sich besonders weit im gesamten deutschen Raum verbreitet.

[52] Karl Wehrhan, Der Putzedanz = Niederd. Zeitschr. f. Volksk., Jahrgang 14, 1936, 128 ff.

[53] Johs. Künzig, a. a. O., 74.

[54] Karl Raubeck, Der Stanitzltanz (Südmähren) = D. deutsche Volksl., 39., 1937, 112.

[55] Geschicklichkeitst. i. rhein-main. Raum = Volk und Scholle, 16, 1938, 182 ff.

[56] Karl M. Klier, Der Eiertanz = Zeitschr. f. Volkst., 1940.

[57] In Reichenbach im Odenwald, nach Mitt. v. Hch. Winter.

[58] Pfälzer Vt., 2. Bd. (im Druck).

Digitized by Google

Ein Tanz eigner Art ist der „Schmitt-Courant", bei dem es galt, während des Tanzens über einen mit beiden Händen gehaltenen Stock zu springen und wieder zurück, ähnlich wie beim Wischtanz des Salzkammergutes[59], der allerdings mit zwei Tänzern ausgeführt werden muß.

Zum Schlusse seien noch Zunft- und Spottänze angeführt. Da gibt es den im gesamten Süden bis hin ins Nassauische heimischen Nagelschmiedstanz[60], ferner wie im Odenwald[61] einen Metzgertanz, einen Müllertanz wie im Vogelsberg, in Tirol und in Galizien. Die Köhler tanzen als ihren Tanz den Buchelklobber. Ob wie im 16. Jahrhundert noch heute die Schäfer ihren eigenen Tanz haben, ist nicht bekannt. Die Pfeifer-Musikanten in Rappoltsweiler haben bis heute einen Tanz nach einer Melodie von Hörder aus 1560[62], wie das Saarland[63] auch noch einen Pfeifertanz kennt. Als Spottanz auf die Juden begegnet der Juden-Walzer, bei dem an bestimmter Stelle der Ruf „Hepp, hepp![64]" ertönt. Ein ähnlicher Spottanz ist bis in den Banat und Siebenbürgen hin bekannt.

Endlich sei hier noch darauf hingewiesen, daß einmal nach dem Elsaß selber ein Volkstanz gekommen ist, der, durch den Erwin-v.-Steinbach-Bund aus Schweden übernommen[65], sich heute weiter Beliebtheit erfreut: der Webertanz; daß ferner in den Trachtengegenden ein Erntetanz Heimatrecht gewonnen hat, der unter Verwendung von volksmäßigen Bewegungsbestandteilen, von Emil Mandel[66] in Weißenburg zusammengestellt ist, wie auch darauf aufmerksam gemacht sei, daß zu den Merklingschen Melodien Neuschöpfungen entstanden sind, einmal ein Vierpaartanz und dann ein Dreiertanz. Beide Formen haben bei der deutschen Jugendbewegung in der Systemzeit viel Anklang gefunden, zugleich auch bei den Tanzgruppen der Elsaß-Lothringer im Reich. —

Beim Volkslied hat die neueste Forschung gezeigt, daß sich in Rückzugsgebieten oder in Sprachinseln weit jenseits der Grenzen Lieder erhalten haben, die in früheren Jahrhunderten gemeindeutscher Besitz waren und darum heute nicht mehr als landschaftliches Sondergut angesehen werden dürfen. Beim Volksmärchen steht es ebenso. Etwas Ähnliches gilt, wenn auch in entsprechender Abwandlung, die im Wesen des Volkstanzes begründet ist, vom Volkstanz. Durch die Dreiheit von Wort, Ton und Bewegung, abgesehen von der Ausübungsmöglichkeit und der viel größeren Gebundenheit an einen Kreis von mehreren Ausübenden, ist die Stetigkeit der Überlieferung von vornherein

[59] Rich. Wolfram, Deutsche Vt., Meyers Bildbändchen, Nr. 32.

[60] Raim. Zoder, Volkst.-Arch.; Nass. Vt., 24 f., 32.

[61] Samml. d. Verf. aus Fränkisch-Crumbach.

[62] J. Gantz, Pfeifertag, Geradmer.

[63] Pfälzer Vt., Bd. 2 (im Druck).

[64] Der Jude i. Tanz der Landsch. Rheinfr. = Volk und Scholle, 16, 1938, 41 ff., 83 ff., 222 f. Raim. Zoder, „Judentänze" = Jahrb. f. Volksl.-Forschg., Bd. 2, 122 ff.

[65] Frdl. Mitt. v. Dr. Fr. Spieser, Hünenburg.

[66] E. Mandel hat sich um Sammlung, Erhaltung und Pflege von Volkslied und Volkstanz, besonders in Verbindung mit der Tracht des Hanauerlandes in langen Jahrzehnten verdient gemacht. Ich weiß mich ihm zu Dank verpflichtet.

Digitized by Google

weniger sicher. Und doch nötigt uns der vorliegende Tatbestand immer wieder Staunen ab, wie manches Mal noch der Zusammenhang mit sehr altem Brauchtum sichtbar wird. Alles in allem: Auch auf dem Gebiet des Volkstanzes findet sich bestätigt: Elsaß ist kerndeutsches Land. Und gerade der Zusammenhang mit den Nachbargebieten erhärtet es. Denn es zeigt sich der Übergang hinüber und herüber mit Baden, ebenso mit Pfalz und Lothringen, das jedoch hinsichtlich der Kenntnis seiner Tanzüberlieferung kaum über die ersten Anfänge hinaus gediehen ist. Und wer selbst einmal an der Grenze gesammelt hat, weiß sich auf Schritt und Tritt auf solche sachlichen — oft auch persönlichen — Beziehungen hingewiesen. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß uns bald die in Aussicht gestellte Sammlung elsässischer Volkstänze aus der Feder ihres besten Kenners geschenkt werde, damit nicht nur die Wissenschaft vom Volkstanz ein Stück weiterkomme, sondern auch aus heimischer Überlieferung bereitgestellt werde, was den Feierstunden zu gehaltvoller Art nach lebendigem Vätererbe verhelfen möchte!

Digitized by Google

Strohdecker und Strohdächer im Münstertal (Elsaß).

Von **Prof. Alfred Pfleger**, Straßburg.

Die abgeschlossene Lage des Münstertals mit seiner uralten Milch- und Weidewirtschaft drückte von jeher dem Leben der Talbewohner seinen besonderen Stempel auf. Diese Eigentümlichkeit äußerte sich nicht nur in der spartanisch einfachen Lebensweise und der selbstgesponnenen und selbstgewebten Dauerkleidung, sie prägte sich auch im Bau des Hauses und seiner Inneneinrichtung aus. Waren doch der haltbare Hausrat und alle Gebrauchsgegenstände mit Ausnahme des kupfernen Käskessels von der geschickten Hand des Hausvaters aus Holz hergestellt. Genau wie Tracht und Speise verriet auch die Art des Wohnens eine genügsame, aber doch behagliche Lebensführung. Die Steine zum Bauen lagen am Wege, der Wald lieferte Bauholz in Fülle, und auf den magern Bergäckerlein wuchs das kurze Roggenstroh für das schirmende Dach. Das Strohdach, das mit seinen graugrünen Tönen und weichen Linien sich der Berglandschaft anschmiegte wie dem Vogel die Federn, gab früher den Dörfern und Bergscheuern des Tales sein eigenartiges Aussehen. Die teure Ziegelbedachung konnten sich nur reiche Bergbauern und wohlhabende Käshändler leisten. Zudem wären die alten Lehmriegelwände und die leichten Dachstühle vielfach zu schwach gewesen, um ein schweres Ziegeldach zu tragen.

Heute sind die alten, malerischen Strohdächer und mit ihnen die ehrsame Zunft der Strohdecker ausgestorben. Einen unnachgiebigen Gegner fanden die strohgedeckten Häuser in der deutschen Verwaltung nach 1870, welche neue Strohbedachungen wegen ihrer Feuergefährlichkeit verbot. Sie konnte sich mit dieser Maßregel auf den Vorgang der elsässischen Städte berufen, die zum Schutze des Gemeinwohls schon frühe die Strohdächer im Stadtbilde einzuschränken suchten. So verbot das Straßburger Allmendbuch von 1427, „dehein nuwe schoubin oder rörin tach" zu machen[1]. Gleichmäßige Verordnungen treffen wir in den Schlettstadter Stadtrechten am Ende des 14. Jahrhunderts und in den Statuten von 1555, „daz niemanden kein scheüben dach oder werck in unserer statt oder vorstatt machen soll"[2].

Selbst zum Ausbessern schadhafter Strohdächer bedurfte es baupolizeilicher Erlaubnis, die nur der Kreisdirektor erteilen konnte. Auch nahmen die Feuer-

[1] Ch. Schmidt, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart. Straßburg 1901, S. 312.

[2] J. Geny, Schlettstadter Stadtrechte. Heidelberg, I (1902), S. 300.

Digitized by Google

versicherungsgesellschaften nur widerstrebend und mit erhöhten Prämien strohgedeckte Häuser auf. Die Brandgefahr wurde noch dadurch erhöht, daß auf den alten Strohdächern kein Kamin saß. Das Rauchloch des Kaminschoßes endigte schon auf dem Speicher unter dem Dach, der Rauch mußte sich durch die in den Giebelwänden angebrachten Rauchlöcher und durch die Ritzen verziehen. Durch das offene Kamin hätte es unten in die Feuergrube, wo Tag und Nacht das Feuer brannte oder unter der Asche schwelte, hineingeregnet, und das Feuer wäre erloschen, so daß man es mühsam mit Zundel und Stahl hätte wieder entfachen müssen. Rauch und Ruß beizten die Sparren, die Dachlatten und das Strohlager und verstärkten seine Haltbarkeit. Fing jedoch der Ruß einmal zu brennen an, war auch der Brand da. Und doch brannten in der guten, alten Zeit, da man nur den Kien- und Buchenspan zu Beleuchtungszwecken kannte, weniger Häuser ab als in der heutigen Zeit des elektrischen Lichts!

Der erbitterte Kampf gegen das Strohdach führte langsam, aber sicher zur Einführung des feuerfesten Ziegeldaches, zumal in den Jahren, als die wachsende Industrie Geld und Wohlstand unter die arme Talbevölkerung brachte. Auch trockene, futterarme Jahre räumten unter den Strohdächern auf. So verschwanden im heißen Sommer 1893, als die Hochweiden abstarben und bitterer Futtermangel eintrat, viele Strohdächer im Tal, indem man ihr Stroh zu Häcksel verschnitt und dem Vieh nebst Laubheu fütterte. Auf den Bergscheuern sah man bis zum Kriegsausbruch 1914 noch viele Strohdächer. Die danebenstehenden Melkerhäuschen und die großen Fermen auf den Melkerbergen, die jahraus, jahrein dem starken Hochwinde ausgesetzt sind, waren mit Schindeldächern abgedeckt. Die breiten, dicken Schindeln waren mit Balken und Steinen beschwert und standen mit ihrem warmen Grau in herrlichem Einklang mit den Farben der Hochgebirgslandschaft. Stroh- und Schindeldach schufen eine einheitliche Stimmung, die kein anderes Dachmaterial auch nur annähernd erreicht. Im erbarmungslosen Krieg sanken auch diese letzten Zeugen einer uralt bewährten Dachdeckkunst in Schutt und Asche. Seit dem Wiederaufbau leuchten nur noch knallrote Ziegeldächer oder blendendweiße Eternitdächer, die hart und häßlich in der Landschaft stehen, von den Bergscheuern und Melkerschöpfen zutal.

Es ist darum kein müßiges Unterfangen, bei Männern, die noch unter einem Strohdach geboren sind und selber beim Strohdecken mitgeholfen haben, sich nach dem Werkbrauch der alten Strohdecker zu erkundigen und ihre Erfahrungen für die Nachwelt zu retten, bevor auch sie ins Grab gesunken sind. Die nachstehenden Ausführungen fußen auf den zuverlässigen Angaben, welche mein Freund und Berater Theobald Sengele aus Sondernach im hintern Großtal gesammelt hat. Sein Gewährsmann war der achtzigjährige Matthias Spenle, Brüobe-Mathis genannt, der als Sohn eines Dachdeckers seinem Vater in der Jugend noch oft beim Strohdecken geholfen hat. Im Namen unserer Leser sei ihnen an dieser Stelle herzlich gedankt.

Als Werkstoff für die Strohdächer gebrauchten die Dachdecker das im Tal gewachsene dünne Roggen- oder Kornstroh, weil die schützende Decke davon dichter und haltbarer wurde als von dem gröber behalmten Weizen- und Gerstenstroh der Ebene. Haferstroh kam weniger in Betracht, weil der Hafer

Digitized by Google

als Futtermittel selten gebraucht wurde. Außer den Holzfuhrleuten und Botengängern hielten die Talbauern kaum Pferde. Ihr bestes und genügsamstes Trag- und Zugtier war der lastbare Esel, der keinen Hafer brauchte. Die Dichtigkeit der Lage eines Strohdaches überschritt selten 10 cm, das Höchstmaß war 12 cm. Bei dichteren Lagen bestand die Gefahr des vorzeitigen Faulens, weil die Strohhalme nicht so fest zusammengepreßt werden konnten. Die gebräuchlichste Dachform für das Bauernhaus war das in einem Winkel von 47 Grad geneigte, steile Satteldach mit bretterverschaltem Giebel. Das Krüppelwalmdach war dem bessern Bürgerhaus vorbehalten. Die Schindeldächer auf den sturmgepeitschten Melkerbergen besaßen einen viel größeren Neigungswinkel, damit der Wind besser über sie hinstreichen konnte und keine Angriffsflächen fand.

Jedes Dorf hatte seine geschulten Strohdecker. Neben diesen fand manch armer Talbauer oder Taglöhner eine lohnende Nebenbeschäftigung beim Dachdecken. Ihr Handwerksgeschirr war äußerst einfach. Es bestand aus einer kurzen Leiter nebst einem fingerdicken Doppelhaken aus Eisen, um sie aufzuhängen, dem sogenannten Deckscheit und dem Knecht. Das Deckscheit war ein handliches, 80 cm langes und 20 cm breites Brett mit einem hölzernen Handgriff auf der Oberseite. Die Unterseite war mit rechtwinklig eingeschnittenen Rillen versehen, so daß das Brett im Querschnitt das Aussehen einer Säge hatte. Es diente zum Glattstreichen des aufgelegten Strohes. Vor dem anderorts benützten, bürstenartig mit Eisenstiften besetzten Deckbrett hatte es den Vorzug, die Strohhalme nicht zu zerreißen[3]. Der „Knecht", der beim Ausbessern eines Strohdaches diente, war ein meterlanger Holzbogen von 8 cm Breite und 3 cm Dicke; er wurde unter die noch brauchbare Strohschicht gestellt, um eine neue Lage darunter schieben zu können.

Der Strohdecker begann seine Arbeit an der untersten Dachkante auf der linken Seite. Bei seiner Ankunft mußte das zur Bedachung notwendige Stroh fertig hergerichtet sein. Eine ausgedroschene Garbe wurde in der Tenne mit einem groben Holzkamm gereinigt und an beiden Enden gerade zugeschnitten. Solch ein gebrauchsfertiger Bund hieß ein „Schoi". Schoi ist die Münstertäler Dialektform für Scheib, Schoib, hochdeutsch der Schaub und bezeichnet daselbst ein Bündel gereinigtes Dachstroh. Das heute veraltete Wort Schaub (ahd. scoub, mhd. schoup) gehört zur Wurzel schieben und heißt eigentlich das Zusammengeschobene, dann die Garbe, der Strohbund. Wir hörten oben schon vom Verbot der „schoubin und scheüben Dach", der Strohdächer. In der Predigt über den „Bilger" (1494, 62b) spricht Geiler vom Kloster des hl. Bernhard, das „was mit Schouben gedeckt, wenn etwan buwet man vor zyten clöster mit grosser einfalt, die woren von holtz, von leymen und des glichen gemacht und mit strow oder schouben gedeckt". Das alte Wort finden wir noch in dem Schaubhut, elsässisch Scheiwehuet. So heißt der große, runde Strohhut, wie ihn früher die Bäuerinnen auch im Münstertal zum Schutz gegen die Sonne trugen[4].

Als erste Arbeit wurde auf die äußerste Dachlatte am Giebelrande, die

[3] K. Bartels, Der Straudeck, in: Mein Heimatland, 19 (1932), S. 254 f.

[4] Martin-Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Straßburg 1899, 2. Bd., S. 386. — Ch. Schmidt, a. a. O., S. 312.

Digitized by Google

sogenannte Pfette, ein 10 cm dicker Strohwulst mit „Dachbain", d. i. Dachbändern aus zähen, fingerdicken Tannenreisern festgebunden. Der größeren Bieg- und Schmiegsamkeit wegen wurden die Dachbänder wie Weidenruten gedreht und schon in der arbeitsarmen Winterzeit hergestellt. Waren sie bei ihrer Verwendung zu hart und trocken, so wurden sie wie die Bandweiden der Winzer oder die Hopfenseile der Hopfenbauern zum Weichen in fließendes Wasser gelegt und wohl auch mit dem dicken Ende, der Krücke, in einen Hafen kochenden Wassers gesteckt.

Dann wurde der erste Schoi über die untersten Dachlatten gebreitet und gleichmäßig verteilt. Darauf kamen im Abstand der Dachlatten die sogenannten Dachgerten zu liegen, die an drei Stellen mit Dachband festgebunden wurden. Dabei wurde die dicke Krücke und das dünne Ende des Dachbandes unter die Dachgerte gestopft, damit das Band sich nicht aufdrehen konnte. Diese Dachgerten bestanden aus kerzengrad gewachsenen Haselschössen von 1 m bis 1,30 m Länge und 2 cm bis 2,5 cm Dicke. Sie waren an beiden Enden zugespitzt und lagen über den Dachlatten rechtwinklig auf dem Stroh.

Die Dachlatten selbst waren starke Tannenäste von 5 bis 7 cm Durchmesser, welche mit der flachgeschnitzten Unterseite auf den Dachsparren auflagen und mit hölzernen Nägeln darauf festgenagelt waren. Zu diesem Zwecke mußten Latten und Sparren angebohrt werden, in die Löcher wurde dann der vierkantig zugespitzte, kopflose Nagel so eingetrieben, daß er nirgends vorstand. Für das alte Münstertäler Haus war das Fehlen jeglicher Eisenteile kennzeichnend, alles, sogar die Türschlösser, Fallen und Klinken waren aus Holz. Wer das weiß, versteht folgendes Geschichtchen von dem bekannten Brüobe-Martla[5]. Als ihn einer von Münster fragte, in welchem Teil von Sondernach er wohne, sagte er: „Im Brüobe. Ir fänge 's Hisala güet, as isch ga(n)s vu Holz, aß di Stuwedürfall nit. Di isch vum a Kien-Naschte."

War nun die untere „Leita" (Legte, Lage) in Meterbreite festgebunden, wurde der nächste Schoi darüber gelegt und gleichermaßen mit drei Dachgerten und drei Dachbändern befestigt. Dieser Handgriff wiederholte sich bis hinauf zum Dachfirst. Dabei mußte peinlich darauf gesehen werden, daß die Enden der verschiedenen Strohlagen gleichmäßig verteilt waren, um eine ebene Dachhaut zu erhalten. Zu diesem Zwecke bediente sich der Strohdecker des oben beschriebenen „Deckschitts". Auf seiner kurzen Leiter stehend oder liegend, nahm er sein Deckscheit in die Linke und schlug damit auf die Oberseite der noch lose gebundenen Strohschicht, die senkrechten Zackenflächen nach unten, die schiefen nach oben gerichtet. Damit glättete er den aufgelegten Schoi, so daß sich Halm an Halm schmiegte und die Dachgerte der unteren Lage ganz verdeckt wurde. Dadurch kam eine vollständig ebene Dachfläche zustande. Ebenso verfuhr er mit den Anfangsbunden am Dachende der Giebelseiten. Da wurden oft zwischen die Lattenenden noch Dachgerten eingeflochten und mit

[5] Der Brüobe-Martla war ein bekanntes Münstertäler Original. Mit seinem rechten Namen hieß er Martin Spenle (1808—1862). Sein Vaterhaus liegt hinter Sondernach-Landersbach im Brobachtälchen am Fuße des Brobachrückens. Wegen seines Mutterwitzes ist er der typische Vertreter des Münstertäler Bauernwitzes. — Siehe meine kleine Anekdotensammlung „Der Brüobe-Martele von Sondernach", in: Der Hinkende Bote, 240. Jahrgang, Kolmar 1926, S. 51 ff.

Digitized by Google

der Strohschicht zusammengebunden, um dem Dachende größere Haltbarkeit zu verleihen.

Die kurze Leiter, die der Strohdecker bei der vorwärts schreitenden Arbeit gebrauchte, wurde mit einem fingerdicken, eisernen Doppelhaken, dem Dachhaken, an einer Dachlatte aufgehängt. Darauf stand, lag oder kniete der Decker, wie es die Umstände gerade erforderten. War er am First des Daches angelangt, begann der schwierigste Teil der Arbeit. Der Dachfirst mußte mit besonderer Sorgfalt hergestellt werden, da dieser Teil des Daches den Unbilden der Witterung am meisten ausgesetzt ist. Gelingt es dem Sturm, in den Dachfirst eine Bresche zu legen, kann er ganze Stücke der Dachfläche wegreißen. Um den First widerstandsfähig zu machen, legte der Strohdecker einen langen Schoi auf, bog ihn auf der andern Seite herunter und befestigte ihn auf beiden Seiten mit Dachgerten. Während diese sonst von dem übergreifenden Stroh verdeckt waren, kamen über die Firstleite noch zwei parallel verlaufende, ungefähr 8 cm dicke Strohwülste zu liegen, welche für sich gebunden waren und die zwei obersten Dachgerten teilweise verdeckten. So waren die beiden Dachseiten fest zusammengeschweißt.

Wenn die ganze Dachbreite gedeckt war, wurden die spitzen linken Enden der Dachgerten in die fertige Strohschicht hineingesteckt. Ebenso wurden sie bei der Anfangsschicht in die längs der Giebelseite laufenden Strohbünde verankert. Der gleiche Handgriff wiederholte sich, wenn die andere Giebelseite des Daches erreicht war, auch da wurden die Endspitzen der Dachgerten in die abschließenden Strohbünde eingesprießt. Nun sind die beiden Langseiten des Satteldaches gedeckt, das neue Strohdach ist fertig.

Ein sorgfältig gearbeitetes Strohdach hielt so ziemlich seinen Besitzer aus. Man schätzte seine Lebensdauer auf 20 bis 30 Jahre. Selbstverständlich mußte es genau so wie ein Ziegeldach instand gehalten und stellenweise ausgebessert werden. Unter dem Einfluß des rauhen Klimas verzogen und verbogen sich Dachsparren und Dachlatten. Dadurch bildeten sich die ein Malerauge entzückenden krummen Firstlinien, die Höcker und Buchten, in denen Licht und Schatten wahre Farbenschwelgereien feierten. Dem Eigentümer allerdings bereiteten diese malerischen Unebenheiten mehr Sorge als Freude. In den Vertiefungen blieb das Regenwasser stehen und wuchs neben dem dichten Moospolster eine üppige Dachflora, welche die darunterliegende Strohschicht in Fäulnis setzte. Solche Stellen mußten entfernt und ersetzt werden.

Das Ausbessern eines schadhaften Strohdaches war nicht so einfach, wie ja gemeiniglich Flickarbeiten umständlicher und zeitraubender sind als die Herstellung eines neuen Gebrauchsgegenstandes. Der Strohdecker mußte zuerst die Dachgerten und Dachbänder lösen und die verdorbene Strohlage sorgfältig entfernen. Dann wurde die obere Schicht etwas gehoben, um darunter einen neuen Schoi zu schieben und auf die Dachlatten gleichmäßig zu verteilen. Dazu diente der sogenannte „Knecht". Diesen Bogen stellte der Decker unter die noch brauchbare Strohschicht und schob die neue Lage in die so gebildete Höhlung, bis die Lücke kunstgerecht abgedichtet war. Das Befestigen der Dachgerten und das Binden mit Dachbändern erheischte eine große Übung und Handfertigkeit. War die „Dachpfatt", die mit den Dachsparren parallel verlaufende Endlatte, an der Giebelseite verfault, wurden die Dachgerten um die

Digitized by Google

Kopfenden der Latten geflochten. Als Regenkraufen verwendete man halbrunde, ausgehöhlte Holzkäner (Kandeln).

Unangenehm für den Strohdecker war das Flicken eines Daches, in dem sich die stechlustigen Wespen eingenistet hatten. Diese Arbeit zählte zu den Schattenseiten des Handwerks und erforderte sinnreiche Kriegslisten, da man dem Gezieser mit Feuer nicht beikommen konnte. Heikel war auch das Ausbessern eines Bergscheuerdaches, daran mehrere Besitzer teilhatten, die über die Notwendigkeit der Wiederherstellung uneins waren. So half der Brüobe-Martla, der nebenbei auch das Dachdeckerhandwerk ausübte, eine Bergscheuer ausflicken, an welcher der Maire und Adjunkt teilhatten. An der Vorderseite des Adjoints waren die Dachsparren faul, an der rückwärtigen Dachhälfte des Herrn Maire die halben Dachlatten versport. Da stieß der Martla einen kräftigen Fluch aus und sagte: „Hiatz (jetzt) wann der Prasakt a dar Schir noch teil hatt, tat se volls zsamma rumpla!"

Am meisten freuten sich die Kinder, wenn die Strohdecker anmarschiert kamen, denn bei dieser Gelegenheit war der magere Familientisch etwas reichlicher gedeckt als gewöhnlich. Zur Veranschaulichung sei noch eine Anekdote des Brüobe-Martla gestattet. Er beklagte sich bitter bei seiner Frau, daß er bei einer Dachreparatur sehr schlecht verpflegt worden sei. Er bekam wohl ein schlechtes Frühstück mit Kas un Brüot und wieder Brüot un Kas zuem Zoweasse (Mittagsmahl), aber kein Zehnerstückla, kein Viereistückla und kein Nachtassa. „Do gat i nimm annegieh", meinte seine Frau, „was sin das für Hungerlider?" „E grad dü bischs gse, dü Katzer!", entgegnete ihr der Martla.

Die alte Strohbedachung hat sich durch Jahrhunderte hindurch bewährt. Es gibt kein besseres Dach. Über seine Vorzüge sind sich urteilsfähige Männer, die Bauern sowohl wie die Leute vom Baufach, alle einig. Im Winter hielt es warm und im Sommer kühl. Für Regen und Schnee war es undurchlässiger als das Ziegeldach. Der Sturm war dem dicken Strohbelag nicht so gefährlich wie den zerbrechlichen Ziegeln. Die Temperatur darunter war gleichmäßiger. Das Heu war besser eingelagert, feucht eingebrachtes Futter wurde gut trocken, allzu dürres Heu und Öhmd nicht spröde. Le toit isotherme par excellence, das gleichmäßig wärmende Dach im wahrsten Wortsinne nennt es die dem guten und schönen Wohnen gewidmete Nummer der Pariser Zeitschrift „L'Illustration"[6]. Deshalb deckten auch die alten Brauereien und Fabrikherren ihre Eiskeller mit Stroh ab. Sein einziger und größter Fehler ist die Feuergefährlichkeit. Indem man sich einseitig auf den Nützlichkeitsstandpunkt stellte, übersah man im Kampfe gegen das Strohdach, daß es nicht nur das beste, sondern anerkanntermaßen auch in schönheitlicher Hinsicht das schönste aller Dächer überhaupt ist, dessen warme Pelzkappe mit ihren braungelben oder silbergrauen und grün patinierten Tönen sich jeder Landschaft harmonisch anpaßt. Nicht umsonst haben die Sommerhäuser der reichen Holländer die Schönheit des alten Strohdaches mit der Zweckmäßigkeit behaglichen Wohnens vereint. Wissenschaft und Bautechnik haben Mittel gefunden, das Strohdach gegen das Feuer zu schützen.

Man darf also nicht unbedingt behaupten, daß das Strohdach im Zeit-

[6] L'Illustration. Paris, 97. Jahrgang 1939, Nr. 5020.

Digitized by Google

alter des technischen Fortschritts sich überlebt hat. In Frankreich ist es durch keine gesetzliche Verordnung verboten, wenn auch sein Bestand von Tag zu Tag zurückgeht. Für seine frühere Verbreitung zeugt der Sprachgebrauch. Hat doch das Wort chaume im Sinne von Strohdach der Hütte des Armen den Namen chaumière gegeben. Das Sprichwort „une chaumière et un coeur" zeigt, daß auch unter der strohgedeckten Hütte Raum ist für ein glücklich liebend Paar. Die in der „Illustration" veröffentlichte Dächerkarte Frankreichs belegt heute das Strohdach nur noch strichweise in den Küstenländern und in den Gebirgsgegenden des Massif Central, der Savoie und den Alpen. Im Elsaß ist es bis auf spärliche Reste im Breusch-, Weiß- und Fechttal ganz verschwunden. Ich selbst kenne nur noch zwei alte, strohgedeckte Bergscheuern im Münstertal, die eine im Erschlitt hinter Eschbach, die andere im Ammelbachtälchen zwischen Münster und Hohrod. Doch auch das baufällige Ammelsbachschirle ist auf der Nordseite schon zu zwei Dritteln mit den unschönen Falzziegeln abgedeckt. Von vorne gesehen, wirkt aber die alte Bergscheuer mit den weißgetünchten Wänden, der schwarzbraunen Holzverschalung und dem graugrünen Strohdach wie ein verwunschenes Häuschen aus alten Zeiten. Wir verstehen daher den Wunsch eines modernen Architekten, der sein Loblied auf das alte Strohdach mit den Worten schließt: „Das Strohdach muß wieder Mode werden!"

Digitized by Google

Die Zierscheiben zu Ledergehängen und ihre alemannisch-fränkischen Vorstufen.

Ein Beitrag zu altelsässischem Brauchtum.

Von **Adolf Riff**, Straßburg,
Konservator des Elsässischen Volkskunst-Museums Straßburg.

Das Elsässische Volkskunst-Museum in Straßburg besitzt fünfzehn durchbrochene Zierscheiben, die in Form, Dekorationsweise und Verwendungszweck eine einheitliche, bemerkenswerte Gruppe heimatlicher Volkskunst darstellen.

Es handelt sich um runde oder ovale Messingscheiben, welche an ihrem oberen Teile zwecks Befestigung an einem Gürtel zu einem Haken umgebogen sind und am unteren Teile eine querrechteckige oder rautenförmige Öffnung tragen. Man hatte sie bisher als einfache Schlüsselhaken erklärt, unter Außerachtlassung der Tatsache, daß der dazu notwendige Haken am unteren Teile ja hier fehlt; vielmehr werden wir im Folgenden nachweisen, daß es sich um Zierscheiben zu eigenartigen Ledergehängen handelt.

Diese Scheiben wurden in den Jahren 1904—1908 dem Elsässischen Volkskunst-Museum von dem verdienstvollen Volkskundeforscher Dr. Kassel überwiesen, der sie in den Ortschaften in der Umgegend von Hochfelden im Unterelsaß gesammelt hatte. Ein weiteres Stück schenkte Dr. Kassel unserem Museum im Jahre 1918 mit der genauen Herkunftsbezeichnung „Hohfrankenheim" (gleichfalls bei Hochfelden). Der eigentliche Verwendungszweck war jedoch selbst einem so tüchtigen Kenner altelsässischer Volkskunde wie Dr. Kassel unbekannt geblieben. Vielmehr wurde dieser erst klar als ich 1932 das gleichfalls von Hohfrankenheim stammende prächtige Ledergehänge von 1845 für unser Museum erwerben konnte (Inv.-Nr. XXXII, 25).

Die Scheiben selbst, von denen einige bemerkenswerte Exemplare hier in Abb. 1a—i wiedergegeben sind, zeigen als Verzierung durchbrochene Muster mannigfacher Art, welche gestatten folgende Hauptgruppen zu unterscheiden:

1. Ovale Scheiben. Die durchbrochene Verzierung setzt sich zusammen aus Drei- und Vierecken sowie aus Herzmotiven, welche zu Gruppen zu zwei oder vier zusammengestellt sind. Auf einer der Scheiben finden sich die Initialen M C L, auf andern A—SCH—1804. 18—CAR—21. MAC—DI—1845 (Abb. 1a—b).

Digitized by Google

Abb. 1. Zierscheiben aus Messing zu altelsässischen Ledergehängen. Volkskunstmuseum der Stadt Straßburg.

Digitized by Google

Zwei weitere Scheiben, welche zu dieser Gattung gehören, bieten die eine die Form eines Hufeisens mit den Werkzeugen des Hufschmiedes und die Initialen M B, die andere eine Rosette (Abb. 1c).

2. Runde Scheiben von einer stilisierten Blüte gekrönt und mit Handwerkerzeichen verziert, z. B. einem Pflug, einem Mühlrad, einem Stiefel, einer Schere mit Bügeleisen. Der Haken dieser Stücke ist aus Stahl und mit Nieten an der Scheibe befestigt (Abb. 1d, f).

3. Runde Scheiben, etwas weniger sorgfältig als die vorigen hergestellt und folgende Motive zeigend: a) Eine Bäuerin am Butterfaß. Die untere querrechteckige Öffnung ist abgebrochen. — b) Große Initiale M. Eiserner Haken wie bei Gruppe 2 (Abb. 1g, h).

4. Ovale Scheiben in Kartuschenform. C-förmige Bogenmotive (Abb. 1h).

5. Runde Scheibe in Kartuschenform. Die durchbrochenen Muster in Form von verschlungenem Bandwerk, außerdem in Gravierung: M. A. C. — DI — 1845 (Abb. 1e). Es ist dies die jüngste der datierten Scheiben; sie befindet sich noch am ursprünglichen, reichverzierten Ledergehänge befestigt.

In technischer Hinsicht sind die Scheiben zunächst in ihrem Umriß aus etwa 2 mm dicken Messingplatten geschnitten, hierauf wurden die Ornamente herausgefeilt; Spuren der Verwendung dieses Werkzeuges sind an verschiedenen Stellen sichtbar. Zu dieser Verzierungsweise tritt zuweilen noch eine solche durch Gravierung und Punzierung.

Die Scheiben mit Handwerkergerät (Abb. 1d, f), zeigen z. B. am Rand entlang eine Reihe von Punkten, die eingepunzt sind. Die Scheibe mit dem Stiefel weist kleine, eingepunzte Dreiecke und Rosetten auf, verschiedene Verzierungsweisen, welche wahrscheinlich auf verschiedene Werkstätten hinweisen.

Die datierten Stücke von 1804, 1821 und 1845 lassen als Entstehungszeit die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts erkennen. Die ähnliche, aber feiner ausgeführte Scheibe mit den Initialen M C L dürfte etwas älter sein; sie mag noch dem Ende des 18. Jahrhunderts angehören. Das jüngste Stück, 1845 datiert, ist von gröberer Ausführung.

Wir stellen also auch hier fest, daß wie so oft, Erzeugnisse der Volkskunst noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts schön und geschmackvoll gearbeitet werden, dann aber eine weniger sorgfältige Ausführung der Formen und Verzierungsweisen eintritt.

Nur einige Scheiben, vier Stück von fünfzehn, weisen keinen individuellen Charakter auf, die übrigen zeigen durch Initialen, Jahreszahlen, Handwerksgerät, daß sie auf Bestellung hergestellt worden sind.

Welches ist nun der genaue Zweck dieser eigenartigen Scheiben, welche wir im Brauchtum verwurzelten Dorfhandwerkern zu verdanken haben?

Das vollständige, überaus seltene Ledergehänge von 1845 (Abb. 2) zeigt uns die eigentliche Verwendungsart. Bei diesem Stück ist an der unteren querrechteckigen Öffnung ein 7,5 breiter und 56 cm langer Lederriemen befestigt, der im unteren Drittel in zwei Streifen ausläuft. Dieser Lederriemen ist auf ganz eigenartige Weise verziert. Er ist mit feinen Pergamentstreifen, mit grünen, roten und gelben Verzierungen förmlich ge-

Digitized by Google

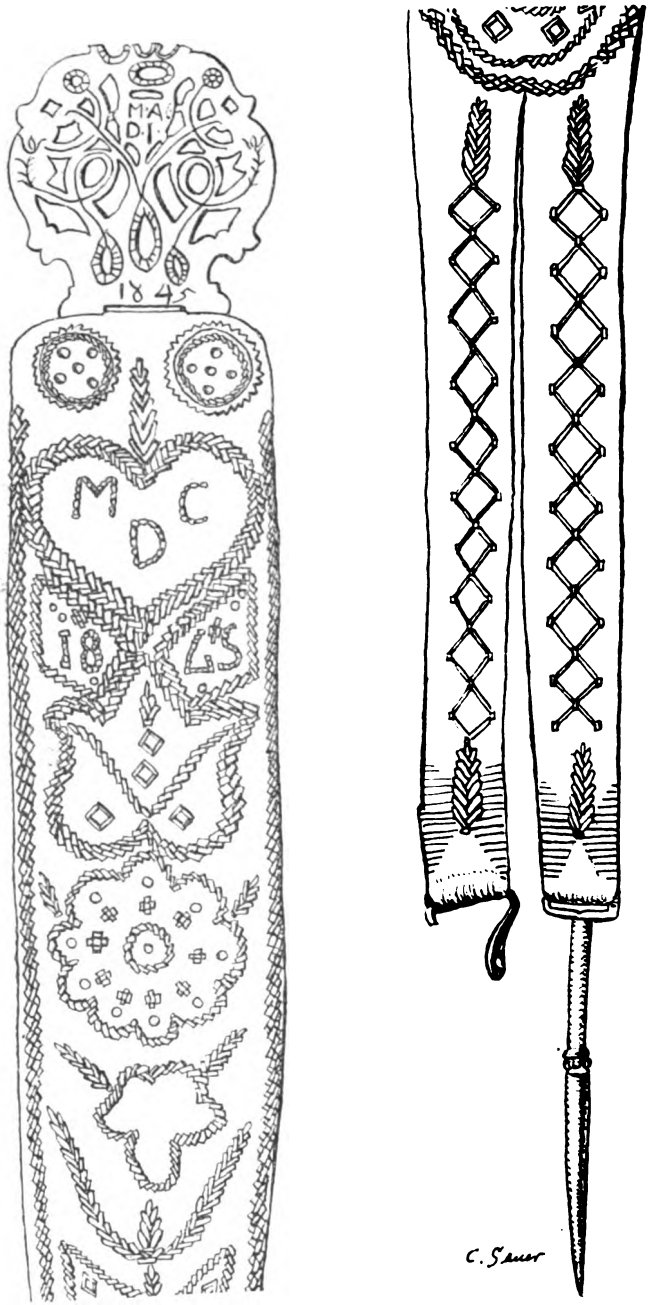


Abb. 2. Ledergehänge mit Zierscheibe von 1845. Hohfrankenheim (Unterelsaß). Gesamtlänge 75 cm. Elsässisches Volkskunstmuseum, Straßburg.

Digitized by Google

stickt. Von oben nach unten finden wir: zwei Rosetten, ein Herz mit den Initialen M—C—D, zwei Blätter mit den Jahreszahlen 18—45, weiter eine Tulpe, eine große Rosette, endlich mehrere Blattmotive. An einem der Lederenden hängt ein kleiner Wetzstahl, am andern befindet sich der Rest eines Ringes, an dem ohne Zweifel ein Messer hing, denn nur so erklärt sich das Vorhandensein des Wetzstahles.

Der reiche Schmuck dieses Ledergehänges, seine steife, wenig praktische Ausführung läßt uns vermuten, daß es sich nicht um ein Gerät zum täglichen Gebrauch, sondern um eine Art Prunkstück handelt. Wir vermuten, daß diese Stücke auf besondere Bestellung hergestellt wurden, darauf weisen Namensbuchstaben und Jahreszahl hin, um als Geschenk, etwa als Hochzeitsgabe dargebracht zu werden. Wir haben also ein Schmuckstück zur weiblichen Tracht vor uns, eine Art Abzeichen der Bäuerin als Hausfrau.

In der von Prof. Hans Reinerth herausgegebenen Zeitschrift „Germanenerbe" (VI, 1941, S. 86) finde ich hierzu in einem Aufsatz von O. W. v. Vacano über „Der altschwäbische Totengarten von Altstätten im Allgäu" noch folgende bemerkenswerte Parallele:

„Für Niederschwaben ist uns noch im letzten Jahrhundert eine Hochzeitstracht überliefert, an der ein schöner glänzender aus kleinen Messingschildchen und Messingschuppen gebildeter Gürtel nicht fehlen darf, an dem ein Sackmesser angebracht ist."

Es mag uns heute eigentümlich und sogar unbequem erscheinen, daß Frauen ein Messer herabhängend tragen. Es handelt sich aber anscheinend um eine alte Sitte, denn auf vielen Kupferstichen des 15. bis 18. Jahrhunderts sehen wir auf Trachtenbildern Bäuerinnen und Hausfrauen der Stadt mit einem derartigen Messer versehen. So z. B. bei Martin Schongauer auf dem bekannten Blatt „Heimkehr vom Markt", oder in den Trachtenfiguren des Straßburger Verlegers F. W. Schmuck (1690).

Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß derartige gestickte Ledersachen im Elsaß sehr selten sind. Die reichen Sammlungen unseres elsässischen Volkskunst-Museums besitzen nur ein zweites Beispiel dieser Art, einen Ledergürtel von 6 cm Breite, der in ganz ähnlicher Weise in grün und rot mit stilisierten Rosetten, Tulpen und Vierecken gestickt ist.

Die Zierscheiben mit Ledergehänge scheinen hauptsächlich in der Umgegend von Hochfelden, 25 km nordwestlich von Straßburg, im Gebrauch gewesen zu sein. Es ist dies der Mittelpunkt einer reichen Ackerbaugegend, die durch schöne Erzeugnisse der Volkskunst und namentlich durch den Reichtum der weiblichen Tracht bekannt ist. Sie wurden wahrscheinlich durch Gießer in Hochfelden hergestellt, während das reichbestickte Ledergehänge von geschickten dortigen Sattlern hergestellt wurde. Durch eine persönliche Umsprache bei den Sattlern des Ortes habe ich versucht, Genaueres über diese gestickten Ledersachen zu erfahren, aber keiner derselben, welche noch für die bäuerliche Kundschaft der Umgegend arbeiten, kannte diese Technik. Dies darf uns jedoch nicht überraschen, denn drei Generationen trennen uns von der Zeit, da vielleicht die letzten bestickten Ledergehänge im Elsaß hergestellt wurden.

Die einzelnen Scheiben des elsässischen Museums sind also nicht als solche für sich benutzt worden, sondern

Digitized by Google

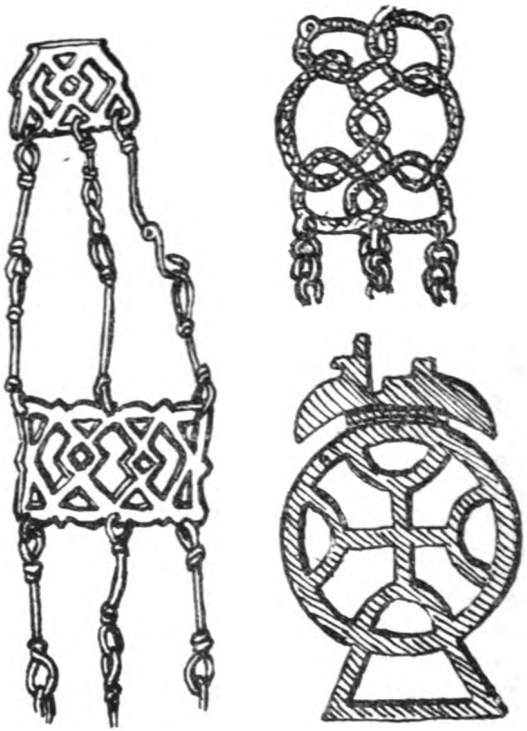


Abb. 3. Oberer Teil eines alem.-fränk. Kettengehänges von Wettolsheim (Oberelsaß). Vor- und Frühgeschichtsmuseum, Straßburg. — Abb. 4. Ähnliches Stück von Altheim (Württemberg). — Abb. 5. Zierscheibe von Oberhausen (Baden). Museum, Offenburg.

sie stellen nur den metallischen Teil eines reicheren Ganzen dar, des Ledergehänges mit Messer und Wetzstahl. Ihre enge Verwandtschaft untereinander in Form und Verzierungsweise und vor allem die querrechteckige oder rautenförmige Öffnung im unteren Teil lassen erkennen, daß auch an ihnen ein derartiger Lederriemen befestigt war.

Sie beweisen, daß es sich bei unserem vollständig erhaltenen Ledergehänge nicht um eine einzelne Erscheinung, sondern um ein Erzeugnis zu einem verbreiteten Brauchtum handelt[1]. Daß wir bisher nur ein vollständiges Exemplar, dagegen eine ganze Anzahl einzelner Zierscheiben angetroffen haben, ist leicht erklärlich: Die Zierscheiben aus Messing, von denen wohl auch ältere umgegossen worden sind, werden leichter der Zerstörung entgangen sein als die Lederriemen, welche vielleicht anderweitig Verwendung finden konnten, oder weil beschädigt nicht aufgehoben wurden.

Wichtig wäre es festzustellen, ob derartige Zierscheiben auch im Badischen

[1] Vgl. F. Herrmann, Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen: Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 6, 1932, 104 ff.

Digitized by Google

vorkommen. Obwohl solche anscheinend in keiner der dortigen volkskundlichen Sammlungen sich befinden, scheint ein im Offenburger Museum unter den frühgeschichtlichen Funden befindliche Scheibe aus Oberhausen zu dieser Gruppe zu gehören. Bei Wagner, Funde und Fundstätten (1911), II., S. 174, in ihrer Längenausdehnung waagrecht abgebildet (danach unsere Abb. 5), wird sie als Hafte aus Bronze zu einem Gürtelhaken, vielleicht „fränkisch", beschrieben. Sie ist kreisförmig und zeigt als Durchbruchmuster vier Halbkreise, welche durch ein Achsenkreuz verbunden sind. Nun sind aus dem reichen Fundmaterial aus alemannisch-fränkischer Zeit keine derartigen Haften bekannt. In senkrechter Lage aber ähnelt dieses Stück ganz unseren Zierscheiben, besonders mit der rautenförmigen Öffnung am unteren Teile, wobei es schwer fällt diese Scheibe zu datieren; möglicherweise stellt sie mit ihren primitiven Ziermotiven eine ältere Form unserer Zierscheiben dar.

Und nun ist es sehr aufschlußreich festzustellen, daß wir einen ganz ähnlichen Schmuck bereits in alemannisch-fränkischer Zeit in Form der sogenannten Kettengehänge kennen, wie sie in Frauengräbern Südwestdeutschlands mehrfach gefunden worden sind.

Unser Vor- und Frühgeschichtliches Museum in Straßburg besitzt aus einem reichen Frauengrab von Wettolsheim im Oberelsaß ein derartiges Stück, das wir hier zum Vergleich wiedergeben (Abb. 3) nach R. Forrer. Anzeiger für Elsässische Altertumskunde, 1927. An einer rautenförmigen mit drei- und viereckigen Durchbruchmustern versehenen Bronzescheibe hängt an drei kurzen Drahtkettchen eine zweite analoge Zierscheibe, von der wiederum drei diesmal längere Kettchen hängen, an deren Ende in Ringen schlüsselartige Stifte, offenbar symbolischer Art sich befinden. Ähnliche Zierscheiben mit Kettengehängen sind in Baden z. B. in Wiesental[2] und in Württemberg (Abb. 3) gefunden worden. (W. Veck, Die Alemannen in Württemberg, 1935, Tafel 43, 44.) Die Verwandtschaft dieser alemannisch-fränkischen Kettengehänge mit unserem Ledergehänge ist augenscheinlich. Hier wie dort eine Zierscheibe zum Anstecken an den Gürtel mit ganz ähnlicher Verzierungsweise in Gestalt von durchbrochenen Mustern: Drei- und Vierecke, zu denen bei unseren Stücken noch das der Volkskunst geläufige Herzmotiv und später dann noch andere Motive treten. Weiter das Kettengehänge, an deren Ende der Frau dienliche Geräte, in unserem Falle, das Ledergehänge mit Messer und Wetzstahl.

Wir haben also hier im Elsaß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in dieser bäuerlichen Schmuckform noch das Fortleben eines Brauchtums, das bis in die alemannisch-fränkische Zeit zurückgeht.

[2] Wagner, Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden (1911), II, 185.

Digitized by Google

Weihnachtsbaum und Christkind im alten Elsaß.

Mit besonderer Berücksichtigung des Altstraßburger Weihnachtsbrauchtums.

Von **Prof. A. Pfleger**, Straßburg.

Die ältesten Zeugnisse über das Auftreten des Weihnachtsbaumes weisen auf oberrheinisches Gebiet, genauer nach dem mittleren Elsaß[1]. Über die Herkunft dieser schönen Volkssitte sind sich die Forscher noch nicht ganz einig, da wir aus älterer Zeit keine schriftlichen Belege besitzen. Aus dem 15. Jahrhundert haben wir einige spärliche Nachrichten, wenn wir in den winterlichen Tannenmaien, womit die alten Elsässer ihre Weihnachtsstuben schmückten, einen Vorläufer des Weihnachtsbaumes sehen wollen. Der Dichter des „Narrenschiffs", Sebastian Brant (1494) eifert gegen diesen Volksbrauch:

Wer nit gryen tann riß steckt in syn huß,
Der meynt, er leb das jor nit vß.

Kurz darauf geißelt Geiler von Kaysersberg in der „Emeis" (1508) ebenfalls das „dan reiß in die stuben legen" als einen heidnischen Brauch.

Auch die Weihnachtsbescherung können wir für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts im Elsaß belegen. Der biedere Hagenauer Schulmeister Konrad von Dangkrotzheim führt in seinem „Heilig nambuoch" (1435) die alten Kinderfeste St. Nikolaus und Weihnachten auf. Zum Nikolaustag verkleiden sich die Schüler nach altem Brauch und am Weihnachtsabend werden sie beschenkt:

Darnoch so kumet der wihenachtobent,
das erberlüte zuo hantgift gobent,
einig latwerige, einig lebekuochen
und beginnent balde herfürher suochen
eime ein par hosen, eime zehen guldin[2].

Zwar spricht Dangkrotzheim nicht von einer Kinderbescherung, wenn auch die süße Latwerge und die Lebzelten für Kinderherzen berechnet sind. Wenn er

[1] J. Geny, Altelsässische Weihnachtsbräuche: Illustrierte elsässische Rundschau. Straßburg, 4, 1902, 120 ff. — A. Pfleger, Die Wiege des Christbaums: Elsaßland, 1, 1921, 95 ff., und: Elsässische Weihnacht, herausgegeben von J. Lefftz und A. Pfleger. Gebweiler 1931, 57 ff.

[2] Konrad v. Dangkrotzheim, Das heilige Namenbuch, herausgegeben von K. Pickel. Elsässische Literaturdenkmäler aus dem 16. bis 17. Jahrhundert, I. Band. Straßburg 1878, 91 ff.

Digitized by Google

aber einige Verse weiter von der „milten Bechte" (Perchta) spricht, die in den Weihnachtstagen umzieht, denken wir unwillkürlich an die Ahnfrau unseres Christkinds.

Im 16. Jahrhundert häufen sich die aus dem Staub der Archive ausgegrabenen Dokumente, die vom grünen Weihnachtsbaum reden. Für die Jahre 1521, 1546, 1555, 1557, 1567 bezeugen trockene Rechnungsberichte für Schlettstadt, daß die städtischen Förster eine bestimmte Zulage erhielten, um in den Stadtwaldungen die Weihnachtsmaien zu hüten oder zu hauen. Ähnlich war es im Ober-Elsaß. Eine Waldordnung der Stadt Ammerschweier von 1561 bestimmt, daß jeder Bürger auf Weihnachten eine 8 Schuh lange Tanne fällen darf. In Türkheim taucht 1597 der erste mit Papierrosen, Äpfeln und Hostien geschmückte Tannenbaum auf. Eine ausführliche Beschreibung einer Christbaumfeier auf der Schlettstadter Herrenstube im Jahr 1600 liefert die Chronik des Spitalschaffners Balthasar Beck. Der mit leichtem Backwerk und Äpfeln gezierte Tannenbaum ist unserm heutigen Weihnachtsbaum nicht gar unähnlich, es fehlen bloß die Kerzen.

In Straßburg ist bezeichnenderweise vom Tannenbaum noch nicht die Rede. Da taucht er erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf, weil ihm ein anderes Volks- und Kinderfest den Rang streitig machte, der Sankt Klausentag. Alljährlich vor diesem Tag fand der Klausenmarkt statt, auf dem die Mütter sich mit Geschenken für die Kinderbescherung eindeckten. Auch nach Einführung der Reformation in Straßburg blieb der St. Nikolausmarkt mit nachfolgender Bescherung bestehen, bis im Jahre 1570 ein übereifriger Prediger, Pfarrer Johannes Flinner, auf der Münsterkanzel den Brauch als Überrest des Papsttums bekämpfte und seine Abstellung forderte. Diesem Ansinnen gab der Rat der Einundzwanziger statt: er beschloß die Aufhebung des Klausenmarktes und seine Verlegung auf die Weihnachtszeit, um die Geschäftsleute nicht zu schädigen. So trat der Christkindelsmarkt und die Christkindbescherung an seine Stelle, wohl in Anlehnung an die protestantische Sitte in Mitteldeutschland[3]. Das Volk jedoch war mit der Abänderung des lieben, alten Brauches weniger einverstanden und prägte auf den verantwortlichen Urheber den Spottvers:

Ihr lieben Kinder
Schlagen auf den Pflünder,
Dan er will euch wehren,
S. Claus soll euch nit mer beschören[4].

Auch Fischart kehrt sich nicht an die Neuerung und läßt in den Bearbeitungen des „Gargantua" von 1575, 1582 und 1590 Sant Klaus weiter auf einem Esel umherreiten und den Kindern die Schuhe mit Lebkuchen füllen[5].

Im Jahre 1605 hören wir endlich durch einen ungenannten Reisenden, der eine Reihe bemerkenswerter Beobachtungen aus Straßburg niedergeschrieben hat, von dem ersten Straßburger Tannenbaum reden als einem allgemeinen

[3] Ausführlicher behandelt die Frage der Aufsatz von Dr. Luz. Pfleger, „Der Straßburger Christkindelsmarkt": Elsässische Weihnacht, a. a. O., 41 ff.

[4] L. Dacheux, Fragments des anciennes chroniques d'Alsace. Straßburg, 1, 1887, 126.

[5] Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua), herausgeg. von A. Alsleben. Halle 1891, 201.

Digitized by Google

Brauch: „Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Straßburg in den stuben auff, daran hencket man roßen auß vielfarbigem papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker etc. Man pflegt darum ein viereckent ramen zu machen[6]."

Erst 50 Jahre später kommt wieder eine Nachricht vom Tannenbaum auf uns, die wir dem protestantischen Münsterprediger Johann Konrad Dannhauer verdanken. In einer Predigt „Von dem Stammbaum des Messiä Jesu-Christi" nennt er den Gottessohn den edeln Lebensbaum, der sich über die ganze Welt ausgebreitet und himmlischen Segen gebracht hat. An diesem Weihnachtsbaum sollen wir uns freuen und ihn den Kindern verehren. Denn „unter andern Lappalien, damit man die alte Weynacht-Zeit offt mehr als mit Gottes Wort und heiligen Übungen zubringt, ist auch der Weynacht-Baum oder Tannen-Baum, den man zu Hauß auffrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schüttlen und abblümen laßt. Wo die Gewonheit herkommen, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel ..."[7] Aus dieser oft angeführten Stelle spricht ein offenbares Mißvergnügen des strenggläubigen Lutheraners an dem Volksbrauch, den er nicht aus der Schrift belegen kann. Wenn er die Sitte als eine Lappalie und ein Kinderspiel tadelt, verwirft er sie doch nicht ganz; er stellt nur dem weltlichen Tannenbaum den geistlichen Weihnachtsbaum Christus gegenüber, den wir mit ebenso großer Freude begrüßen sollen, wie die Kinder ihren Tannenbaum. Etwas milder denkt der Verfasser des Generalregisters Balthasar Bebel, der als Stichwort anführt: „Tannenbäum im Weyhnachten den Kindern aufzurichten, wol zu erlauben[8]."

Im Anschluß an die Weihnachtsbescherung unter dem Tannenbaum tritt im 17. Jahrhundert das Christkind auf. Vorerst scheint es nur hinter den Kulissen zu spielen wie sein Vorgänger St. Nikolaus, wenn wir den Tatsachenbericht eines Straßburger Bürgers um 1625 recht verstehen. Er schreibt: „Uff Nicolay und zu Weinnachten pflegt das Christkindlein umb zu fahren (es seindt aber nur der Kinder ihre Eltern), die dann allerley specerey und andere sachen einkauffen, und es dann bey nacht, so die kinder im schlaff seindt, in die körb, schüsseln und schuch und in andere sachen legen, die kinder damit zu erfreyen[9]."

Allmählich aber ersetzte ein persönlich auftretendes Christkindlein, von einem Esel begleitet, die unsichtbare Geschenkgeberin. Das geht aus mehreren Äußerungen Dannhauers hervor. Allerdings kennt auch er noch das alte Verfahren, „wann Eltern jhre Kinder vberreden, das Christkindlein werde auf

[6] Alexander Tille, Memorabilia quaedam Argentorati observata: Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens. Straßburg, 6, 1890, 62 f.

[7] Johann Konrad Dannhauer ist den 24. März 1603 zu Köndringen im Breisgau geboren. Mit sieben Jahren kam er bereits nach Straßburg, das er mit Ausnahme der Studentenjahre bis zu seinem Tode 1666 nicht verlassen hat. Er wirkte daselbst als berühmter Professor der Theologie, als Münsterprediger und seit 1658 als Präses des Kirchenkonvents. — Die angeführte Stelle steht im 5. Band, Straßburg 1654, 643, seiner großen Predigtsammlung „Catechismus-Milch oder der Erklärung deß christlichen Catechismi 1. bis 10. Theil". Ich zitiere nach der Ausgabe 5, 1671, 649.

[8] Catechismus-Milch, 10. Theil. Straßburg 1673, 336.

[9] E. Martin, Notizen eines Straßburger Bürgers um 1625: Jahrbuch, a. a. O., 7, 1891, 114.

Digitized by Google

einem Esel einreitten, stellen also alles an, als wenn dem also wär". Zwar ist es für den Sittenprediger ein Betrug, doch kein verbotener, da die Kinder noch nicht über den vollen Gebrauch des Verstandes verfügen[10]. Mit schlichter Einfalt und herzgewinnender Anmut schildert er an einer andern Stelle, wie die Kinder des Christkindleins Gaben annehmen: „Sie gehen schlaffen, betten, daß jhnen das Christ-Kindlein diß oder jenes, ein schöne Pupp vnd dergleichen bescheren wolle, schlaffen vnderdeß ruhig vnd ohne Sorg fort. Morgen, sobald sie erwachen, steht die Pupp da, das Geschenk ligt für Augen, sagt man, das Christkindlein hab es beschert, so sind sie schon zufrieden, wie gering auch die Gab sonst sein mag[11]."

In einer Festpredigt aber, deren Jahr nicht überliefert ist, läßt er die unschuldigen Kinder zu Bethlehem das neugeborene Christkind persönlich mit diesem Salve anreden: „Ach, du liebstes Jesulein, du liebstes Christkindlein, wie meyneſt du es mit uns? Ist das unsere Christkindleins-Gab, unser Weyhnacht-Kram? Wir gedachten, du werdeſt zu uns reitten auff einem hübschen Eselein und bescheren schöne Aepfel, guldene und silberne Pfennig, Kleider, Honig, Zucker. Ach, so bringeſt du Blut und Ruth[12]!"

Diese duldsame Auffassung des das Kinderherz verstehenden Predigers schlägt nun in den fünfziger Jahren in blinden Glaubenseifer und offene Feindseligkeit gegen den schönen Volksbrauch um. Hart und unnachgiebig verurteilt er die Bescherung durch das Christkind „als Phantasey, ja Abgötterey, so man mit dem Christkindel pflegt zu treiben und also des Satans Capell neben die Kirch bauet, den Kindern ein solche opinion beybringt, daß sie jhre innige Kinder-Gebetlein für dem vermumten und vermeinten Christkindlein fast abgöttischer weiß ablegen. Viel besser wäre es, man weisete sie auf den geistlichen Cedern-Baum Christum Jesum"[13].

Was ist vorgefallen, daß Dannhauer auf einmal in den Spuren seines Amtsbruders Flinner wandelt? Sind Mißbräuche eingerissen? Wir wissen es nicht. Groß können sie auf keinen Fall gewesen sein, sonst hätten uns die sonst so redseligen Chronisten etwas davon berichtet. Doch soviel ist gewiß: Dannhauers Kampf gegen den Christkindbrauch war von Erfolg gekrönt. In seinem Todesjahr (1666) befaßt sich der Rat auf Begehren des Kirchenkonvents, dessen Präses er seit 1658 war, „mit der Unordnung, so mit dem sogenannten Christkind vorgeht", und beschließt: „Soll abgestellt und durch die Pfarrer auf der Canzel bekannt gemacht werden[14]." Auch im reformierten Mülhausen fiel gegen das Jahrhundertende das Christkind der Geistlichkeit zum Opfer. „Weinachtkindlein und Ostereier abgeschafft bei 10 Pfund (Strafe) 1693" heißt es kurz und trocken im Protokollbuch der Stadt[15].

[10] Catechismus-Milch. Straßburg, 1, 1642, 443.

[11] Ebenda, 3, 1643, 236.

[12] Hagiologium Festale oder Heilige Fest-Legenden. Das ist Festpredigten gehalten im Münster zu Straßburg. Straßburg 1677, 213.

[13] Catechismus-Milch, 5, 1671, 649. Im Generalregister heißt es ebenfalls unter dem Stichwort Christkind: „Christ-Kindel-Spiel zu improbieren." 10, 1673, 109.

[14] L(e f f ß), Das Christkind im alten Straßburg: Elsaßland, 15, 1935, 354.

[15] August M i c h e l, Notizen zur Rechts- und Sittengeschichte der Stadt Mülhausen im 16., 17. und 18. Jahrhundert: Alsatia, Mülhausen, 1862—1867, 253.

Digitized by Google

Worin der Unfug bestand, der mit dem Christkind getrieben wurde, könnten wir aus dem im Jahr 1713 veröffentlichten Büchlein „Vom Mißbrauch des Christkindleins" des Pfarrers von Bühl (Kr. Weißenburg), Johann Philipp Kaempf, erfahren, das ihm den Ruf eines Pietisten eintrug, weswegen er sich vor dem Straßburger Kirchenkonvent verantworten mußte[16]. Leider ist das Büchlein verschollen.

Auch auf dem Lande und wieder in protestantischen Herrschaften war das Christkind Gegenstand obrigkeitlicher Verbote. Der Hauptgrund dafür mag gewesen sein, daß bei diesen Vermummungen als Christkindl, Hanstrapp und Esel, Mädchen und Burschen nächtlicherweile zusammenkamen. So bestimmt die Hanauische Verordnung des Landgrafen Ludwig zu Hessen vom 13. Juni 1737, wiederholt von der Kirchen-Ordnung des Grafen Johann Reinhard von Hanau-Lichtenberg über den Umzug des Christkindels: „Da es ferner eine ärgerlich und Christen ungeziemende Gewohnheit ist, wenn in der heiligen Adventzeit, sonderlich in der Christnacht, Verlarvungen mit sogenannten Christ-Kindlein angestellet werden oder sogenannte Hans-Trappen in Verkleidungen mit Ruthen und Schellen herumschwärmen ..., so wollen Wir solches Alles in Zukunft aller und jeder Orten abgestellet und mit drey Gulden, auch nach Befinden noch schärffer gestraffet wissen[17]." Diese Kirchenordnung blieb bis 1789 in Kraft. Ein Auszug daraus ist die alte hanauische Sabbat-Ordnung vom 29. August des gleichen Jahres. Sie enthält 27 Punkte; der 18. bestimmt: „Es sollen keine Christkindel, trapp-hansen, Pfingstklötzel, Abend-Märkte gemacht werden[18]."

Der Herausgeber Th. Klein macht zum Christkind folgende Anmerkung: „Die hier gerügten Gebräuche sind bis heutigen Tags (also bis 1861) in vielen Ortschaften des Unter-Elsaß üblich geblieben. Noch immer besucht das Christkindchen am Weihnachtsabende die gehorsamen Kinder, zündet ihnen den Weihnachtsbaum an, liebkost sie und teilt ihnen Zuckerwerk und Spielzeug aus, während sein grimmiger Begleiter, der bärtige Hanstrapp, mit seiner Rute unbarmherzig auf die bösen Buben loshaut und das geduldige Eselein sich vor der Haustüre an dem Heubündelchen erlabt, welches ihm ein frommer Kinderglaube hingelegt hat. Und wie denn die Extreme sich immer berühren, so wird auch noch heutigen Tags mit diesen sinnigen Gebräuchen hie und da derjenige Unfug getrieben, welchen die eben mitgeteilte Verordnung abzustellen trachtet[19]."

Hier stoßen wir zum erstenmal auf den unzertrennlichen Begleiter des Christkinds, den Hanstrapp, den elsässischen Knecht Ruprecht. Wir begegnen ihm wieder in den Memoiren der Baronin von Oberkirch aus dem Jahre 1785,

[16] Johann Philipp Kaempf (1688—1753) stammte aus Sulzern im Münstertal. Siehe Dr. J. M. Bopp, Protestantische Pfarrer und Theologen des Münstertals: Jahrbuch des Geschichtsvereins für Stadt und Tal Münster. Münster, 9, 1935, 136. Dr. Bopp hat sich vergebens bemüht, dies seltene Schriftchen in den wichtigsten Bibliotheken des In- und Auslandes aufzufinden.

[17] Th. Klein, Sonn- und Festtagsordnung der Grafschaft Hanau-Lichtenberg: Elsässisches Samstagsblatt. Mülhausen, 6, 1861, 141 ff.

[18] R(athgeber), Die alte hanauische Sabbat-Ordnung: Literarische Beilage zur Gemeinde-Zeitung für Elsaß-Lothringen. Straßburg, 6, 1881, 126.

[19] Th. Klein, a. a. O., 143.

Digitized by Google

wo ihn die bösen, ungehorsamen Kinder fürchten. Doch ist diese Gestalt entschieden älter. In seiner äußern Erscheinung verrät er sich als ein Nachfahr der wilden Leute des Mittelalters. Im Kochersberg, der fruchtbaren Landschaft, welche die reichen Bauerndörfer des Kantons Truchtersheim (Kreis Straßburg-Land) umfaßt, tritt er als alter Mann im Schlapphut, langem Flachsbart und schwarzem Mantel auf. Er trägt einen tiefen Schnappsack und rasselt mit den Ketten, womit er die bösen Kinder fesselt. Er steckt sie in den Sack und nimmt sie mit in den wilden, finstern Wald, darin er haust. Diese Vermummung, die sich im wesentlichen gleich bleibt — hier trägt er Hörner, dort sind Gesicht und Hände rußgeschwärzt oder er trägt statt der Ketten einen dicken Knüppel — hat Allerälteſtes bewahrt mit Treue und erinnert an Fischarts Mann mit dem Sack, in den er die bösen Kinder steckt wie der Bettelmönch den Käse[20]. Wenn der Hanstrapp in Orschweier (Kreis Gebweiler) den Kindern als Gespenst mit dem Kopf unterm Arm, das Maul voll lederner Zähne und den Hintern im Schnappsack geschildert wird, so erinnert dies Schreckgespenst an den alten Kinderfresser, Fischarts Mummelesser, der noch in der Sulzmatter und Münstertäler Kinderverwarnung spukt: „Wart numme, wenn der kummt mit de ledrige Zähn[21]!" Wenn Spamer das Christkind „in Grünstatt bei Weißenburg i. Els. von einem kuhglockenschellenden Gespenst begleitet" sein läßt, ist er irregeführt worden; es gibt kein Grünstatt im Elsaß[22] oder Grünstatt ist verdruckt aus Gunstett.

Ist ein Esel bei dem Umzug, führt ihn Hanstrapp mit Kettengerassel und Peitschengeknall unter lautem Rufen durch die Straßen. So noch heute in abgelegenen Sundgaudörfern[23]. Manchmal kam das Christkind auf einem Eselein zur Stubentür hereingeritten. Doch meist ist der Esel ein vermummter Bursche. In Gunstett (Kr. Weißenburg) hatte er ein graues Aschentuch übergeworfen und trug am Kopfe lange Papierohren[24]. Im Hanauerland kam das Christkind jeden Sonntag zwischen Advent und Weihnachten. Ebenso im hintern Münstertal, wo es von dem Bickeresel begleitet war, der eine längere Darstellung verdiente. Auch wo der Esel nur gedacht war, banden die Kinder ein Bündelchen Heu an die Haustiege oder den Fensterladen. An diesen Brauch erinnert noch der herzige Straßburger Kindervers[25]:

Christkindele, Christkindele,
Kumm dü zue uns erin!
Mer han e frischs Heubindele
Un au e Gläsele Win,
E Bindele fürs Esele,
Für s Kindele e Gläsele,
Un bette kenne mer au.

[20] Gargantua, a. a. O., 198.

[21] Jahrbuch, a. a. O., 8, 1892, 168, und Martin-Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Straßburg, 2, 905.

[22] Adolf Spamer, Sitte und Brauch: Handbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von Wilh. Peßler, o. J., 2, 122.

[23] J. Lefftz, St. Nikolaus im Elsaß: Elsässische Weihnacht, 8

[24] Jahrbuch, a. a. O., 10, 1894, 218.

[25] Der Elsässer (Tageszeitung), 1923, Nr. 796.

Digitized by Google

Der Name Hanstrapp soll von einem Ritter Hans von Tratt oder Trott auf Burg Berwartstein bei Weißenburg herstammen, der zu Ende des 15. Jahrhunderts Hofmarschall des Pfalzgrafen Philipp war und sich durch sein Benehmen gegen Stadt und Abtei Weißenburg den Ruf eines schreckerregenden Tyrannen zugezogen habe. Diese Legende ist durch Ed. Krauses Buch „Der Weißenburger Handel 1480—1505 (Greifswald 1889) gründlich zerstört worden. Trotzdem taucht sie immer wieder in Weihnachtsartikeln auf. Der Name ist mit dem Allerweltsnamen Hans und dem schallnachahmenden Zeitwort trappe, hart auftreten, poltern gebildet, wegen des Lärms und Gepolters, das Hanstrapp verursacht. In andern Gegenden (Zornkal, Hagenau, Molsheim, Rufach) heißt er Rüpelz, wahrscheinlich als Ruchpelz aufgefaßt. Im krummen Elsaß führt er den Namen Müllewitz, ein Wort, das E. Martin zu mhd. bilwiz Kobold stellt. In französischen Schilderungen der elsässischen Weihnacht trifft man gewöhnlich die deutsche Bezeichnung le Hanstrapp, seltener Croquemitaine, das am treffendsten mit Kinderfresser übersetzt wird[26].

Zuverlässige dokumentarische Bilder des elsässischen Christkinds sind selten. Am aufschlußreichsten ist Theophil Schulers (1821—1878) Bild „Christkindl und Hanstrapp", das uns das Christkind inmitten einer Weißenburger Trachtengruppe zeigt. Die Tracht des Christkinds fußt aber sicher auf einer Kindheitserinnerung aus seiner Vaterstadt Straßburg. Er stellt nämlich das Christkind so dar, wie es ein nach 1870 ausgewanderter Straßburger als Erinnerungsbild schildert: eine weißgekleidete Frau im Musselinschleier mit Kerzen auf dem diademgeschmückten Haupt[27]. Aus jüngerer Zeit kann C. Spindlers Bild „Christkindel und Hanstrapp" als bodenständig empfohlen werden. Es zeigt uns den Kinderschreck als bärtigen Alten in schweren Holzschuhen mit einem Rückkorb und einer Kette um den Leib geschlungen.

Im Anschluß an Dannhauers Kampf gegen das Christkind haben wir den sinnigen Volksbrauch in seiner weitern Entwicklung bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts verfolgt. Kehren wir zu den alten Straßburger Weihnachtsbräuchen zurück. Wie das Christkind ist auch der Christkindelsmarkt ein Dorn im Auge Dannhauers. Wenn er in den Weihnachtstagen ins Münster predigen ging, sah er in den Buden und Ständen auf dem Münsterplatz den eitlen Tand wie Tannenbäumchen und Christbaumschmuck, Zuckerwaren und hölzernes Spielzeug und Docken für die Mädchen, einen richtigen Puppenmarkt, der seinen Unwillen erregt: „Von dem alten Päpstlichen Sauerteig bey uns ist noch der Puppenmarck überblieben, der oft viel an der devotion hindert und viel

[26] Zu dem Namen Hanstrapp, s. Martin-Lienhart, a. a. O., 1, 357; 675. 2, 42; 277; 761. — Ch. Schmidt, Wörterbuch der Straßburger Mundart. Straßburg 1896, 49. — Menges-Stehle, Deutsches Wörterbuch für Elsässer. Gebweiler 1911, 158.

[27] J. Hoches, Noël d'Alsace. Paris 1897. Die Weihnachtsschilderung ist in einer Übersetzung von S. B. unter dem Titel „Christkindel im Elsaß" mitgeteilt in: Elsässische Weihnacht, a. a. O., 99 ff. — Schulers Bild ist wiedergegeben in: Elsaßland, 18, 1938, 379. Ein anderes Bild von Schuler des „Hanstrapp", das er 1859 für die Pariser Wochenschrift L'Illustration auf Holz zeichnete, war mir im Kriege nicht zugänglich. C. Spindlers Bild ist in „Elsässische Weihnacht", 9, wiedergegeben.

Digitized by Google

Thorheiten mit sich schlepfft. Wir lassen den albernen Götzenknechten ihre Kirchweihe[28]."

Verständlicher erscheint uns sein Abwille vor der katholischen Weihnachtskrippe, die hauptsächlich in den Kirchen der Straßburger Klöster eine Pflegestätte fand. „Im blinden Papsttum gehet auff dem Heiligen Weihnachtfest viel Aberglauben vor. Die unordentliche Ordensleut wenden grosse Müh und Fleiß darauff, daß sie schöne Krippen zurichten mit Gold und Silber, Seiden, Perlin und Edelstein, stellen sie da in die Kirch, legen ein Jesuknäblein darein, stellen Mariam und Joseph, Ochsen und Esel dazu, den sehen die Leute an und vergaffen sich, behelffen sich mit den Hülsen und geniessen des Kerns nicht[29]."

Ein anderer Altstraßburgischer Weihnachtsbrauch war die Weihnachtssteuer, welche bedürftige Studenten der Hochschule erhielten, wenn sie singend von Haus zu Haus zogen. Nur erscheint Dannhauer der kleine Beitrag zur Unterstützung der studierenden Jugend als ein zu geringes Opfer. Er teilte die Ansicht seines Amtsvorgängers im Kirchenpräsidium, Johannes Schmidt, daß der „Schulsack köstlicher ist denn aller Reichen Goldsäcke", wenn er sagt: „Der Thaler oder Dreybätzner, so man den armen Studenten um Weihnachten wegen zu Gottes Ehr verrichteter Music reichet, mags nicht thun. Sintemal er nicht der Zehend, ja kaum der hundertste Theil dessen, was mancher reicher Filtz offt in einem Jahr proficirt[30]." Mit diesem mittelalterlichen Brauche mag wohl das Wort „Stürete" zusammenhängen, womit man im Oberlande die Bescherung am Weihnachtsabend bezeichnet.

Zu dem ärgerlichen Sauerteig, der aus dem blinden Heidentum in das abergläubische Papsttum und daraus in das verkehrte, tumbe Luthertum eingedrungen ist, zählt Dannhauer auch das sogenannte Königreichsfest, das zu Jahresanfang und besonders am 6. Jänner, dem hl. Dreikönigstag „in Stadt und Land, zu Hof, auf Universitäten und Schulen pflegt solemniter gehalten zu werden, da man ein Kuchen auf den Tisch legt und in denselben ein Bohn steckt, darüber werden die Stücke durchs Loß getheilt. Wer die Bohn bekommt, der muß der König, ja der Bohnenkönig seyn, der muß den Tisch decken, ein Gelach bezahlen, auffragen und das Königsfest celebriren, so endlich auff eine wütende Freß- und Säufferey abläufft, daß man endlich Salomon und Marcolphum, König und Narr nicht mehr für einander kennen kan. Da man von dem blinden Glück abgöttischer Weiß, daß es wohl gelingt in allen Dingen, hoffet und erwartet. Dann die ist Braut, umb welche man in solchem Gefest pflegt zu tantzen ..." An anderer Stelle zieht er zur Stärkung seines eigenen ablehnenden Standpunkts Geilers Stimme an: „D. Joh. Geiler Keysersberger

[28] Catechismus-Milch, 5, 1671, 923.

[29] Ebenda, 5, 923. Diese Stelle ergänzt die Arbeit meines Bruders Luzian, der für das 17. Jahrhundert nur ein einziges Zeugnis für den Gebrauch der Weihnachtskrippe in elsässischen Kirchen gefunden hat. Siehe Dr. L. Pfleger, Zur Geschichte der Weihnachtskrippe: Elsässische Weihnacht, 151 f. — Ein Weihnachtskrippenspiel muß auch das noch nicht aufgehellte „Kindeldenzlin" im Zabern des 16. Jahrhunderts gewesen sein. Siehe A. Adam, Alte kirchliche Gebräuche und Einrichtungen in Zabern: Straßburger Diözesanblatt, 21, 1902, 384.

[30] Catechismus-Milch, 4, 1669, 121, und ähnlich 5, 1671, 806. — Über eine mildtätige Weihnachtsstiftung für die „spruchbetenden" Studenten an St. Wilhelm, 1667, siehe: Elsaßland, 17, 1937, 369.

Digitized by Google

taxieret dergleichen Würtschaften auch an den damaligen geistlosen Geistlichen der Clerisey und Thumbherren, so sich auch allhie damit belustigt: Uns Geistlichen ziemet sich nicht, sagt er, daß wir uns in dergleichen Würtschaften einwicklen (Über das Evangelium von der Hochzeit von Canna, p. 24)[31]."

Beschließen wir unsere Übersicht über altelsässisches Weihnachtsbrauchtum mit einem Vermerk über den Tannenbaum, den der Dichter Gottfried Jakob Schaller in seiner heute vergessenen „Stuziade", einem komischen Heldenepos in Blumauerischer Manier, angebracht hat. Zum heiligen Saturnusabend läßt der Dichter den alten Götterhimmel wie ein Schlaraffenland herausputzen. Unter anderm sah man

Sogar an Disteln Obst,
Besonders Äpfel hangen,
Gleich einem hochehrwürd'gen Probst
Mit kupferrothen Wangen,
Und gold'ne Nüsse, wie sie kaum
Der heil'ge Christ vom Tannenbaum
für unser're Jungen pflücket.

Für auswärtige Leser erklärt Schaller in einer Anmerkung den Begriff Tannenbaum: „Es ist im Elsaß Sitte, den Abend vor Weihnacht einen Tannenzweig mit allerhand Zuckergebäck, Marzipan, vergoldeten und versilberten Nüssen usw. geschmückt, in einer Ecke des Zimmers für die Kinder — die das alsdann ihren Tannenbaum nennen — aufzuheften[32]."

Beachtenswert ist hier die Tatsache, daß nicht von einem Baum, sondern nur von einem Zweige die Rede ist, den die Kinder Tannenbaum nennen. Dieser Tannenzweig wird nicht in einen Rahmen gesteckt und auf den Tisch gestellt, sondern in einer Zimmerecke an die Wand oder an die Decke geheftet oder gehängt. Wir hätten es dann mit einem hängenden Christbaum zu tun, ähnlich wie ihn der Straßburger Künstler Benjamin Zix als Illustration für Johann Peter Hebels „Alemannische Gedichte" (1806) gezeichnet hat[33]. Da Schaller Pfarrer in Pfaffenhofen (Kr. Zabern) und in Buchsweiler, der Residenzstadt von Hanau-Lichtenberg, geboren war, wird diese Sitte um 1800 im alten Hanauerlande heimisch gewesen sein.

[31] Ebenda, 8, 1666, 1022, und Hagiologium festale, a. a. O., 407 ff.

[32] Gottfried Jakob Schaller (1762—1831), Die Stuziade oder der Perükenkrieg. Straßburg, 1, 1802, 49 und Anmerkung.

[33] Diese älteste, bisher bekannte Darstellung des elsässischen Christbaums hat das Elsaßland, 14, 1934, 359, als Kupferstich von F. Simon veröffentlicht.

Digitized by Google

Schwert- und Reiftanz im alten Straßburg.

Von **Prof. A. Pfleger**, Straßburg.

Zu den ältesten Bestandteilen des Fasnachtbrauchtums zählen die Volkstänze. In der langen Reihe der Zunft- und Handwerkertänze nimmt der Schwerttanz eine Vorzugsstellung ein. Wir treffen ihn fast in allen größern deutschen Städten des ausgehenden Mittelalters an. Auch in der freien Reichsstadt Straßburg zählte er zu den beliebtesten Schaustellungen der Fasnachtzeit. Im Gegensatz zu den Geschlechtertänzen auf der Pfalz auf dem St. Martinsplatz, dem heutigen Gutenbergplatz, waren der Schwerttanz und der mit ihm verwandte Reiftanz Gassentänze, die auf den öffentlichen Plätzen aufgeführt wurden. Ursprünglich ein Vorrecht der Schwertfeger und Messerschmiede, steigt er im 15. Jahrhundert zu den Zünften niederer Rangordnung herab, wie zu den Schneidern und Schuhmachern. Wenn auch die in alter Zeit geforderte Nacktheit der Schwerttänzer längst verpönt ist, deuten doch noch die Aufführung in der Vorfrühlingszeit und die symbolische Bedeutung einzelner Figuren des Tanzes auf eine kultische Herkunft hin[1].

Wie allgemein bekannt ist, verdanken wir die älteste Kunde über den Schwerttanz dem 24. Kapitel der „Germania" des Tacitus. Mit Staunen sah der Römer bei den geselligen Zusammenkünften der Germanen, wie „nackte Jünglinge zwischen gezückten Schwertern und starrenden Speeren sicher und anmutig sich tummeln. Doch nicht um des Lohnes willen tun sie dies, das Vergnügen der Zuschauer allein bildet den Preis ihres verwegenen Mutwillens".

Diesen uralten germanischen Schwerttanz brachten die Alemannen mit in die elsässischen Gaue. Leider fehlen uns Nachrichten aus der Frühgeschichte des Elsaß über das Fortleben dieser kriegerischen Sitte. Das beweist jedoch nicht, daß der alte Brauch vergessen oder von der Kirche als heidnisch unterdrückt worden wäre. Die Sache war eben zu unwesentlich, als daß ernste Annalisten sich damit befaßt hätten. Wäre das Herkommen wirklich unterbrochen gewesen, würden wir im ausgehenden 15. Jahrhundert nicht vom Schwerttanz als einem gewöhnlichen Schauspiel sprechen hören. So erwähnen die Annalen des Stadtschreibers Sebastian Brant auf das Jahr 1494 beiläufig, „die Schumacher hant begert inen zu gönnen ein böckel und ein pfiffel den knechten, die mit den swertern umdantzen. Zugelossen"[2]. Aus dem knappen „Zugelassen" geht hervor, daß frühere Anträge an den Magistrat, den Schwerttanz aufzuführen, manchmal abschlägig beschieden wurden. Eine solche Absage

[1] Vgl. darüber K. Meschke, Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis. Leipzig und Berlin 1931; E. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche (1936), 54 ff.

[2] L. Dacheux, Fragments des anciennes chroniques d'Alsace. Straßburg, III (1892), 221.

Digitized by Google

erhielten 1518 die Schneider und Schuhmacher, die nach den Jahrbüchern des Barfüßers Martin Stauffenberg im Jahre 1509 den Tanz aufgeführt hatten[3].

Erst zwanzig Jahre später lesen wir bei dem Chronisten Sebald Büheler wieder vom Schwerttanz. „In disem jar (1538) haben die schumacher ein schwerdttanz gehalten und mit itel blossen schwerdtern getanzt in der statt umher, und sonst auch vill burger, welcher lust gehabt, der hat mögen mittanzen, die haben aber nichts angehabt dann allein schöne kleider, so gut wie ein jeder hat mögen haben, und hat den tanz gefuert ein schumacher, den hat man den Specklin genannt[4]." Nach Künast fand dieser Schwerttanz vierzehn Tage nach Herrenfasnacht statt. Gewöhnlich marschierten an der Spitze der Tänzer „pfifen und trummen". Ein Vortänzer führte den Reigen, der aus mehreren Figuren bestand. Den Höhepunkt des Tanzes bildete neben der „Brücke" die „Rose". Dabei traten die Tänzer zu einem Kreis zusammen, steckten die Schwerter in einer bestimmten Flechtform zusammen, die umtanzt wurde und auf der man im Triumph den Vortänzer umhertrug[5].

Eine Abart des Schwerttanzes war der Reiftanz, wobei die Tänzer statt der scharfen Schwerter ungefährliche Faßreifen schwangen, die mit Laub- und Blumengewinden geschmückt waren. Den ersten Reiftanz erwähnt Bruder Martin Stauffenberg für das Jahr 1509. Größeres Aufsehen erregte der Reiftanz der Schneiderzunft vom Jahre 1535. Das allzeit lustige Völklein der Schneider hatte die Tänzer schwarz wie Mohren angestrichen und nannte das Spiel hochtrabend „der schneider moreskendanz". Das lag in der Richtung des Zeitalters der großen geographischen Entdeckungen. Die Schilderung des Aufzuges verdanken wir wieder Sebald Büheler: „Und sind sie alle schwarz angestrichen gewesen wie die Mohren und schwarz gestrickte hauben uffgehabt und weiße schleier umgebunden, und schellenband um die knie gehabt und große hübsche reif und alle (Reifen) mit grünem epheu umbunden, und also den morischen tanz durch die ganz statt getanzt, und hat den tanz gefürt meister Philipp Schreyer der Schneider. Und ist ir narr gewesen auch ein schneider Hans Menlich. Geschehen uff montag der Herrenfaßnacht[6]."

Wie in die Aufführung des Münchener Schäfflertanzes mischen sich auch hier die Scherze und tollen Sprünge des Hanswurstes in die künstlichen Figurenverflechtungen des Reigenspiels und stören den feierlichen Ernst des altehrwürdigen Tanzes. Der Rat sieht es mit Unwillen. Als 1555 ein gewöhnlicher Gesellenumzug den Schwerttanz ersetzt und die Handwerksgesellen wieder einen Narren mitführen, „der viel unzucht mit der jugend treibet", erkennt das Polizeigericht der XXIer: „Wann man inen mehr erlauben will umzuziehen, soll man inen sagen, das sie kein narren mehr, der in der kappen louff, mit füeren, dieweil ir sonst genug, die kein schellen oder kappen tragen[7]."

[3] Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß. 2. Folge. Straßburg. 18 (1887). 308.

[4] Dacheux, a. a. O., 1 (1887). 83.

[5] Der Name dieser Gipfelfigur ist nicht von der Rosenblume herzuleiten, er geht auf das mhd. râz, das Geflecht zurück. Siehe O. A. Erich und R. Beitl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Leipzig 1936. 653.

[6] Dacheux, a. a. O., 1 (1887). 82.

[7] Ebenda. III (1892). 275.

Digitized by Google

Der Erfolg ihres Reiftanzes macht den Schneidern Mut. Bereits im Jahre 1541 führen sie abermals einen Reiftanz auf. Gleichzeitig hatte der Rat den Schuhmachern die Erlaubnis zum Schwerttanz erteilt, der aber nicht auf offener Straße, sondern abends bei Fackelschein auf der Schuhmacherstube vor zahlreicher Zuschauerschaft stattfand. Da erscholl plötzlich der Ruf: „Pfuch! ich schmeck ein schneider!" Die Sache machte unter den Schneidern böses Blut, und sie drohten vor dem Rate, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie erinnerten sogar an den heidnischen Ursprung des Schwerttanzes und schlugen vor, beide Tänze abzuschaffen. Der Rat gab dem Ansinnen statt, und so blieb der Schwerttanz für die nächsten 50 Jahre verboten[8].

Der Kürschnerzunft war es vorbehalten, den Schwerttanz wieder zu Ehren zu bringen. Im Jahr 1591 kam sie beim Rat um die Erlaubnis ein, einen Schwert- und Reiftanz aufführen zu dürfen[9]. Wer mitmachen wollte, mußte sich in eine Liste einschreiben und drei Batzen zahlen, damit man sich an jemand halten könnte, wenn es wieder zu Unfug kommen sollte. Außerdem wurden fünf „Pflegmeister" bestellt, die auf Zucht und Ordnung zu sehen hatten[10]. Dazu meldet der Chronist Sebald Büheler: „In diesem jar 1591 uff die Fastnacht do haben die Kürsner zunftbrüder und sunst etliche burger allhie den Reiff- und Schwerdtanz gehalten, und denselbigen in der Statt umher getanzt, der ist vor 50 jaren von der Schneider- und Schumacherzunft gehalten worden und bisher nicht mehr[11]." Diesen Bericht ergänzt Künast: „Dieser auf offener gaß an den vornehmsten orten, jener aber nachts auf gedachter stub, da ein jeder ein brennendes liecht in einer papierenen latern auf dem kopf gehabt hatte, gehalten worden[12]."

Bemerkenswert ist hier die Verbindung des Schwerttanzes mit dem Luzernentanz. Erfordert jener allein schon große Kunstfertigkeit, um wieviel mehr Geschicklichkeit muß der Tänzer entwickeln, um das in einer Papierlaterne brennende Kerzenlicht im Gleichgewicht zu erhalten. Es war der letzte Schwerttanz der alten freien Reichsstadt. Wegen der Feuergefährlichkeit wurde das Spiel für die nächste Zukunft verboten.

Zur Ergänzung seien noch einige kurze Notizen über den Schwerttanz in Kolmar beigefügt. Auch da fanden des öftern Schwerttänze der Handwerker statt. So berichten die Ratsrechnungen in den Kaufhausbüchern für die Jahre 1521/22, S. 44: ‚Item 1 gulden zu 13 ß den hantwercks gsellen, als si den swertdantz gemacht.' — 1527/28, S. 85: ‚Item 1 Pfund 5 ß den gesellen, so den schwertdantz gemacht.' — 1549/53, S. 267: ‚Item den gesellen, so den schwertdantz vff faßnacht gespilet, verehret 3 Pfund 15 ß.' — 1561/65, S. 249: ‚Item Michel Kinnlin vnnd seiner gesellschafft von wegen ires schwertdantzes vff die faßnacht gehalten, verehret 4 taler = 2 ℔. 18 ß. 4 ₰.' —[13]

[8] Crüger, Der Schwerttanz in Straßburg, in: Straßburger Post, 1888, Nr. 195.

[9] Stadt-Archiv, Mandate und Ordnungen, 6, 159 (1591).

[10] U. Crämer, Die Verfassung und Verwaltung Straßburgs von der Reformationszeit bis zum Fall der Reichsstadt. Frankfurt 1931, 241.

[11] Dacheux, a. a. O., I (1887), 146.

[12] Mitteilungen, a. a. O., 18 (1887), 180.

[13] Joh. Bolte im Vorwort zu Georg Wickrams Werken, Band 5, S. VII. Bibliothek des literarischen Vereins Stuttgart, Nr. 232, Tübingen 1903. — August

Digitized by Google

Im Dreißigjährigen Krieg hatten die Straßburger andere Sorgen, als an Zunfttänze und Fasnachtbeluſtigungen zu denken. Nur einmal noch vor der Beſetzung Straßburgs durch die Franzoſen hören wir vom Reiftanz. Im Jahre 1680 „haben die Ledigen Küblergeſellen auf offener gaſſe einen Reiftanz preſentiert“[14]. Er wird in den Jahren 1701 und 1715 von den Küferknechten wiederholt, ein Anzeichen dafür, daß die hochgehenden politiſchen Wogen ſich gelegt haben und Straßburg ſich mit den neuen Verhältniſſen abgefunden hat.

Als König Ludwig XV. im Jahre 1744 Straßburg mit ſeinem Beſuche beehrte, ſtanden der altdeutſche Schwert- und Reiftanz ſogar unter den behördlichen Veranſtaltungen. Die Bäcker führten den Schwert-, die Küfer den Reiftanz auf. „Zwanzig Tänzer aus dem Corps der Küfer waren mit weißen Hemden, daran feine Spitzen ſtunden, bekleidet und mit grünen Kränzen geziert. In der Hand trugen ſie gemalte Reifen, damit ſie ihre beſondere Tänze und andere Spiele ſehr geſchickt vorzuſtellen wußten ...[15].“ Die Bäckerzunft führte in prächtiger Gewandung den Schwerttanz auf. Auf einem der großen, koſtbaren Blätter, in denen der Kupferſtecher J. M. Weiß dieſe prunkvollen Feſttage feſtgehalten hat, ſehen wir auf der Terraſſe des Rohanſchloſſes die Schwerttänzer in den fünf eigentümlichen Figuren des Schwerttanzes. Mit beſonderer Sorgfalt iſt die Königstour (Roſe) gezeichnet. Die Tänzer ſtehen im Kreiſe und bilden mit den nach der Mitte gehaltenen und übereinander geſchobenen Schwertſpitzen zu ebener Erde ein haltbares Geflecht. Nun ſpringt der Vortänzer auf dieſes Stahlgeflecht und wird von den ſtarken Armen der kraftſtrotzenden Jünglinge bis zur Schulterhöhe hochgehoben. Die Darſtellung dieſer Figur des Reiftanzes in dem Album des Gutenbergfeſtzuges zeigt die enge Verwandtſchaft zwiſchen Schwert- und Reiftanz. Soviel begeiſterte Zuſchauer hat kaum einer der früheren Straßburger Schwerttänze gehabt. Als letzter verdiente er auch ein Begräbnis erſter Klaſſe.

Der Reiftanz feierte noch einmal eine kurze Auferſtehung, als die Straßburger den Kaiſer Napoleon I. in ihren Mauern begrüßten. Das letztemal wurde er bei der Einweihung des Gutenbergdenkmals im Jahre 1840 öffentlich getanzt. In den letzten Jahrzehnten ſah man ihn noch hie und da auf der Bühne des Elſäſſiſchen Theaters, wo ihn Turnvereine als gern geſehene Einlage einem dankbaren Publikum vorführten[17].

Scherlen, dem verdienten Hiſtoriker der Stadt Kolmar, ſind dieſe Notizen entgangen. In dem Aufſatze „Faſnacht und das alte Kolmar“ geht er nur kurz über den Schwerttanz hinweg. Siehe ſeine „Perles d'Alsace“, I. Band, Kolmar 1926, franzöſiſche Ausgabe, 151 ff.

[14] Mitteilungen ..., a. a. O., 181.

[15] J. F. Lichtenberger, Ausführliche und richtige Erzehlung aller Zurüſtungen und Luſtbarkeiten, welche bei der Ankunft Ludwigs XV. in Straßburg angeſtellt worden. Straßburg 1744.

[16] J. M. Weiß, Repréſentation des fêtes données par la ville de Strasbourg pour la convalescence du roi. Strasbourg 1744.

[17] Vorſtehender Aufſatz iſt eine gekürzte Überarbeitung eines vor Jahren in der Zeitſchrift „Elſaßland“ erſchienenen Aufſatzes „Schwert- und Reiftanz in Straßburg“. Elſaßland, 7 (1927), 79 ff. — Über den Schwerttanz im Elſaß ſiehe auch die Abhandlung von Dr. J. Leſſtz über „Bürgerliche und bäuerliche Tänze im Elſaß“ in derſelben Zeitſchrift, 16 (1936), 303 ff. und 333 ff.

Digitized by Google

Burschenschaften.

Von **Universitätsprofessor Dr. Eugen Fehrle**, Heidelberg.

In fast allen Ständen, in Stadt und Dorf, sind heute noch Einrichtungen lebendig, die Zeugen des Gemeinschaftslebens unserer Ahnen sind und Jahrhunderte zurückverfolgt werden können. Da und dort leben sie in Resterscheinungen, anderswo in alter Ursprünglichkeit. Volkssitte und Recht sind dabei aus angeborener Haltung und geschichtlichem Werden zusammengewachsen und haben feste Formen angenommen, die wesentlich sind für die Erkenntnis germanischer Eigenart und zugleich zum Verständnis des Volkslebens unserer Tage führen. Zu diesen Einrichtungen gehört die Burschenschaft, Knabenschaft oder Bubenschaft[1]. Die männliche Bevölkerung gliedert sich fast überall in drei Gruppen: die erste Jugend, die reife Jungmannschaft und die verheirateten Männer. Wer von einer Gruppe in die andere übernommen werden will, muß sich bewähren. In den Bewährungsproben hat sich uraltes Erbgut bis heute erhalten. Diese drei Bünde sind im öffentlichen Leben der Germanen durch bestimmte Satzungen gegeneinander abgegrenzt und geregelt. Der Knabe gehört in frühen Jahren der Familie. Wenn er waffenfähig wird, hat der Staat oder die Volksgemeinschaft Anspruch auf ihn. Jetzt ist er Glied der zweiten Altersklasse. Bevor er als vollberechtigter Volksgenosse in die dritte Altersklasse aufgenommen wird, muß er seine Tüchtigkeit erweisen[2]. Er muß einen Eber oder Bären erlegen, muß ohne Schutzwaffen in den Krieg ziehen und sich als tapfer erweisen. Im Brauchtum und in Märchenerzählungen leben solche Rechtsordnungen bis heute weiter. Eigenartige Formen haben sie z. B. im Handwerkerbrauchtum angenommen und festgehalten. Die Lossprechung der Handwerkslehrlinge, das Gesellenmachen entspricht den Bräuchen, die innerhalb der altgermanischen Sippen und Männerbünde üblich waren. Die Aufnahme in die Gemeinschaft der Gesellen (d. h. in die zweite Stufe der Altersklassen) ist mit dem Hansen oder Hänseln verbunden[3]. Hansa bedeutet im Althochdeutschen Schar. Vom 12. Jahrhundert ab ist es belegt in der Bedeutung Gilde, Genossenschaft. Hansen und Hänseln heißt: zum Mitglied der Hansa machen, dann allgemein in eine Gemeinschaft aufnehmen. Schließlich bleibt nach den merkwürdigen Bräuchen bei der Aufnahme das Wort hänseln in der Bedeutung, die heute allgemein bekannt ist.

[1] Hermann Usener, Über vergleichende Sitten und Rechtsgeschichte: Hessische Blätter für Volkskunde, 1, 1902, 195 ff.

[2] Tacitus, Germania, herausgeg. von Eugen Fehrle, 3. Aufl., 1939, 103 ff.

[3] Friedrich Rauers, Hänselbuch (1936).

Digitized by Google

Bei dem Hansen haben sich alte Rechtsbräuche und religiöse Vorstellungen verschiedener Herkunft verbunden. Vom Germanischen her leben zwei Vorstellungskreise in dem heutigen Brauch fort:

1. In einer leben- und glückbejahenden Geborgenheit, d. h. im Frieden kann nur leben, wer mit einer Gemeinschaft innig verbunden ist[4]. Die nächste solcher Gemeinschaften ist nach der Familie die Freundschaft oder Verwandtschaft. Neben ihr stehen Bünde wie die Jungmannschaften und Männerbünde[5].

2. Wer in eine solche Gemeinschaft aufgenommen werden will, muß sich bewährt haben. Die Bewährungsproben sind mit Aufnahmeriten verbunden, die ihrer ganzen Haltung nach germanischer Volksreligion entsprechen. Der Aufzunehmende muß erweisen, daß er tauglich ist, das Heil der Gemeinschaft, deren vollberechtigtes Glied er werden soll, zu wahren und zu mehren. Wer solche Bräuche einseitig betrachtet mit den Vorstellungen von Sakral, wie sie durch christlichen Einfluß vielfach üblich geworden sind, wird vielleicht bei der Erklärung von sozialem Denken ausgehen wollen. Das wäre aber von der germanischen Volksreligion aus gesehen (genau wie bei den alten Griechen) falsch, mindestens einseitig. Denn Erhaltung des Heils der Volksgemeinschaft gehört bei den indogermanischen Völkern zu den heiligsten Verpflichtungen.

Betrachten wir uns nach diesen allgemeinen Erwägungen das Gesellenmachen, d. h. die Aufnahme des Handwerkerlehrlings unter die Gesellen. Der Lehrling beantragt nach der Lehrzeit seine Lossprechung. Dafür muß er seine freie und ehrliche Herkunft nachweisen, legt dann bei offener Lade vor Meister und Gesellen seine Prüfung ab. Jetzt ist er von der Zunft losgesprochen und kann in die Gesellenbruderschaft aufgenommen werden. Dazu muß er sich dem Hänseln unterziehen, das der Altgeselle leitet. In feierlicher Versammlung ist die Gesellenbruderschaft vereint. Dem „ungeschliffenen", „ungehobelten" neuen Gesellen wird zunächst beigebracht, daß er in der Gemeinschaft der Gesellen noch gar keine Rechte hat. Er wird auf die verschiedenste Art geplagt, bis er schließlich ein „geschliffener" Geselle ist. Dann wird er in die Geheimnisse eines wandernden Handwerksgesellen, in die dabei beachteten Formen und Formeln des Grußes und Zunftverkehrs eingeführt. In der „Vorsage" gibt ihm der Altgeselle Weisungen nach alter Überlieferung, die uns kultisch gebunden anmutet, und weist ihn dabei auf die Gefahren des Lebens hin, aber auch auf das Vertrauen zu Glück und Heil, zu dem er sich bei Beginn der Gesellenprüfung bekannt hat, wenn er nach Handwerksbrauch sagt: „Ich weiß nichts denn Liebes und Gutes." Der Altgeselle sagt u. a. in seiner Vorsage: „Und wenn du deine Straße gehst, wirst du kommen an einen dürren Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien: ‚Er zieht dahin, er zieht dahin.' Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: ‚Ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen.' Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des End steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: ‚Kehr um, kehr, kehr, kehr um.' Du aber sollst fortziehen und sagen: ‚Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang.' Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen: ‚Jung' Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen

[4] Wilhelm Grönbech, Kultur und Religion der Germanen, 1. Bd., 31 ff.; Richard von Kienle, Germanische Gemeinschaftsformen, 1939.

[5] Otto Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, 1. Bd., 1934.

Digitized by Google

sauer und kalt'; du aber wirst weitergehen und sagen: ‚Im grünen Wald, da singen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen lustig erweisen.'" (Nach Rauers, S. 99.) Diese Formeln sind sehr bezeichnend für germanische Haltung, wie sie sich in verschiedenen Arten besonders im Brauchtum des Jahres und des Lebens zeigt: man geht nicht achtlos an Gefahren und bangen Empfindungen vorüber, betont ihnen gegenüber aber überall das Vertrauen auf das Gute und sieht über die Schatten hinweg die Lichtseiten.

Derartige Aufnahmebräuche, die aus altdeutscher Rechtsordnung stammen und in Kreisen der Handwerker bis heute gepflegt werden, haben sich besonders reich im Studentenleben entwickelt[6]. Wir finden ihre Anfänge bei auslandsdeutschen Studenten in Bologna. Es wäre falsch deshalb anzunehmen, die Studentensitten stammen aus der Fremde. Wir haben hier die Tatsache, die wir auch sonst in Brauchtum, Sitte und Sprache vielfach beobachten können, daß gerade Deutsche, die von fremdem Volkstum umgeben sind, ihre Eigenart am stärksten wahren und ausbilden.

Die Scholaren waren zu eigenen Gemeinschaften, Universitates zusammengeschlossen, diese gliederten sich in Nationes. Die Natio theutonica in Bologna, d. h. die Gemeinschaft der Deutschen war nach Art der Handwerkergilden organisiert. Man hat mit Recht von „Zünften der Wissenden" gesprochen. Wer sich bewährt hatte, konnte nach einer Prüfung Meister werden. Nach Sitte jener Zeit gebrauchte man dafür das lateinische Wort magister. Er mußte schwören, daß er Ehre und Wohl der Nation fördere und zu gegenseitiger Hilfe bereit sei. Über die Aufnahmebräuche haben wir aus dem 15. Jahrhundert genaue Berichte aus Heidelberg. Der junge Student, der zur Universität kam, galt als unreifer Grünschnabel: beanus-bec jaune. Er wurde als puer und discipulus angeredet und bat a beanio absolvi, d. h. aus dem Zustand der Unreife befreit und unter die Studenten aufgenommen zu werden. Das geschah in drastischen Formen: er wurde als Tier verkleidet und entsprechend ausgestaltet, er bekam Hörner, große Zähne und andere Zeichen, die ihn als Tier kenntlich machen sollten. Dann erfolgte die depositio, d. h. das Ablegen der tierischen Zeichen: die Zähne wurden ihm gezogen, die Hörner abgenommen, Nase und Ohren wurden gereinigt und menschlich gemacht, er wurde mit einem hölzernen Messer unsanft rasiert, der Bart wurde ihm geschnitten, er wurde gewaschen und gehobelt. Es wurde ihm schlecht: nun bekam er Pillen ex fabis hircorum. Die Schwäche nahm zu, man holte den Beichtvater, er bekam Absolution, dann fand ein großes Essen und Trinken statt, das der Neuaufgenommene bezahlen mußte. Jetzt war er neugeboren und Student. Erinnerungen daran leben bis in unsere Zeit weiter: der mulus wird Student, er kommt zunächst in den Fuchsenstall. Erst nach der Fuchsenprüfung, bei der noch Reste alter „Vexation" weiterleben, kommt er zur Burschenherrlichkeit. Wer nicht eingereiht ist in studentische Gemeinschaften, gehört zu den Wilden oder Finken.

Der Übergang von einer Stufe zur anderen ist eine Neugeburt[7]. Im gan-

[6] W. Fabricius, Die akademische Deposition, Dissertation, Freiburg 1895. Im Anschluß daran: J. Schwaller, Die akademische Deposition, Studentensitten aus früheren Jahrhunderten: Elsaßland, 18, 1938, 275 ff.

[7] Hans Fehrle, Die Eligius-Sage (1940), 90 f.

Digitized by Google

zen liegen hier altgermanische Rechtsordnungen zugrunde. Im einzelnen hat sich uraltes germanisches Brauchtum der Männerbünde, die ähnliche Aufnahmeriten forderten, gemischt mit fremden Anschauungen, die vielleicht aus antiken Mysterien übernommen waren und im Verlauf der Zeit mit christlichen Vorstellungen von der Neugeburt durch die Taufe vermengt wurden.

Das Wissen um den Ursprung solcher Sitten hat sich gewandelt, das Bewußtsein der Bedeutung einzelner Handlungen ist geschwunden, die Formen haben sich durch die Jahrhunderte erhalten. Da ihr Sinn nicht mehr lebendig war, artete vieles zum Unsinn und zum Unfug aus. Immerhin sind daneben Ernst und Haltung geblieben: auch die studentischen Korporationen, die solche alten Sitten erhielten und pflegten, waren bestrebt, die Füchse, die zu Burschen erhoben wurden, zu Ehre und Tauglichkeit in der Gemeinschaft zu erziehen. Mögen die Formen dieses Werdeganges uns oft ulkig oder schrullig, verkehrt und veraltet vorgekommen sein: die Haltung im ganzen entsprach alter guter Väterart. Grundlagen sind Ehre und Vertrauen und das auf diesen Eigenschaften aufgebaute rasseverbundene Recht.

Die Burschenschaften sind aus der bäuerlichen Lebensordnung der Germanen erwachsen, sie haben sich lebend entwickelt und sind deshalb nicht ausgestorben, auch als die öffentlichen Verhältnisse sich änderten und die urtümlichen Einrichtungen in vieler Hinsicht überflüssig wurden. Immerhin bestehen sie heute noch weithin in der oder jener Form. Vieles hat sich im Jahresbrauchtum unserer Dörfer und Städte erhalten[8]. Greifen wir ein Beispiel heraus: das Rügerecht der Jungmannschaft. Es geht zurück in Zeiten, die noch kein allgemein, für ganz Deutschland gültiges Recht kannten. Einzelne Gemeinschaften hatten die Befugnis der Rechtsprechung mehr als später. Ein großer Teil fiel der organisierten Burschenschaft zu. Mehrfach, am besten wohl in der Schweiz, können wir verfolgen, wie die Behörden kämpften gegen diese alte Einrichtung, aber die Jugendrichter bestanden lange neben den beamteten Richtern, ja bestehen in mancher Hinsicht bis heute[9].

Die Jungmannschaft hat, wenn Gefahr droht, in erster Reihe für Heil und Haltung der Gemeinschaft zu kämpfen. Ihr ist auch weithin die Bewahrung gesunden Lebens und ehrbarer Sittlichkeit anvertraut. Einmal im Jahr, meist im Frühjahr, gibt die Jungmannschaft Rechenschaft über diese ihre Pflicht. Schon während des Winters kommen die Burschen zusammen und beraten in geschlossenen Sitzungen die Ereignisse des Dorfes oder Städtchens bzw. Stadtteiles. Was nicht für gut befunden ist, wird aufgemerkt und in Form gebracht, daß es öffentlich verlesen oder im Spiele dargestellt werden kann. Das geschieht meist an Fasnacht, vielfach bei scherzhaften Umzügen oder in Fasnachtszeitungen, da und dort noch in altertümlichen und feierlichen Formen[10]. In Elzach im badischen Schwarzwald z. B. kommt am Fasnachtsmontag früh die Jungmannschaft vor Tagesanbruch zusammen, außerhalb des Städtchens, an

[8] Eug. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 4. Aufl., 1936; Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, Neubearb. durch P. Geiger, 1940.

[9] Gian Caduff, Die Knabenschaften Graubündens, 1932. Vgl. G. F. Meyer, Brauchtum der Jungmannschaften in Schleswig-Holstein, 1941.

[10] Eug. Fehrle, Deutsche Fasnacht am Oberrhein: Oberdt. Zt. f. Volksk., 12, 1938, 1 ff.; H. E. Busse, Alemannische Volksfasnacht, o. J.

Digitized by Google

einer alten Gerichtsstätte, im Ladhof. Das Rügerecht handhaben die Taganrufer. Dazu werden die waffenfähigen Jungmänner, die jetzt Rekruten werden, ausgesucht. Sie allein dürfen die Fahne der Narrenzunft tragen. Gekleidet sind sie in altertümlicher Tracht, die wir auch sonst im Brauchtum z. B. nordischer Völker finden, mit einem weißen Hemd, das mit bunten Streifen geschmückt ist, und einer hohen Mütze. (Vgl. diese Zeitschrift, 12, 1938, 25.)

Schon dies Vorrecht der Jungmänner, die jetzt Soldaten werden, zeigt die Anknüpfung an altgermanische Sitte, die mit der Aufnahme unter die waffenfähige Mannschaft und den Vorrechten dieser Jungburschen zusammenhängt. Die Taganrufer ziehen nach dem Läuten der Betglocke, begleitet und geschützt von einigen Schuddig, einer maskierten Schar der Männer, die schon Soldaten waren, durchs Städtchen. Überall sieht man Lichter an den Fenstern, Neugierige kommen auf die Straßen. An sieben Plätzen des Städtleins wird nun verlesen, welche Verkehrtheiten und Dummheiten während des Jahres gemacht worden sind.

Solch altes Rügerecht der Jungmannschaft hatte ursprünglich den Zweck, zu Beginn des Sommersegens, dessen Herannahen das Fest der Fasnacht gilt, alles Böse, Minderwertige, Untaugliche zu rügen und abzustellen und den Frieden der Gemeinschaft zu verkünden. Heute werden solche Verpflichtungen der Burschenschaft meist nicht mehr so ernst genommen. Mancherlei Ulk hat sich an sie angeschlossen und aus ihnen entwickelt. Immerhin ist öfters z. B. im alemannischen Gebiet so viel Ernst und Recht mit den Bräuchen verbunden, daß aus Einzelheiten wie der ganzen Haltung der kultische Ursprung noch deutlich zu erkennen ist[11].

In Hunderten solcher Äußerungen unseres Brauchtums leben Sitte und Recht unserer germanischen Vorfahren weiter, da und dort in altem Ernst, oft verballhornt und entstellt, meist ins Lächerliche gewandelt und mehr als Scherz betrachtet. Es ist Aufgabe der Volkskunde, solchem Brauchtum, das auch in Sage und Märchen, im Kinderspiel und Schwank seine Nachwirkungen zeigt, nachzuforschen, seinen Sinn und seine Bedeutung aufzuzeigen und darzulegen, wie germanische Sitte nach Haltung und Gestaltung seit Urzeiten lebt und heute noch besteht. Wir haben uns daran gewöhnt, jeden Stein und Balken, der aus früherer Zeit erhalten ist, sorgfältig im Museum aufzubewahren. Dem Brauchtum gegenüber haben die meisten Deutschen nicht dasselbe Verantwortungsbewußtsein. Und doch führt es uns oft in viel ältere Zeiten zurück als Holz, Metall und Stein und zeigt uns vor allem Vorstellungen, die seit den Urzeiten heute noch leben. Das ist kein Zufall, sondern ein Beweis dafür, daß diese Vorstellungskreise in den Mittelpunkt germanischen Empfindens und Wollens führen und damit zum Kernproblem germanischer Volksreligion. Die germanischen Götter sind entschwunden, viele Vorstellungen aus der Zeit unserer germanischen Ahnen sind vergangen und im Wandel der Zeiten durch andere ersetzt worden. Die seelische Erbmasse unseres Volkes aber, seine Art, kurz unser Volkstum bleibt über alle Wandlungen der Zeiten hinweg und mit ihm die zu seinem Herzen führenden Sitten. Die festen Formen, die sie an-

[11] Vgl. die lehrreichen Ausführungen von Falk W. Zipperer, Das Haberfeldtreiben, Seine Geschichte und seine Deutung, Weimar 1938.

Digitized by Google

genommen haben, leben im Brauchtum weiter. Sie weisen uns nicht nur auf die Kulturstruktur unserer Urzeit, sondern lassen uns auch den Kulturgehalt von Sitte und Recht erleben. Die Volkskunde, der es obliegt, Wesen und Bedeutung des Volkstums darzustellen und zu betreuen, ist demnach mit ihren Grundaufgaben im Staate Adolf Hitlers, der auf dem Volkstum aufgebaut ist, in erster Reihe eine politische Wissenschaft. Zu ihren Aufgaben gehört es, aus Vergangenheit und Gegenwart das Wesentliche und Ewige unserer Art zu erforschen und der Erziehung für Gegenwart und Zukunft die Richtung zu weisen.

Im Elsaß waren die Burschenschaften ebenso vielfältig entwickelt wie überall im Reich. Viel Stoff darüber ist zusammengestellt von Alfred Pfleger, Die volkskundliche Ernte des „Elsaßland", Gesamtübersicht über den Inhalt der Bände 1—19, 1921—1939, Kolmar, Alsatia Verlag, 1941.

Digitized by Google

Die Musikbegabung der Alemannen.

Von **Friedrich Baser**, Freiburg.

Wurde lange vom Ausland „das Volk der Dichter und Denker" noch zugleich durch die Kennzeichnung „besonders musikalisch" hervorgehoben, so wird hierdurch offensichtlich, wie sehr die Musikalität bei Charakterisierung der verschiedenen Stämme zu beachten ist. So wurden die Friesen seit langem durch die Behauptung gekennzeichnet „Frisia non cantat", was richtiger auf die Angelsachsen zutreffen würde. Unbestritten sind die Sudetendeutschen der musikalischste deutsche Volksstamm mit den Erzgebirglern und angrenzenden Sachsen. Bei gelegentlichen „Statistiken" kamen hingegen die Alemannen meist innerhalb der Rangordnung in bedenkliche Nähe der Friesen, besonders wenn die Statistiker hierbei auf die nicht allzu große Zahl überragender Tonmeister ihre Wertungen aufbauten. Meist wußte man nur Karl Maria von Weber zu nennen, dessen Vorfahren im Breisgau lebten. Ein ganz anderes Bild gewinnen wir, je sorgfältiger wir die großen schöpferischen Musiker feststellen, die der alemannische Stamm deutscher Musikkultur beisteuerte. Bestätigt wird dies Ergebnis durch die Prüfung, welche Bedeutung der Volksmusik und dem Volkslied hier seit je zukam.

Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien, der in den 1760—80er Jahren alle alemannischen Gegenden auf der Suche nach alten Musikwerken bereiste, rühmte besonders die Sing-, Spiel- und Tanzfreudigkeit der Elsässer. Dabei lag die größte Musikblüte, die sich über den ganzen alemannischen Raum erstreckte, drei Jahrhunderte zurück. Eingeleitet wurde sie durch die Minnesänger seit dem 12. Jahrhundert, die hier dichter denn in irgendeinem anderen deutschen Gau saßen.

Seit dem Konzil von Konstanz (1414—18) wurde der Oberrhein das Durchgangsland der damals fortschrittlichsten stilistischen Neuordnung: der niederländischen Chorpolyphonie. In ihre kontrapunktierenden Stimmen woben die oberrheinischen Meister die schönsten Volkslieder ihrer Heimat und erhoben so, was in den Niederlanden nur eine neue Kunstrichtung gewesen war, zur ersten wirklich völkischen Musikkulturblüte Europas. Der bedeutendste unter ihnen, Ludwig Senfl, stammte aus dem Breisgau: sein Vater (Senfly) kam von Freiburg nach Zürich. Er schickte den Knaben an den Bodensee in die beste Lehre, die damals überhaupt zu erreichen war: zu Meister Heinrich Isaac, seit 1504 in Konstanz. Hier lernte und wirkte Sixt Dietrich neben Hans Buchner, dem Meister an der Münsterorgel, Johannes Zwick und den Brüdern Blaurer für das deutsche Kirchenlied. An der Freiburger Universität,

Digitized by Google

gleich der älteren in Wien vor den Habsburgern gegründet (1457), studierten 1513 Bonifacius Amerbach, der später als Basels führender Jurist mit seinen Kindern vorbildlich Hausmusik pflegte (nach Wilhelm Merian) sowie seine Freunde Hans Kotter (in Straßburg geboren, Orgelzögling Paul Hofhaimers), Sixt Dietrich (Konstanz), Thomas Blaurer, der allzufrüh verstorbene Komponist Thomas Sporer und Othmar Luscinius (Nachtigall, in Straßburg geboren), ebenfalls ein Hofhaimerschüler, wie Hans Buchner (Konstanz), Leonhard Kleber (Pforzheim) und Konrad Brumann (Speyer) sowie Johannes Haßler, genannt Weck, der Orgelmeister des Freiburger Münsters († 1563) vor Konrad Buchner († 1540). Diese Glanzzeit, in der Freiburg die ältere Habsburger-Universität Wien überholte, wurde bereits 1498 durch den Reichstag zu Freiburg eingeleitet, auf dem die zwei berühmtesten Hofkapellen, die kaiserliche des musikfreudigen Maximilian I. und die kursächsische Friedrichs des Weisen wetteiferten. Paul Hofhaimer saß an der Orgel. Damals trat der junge Hans Kotter in seine Lehre.

Auch weiterhin blieb der ganze Oberrhein die Heimat berühmter Orgeln (von Konstanz und Basel bis Speyer), ihrer Erbauer, Vervollkommner und Spieler, wie Vater und Sohn Bernhard Schmit in Straßburg. Hier führte der in Straßburg geborene Christoph Thomas Walliser, der als Deutschlands bester Choragus gepriesen wurde, die Chorpflege im Gymnasium, seine weitgerühmten Schulkomödien, an der Universität seit ihrer Gründung 1622 und im Münster zu ihrem Gipfel.

Solche Musikpflege konnte nur auf der Grundlage lebendiger Anteilnahme aller gedeihen, wovon auch die Blüte der Meistersinger, in Straßburg seit 1490 als festgefügte Organisation nachweisbar, zeugt. Auch Basel, wo der Drucker Gengenbach begeistert den Meistergesang förderte, Freiburg i. Br. (seit 1513), Breisach, Hagenau und Weißenburg wetteiferten im Kränzelsingen und der schöpferischen Pflege deutschen Liedgutes, das dann durch die Komponisten zur Grundlage (als Cantus firmus, Tenor) ihrer mehrstimmigen Kontrapunktik erwählt wurde. So befruchtete sich Volkslied und Kunstmusik damals noch in vorbildlichem Maße.

Hieran war auch die Instrumentalmusik beteiligt, die dienende der Pfeifer und Stadtmusikanten (zu Aufzügen, Festen, Tanz und Kirchweih) wie die gesellige der Collegia musica, die am ganzen Oberrhein eine bevorzugte, volksverbundene Pflege und rege Beteiligung erlebten.

Die typenbildende Kraft des alemannischen Reigenliedes (in vier Vierteln), dessen Nachtanz (Hupf-auf, Proporz) in Dreiertakt umschlug, bewährte sich im Auslande durch seine liebevolle Stilisierung zur Allemande, die seitdem den Reigen der Suiten-Tänze eröffnete (s. Friedrich Baser „Vom alemannischen Reigenlied zur Allemande" in „Oberrheinische Zeitschrift für Volkskunde", 1942, Heft 1). Wie beliebt dies Reigenlied noch in seiner altdeutschen Vokalform bis ans Ende des 16. Jahrhunderts geblieben war, beweist Johann Fischart durch Nachdichtung neuer Strophen mit Auszählung der dem charakteristischen Taktwechsel entsprechenden Silben; es sind „die Wissartischen Reime", die schon seinem Biographen in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (Erich Schmidt, B. 7, S. 45) auffielen, die aber erst durch einen Musikwissenschaftler restlos geklärt werden könnten.

Digitized by Google

Die beiden Kriegsjahrhunderte 1614—1815 zerrissen den Oberrhein und zerstörten seine hohe Kulturblüte, wie es zunächst schien: für ewig, wie es Ludwig XIV. und sein brutaler Minister Louvois beabsichtigt hatten. Ungeheure Blutverluste und Auswanderungen entzogen dem politisch dreifach geteilten alemannischen Stamm seine besten Begabungen: den westlich Straßburg gebornen Johann Adam Reinken (um sein Orgelspiel zu hören, pilgerte später der junge Johann Sebastian Bach nach Hamburg), die Zaberner Franz Xaver Murschhauser (Kapellmeister der Münchener Frauenkirche) und Caesar (Kaiser). Mit dem aus der Schweiz gekommenen Melchior Glettle förderte er in Augsburg die lustige Chorpflege der „Corydon-Bewegung" (Hans Joachim Moser „Corydon") sowie der Schlettstadter Georg Mussat, der 1674 durch die französischen Mordbrenner aus seinem Organistenamt in Molsheim vertrieben wurde. Kriegsnöte mögen es gewesen sein, die auch den Urgroßvater Mozarts, den (etwa um 1663) in Baden-Baden gebornen Weber Christian Sulzer nach Augsburg vertrieben, wo er 1744 starb. Seine Tochter Anna Maria, die Großmutter unseres Mozart, heiratete hier 1718. Ihr Sohn Leopold Mozart, selbst ein begabter Komponist, wanderte nach Salzburg weiter, wo ihm Wolfgang Amadeus geboren wurde, das musikantischste Genie, das die Welt je sah. Er holte sich seine Konstanze aus der Familie Weber in Mannheim, die aus dem Breisgau stammte und der musikalischen Welt den „Freischütz-Komponisten" schenkte.

Ob Mozarts Wegbereiter Johann Schobert, der von Straßburg 1760 nach Paris abgewandert war, wirklich in Straßburg geboren wurde, wie der alte Gerbert in seinem „Tonkünstlerlexikon" behauptete, konnte noch nicht erwiesen werden. Nach Grimm stammte er aus Schlesien. Jedenfalls gehört Schobert mit seiner schon deutlich auf Mozart vorweisenden Kammermusik zur Mannheimer Schule, die durch Franz Xaver Richter, Wolf, einen der Söhne des berühmten Johann Stamitz u. a., in Straßburg vertreten war. Tanzfreude und Humor der Elsässer verbanden sich gelegentlich zur Schaffung einer übermütigen Karikatur, wie im „Kochersberger Spaniol", der seinem für Bonifacius Amerbach geschriebenen Tabulaturbüchlein von Hans Kotter angefügt wurde. Nach dieser Tanzweise scheinen die spöttischen Kochersberger (wie André Pirro, der Pariser Musikgelehrte, selbst aus der Elsaß-Lothringer Grenze stammend, darlegte) die steif zeremoniösen spanischen Hoftänze verulkt zu haben.

Um so beliebter wurden in allen Ländern die graziösen, gemütvollen „Straßburger" Tänze, von denen selbst fremdländische Bücher mehrere Proben brachten, wie La Borde 1780 in seinem „Essai . ." (trois danses de Strasbourg) neben der großen Literatur über die Allemande. Noch bedeutungsvoller aber ist, daß große Tondichter solche „Straßburger" in ihre Instrumental-Werke einbauten, z. B. Karl Ditter von Dittersdorf einen „Ballo Strasburghese" und Mozart in seinen Violinkonzerten. Eins nennt er 1777 in seinem Brief an den Vater aus Augsburg nur kurz „das Straßburger", der Vater schon klarer „das Konzert mit dem Straßburger". Nach langem Rätselraten, welches der fünf Violinkonzerte von 1775 gemeint sein könnte, kam Professor Dr. Heinrich Rietsch (Zeitschrift für Musikwissenschaft X) auf das G-dur, während dann E. von Zschinsky-Troxler (ebenfalls in ZMW. X, S. 415) überzeugender auf das in D-dur K. V. 218 hinwies, auf den musetteartigen

Digitized by Google

Rondeau-Teil bis zur Kadenzfermate. Für die hohe Musikbegabung der Alemannen zeugen ferner: Konradin Kreutzer, die Väter von Rudolf Kreutzer und Adolphe Adam (dem Komponisten des „Postillon von Lonjumeau"), die aus dem Elsaß nach Paris gingen, Adalbert von Hornstein, Georg Kastner, Victor Neßler, Ignaz Heim, Joseph Maria Erb, Friedrich Klose, Franz Philipp usw. — Julius Weismanns Vorfahren kamen aus der Ostmark. Alteingesessenen Bauernsippen aus dem Schwarzwald entstammen Wilhelm Furtwängler und die überragende Bach-, Beethoven- und Reger-Pianistin Frieda Kwast-Hodapp. Dabei erinnern wir uns auch daran, daß Edwin Fischers Wiege in Basel stand. Othmar Schoecks Vater kam aus dem Badischen in die Schweiz, wie der Friedrich Hegars. — Diese kurze Übersicht wird zu einer gerechteren Beantwortung der Frage nach der Musikbegabung der Alemannen die Grundlage geben können.

Im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift wird über die musikbegabte Familie Hodapp berichtet werden. Hier möchte ich einige Bemerkungen über die Familie Furtwängler vorlegen.

Die Familie Furtwängler, die der musikalischen Welt den großen Dirigenten schenkte, stammt aus dem Hochschwarzwald. Ihr Stammhof, „das Furtwängle", liegt hoch oben an der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, deren eine Quelle, die Breg, hier ganz in der Nähe entspringt, wie auch die Elz, die aber westwärts dem Rhein zufließt. Weitbekannt ist die Uhrenstadt Furtwangen. Das nahe Katzensteigtal bot der alteingesessenen Sippe der Furtwängler durch viele Jahrhunderte die Heimat. Ihr Name taucht schon in einem Zinsverzeichnis des nahen Klosters von St. Georgen (Benediktiner) von 1482 auf. Dies alte seßhafte Bauerngeschlecht überdauerte die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges dort oben. Wir nennen nur kurz ihre Stammhalter: Bernhard († 1685), Georg, Martin, Michael, Martin und Bartholomäus (1772—1845 †), der als Fruchthändler zwischen Freiburg i. Br., Villingen und Waldkirch viel umherfuhr. Im Herbst holte er vom Kaiserstuhl und Glottertal Wein. Von seinen zwölf Kindern wanderten zwei nach Amerika aus; Philipp wurde Orgelbauer, erlernte seine Kunst bei Hannover, kam aber auch bisweilen in seine Heimat zurück, wo er seine Kunst bewähren konnte, wie beim Bau der Orgel im nahen Gütenbach, die sich bis heute brauchbar erhielt. Sechs seiner Brüder wurden Uhrmacher, am erfolgreichsten Lorenz. Er gründete 1868 eine eigene Fabrik, die nicht nur Kuckuck, Echo und ähnliche beliebte Spielwerke einbaute, sondern auch anspruchsvollere Glockenklänge, wie seinen in ganz Europa berühmten „Westminster-Schlag". Sie nahm einen bedeutenden Aufschwung zur „Lorenz Furtwängler Söhne AG.", ging aber, wie so viele tüchtige Unternehmungen, im Wirrwarr nach dem Weltkriege ein. — Das achte Kind jenes Bartholomäus, Wilhelm, besuchte das Freiburger Gymnasium, das er nach seiner Lehrertätigkeit in Heidelberg, Mannheim und Konstanz zwölf Jahre lang leiten sollte, und entwickelte sich zum berühmten Archäologen, wie sein Sohn Adolf (1853—1907); Adolf studierte in Freiburg, Leipzig und München und leitete die Ausgrabungen in Aegina. Als Frau Adelheid, geb. Wendt, ihm 1886 ihr erstes Kind, Wilhelm, den so berühmt gewordenen Dirigenten, schenkte, war Adolf Privatdozent in Berlin. 1894 wurde er als ordentlicher Professor nach München berufen, als Direktor der Glyptothek und Leiter der Vasen-

Digitized by Google

sammlung und des Abgußmuseums. Auf der letzten seiner Reisen nach Griechenland erkrankte Adolf Furtwängler in Aegina ernstlich. Die besorgte Gattin eilte mit ihrem Ältesten, dem zwanzigjährigen Wilhelm, herbei. Doch die Heilkraft seiner Natur, auf die der große Archäologe so unerschütterlich vertraute, konnten den Tod nicht mehr aufhalten. Er starb 1907 in Athen und wurde von den dankbaren Griechen wie ein Großer ihres Volkes zur Ruhe geleitet.

Seine Witwe Adelheid, als Malerin und Zeichnerin noch begabter denn als Musikfreundin, die in ihrem Altersſitz Heidelberg kaum ein Konzert versäumt, in ihrem schneeweißen Haar eine ungemein eindrucksvolle Erscheinung, ist die Tochter des bedeutenden Schulmannes und Brahmsfreundes Gustav Wendt. Sein Vater hatte schon am Grauen Kloster in Berlin gelehrt, wo der junge Otto von Bismarck sein Schüler war.

Gustav Wendt und besonders auch seine Gattin Anna Dohrn, deren Vetter Georg lange und erfolgreich das Breslauer Musikleben leitete, vererbten das musikalische Erbe ihrem genialen Enkel Wilhelm Furtwängler. Carl August Dohrn (1806—1890) sammelte und sang mit Leidenschaft Volkslieder aller Völker Europas, wobei ihm auch sein König Friedrich Wilhelm IV. gern zuhörte.

Gustav und Anna Wendt kamen 1867 nach Karlsruhe, dessen Gymnasium er leitete und nach preußischen Erfahrungen neu organisierte. Sooft Johannes Brahms zu ihnen in die Fächerstadt kam, wurde wacker musiziert, wozu Brahms sein Neuestes im Manuskript mitbrachte, wie z. B. sein „Requiem"! Die kleine Adelheid durfte dann zuhören und erinnert sich noch mit seligem Lächeln, mit dem eine Hochbejahrte in weitentrückte Kindheit zurückblickt, dieses stets zu Kindern freundlichen Onkels, der freilich damals noch keinen weißen Bart, überhaupt noch keinen Bart trug.

Beide Freunde trafen sich auch in ihrer glühenden Liebe zum griechischen Altertum und zu den Tragödien des Sophokles, die Wendt übersetzte und Brahms widmete. Davon mag seine erschütternde IV. Sinfonie manchen tragischen Akzent mitbekommen haben. Noch engere Zusammenhänge zwischen den Sophokles-Tragödien und der „Vierten" zu vermuten (wie es Kalbeck in seiner Brahmsbiographie versucht) dürfte kaum zutreffen, obwohl Brahms in einem Briefe in seiner gewohnten bagatellisierenden Bescheidenheit die Vollendung der „Vierten" dem Freunde so ankündigte: er habe „einige Entreactes" geschrieben!

Aber auch die väterliche Linie, die Furtwängler, hatten dem genialen Dirigenten ein bedeutsames musikalisches Erbe weiterzugeben. Freilich mußte es hoch oben im Schwarzwald durchaus in volksmusikalischem Rahmen bleiben, äußerte sich aber auch in der Wahl der Volkslieder für die Spieluhren ihrer Heimat und Produktion, die auch mit schönen Glocken-Motiven (z. B. dem bekannten „Westminster-Schlag" u. a.) abwechselten. Hierzu gehören auch die „Köhler-Glocken", eine Spezialität des Hochschwarzwaldes von hohem Klangreiz.

Überhaupt unterschätze man nicht die Musik, die hoch oben im Schwarzwald getrieben wurde und auch heute noch gepflegt wird. 1862 bis 1893 wirkte dort oben in den Musikschulen in Villingen, Vöhrenbach usw. der ausgezeichnete Hauptlehrer Johann Karl Fendrich, ein Schüler des Karlsruher Hof-

Digitized by Google

kapellmeisters Josef Strauß, des Urgroßvaters unseres Freiburger Dichters Emil Strauß; auch bei Franz Liszt hat Fendrich studiert. So hatten auch die Uhrmacher Furtwängler beste Gelegenheit zu musikalischer Weiterbildung. Adolf Furtwängler spielte selbst gut und mit besonderer Musikalität Klavier. In seinem Hause wurde viel Hausmusik gemacht, wobei er den Klavierpart übernahm und sein Sohn Wilhelm Geige spielte. Seine beiden älteren Schwestern, also Tanten des berühmten Dirigenten, Luise und Minna, lebten unvermählt als Klavierlehrerinnen in Baden. Sein Großvater Wilhelm Furtwängler, nach dem der Weltberühmte seinen Namen bekam, war in seiner Konstanzer Lehrtätigkeit Professor und künstlerischer Anreger des später als Liederkomponisten hervorgetretenen A. von Hornstein, der auch Bühnenwerke komponierte und „Erinnerungen" an Schopenhauer und Richard Wagner veröffentlichte.

Digitized by Google

Der Bickereſel.

Von **Ed. Hüll**, Münſter i. Elſ.

Die Wiſſenſchaft kennt zwei Arten von Eſeln, den Steineſel und den Mauleſel. Das Münſtertal i. Elſ. kennt noch eine dritte Art, den Bickereſel, auch kurzweg Bickeri genannt, der Schreck der Kinder zur Weihnachtszeit.

Ein Mann war einem Eſel nachgebildet. Beine, Rumpf, Arme und Kopf waren mit grobem Sacktuch überzogen und mit Heu ausgeſtopft. Die langen Ohren ſtanden ſpitz in die Höhe, Augen, Nüſtern und Maul waren mit Kohle markiert. Um den Hals hing loſe eine Kette, in der einen Hand trug er einen zum Angriff nach vorn gerichteten ſpitzen Stecken. In der andern trug er einen Sack. Das Chriſtkindle, das ihn begleitete, war in Weiß und hatte eine Rute, eine kleine Klingel und ein Körbchen mit Nüſſen bei ſich.

So zogen beide in der Adventszeit von Haus zu Haus und ſtatteten den Familien mit Kindern einen Beſuch ab. Das Chriſtkindle trat klingelnd in die Stube ein und ſtellte ſich mit folgender Empfehlung vor:

Ich trete in die Stube ein
Als ein ſchneeweißes Chriſtkindlein,
Um die Kinder zu beſuchen,
Ob ſie ſchwören oder fluchen.
Die Guten nehme ich auf einen weißen Schimmel
Und fahre mit ihnen in den Himmel.
Die Böſen nehme ich auf einen ſchwarzen Rapp
Und fahre mit ihnen in die Höll hinab. Badara.

Es frug die Eltern, ob die Kinder brav wären und auch beteten. Bejahten ſie die Frage, ſo ermahnte es dringlichſt, ſtets ſo zu bleiben, wenn nicht, ſo käme es das nächſte Jahr wieder und dann nähme der Bickereſel die Böſen in den Sack. Hierbei ſtieß der vor der Tür ſtehende Begleiter ungewohnte Laute aus, klirrte mit der Kette, ſtampfte mit den Füßen und dem Stecken, und alle Kinder flehten, er ſolle nicht hereinkommen, und verſprachen brav zu bleiben. Nur ſelten traf es ſich, daß die Eltern ihn eintreten ließen, wo er dann Miene machte, das Böſe in den Sack zu ſtecken. Beim Fortgehen warf das Chriſtkind eine Handvoll Nüſſe in die Stube als Anerkennung für die Braven. Zum Schluß überreichten ihm die Eltern eine Gabe in Geld als Entſchädigung für ſeinen Beſuch, und dies mochte wohl das Weſentliche für beide Teile geweſen ſein.

Digitized by Google

Seit dem Weltkrieg iſt dieſer Gebrauch hier verſchwunden und der Bickereſel iſt ausgeſtorben, aber in der Erinnerung lebt er noch weiter, und wenn Kinder ungehorſam ſind, ſo drohen ihnen die Eltern heute noch mit ſeinem Erſcheinen.

Weniger bekannt war hier der Hanstrapp, der noch vereinzelt weiterlebt, über kurz oder lang aber auch verſchwunden ſein dürfte.

Der Name Bickereſel, eine Zuſammenſetzung von Bick und Eſel, kommt zweifelsohne von der im Tal heute noch gebräuchlichen Form „die Bick" her, womit der Schnabel der Vögel bezeichnet wird. Vor dieſem hatten die Kinder mehr Reſpekt als vor den gutmütigen, ihnen vertrauten Haustieren[1].

Das Symbol.

Lehrreich ſind die Bemerkungen von Ernſt Krieck hierüber in ſeinem Werk „Völkiſch politiſche Anthropologie", 3. Teil (1938), S. 80:

„Auf der Erkenntnis des Symbols als eines Mikrokosmos, der am faßbaren Gegenſtand zur Darſtellung und Anſchauung bringt, was der unmittelbaren Anſchauung nicht gegeben iſt, auf der Erkenntnis des Symbols als eines Stellvertreters einer Welt, ruht Bachofens Mythendeutung. Der Grundſatz: ‚Der Mythos iſt die Exegeſe des Symbols', bedarf dabei allerdings der polaren Ergänzung: ‚Das Symbol iſt der anſchaubare Urbegriff des Mythos', wie denn auch das Kunſtwerk, etwa das Götterbild der Griechen, die Art und die Geſchichte (den Logos und den Mythos) des Gottes in ſich tragen muß. Der echte Mythos iſt allemal Urſprungsgeſchichte zum Zweck der Sinndeutung und der Weltbildgeſtaltung." E. F.

[1] Vgl. dieſe Zeitſchrift, 12, 1938, 120 ff.

Digitized by Google

Der Name der Stadt Heidelberg.

Teil A von Dr. Herbert Derwein.
Teil B von Dr. Ernst Christmann.

A.

Der Name Heidelberg ist offenbar von einem nahen Berg auf die Stadt übertragen worden. Und man nimmt wohl mit Recht an, daß der Heidelberg ursprünglich die Hangstufe des Königstuhls bezeichnete, welche die älteste Burg trug. Ob das der Jettenbühl war mit der heutigen Schloßruine, oder — wahrscheinlicher — der Kleine Gaisberg, auf dem heute die Molkenkur steht, ist hier ohne Bedeutung. Schriftlich tritt uns der Name Heidelberg zuerst 1196 entgegen, wo in einer Urkunde ein plebanus de Heidelberch als Zeuge genannt wird. Wir finden also hier schon die uns vertraute Form. Wesentliche Abwandlungen des Lautbildes fehlen[1], wenn auch die Schreibung anfangs leicht schwankt. Nie kommt die Form Heidenberg vor. Am ehesten fällt das mitteldeutsche Heidilberg auf, das bis ins 14. Jahrhundert hinein öfter zu treffen ist. Belege für den Namen der Stadt sind schon gleich nach 1196 reichlich vorhanden. Denn wenn auch in der Frühzeit die schriftliche Überlieferung der Stadt recht lückenhaft ist, so gibt es doch ungezählte Urkunden, die sich gar nicht weiter auf den Ort beziehen, die aber als Zeugen Bürger, Beamte, Priester aus Heidelberg nennen.

Die Versuche, den Namen der Stadt zu deuten, lassen sich bis weit ins 15. Jahrhundert hinein verfolgen. In aller Breite sie darzulegen, ist in unserm Zusammenhang überflüssig. Die Humanisten und ihre Nachfahren entschieden sich nur zu oft nach zufälligen Wortanklängen und willkürlichen Gedankenverbindungen. Wenn in neuerer Zeit auch die Meinungen noch weit auseinandergehen, so darf das nicht zu falschen Schlüssen führen. Mehrfach wurden Ansichten vorgetragen, die von vornherein vor der philologischen Kritik nicht standhalten können. Auch leitete öfter unbewußt der Wunsch, eine bestimmte geschichtliche Hypothese durch die Deutung des Namens zu stützen. Was heute notttut, ist, das Problem gewappnet mit dem Rüstzeug der modernen Sprachwissenschaft allseitig zu umschreiten, — in einer Unbefangenheit, die in keiner Weise an einer bestimmten Lösung interessiert ist. Nur knapp soll hier als Einleitung zu Christmanns Untersuchung dargelegt werden, in welche Richtung die bisherigen Erklärungsversuche wiesen[1a].

[1] Fast nur bei dem Schlußkonsonanten (ch, g, c) und dem Doppelvokal (ei, ai, ey, ay).

[1a] Ansichten, die gar nicht ernstlich erwogen werden können, sind dementsprechend unberücksichtigt geblieben.

Digitized by Google

Die erste Deutung, von der wir wissen, stammt von Peter Luder, der 1457 den Namen der Stadt von den Heidelbeeren ableitete. Viele sind seiner Ansicht gefolgt, sie eingehender zu begründen hat in früheren Jahrhunderten nur einer versucht: Paul Schede Melissus. Seine Darlegungen von 1598[2], die bereits Heidelberge anderer Gegenden zur Parallele heranziehen, betonen das sehr starke Vorkommen von Heidelbeeren im Gebirge bei der Stadt — eine Feststellung, die auch sonst immer wieder ausgesprochen wird. Zugleich erzählt uns Melissus von einem „marmornen" Denkmal oben am Schloßweg. An einem Brunnen befanden sich zwei Schilde, von denen der eine unten einen mit Heidelbeeren bewachsenen Berg, auf ihm eine reichgeschmückte Jungfrau mit Heidelbeerbüscheln in der Hand zeigt. Eine gleiche Darstellung habe früher eine Stadtfahne getragen, die lange auf dem städtischen Rathaus aufbewahrt wurde. — Leider entstammen derartige symbolische, nicht rein heraldische Bilder einer jüngeren Zeit. Bei den Fahnen treffen wir sie sonst erst seit dem 16. Jahrhundert, weit in das 15. Jahrhundert hinauf dürfen wir sie nicht zurückführen. Daß die Heidelbeeren auf dem Berg aber „Heidelberg" bezeichnen wollten, daß man das Beerengewächs als ein Merkmal der Stadt ansah, ist wohl fraglos.

Die Heidelbeere spielt noch heute im Volksbrauch eine viel größere Rolle, als Erdbeere, Himbeere, Brombeere und zwar kraft uralter Tradition. Der Grund dafür wird sein, daß einst die Heidelbeere weit vielseitiger verwendet wurde, als die anderen Waldbeeren — H. Hepding hat darüber in den Hessischen Blättern für Volkskunde (1923, S. 1 f.) eindringlich berichtet. Melissus selbst spricht davon, daß die Heidelbeere als Arzt- und Färbemittel[3] diente, später sagt uns Fabricius[4], daß ihr Saft in der Sommerhitze geschätzt wurde. Das alles mußte den Blick unserer Vorfahren auf ein häufiges Vorkommen der Beeren lenken und konnte so gut zur Benennung eines Berges führen.

Nun heißt, wenn wir von der heutigen Mundartgeographie ausgehen, die Beere nicht Heidel, sondern Heidelbeere. Daß wir nie in der schriftlichen Überlieferung die Form Heidelbeerberg finden, hat in neuster Zeit diese Ableitung, trotzdem immer mal wieder wer für sie eingetreten ist, im Heidelbergschrifttum zurücktreten lassen. Inzwischen ist der Flurnamenforschung der von Ernst Ochs geprägte Begriff „Klammerform" längst geläufig geworden. Wir wissen heute, daß der Sprachgeist umständliche Wortzusammensetzungen meidet, daß wir gar nicht nötig haben, nach dem Mittelstück „Beere" zu suchen. Und so scheint die Ableitung des Stadtnamens von der Heidelbeere, für die sachlich viel spricht, auch von der sprachlichen Seite her einwandfrei.

Auch der Versuch, Heidelberg als Heiden—berg (mons paganorum) zu deuten, ist bereits für das 15. Jahrhundert nachzuweisen. Bei ihm wäre also anzunehmen, daß sich vor dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung das -en zu -el gewandelt hätte. Daß die Humanisten den Anklang Heiden an Heidel-

[2] M. Freher, Originum Palatinarum commentarius, 1599, p. 62—73.

[3] Tritae et expressae hae uvulae coloris sunt ex caeruleo et puniceo mixti. Tinguere eo consuevere compactores librorum membranas et chartas (p. 67).

[4] Myrtilletus urbana (1658), p. 13.

Digitized by Google

berg aufgriffen, war fast selbstverständlich. Das Bestreben der älteren Geschichtsschreiber, einen Ort so weit wie nur irgend möglich in die graue Vorzeit zurückzuführen, ist bekannt. Gestützt mußte es noch dadurch werden, daß man in der nahen Ebene und auf dem Heiligen Berg mancherlei Reste der Römerzeit gefunden hatte. So fabelte man von einer großen Stadt unter dem Königstuhl, durch die der Neckar mitten hindurchfloß. Oder zumindest sah man in der Phantasie wie auf dem Heiligen Berg so auf der Molkenkur ein römisches Kastel, von dem sich je eine Mauer zum Fluß hinabzog — eine Vorstellung, die noch fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch nachwirkte. Fabricius brachte 1658 sogar die Griechen mit dem Boden Heidelbergs in Verbindung — weil der Kraichgau seinen Namen von den Griechen erhalten haben sollte.

In den letzten Jahrzehnten hat jedoch die Wissenschaft mit all diesen Vorstellungen gründlich aufgeräumt. Nach ihr hat an der Siedlungsgeschichte der nahen Ebene die Talsohle, der Raum für das spätere Heidelberg, keinen Anteil. Nach dem Bild, das wir uns heute auf Grund eingehender Forschungen machen, schuf erst das Mittelalter die Voraussetzungen für die Entwicklung Heidelbergs und die Wissenschaft neigt dazu, die Talsohle noch in Merowinger- und Karolingerzeit als bewaldet anzusehen. Scheint damit der Deutung der Humanisten der Grund entzogen, so sind die Versuche, den Namen mit der Sage von der heidnischen Seherin Jetta in Verbindung zu bringen — der erste, der es tat, war 1733 Kayser (Historischer Schau-Platz der . . . Stadt Heydelberg, S. 15) — nicht minder vag. Leodius (gestorben 1556) berichtet zuerst von der Jungfrau[5], die auf dem Raum des heutigen Schlosses gehaust haben soll. Und er erzählt, noch Reste des Jettaheiligtums innerhalb des Schloßbezirks gesehen zu haben. Merkwürdigerweise ist um dieser Äußerung willen noch mehrfach in unserer Zeit der Sage ein geschichtlicher Kern zugesprochen worden. Der kritische Leser wird nicht mehr zu folgern wagen, als daß irgendwelche Mauernreste mit der Jettasage in Verbindung gebracht wurden, — offenbar, weil man sich ihre Herkunft nicht erklären konnte. Die Sage ist schon darum eines neueren Ursprungs verdächtig, weil der Berg ursprünglich gar nicht Jettenbühl, sondern Geltenbühl hieß[6]. Wenn Karl Christ die ganze Überlieferung als Humanistenerfindung abtut, so geht er vielleicht zuweit. Aber von hier oder einem anderen Punkt[7] aus die Brücke zu den Heiden zu schlagen, ist, solange sich nicht das Bild von der Siedlungsgeschichte unserer Gegend durch ganz neue Funde gründlich ändert, mehr das willensmäßige Streben, Heidelberg durch höheres Alter neuen Glanz zu geben, als das ruhig sachliche Eingehen in die geschichtlichen Gegebenheiten.

[5] M. Freher, Originum Palatinarum commentarius, 1599, Appendix, p. 24.

[6] H. Derwein, Die Flurnamen von Heidelberg, 1940, Nr. 380 (vgl. die dortigen Literaturangaben).

[7] So ist der Versuch, Heidelberg bis um 1300 als reichsunmittelbare freie Stadt hinzustellen und von hier aus eine nicht unbedeutende Siedlung in vorchristlich-germanischer Zeit anzunehmen, untragbar. (Vgl. Heidelberg und das Neckartal, 1939, S. 108—112.) Heidelberg kann im 13. Jahrhundert unmöglich reichunmittelbar gewesen sein. Der Adler weist auf das Wappen der Wittelsbacher, die selber die Stadt dauernd nostra civitas nennen. Auch beanspruchte Worms noch nach 1225 die Oberlehnsherrlichkeit über die Stadt.

Digitized by Google

Heidenberg braucht indessen nicht nur Berg der Heiden zu sein. Schon Melissus macht geltend, daß das Wort eher die „Heide" bezeichnen könnte — eine unbebaute Ebene, im Feld oder im Gebirge. Wenn Melissus auch diese Erklärung ablehnt, weil seiner Meinung nach dafür die Voraussetzungen fehlen, so ist doch diese Deutung in neuer Form nach dem Weltkrieg wieder vorgetragen worden. F. Schneider[8] versucht, das untere Schloß als das ältere nachzuweisen. Der Name Heidelberg „hängt unzweifelhaft mit ‚Heide', einem offenen, ebenen Gelände, zusammen. Mit dem hochragenden, von dichtem Wald bedeckten Vorberg des Königstuhls (d. h. dem Kleinen Gaisberg) kann sich der Name Heidelberg in der Bedeutung ‚Heide'berg nicht verbunden haben". — W. L. Friedrich[9] wiederum glaubt, der Name, der in Hessen mehrfach vorkommt, bedeute einen mit niedrigen Heidekrautsträuchern bewachsenen Berg. Das -el sei eine bei Baum- und Strauchnamen auch sonst zu findende Verkleinerungsform.

Es ist gut möglich, daß das Heidekraut früher sehr stark hier vertreten war. Wollte man dem gegenüber geltend machen, daß die Heidelbeere bei ihrer vielseitigen Bedeutung mehr Aussicht hat, den Namen eines Berges zu bestimmen, oder daß sehr gewichtige Gründe für das höhere Alter der Burg auf dem Kleinen Gaisberg sprechen, Schneiders Annahme, und damit seine Namendeutung, also recht zweifelhaft erscheint, so wird ein unbefangener Leser vielleicht Halt! rufen, wird sagen: hier wird Hypothese gegen Hypothese gestellt, hier kann nicht jener Grad von Wahrscheinlichkeit erlangt werden, der nötig ist, um eine bestimmte Deutung überzeugend zu machen. Glücklicherweise aber haben wir einen festeren Grund unter uns, wenn wir uns der rein philologischen Untersuchung zuwenden. Denn alle die genannten Deutungen, mit Ausnahme der Ableitung von den Heidelbeeren, haben das eine gemein, daß sie eine hypothetische Urform (Heidenberg, Heideberg) annehmen müssen. Hier aber haben wir Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung, die die Frage klären sollen, ob ein Wandel von der Urform zu der uns vertrauten Form Heidelberg als wahrscheinlich anzunehmen ist, oder nicht.

Was sonst noch an Deutungen des Stadtnamens vorgetragen wurde, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Ganz amüsant ist, zu lesen, daß alte Schriftsteller als ursprünglichen Namen Eitelberg (weil hier eitel Berge sind!), Edelberg (wegen der schönen Lage), Hedelberg (von den hier gezogenen Geißen—Hetteln), annehmen oder Heidelberg aus Heiligenberg entstanden wissen wollen. — Die von hochverdienter Seite[10] vorgetragene Annahme, der „Heidelberg" sei nach einem fränkischen Edlen Heidilo benannt, der auf dem Berg eine Burg hatte, kann nicht aufrechtgehalten werden, weil der Name dann eben Heidelsberg heißen müßte.

[8] Heidelberg, seine Natur und sein geschichtliches Leben, 2. Aufl., 1931, S. 40.

[9] Mitteilungsblatt des Historischen Vereins für Hessen, Bd. 1, Heft 12 (1940), S. 417.

[10] Sillib-Lohmeyer, Heidelberg (1927), S. 9.

Digitized by Google

B.

Kehren wir noch einmal zu den früher oft vorgetragenen Erklärungen zurück: „Heidelberg" sei aus „Heidenberg" entstanden, wobei „Heiden-" im Sinne von Heide (f.) d. i. „Heidekraut" oder „unangebautem, wildbewachsenem Land" zu verstehen sei, allenfalls auch im Sinne von „Nichtchrist, paganus". Auch mir schienen sie durchaus annehmbar, bis mich eine Unterhaltung mit H. Derwein stutzig machte. Er tat sie vor allem mit dem Hinweis ab, daß schon 1196 und seitdem ausschließlich „Heidelberg" belegt sei; läge „Heidenberg" zugrunde, dann müßte doch auch hie und da — besonders in der älteren Zeit — einmal „Heiden" als Bestimmungswort auftauchen. Das war der Anlaß zu der Untersuchung, die ich hier anstelle und zu der ich Dr. Derwein für vielerlei Hilfe und Förderung zu großem Dank verpflichtet bin.

Treten wir in unsere Überlegungen mit der Frage ein: Könnte nicht zufällig gerade beim Namen der Neckarstadt bzw. des Berges, von dem sie ihren Namen hat, die Vorform „Heidenberg" nicht belegt sein? Gewiß wäre das höchst merkwürdig, weil der Stadtname seit 1196 hundertemal genannt wird. Um aber eine sichere Beurteilungsgrundlage zu erhalten, wollen wir uns weiter umsehen.

I.

Wir stellen die Frage: Ist der Wandel des Bestimmungswortes „Heiden-" zu „Heidel-" sonstwo nachweisbar und wann?

Förstemann[11] bietet aus der Zeit vor 1200 insgesamt 19 Beispiele, die nach seiner Ansicht im Bestimmungswort „Heide" enthalten. Davon zeigen es zwölf zwischen 764 und 1188 immer nur in der Form Hait-, Haid-, Heid-, Heide-, Heit-, Het- und Hede-, also stets ohne ein auslautendes -n oder -l; zwischen 960 und 1121 treten vier mit Heitin-, Heidin- oder Heiden- zusammengesetzt auf — Bestimmungswort ist also wohl altes heidîn „mit Heide bewachsen" —, und bei ihnen hat sich das auslautende -n bis auf den heutigen Tag noch nicht in -l gewandelt; bei drei endlich, die auch heute noch das auslautende -l haben, treffen wir als ersten Teil Heidil-, Heidel- oder Hedel-, und hier findet sich nie eine ältere Form mit dem Auslaut -n statt -l, obwohl sich die Belege immerhin auch über die Jahre 1057 bis 1196 verteilen. Diese drei sind: der Name von 1196, den wir hier untersuchen und der damals Heidelberch geschrieben ist, ferner 1057 Heidilbahc, 1091 Heidilbac, 1196 Heidelbach für eine Wüstung bei Spangenberg (Kr. Melsungen) und endlich 1136 Hedelscheit für den Ort Ellscheit (Kr. Daun). Dazu setze ich noch aus Oberhessen[12] Heidelbach (Kr. Alsfeld), das für 1377 als Heydilbach und für ein nicht näher angegebenes Jahr als Heidelbahc angegeben wird.

Die aufgeführten Beispiele bieten keinen einzigen Beleg für den gesuchten Lautwandel von -n zu -l, der im Namen „Heidelberg" stattgefunden haben soll. Hat er also überhaupt stattgefunden? Wenn ja, ist er nicht in eine bedeutend jüngere Zeit als 1196 zu verlegen, wo uns bereits Heidelberch bezeugt ist?

Gehen wir auf noch eine Frage ein! Findet in Namen, welche im ersten

[11] E. Förstemann, Ad. Namenbuch (1913), II., 1. Hälfte, Sp. 1200 ff.
[12] W. Sturmfels, Die Ortsnamen Hessens (1910), S. 35.

Digitized by Google

Teil ahd. heidano „Nichtchrist, paganus" aufweisen oder den ad. Personennamen Heido als Bestimmungswort enthalten, der fragliche Lautwandel statt? (Wir stellen die Frage, obwohl unser „Heidelberg" mit diesem „Heiden-" aus sachlichen Gründen nichts zu tun haben kann.) Bei Förstemann[13] finden wir sechs Beispiele, in denen als zweiter Teil -berg, -dorf, -feld, -heim, -hofen und -weiler steht, und zwar in der Zeit zwischen dem 8. und 12. Jahrhundert; sie verteilen sich über einen Raum vom Heidenberg (bzw. heute Heidenburg) im Kr. Trier bis Heidweiler im oberelsässischen Kreise Altkirch, bis Heidenfeld im mainfränkischen Gebiet von Schweinfurt und bis Haidendorf im niederbayerischen Bezirksamt Pfarrkirchen. Der gesuchte Wandel tritt nicht auf, ist bis heute nicht erfolgt. Also bleibt es bei den Fragen, die wir am Schlusse des vorigen Abschnittes aufwarfen.

Nun wird öfter auf hessische Benennungen „Heidelberg" verwiesen, so einen Heidelberg bei Wiebelsbach im nordöstlichen Odenwald (Kr. Dieburg), einen Heidelberg bei Pfordt und einen bei Üllershausen, beide rund 5 km von Schlitz im nordöstlichen Oberhessen entfernt. Die bis jetzt gefundenen älteren Belege[14] für den ersteren stammen aus den Jahren 1792 bzw. 1592, für den an zweiter Stelle genannten aus dem Jahre 1584 und lauten ebenfalls schon Heidelberg, haidelberg, heidelberg; sie sollen auf die Bewachsung mit Heidekraut zurückgehen. Jedenfalls lassen sie einen Wandel von -n zu -l wieder nicht erkennen, folglich kann er bezweifelt werden.

Kehren wir noch einmal zu Förstemanns Ad. Namenbuch zurück! Es bietet 26 Beispiele für On, die im ersten Teil den Namen Buche oder das Eigenschaftswort ahd. buchîn enthalten und als Grundwort „-berg, -bach" aufweisen; niemals tritt vor 1200, ja nicht einmal bis heute ein Wandel zu „Buchelberg, -bach" ein. Ebenso ist bei 17 On mit „-bach, -berg, -tal, -feld" als Grund- und „Eiche" oder ahd. eichîn als Bestimmungswort vor 1200 kein Wandel zu „Eichel-" festzustellen; nur zweimal findet in neuerer Zeit (wann?) eine Fortentwicklung zu „Eichelberg" statt (bei Regensburg und bei Backnang/Württemberg), aber aus Eichinaberg, nicht Eichberg. Dagegen sind von vornherein vier Beispiele mit ahd. eichila f. („Eichel") gebildet, von dem angenommen wird, daß es „wohl auch wie ndd. ecker f. in die Bedeutung ‚Eichen' übergegangen" sei.

Wir suchen weiter und beginnen mit der Pfalz! Heid- bzw. Heideberg[15] von 1215 und 1441 lebt fort im Namen des Heuberger Hofes (bei Kirchheimbolanden); es trat erst ein Wandel Heid- zu Heiberg, dann Umdeutung in Heuberg ein und liegt also Angleichung des in „Heid" auslautenden d an das anlautende b in „-berg" vor, eine Erscheinung, auf die wir noch öfter zu sprechen kommen werden. Heide- bzw. Heidvelt (-feld) von 1287, 1372 usw. bei Bad Dürkheim[16] ist erst 1544 zu Heidenfeld

[13] E. Förstemann, a. a. O., Sp. 1166/67.

[14] Laut Mitteilung von Dr. Friedrich (Darmstadt) an H. Derwein, der sie mir auf meine Bitte hin mitteilte.

[15] Urk.-B. des Klosters Otterberg und Glasschröder, Urk. z. pfälz. Kirchengeschichte, Nr. 633.

[16] Urk.-B. des Klosters Otterberg und Glasschröder, a. a. O., Nr. 132 Anm.; weitere Belege aus Archivalien in St.-Arch., Speyer.

Digitized by Google

weitergebildet, aber nicht zu Heidelfeld, heißt auch heute noch im Volksmund Heedfeld; ebenso wird heidwe(c)[17] von 1528 zu Heidenweg (bei der Stadt Landau). Der Heidenbrunnen bei Lambrecht (Kr. Neustadt an der Weinstraße) heißt schon 1301 heidenbrunne, die Weinberglage Heidenschaft bei Rhodt (Kr. Landau) schon 1469 heydenschafft. Auch in folgenden Flurnamen ist der gesuchte Wandel bis heute nicht eingetreten: 1532 Heidengärten zu Alsens (Kr. Rockenhausen), 1537 Heidenschloß bei Göllheim (Kr. Kirchheimbolanden), 1547 haiden kopff zu Waldmohr (nordwestlich Homburg), 1589 Heydenacker zu Weingarten (Kr. Germersheim), 1611 vfm Heidenkopf zu Zweibrücken und 1600 Heidenbusch zu Bubach (Kr. Kusel). Theod. Zink bringt in seinen „Pfälzischen Flurnamen" insgesamt fast 200 Flurnamen, welche im ersten Teil heute „Heiden-" lauten, nur einer hat noch „Haid-"; aus eigener Sammlung kann ich eine Anzahl weiterer mit „Heid(e)-" und „Heiden-" überschauen; in keinem ist der gesuchte Wandel eingetreten, ausgenommen in „Heidenburg" bei Kaulbach-Kreimbach (Kr. Kusel) und „Heidenburg" bei Waldfischbach (Kr. Pirmasens), sie sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Volksmund zu „Heidelsburg" geworden und sehen nun aus, als ob man einen Personennamen hinter dem Bestimmungswort suchen sollte, während sie in Wirklichkeit auf ahd. heidano zurückgehen, da sie seit alter Zeit und heute noch klar erkennbare römische Befestigungsanlagen benennen.

Für das Gebiet der ehemaligen Rheinprovinz trägt Matth. Zender[18] fast 50 Flurnamen zusammen, welche im ersten Teil „Heiden-" enthalten, drei davon scheinen zu „Heide-" verkürzt zu sein; dagegen bringt er keine Namen, welche „Heidel-" als Bestimmungswort aufweisen. Er nimmt also auch einen Wandel von „Heiden-" (ahd. heidano) zu „Heidel-" nicht an.

In Lothringen, wo ich erst mit der Sammlung der Flurnamen begonnen habe, kenne ich erst rund 20 Flurnamen, welche im ersten Teil „Heide" (1. die Pflanze, 2. die mit Heide bewachsene Fläche oder 3. „Nichtchrist") aufweisen, wie Heidenstraße, -weg, -bühl, -mauer usw.; auch zwei Heidenberge kommen darunter vor, aber wieder findet kein Wandel zu „Heidelberg" statt; ein weiteres Mal bleibt sogar die recht alte Form Heidberg (bei Fixem, Kr. Diedenhofen) bestehen. Bemerkenswert ist, daß zu Kuhmen (Kr. St. Avold) eine Flur 1831 und heute noch Heidel (fem.) heißt[19] und daß sich dieser Name beim Zurückgehen auf 1714/16[19] in Haydelle auflöst. Im Grundwort steckt eine Nebenform zu Tal, die wir nhd. als Tälle ansetzen müßten, in der Mundart der gesamten Westmark und weit darüber hinaus aber als Dell noch allgemein für eine flache Vertiefung gebräuchlich ist; das Bestimmungswort könnte zu heien „brennen" oder heien, älter hegen gehören.

Im Elsaß — und damit nun im alemannischen nach den beiden vorher be-

[17] Diesen und die folgenden Belege entnehme ich Th. Zink, Pfälz. Fln. (1923), S. 155—157.

[18] Matthias Zender, Die Sage als Spiegelbild von Volksart usw. (Diss., 1940, Bonn.)

[19] Laut Kataster beim Bürgermeisteramt. Mitteilung von Lehrer Marschall.

Digitized by Google

trachteten fränkischen Gebieten — kann ich[20] 62 On mit dem Bestimmungswort „Heiden-" bzw. „Heide-" feststellen wie Heidenbuckel, -kopf, -bach, -feld usw. Bemerkenswert finde ich folgendes: 1. Im fränkisch sprechenden Kreise Weißenburg heißt ein Bach Heidackerbach, ist also wohl nach einem Heidacker benannt; hier ist keine Weiterentwicklung zu Heidenacker eingetreten; 2. bei Sulz erscheint 1550 an dem Heydtfelldt, wofür heute Heidenfeld gilt, während der Heidenbach bei Münster (Kr. Kolmar) schon 1339 ebenso heißt; 3. fünfmal stoßen wir auf „Heidenberg"; davon heißt einer im Kreise Gebweiler im 14. Jahrhundert noch heideberg, im 15. Jahrhundert heide- und auch heidenberg, später nur noch Heiden- oder Heydenberg, so daß hier die Weiterentwicklung wieder genauer faßbar ist: sie tritt im 15. Jahrhundert ein; 4. eine auf der Generalstabskarte als „Heidelberg" auftretende Erhebung heißt sonst nur „Heidenbuckel", Belege zu einer genaueren Untersuchung fehlen; nahe beim Großen Belchen erhebt sich ein Heidelbergkopf, aber leider kennen wir wieder keine alten Namensformen; 5. im Kreise Molsheim gibt es ein „Heidelbeereck" und im Kr. Thann eine „Heidelbeerenlochrunz", beidemal unterbleibt die Bildung der Klammerform.

Wir überschreiten den Rhein; in Baden kann ich rund 100 Beispiele überschauen und auswerten[21]. Hervorhebung verdient folgendes: 1. Obwohl einige Formen bis 1466, 1434, 1429, 1384, 1360, 1287 oder 1275 zurück belegt werden können, ist der gesuchte Wandel „Heiden-" zu „Heidel-" nur einmal zu beobachten; zu Stein (bei Pforzheim) wandelt sich ein 1613 belegter Name Heydenstall zu heutigem Heidelster (gesprochen: heidˑlstˑr). Mone[22] bemerkt dazu: „Heidenstall = statio paganorum sive Romanorum." Diese späte Entwicklung kann kaum etwas zur Erklärung von „Heidelberg" von 1196 besagen, obwohl sie vielleicht etwas früher liegt als die des pfälzischen „Heidelsburg". Hier wie dort geht außerdem das Bestimmungswort auf ahd. heidano zurück; 2. in zahlreichen Fällen bleibt altes „Heid-" (in „Heidacker, -brunnen, -buch, -bühl" usw.) bewahrt; aber es tritt auch die schon in der Pfalz beobachtete Lautangleichung ein, so von Heidbach (1470) zu „Heubach" in der Gegend von St. Peter (südwestlich Triberg) wie auch von Heidebach (1275) zu „Groß-Heubach" (bei Klingenberg am Main in Unterfranken), Haidberg (1493) zu Hewberg (1662) und heutigem „Heuberg" zu Weingarten (bei Karlsruhe); auch kann „Heid(e)-" zu „Heiden-" weitergebildet werden wie z. B. Heidebach (1301) zu Heidenbach (1551) in der Gegend von Oberkirch (nordöstlich Offenburg), heidacker (1486 und 1540), dabei „Heidengaß" zu Weingarten (bei Karlsruhe); schon das ist bedeutend später, als unser Name „Heidelberg" bezeugt ist, und nun müßte erst noch das -n zu -l weitergewandelt werden, also noch

[20] „Das Reichsland Elsaß-Lothringen" (1901—03), 3., I., S. 410 ff.

[21] Einige wenige entnehme ich O. Heilig, Die Ortsnamen Badens (1906) und O. Springer, Die Flußnamen Württembergs und Badens (1930), alle anderen hat H. Derwein aus den Beständen der Flurnamen-Sammlung der Lehrstätte für deutsche Volkskunde an der Universität Heidelberg ausgezogen; wo im folgenden nichts anderes angegeben ist, stammen die Beispiele daher. Ich danke Herrn Dr. H. Derwein auch an dieser Stelle aufrichtig.

[22] Mone, Urgeschichte, I., 224.

Digitized by Google

später; wieder kann für unsern Stadtnamen Positives daraus nicht geschlossen werden; 3. Heidenberg kommt dreimal vor, 1549 bzw. 1788 zu Dilsberg (?) und Gauangellach im Kreise Heidelberg und heute noch zu Zell-Weierbach (bei Offenburg); aber es tritt keine Weiterentwicklung zu „Heidel-" ein, auch nicht in „Heidenbuckel", fünfmal anzutreffen im Raume von Bretten bis Freudenberg am Main, also im gesamten fränkischen Gebiet von südlich Heidelberg bis weithin östlich davon; 4. „Heidelbeerbühl" (in der Mundart hoabeerbiil) gibt es in Schiltach und Mühlenbach (beide bei Wolfach), „Heidelbeerkraut" als Waldnamen zu Rotenfels (bei Rastatt), Heidelbeer Bühl 1801 zu Glashütten (bei Schopfheim); folglich entwickeln sich hier so wenig wie in den elsässischen Beispielen Klammerformen; 5. in Ober- und Niedereggenen (bei Müllheim, Kreis Lörrach) finden wir den Flurnamen „Heidel" (m.), der sich auf Grund von Belegen aus den Jahren 1511, 1523 und 1536 als Zusammenziehung aus haiteil, heideil darstellt und damit als Zusammensetzung aus einem Grundwort „Teil" und einem Bestimmungswort „Hei", das vielleicht aus „Hege" hervorgegangen ist, oder aus „Heid"; damit ist auch „Heidelbuck" im gleichen Orte Obereggenen für einen Vorberg des Blauen aufgeklärt; 6. ein ganz anderes „Heidel" liegt zu Rheinheim (bei Bruchsal) in „Lange Heidel" (fem.) vor, ob auch in „Heidel" zu Sinsheim an der Elsenz (Kr. Heidelberg), ist für mich nicht auszumachen, auch diese beiden Namen können sich bei Auffindung älterer Belege als Zusammenziehungen offenbaren; 7. endlich wird zu Bretten als geschichtlicher Name, aber ohne Jahreszahl einmal Heydelberg für eine Ackerlage genannt und zu Adelsheim (bei Mosbach) begegnet 1778 Heidelberg, wofür der Volksmund immer noch häädlberch sagt; in letzterem Fall soll die Heidelbeere zur Worterklärung nicht herangezogen werden können, da sie in der Gegend nicht vorkomme, sondern „Heide" („unbebautes Land, wildbewachsenes Land"); aber wieder ist der Lautwandel von „Heide-" zu „Heiden-" und weiter zu „Heidel-" nicht belegbar.

Für Württemberg kann ich nur Feststellungen machen auf Grund von zwei Werken. O. Springer[23] führt im äußersten Norden des Landes einen Heidenbach, im fränkischen Osten einen Heidbach und für die Gegend von Spaichingen-Tuttlingen einen Heidlesbach auf; ältere Belege, welche insbesondere den letztgenannten Namen näher beleuchten könnten, fehlen. Eine große Menge von Orts- bzw. Flurnamen führt das Schwäb. Wörterbuch von H. Fischer[24] auf; zu „Heide" (f.) rechnet es: Heid(e)-acker, -äcker, -bach, -berg, -bett, -bild, -busch usw., auch Heidle(n)säcker, -bach und -berg, dagegen stellt es zu „Heidel" (f.) als Benennung der Heidelbeere oder des Augentrostes (Euphrasia officinalis) oder — freilich nur in älterer Zeit belegt — des Heidelfennichs (der welschen Hirse): Heidelbach, -berg, -burg, -feld, -moos, -rain, -stangen, -teich, -weg, -wiesen, Heidelsäcker, -buck (-bug), -wiese, Heidle, Heidlensäcker, Haitlenrain. Leider fehlen uns zu einer noch genaueren Auswertung die Angaben, wo, d. h. in welchen Orten diese Namen beheimatet sind, ob sie also mit dem fränkischen Raum Badens, in dem wir oben unter

[23] O. Springer, Die Flußnamen Württembergs und Badens (1930).

[24] Fischer, Schwäb. Wb., III., 1935/37.

Digitized by Google

Ziffer 6 und 7 auch „Heidel" und „Heidelberg" antrafen, räumlich näher zusammenrücken oder nicht, und vor allem vermissen wir ältere Formen, die ganz sicher erkennen lassen, ob „Heidel" aus „Heide(n)" hervorgegangen oder anderer Herkunft ist. (Auf dieses „Heidel" wird später näher eingegangen.)

Schließlich führe ich noch Rem. Vollmann[25] an, welcher als für unseren Fall einschlägige Beispiele aufzählt: „Heidenberg (Heidelberg), -Burg, -Ring, -Feld, -Mauer, -Stein, -Keller, -Löcher" usw. ...; nach seiner Ansicht sind das alles Fälle, „die das Volk mit den unbekannten vorgeschichtlichen Bewohnern des Landes irgendwie in Verbindung brachte", die aber nicht auf „Heide" („Pflanze" oder „mit Heide bewachsenes Land") zurückzuführen sind. Mit welchem Recht er „Heiden-" und „Heidelberg" als den gleichen Namen betrachtet, legt er nicht dar, auch nicht, wann der Wandel -n zu -l eingetreten ist oder sein soll.

Nachdem wir so in einem weiten Umkreis um die Stadt Heidelberg, der sich von der Mosel in Lothringen bis zum Main-Dreieck bei Würzburg und von Hessen bis zum Bodensee erstreckt, Ortsnamen, d. h. Siedlungs- und Flurnamen, gleicher oder ähnlicher Bildung wie „Heidelberg" zusammengestellt und untersucht haben, soweit es die historischen Unterlagen oder Vergleiche gestatteten, stellen wir noch einmal heraus:

1. Einen Wandel von „Heiden-" zu „Heidel-" bzw. „Heidels-" trafen wir unter Hunderten von Beispielen nur in drei Fällen, zweimal in der Pfalz und einmal in Baden; aber erstere gehören erst dem 19. Jahrhundert an, der andere kann frühestens im 17. Jahrhundert eingetreten sein; sie kommen also für die Beurteilung unseres Falles, der vor 1200 liegen müßte, nicht in Frage.

2. In den eben besprochenen drei Beispielen lag aber ahd. heidano zugrunde; in Beispielen, welche im Bestimmungswort ahd. heida, mhd. heide („Heidekraut" oder „unbebautes, wildbewachsenes Land") enthalten, müßte vor dem Wandel „Heiden-" zu „Heidel-" erst eine Weiterbildung von „Heid-" oder „Heide-" zu „Heiden-" erfolgt sein. Wir fanden sie wiederholt vor, doch immer erst im 15./16. Jahrhundert; aber das ist für die Beurteilung des von uns zu klärenden Falles „Heidelberg" mindestens 200 Jahre zu spät, und dann erst konnte der Wandel -n zu -l eintreten, also noch später.

Wir folgern aus dem unter Ziffer 1 und 2 Gesagten: In „Heidelberg", dem Namen der Neckarstadt, kann „Heidel-" sich nicht aus „Heiden-" entwickelt haben, ob dieses auf ahd. heidano zurückgeht oder erst aus „Heide-" weiterentwickelt sein soll.

3. In Lothringen und Baden trafen wir je einmal auf „Heidel", das aus „Hei-dell" (Hei-tälle) bzw. „Hei-teil" zusammengezogen war; aber die Zusammenziehung erfolgte so spät, daß sie wieder nicht als Analogiefall zu unserem „Heidelberg", das schon vor 1200 da ist, verwendet werden kann, sonst müßten auch hier die zusammengezogenen Wörter sichtbar werden. Außerdem trafen wir aber noch auf „Heidel-", auch in „Heidelberg" (in Baden und Elsaß) als ersten Namensteil, und auf einen selbständigen Flurnamen „Heidel" (f.), insbesondere im fränkischen Gebiet zwischen Rhein und Mainviereck und

[25] Rem. Vollmann, Flurnamen-Sammlung, S. 31 und 62.

Digitized by Google

in Württemberg; eine Aufklärung der Herkunft steht, abgesehen von der im Schwäb. Wörterbuch gegebenen Deutung, noch aus[26].

4. In den wenigen Fällen, wo wir klar erweisbare Zusammensetzungen mit „Heidelbeere" fanden, war ein Ausfall des Mittelgliedes und damit die Entstehung einer Klammerform nicht festzustellen.

II.

Erweitern wir den Kreis unserer Untersuchung über Orts-(Siedlungs- und Flur-)Namen hinaus!

Das Deutsche Wörterbuch von Grimm bietet an Zusammensetzungen mit „Heide" (f.) als erstem Glied in großer Zahl solche wie Heidebesen, -biene, -boden, -brand, -busch, -deich, -drossel, -ente, -erde usw., mit kürzerem „Heid" in gleicher Bedeutung nur wenige, die selten und alt sind: Heidbeere (als ältere Form für Heidelbeere; wir kommen später ausführlicher darauf zu sprechen), Heidechse (= „Eidechse" und wohl volkstümliche Umbildung aus „Eidechse"), Heidfeuer (Beleg aus dem 16. Jahrhundert), Heidholz (Umbildung aus „Haupt-" bzw. „Häuptholz") und endlich Heidschnucke (Schafart). Eine Fortbildung „Heid(e)-" zu „Heiden-" trat nicht ein. In sehr großer Zahl erscheinen Zusammensetzungen mit „Heiden-" (ahd. heidano) als Bestimmungswort: Heidenangst, -bild, -frau, -glaube, -gott usw. In einigen wenigen Fällen ist „Heiden-" aus „Heide-" weiterentwickelt, so in Heidendampf und Heidenrauch („evaporatio campestris"), Heidenfeld („ericetum") und Heidenhonig; aber dieser Wandel reicht niemals in eine sehr alte Zeit zurück, kann auch für unseren Fall, wo ja außerdem noch der weitere Wandel zu „Heidel-" nachfolgen müßte, nichts besagen. Wichtig sind für uns dagegen die Fälle mit „Heidel-" als erstem Glied. Sie müssen hier eingehender betrachtet werden:

1. „Heidelbeere" wird einer ausführlichen Untersuchung in einem besonderen Abschnitt unterzogen werden und kann darum vorerst übergangen werden.

2. Eine besondere Betrachtung verdient „Heidelkorn". Grimms Deutsches Wörterbuch kommt bei der Untersuchung der Formen Heide-, Heiden-, Heidelkorn und Heidel (m.) als Namen für ein und dieselbe Pflanze, polygonon um fagoporum, auch Buchweizen genannt, zu dem Ergebnis, daß „Heidenkorn" die älteste Form sei, die sich später in „Heidekorn" und auch „Heidelkorn" gewandelt habe, und „Heidel" und „Heiden" als Benennung für die gleiche Sache seien Abkürzungen daraus. Auch Kluge-Götzes „Etymologisches Wörterbuch" erklärt: „Aus mhd., frühnhd., schwäb. heidenkorn (Lexer, I, 1208; Zeitschr. f. d. Wortf., 14, 142; H. Fischer, Schwäb. Wörterbuch, 3, 1338) verkürzt sind bair.-östr. haidn, haidl (Schmeller, 1, 1052),

[26] Herr Studienrat Dr. W. Keinath will die schwäb. Beispiele im Auge behalten, ob nicht alte Formen vorliegen, welche für unsern Zweck aufschlußreich sind. Es sei ihm im voraus Dank gesagt. Dank sage ich auch Herrn Dr. Beschorner von der Zentralstelle für deutsche Flurnamen-Forschung für eine Sachsen betreffende Mitteilung. Dort kommt „Heidel" sehr oft in Fln. vor, so in Achter-, Stein- und Wachheidel als Grundwort, rund 20mal als Bestimmungswort, auch einmal für sich allein. Leider fehlt es auch hier noch an einsichtgewährenden, alten Formen. Eine Untersuchung wäre wichtig.

Digitized by Google

westerwäld. haenš, westf. hailf, helf." Die Form „Heidel", welche für uns von besonderem Interesse ist, erscheint in Belegen in Grimms Deutschem Wörterbuch nicht vor dem 15. Jahrhundert, wird durch das aus Fischart angeführte Zeugnis für „Heidel" und die Zusammensetzung „Heidelbrei" sowie die Belege für letztere aus H. Sachs und J. Ayrer auch für Nürnberg kräftig erhärtet und ist somit im 16. Jahrhundert wohl in einem Raum vom Elsaß bis nach Österreich verbreitet. Das ist wieder gegenüber unserm „Heidelberg" von 1196 zu spät; aber könnte „Heidel" („Heidekorn") trotz nur jüngerer Belege nicht in ältere Zeit zurückreichen, da es im 16. Jahrhundert durch ganz Süddeutschland hin gebräuchlich erscheint? Es bliebe aber für unser „Heidelberg" das weitere Bedenken, daß dieses „Heidel" für den fränk. Rhein-Neckar-Raum nicht belegt ist.

3. „Heidelgries" („Gries aus Buchweizen") kann Klammerform für „Heidelkorngries" sein, aber erster Teil auch das als Kurzform daraus entwickelte „Heidel". Nun stellt sich aber daneben noch „Heidel", ebenfalls masc., für gewisse Hirsearten[27] in der Schweiz gebraucht, aber nach den Belegen bei Grimm[28] in der Zusammensetzung „Heidelpfennig, -fench" (Grundwort aus lat. panicum entstanden) doch ehemals weiter verbreitet. Auch Tabernaemontanus führt Heidelfench, an, womit es für die Pfalz belegt sein dürfte, und zwar für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aus „Heidenfench" kann dieses „Heidelfench" und „Heidel" nicht entwickelt sein, da eine solche Form nie vorkommt, neben „Heidelfench" ist nur noch heidefench zu belegen.

4. In „Heidelhahn" („tetrao tetrix, Birkhahn") und „Heidelkraut" („erica", bei Nemnich genannt) müssen wir wohl im ersten Glied „Heidel" als Fortentwicklung zu „Heide" (f.) betrachten, ebenso in els. Heideldorn (m.) „Hauhechel" (Elsässisches Wörterbuch, II, 76), oder welche andere Deutung wollen wir dem Wort geben? Ältere Formen mit „Heide-" oder „Heiden-" stehen nicht daneben; auch sind die Bildungen anscheinend jung.

5. „Heidelblatt" und „Heidelstaude" erbringen Klammerformen mit fehlendem Mittelstück „-beer-", die wir unter unseren Ortsnamenbeispielen nicht vorfanden; aber sie sind jung („Heidelblatt" im 17. Jahrhundert) und nur je einmal belegt.

Auch wenn wir nun von einem möglicherweise aus „Heide-, Heidenkorn" entwickelten „Heidelkorn" und „Heidel" absehen, bleibt es dabei, daß es außerdem ein selbständiges Wort „Heidel" als fem. und masc. gibt. Ersteres stellten wir in Teil I im Zusammenhang mit den schwäbischen Flurnamen fest, welche im ersten Teil „Heidel-" aufweisen; es wird als Name für Pflanzen gebraucht und zwar außer für die Heidelbeere, worauf wir noch zurückkommen, auch für welsche Hirse und Augentrost, letzteres besprachen wir eben unter Ziffer 3 in der Schweiz und in Belegen bei Grimm. Ein solcher Pflanzenname wäre aber in eine recht zahlreiche Gesellschaft einzureihen, nämlich die mit der Bildungssilbe -el (ahd. -ila) abgeleiteten wie Distel (ahd. distila), älter auch m., Mistel (ahd. mistil), Hasel (ahd. hasala), Weichsel (seit dem 11. Jahrhundert wihsala), Quendel m. (ahd. chenela f.), Schwertel (ahd. swer-

[27] Schweiz. Idiot., II., 990.

[28] Grimm, Dt. Wb., 4, 2. Hälfte, 802.

Digitized by Google

tala), Dinkel (ahd. dinchil, dincil), und dazu kämen vielleicht noch die ersten Teile von Affolter und Weckalter (Wacholder); später stellt sich als Verstärkung in ihre Reihe noch die Schar der dann auch auf -el endigenden Lehnwörter Pappel, Mispel, Mandel, Zwiebel und Primel. Außerdem würde in dem ersten Teil von „Heideldorn", „Heidelhahn" und „Heidelkraut" ein aus „Heide" (f.) entwickeltes „Heidel" vorliegen, das aber über das Nhd. zurück nicht nachgewiesen werden kann.

Fragen wir nun noch: Kennt die Sprachwissenschaft einen Wandel von n zu l, der für unsern Fall in Frage käme?

In „Heidelberg" steht das l, welches aus n entstanden sein soll, vor einem b, ebenso in den weiteren Fällen: „Heidelbach, -buckel" usw. In Himbeere, Brombeere, Homberg, Hambach usw. (aus mhd. hintber, brâmber, Hohenberc, Hagenbach entstanden) liegt ganz klar Assimilation vor, Anpassung des Zahnlautes n im Auslaut des Bestimmungswortes an den Lippenlaut b im Anlaut des Grundwortes; aber für einen angenommenen Übergang n zu l in „Heidelberg" liegen die Verhältnisse ja ganz anders, von einer Assimilation kann nicht die Rede sein.

Das Deutsche Wörterbuch von Grimm hält, wie wir noch sehen werden, den spätmhd. Wandel von ougen- zu ougelweide und den als parallel dazu angenommenen Fall heiden- > heidelber für eine „Verderbung"; aber das ist kaum mehr als ein Verlegenheitsausdruck für eine Erscheinung, die man nicht durchschaut.

H. Pauls Deutsche Grammatik (1916), Bd. I, Teil II, § 232, behandelt die Entstehung eines l aus n infolge Nachbarschaft eines andern Nasals in spätmhd. sameln aus älterem samenen, Himmel aus einem älteren himin (got. himins), Kümmel aus lat. cuminum. Ich kann als ganz sichere, aber recht junge Beispiele dazustellen, welche ein n in der Nachbarschaft eines andern n zu l dissimilieren, und zwar in der rheinfränk., südfränk. und zum Teil els. Mundart: rechenen, zeichenen, leugenen > rechelen, zeichelen, leugelen; sie nehmen ihr l auch in Zusammensetzungen mit hinüber: Rechelbuch, Zeichelheft, Rechel-, Zeichelstunde usw. Doch alle diese Fälle von Dissimilation haben ja mit unserm Fall nichts zu tun, da hier kein zweiter Nasal in der Nähe steht.

In einer Reihe von Beispielen, welche H. Paul, a. a. O., hinzufügt (ahd. organa > nhd. Orgel, ahd. forhana > mhd. forhel, nhd. Forelle usw.) wird nicht mehr von einem Wandel von n zu l gesprochen, sondern von Vertauschung eines n-Suffixes mit einem l-Suffix. Der von uns zu beurteilende Fall „Heidelberg", wie auch nun gleich noch zu prüfendes „Heidelbeere" für als Vorstufe angenommenes „Heidenbeere", könnte also nur hier untergebracht werden: Heidel könnte ebenfalls ein l-Suffix angenommen haben.

III.

Immer wieder wird nun aber auf „Heidelbeere" verwiesen, weil hier der von uns gesuchte Wandel stattgefunden haben soll. So lesen wir in Grimms Deutschem Wörterbuch: „Die jüngere Form von Heidbeere ist aus Heidenbeere (die auf der Heide wächst) entstanden, wie ougenweide sich in ougel-

Digitized by Google

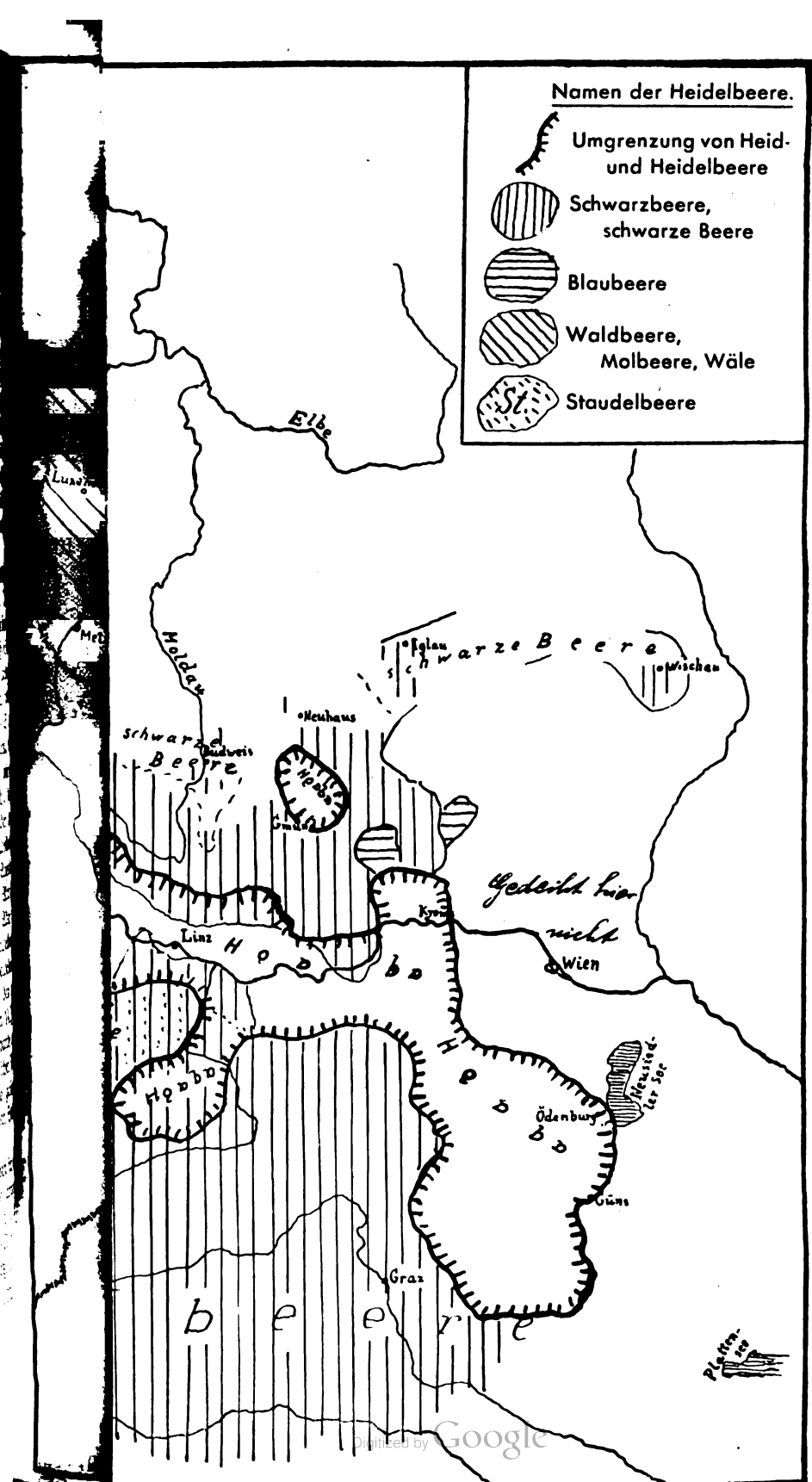
weide verderbt ... Die Form (nämlich „Heidelbeere") kann seit 14. Jahrhundert nachgewiesen werden." Belege für tatsächliches mhd. *heidenber werden aber nicht beigebracht, sondern nur für mhd. heitheidber und nhd. Heidelbeere. Kluge-Götzes Etymologisches Wörterbuch stellt zusammen: „Heidelbeere F. mhd. heidelber, heitber, ahd. heperi N." und erblickt im ersten Glied „Heide" („unbebautes, wildbewachsenes Land"); die gesuchte Zwischenform mhd. *heidenber fehlt wiederum. habe sie auch noch nirgends, in keinem Wörterbuch belegt gefunden. Es daher die Frage berechtigt, ob sie überhaupt jemals vorhanden war, so auch die Herleitung des Deutschen Wörterbuchs nachgesprochen und -geschrieben wird. Wäre ein Beleg für „Heidenbeere" beizubringen, würde er doch irgendwo einmal angeführt. Also halte ich ihn nach der mit On gemachten Erfahrung (Teil I) für nicht erweisbar und die bisherige Deutung der Herkunft von „Heidelbeere" für nicht mehr haltbar. Bleibt also die Frage: Wie ist das der Beerenname, der heute der verbreitetste und eigentlich allein hochsprachlich ist, zu erklären?

Besondere Beachtung verdient, was das Schweiz. Idiot., IV, 1466, darlegt; denn es liefert einen Beitrag zur Antwort auf unsere Frage. In der Schweiz sind neben Heid-, Heidelbeer und mundartlichen Umformungen dazu noch gebräuchlich Heiti, Heiten, Heidenberi, Heidli, Heitenberi, Heitliber(i), und so werden diese Formen gedeutet: „Von Heidber (gesprochen: Heit-per) gingen auch die Kurzformen Heiti, Heiten usw. aus ... Heiden-B. ist neben Heid-B. entweder als uneigentliche Kompositionsform zu beurteilen oder es steckt, was wahrscheinlicher ist, im ersten Glied eine Weiterbildung von Heid, wie eine solche mittels l-Suffixes ohne Zweifel in Heidel zu sehen ist (‚heidelber' zuerst bei Ebinger, 1438)." Dieses Heidel f. ist heute (oder heute noch) schlechtweg der Name der Heidelbeere in einem Raume von Südostbaden bis an die Grenze Tirols heran und vom Bodensee bis fast nach Augsburg. (Vgl. das beigegebene Kärtchen!) Es muß aber die Frage nach dem Alter der Bildung aufgeworfen werden und damit auch zugleich die nach dem Alter von „Heidelbeere". Vielleicht war ein Grund für die Herleitung von „Heidelbeere" aus einem angenommenen „Heidenbeere" auch die Tatsache, daß „Heidelbeere" als verhältnismäßig junge Bildung erschien. Der älteste Beleg, den man nennt, stammt aus dem Renner des Hugo von Trimberg, also dem 14. Jahrhundert und wohl der Gegend von Würzburg; aus der Schweiz wurde oben heidelber für 1438 als früheste Nennung angeführt, und in gleicher Form ist für das Ende des 15. Jahrhunderts in Kurhessen[29] der Name gesichert. Folglich muß er spätestens Ende des 15. Jahrhunderts schon von der Schweiz bis Kurhessen verbreitet gewesen sein.

Wäre er nicht älter, dann könnte er nicht die Grundlage abgeben für eine Klammerform Heidelberch von 1196, wie H. Derwein sie annimmt. Doch scheint er mir wesentlich älter zu sein. Bernh. Martin[30] bietet uns ein Kärtchen, das eine allgemeine Übersicht über die Heidelbeer-Namen in Deutschland gibt, und fügt erläuternde Bemerkungen bei. Nach letzteren sind

[29] A. F. C. Vilmar, Idiot. v. Kurhessen (1868), S. 377 unter „Mülbeer".
[30] Teuthonista, III, Heft 4.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

mundartliche Formen des Namens „Heidelbeere" auch an mehreren Orten Siebenbürgens und der Zips (samt der südlich anschließenden Gegend von Dobschau) gebräuchlich. Nun sind die Siebenbürger durchaus keine „Sachsen", obwohl sie immer so genannt werden, sondern zweifellos vor allem fränkischer Herkunft und schon im 12. Jahrhundert in das Land der „Sieben Burgen" eingewandert. Ebenso wurde die Zips schon im 12. Jahrhundert von Deutschen, darunter Franken, besiedelt, und für Dobschau weist Jul. Lux[31] ausdrücklich auch fränkische Mundarteinflüsse nach, besonders aus dem rheinfränk.-moselfränk. Grenzbereich. Es ist also kaum eine andere Erklärung möglich, als daß schon im 12. Jahrhundert deutsche Siedler aus dem von Franken bewohnten Raum am Rhein, wo noch heute der Name „Heidelbeere" in fast gleichen Mundartformen wie dort im Osten lebendig ist, jene Beerenbenennung mitgenommen haben. Dann muß aber heidelber hier schon spätestens für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts angenommen werden. Da wir nun oben in Teil I wiederholt Weiterbildungen von „Heid(e)-" zu „Heiden-" als Bestimmungswort frühestens im 15. Jahrhundert fanden, heidelber aber schon im 12. Jahrhundert vorhanden gewesen sein muß, spricht auch das gegen eine Herleitung des Beerennamens, wie sie Grimms Deutsches Wörterbuch gibt.

Gehen wir nun an Hand unserer Kartenskizze vor! Damit ihr Wert richtig eingeschätzt werden kann, sei über ihre Unterlagen folgendes dargelegt: Der den Ostteil, d. h. Bayern-Österreich und Mainfranken, umfassende Teil, ist eine Wiedergabe einer Karte, welche in der Kanzlei der Kommission der Bayerischen Akademie d. Wiss. zur Herausgabe von Wbb. bayer. Mdaa. von Dozent Dr. Kranzmayer gezeichnet wurde; die Kanzlei des Ostfränk. Wb. (Prof. Dr. Fritz Stroh) überließ mir Wortzettel zur Einsichtnahme; für die übrigen Landschaften, die Pfalz ausgenommen, kann die Karte nur als ungefähre Skizze gewertet werden. Sie stützt sich auf die Angaben des Schwäb. Wb., des Schweiz. Idiotikons, freundliche Auskünfte des Bearbeiters des Bad. Wb. (Prof. Dr. E. Ochs) und der Kanzlei des Südhess. Wb. (Lohrer), weiter Angaben des Els. Wb., des Lothr. Wb., die ich durch eigene Umfrage wesentlich ergänzen konnte, eine von mir selbst für das Pfälz. Wb. seinerzeit gezeichnete Karte und freundliche Auskunft von der Bearbeitungsstelle des Rhein. Wb. (Moleis im Auftrage von Prof. Dr. Jos. Müller). Endlich zog ich die Karte Bernh. Martins in Teuthonista, III, Heft 4, heran, die schon erwähnt wurde[32]. Allen, die ich hier nannte, sei für ihre Hilfe herzlich Dank gesagt. Für den Teil meiner Kartenskizze, welcher sich nicht auf die Kranzmayersche Karte stützt, sind die genauen mundartlichen Formen nicht angesetzt, sondern nur die zugrunde liegenden Wörter in verhochdeutschter Form. Von den mundartlichen Formen wird aber im Laufe der genaueren Betrachtung die Rede sein. Auch sind im Westteil meiner Skizze kleinere Vorkommen einzelner Namen nicht eingetragen, z. B. Blaubeere in der Schweiz.

Nun zur Auswertung der Karte für unsere Zwecke! Das ahd. heitperi, mhd. heitber (heidber) mußte früh sein t(d) im Auslaut des

[31] Zeitschr. f. Dt. Mda.-Forsch., 12. Jahrg., S. 749 ff.

[32] Auch diese mußte ich von den Herren Prof. Dr. Mitzka bzw. Dr. Bernhard Martin in Gießen erbitten, da es mir hier in Metz so ziemlich an allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln fehlt. Auch ihnen dafür herzlichen Dank!

Digitized by Google

Bestimmungswortes dem anlautenden b des Grundwortes angleichen — wie in Teil I Heidberg zu Hei- bzw. Heuberg wurde — und so ein heiber ergeben, das sehr bald in seinem Sinn nicht mehr verstanden und daher umgebildet wurde. So erscheint es in verschiedenen mundartlichen Formen durch ganz Süddeutschland, besonders im südlichen Teil, nämlich auf unserer Karte in einem zusammenhängenden Gebiet vom Neusiedler See bis nach Regensburg, im Schwarzwald und seinem Umkreis und dem größten Teile der schweizerischen Restgebiete kleinen und kleinsten Ausmaßes erweisen, daß dieses Heiber auch einmal noch weiter nach Nordosten herrschte (Restgebiete zwischen Eichstätt und Nürnberg und östlich der von Norden zur Donau gehenden Nab), daß es bis nördlich Innsbruck reichte und daß die Gebiete von Taub- und Aubbeere wohl nur volkstümliche Umformungen unseres Wortes beherbergen, während Augelbeere unter Einwirkung von „Heidel" bzw. „Heidelbeere" zustande gekommen sein dürfte, wie ja in Westwürttemberg auch Umformungen wie — in verhochdeutschter Wiedergabe — Heiber zu Heigbeer, Eichbeer (hōagbēr, ōaɣbēr) vorkommen. Da endlich für Hagenau im Elsaß[33] auch heidber in „Wißheibeer" (Weißheidelbeere) und für zwei pfälzische Orte ebenfalls Heibeer (Hēbēr, Hābēr) belegt ist, darf die alte Form heidber als einstige Beherrscherin eines Raumes vom Neusiedler See bis nach der Schweiz, dem Elsaß und der Pfalz angenommen werden.

Sehen wir nun von allen Beerennamen ab, welche sprachlich nicht zum Stamm unseres Bestimmungswortes gehören! Betrachten wir bloß das heutige Geltungsbereich von „Heidelbeere", wie auch die mundartlichen Lautungen des Wortes sein mögen! Sein Herzstück, Hauptgeltungsbereich umfaßt das Land von Ostlothringen und der Pfalz bis nach Nordwürttemberg und dem östlichsten Baden; es scheint sich z. B. noch mainaufwärts auszudehnen, umspült die Schwarzwaldinsel des Heiber östlich und westlich, ist in der Schweiz vor allem im Norden verankert, reicht endlich über Frankfurt durch Hessen nordwärts (weiter wollen wir nicht schauen, auch reicht unser Kärtchen nicht weiter). Mhd. heidelber ist wohl jünger als mhd. heitber, das schon als ahd. heitperi erwiesen und durch die agf. Schwesterform haedberie erhärtet ist; sein Verbreitungsgebiet ist zunächst durch Einbruch in ehemaliges heidber-Bereich gewonnen. Wie kam es aber zur Bildung von mhd. heidelber?

Wir stellen fest, daß — wie schon angeführt — zwischen Bodensee und Lech noch heute Heidel (f.) allein für sich die Beere bezeichnet, von deren Namen wir handeln, also ohne angehängtes „-beere", und erinnern uns an die Ausführungen des Schweiz. Idiot., daß in Heidel eine Weiterbildung von „Heid" mittels l-Suffixes „ohne Zweifel ... zu sehen ist". Ich halte dieses Heidel ebenfalls nicht für Verkürzung aus „Heidelbeere", sondern für älter als mhd. heidelber, für einen Pflanzennamen der oben angeführten Reihe.

Auch glaube ich weitere Beweise für das Vorhandensein dieses Beerennamens Heidel in einer älteren Zeit beibringen zu können. Ausgehen muß

[33] Els. Wb., II, 78.

Digitized by Google

ich von dem Hinweis auf die Tatsache, daß ja viel, viel seltener von einer einzelnen Heidelbeere als vielmehr in den weitaus meisten Fällen von der Mehrzahl gesprochen wird. Wer wie ich die Sammelarbeit für ein Mundart-Wörterbuch leitete oder leitet, hat gewiß auch die Erfahrung gemacht, daß man aus dem angegebenen Grunde bei solchen Beerennamen zumeist die Mehrzahl mitgeteilt bekommt, auch wenn man nach der Einzahl gefragt hat. Zu jenem Heidel zwischen Bodensee und Lech heißt nun die eigentlich bodenständige Mehrzahl[34] Heidlen, wofür auch umgedeutet Heidelen auftritt, als ob es sich um die Mehrzahl einer Verkleinerungsform (n.) und nicht das fem. Heidel handelte. Damit halte ich zusammen, was im gesamten Raum von der Pfalz durch Hessen, nördlichstes Baden und den Odenwald bis nach der Gegend von Aschaffenburg zu beobachten ist. Auf meinem Kärtchen habe ich das angedeutet durch zwei Eintragungen eines verhochdeutschten „Heidelenbeere". Ich erläutere und begründe, indem ich von dem Gebiet zwischen Kaiserslautern und Mainz ausgehe, wo eine solche Eintragung vorgenommen ist. Das Geltungsbereich erstreckt sich westlich bis zur Grenze des Raumes bei Kreuznach, in dem ein ganz anderer Name, Waldbeere, Molbeere, Wäle usw., gilt. Hier wird „Heidel-", je nachdem mhd. ei in langes ē oder ā gewandelt wird, zu Her- bzw. Har- und weiter zu Hell- bzw. Hall- oder Haal- wie auch weiter südlich; aber neben so entstandenem Hell-, Hall-, Haalbeer begegnet nun in einem pfälzisch-hessischen Grenzgebiet ganz geschlossen und weiterhin immer wieder bis hinüber nach dem Aschaffenburger Gebiet auch Helle- und Haalebeer (von den verschiedenen Lautungen von „-beere" sei hier abgesehen, weil sie mit unserer Sache nichts zu tun haben), und das kann im pfälzischen und hessischen Raum nur als hd. „Heidelenbeere" aufgefaßt werden, nicht als „Heideleinbeere", wie man es in der Aschaffenburger Gegend auch deuten möchte und könnte (auch in Kranzmayers Karte ist dort „Heideleinbeere" eingetragen); denn in dem fraglichen pfälzisch-hessischen Raume gilt ja nicht die Verkleinerungssilbe „-lein", sondern „-chen", ist also eine Verkleinerungsform „Heidelein" unmöglich. „Heidelen" in jenem „Heidelenbeere" kann dann aber nur die Mehrzahl zu Heidel sein, und es muß gefolgert werden, daß man ursprünglich die Beere in der Einzahl nur Heidel, in der Mehrzahl Heidelen nannte, daß „-beere" aber erst sekundär angetreten ist, wie auch an den Stachelbeer-Namen, der im Raum von Trier und Lothringen bis in den Westteil der Pfalz, Grooschel, Gruschel[35] und mit Anlautwandel Druuschel klingt, weiter ostwärts „-beere" (Grossel-, Grusselbeer) angehängt ist, wie man in der Pfalz an ein Breemer (mhd. brâmber „Brombeere"), das im zweiten Teil doch schon „Beere" enthält, verdeutlichend noch einmal das gleiche Wort anhängt und so Breemerbeer erhält und wie man im bekannten Volkslied von Brummelbeeren singt, die ja eigentlich auch „Brombeerbeeren" sind. Genug der Beispiele!

Aber schließlich ist es für unsere Zwecke nicht von Bedeutung, ob man

[34] Schwäb. Wb. unter „Heidel".

[35] Jos. Müller, Zeitschr. d. rhein. Ver. f. Denkmalpflege, 1929, S. 231 ff.; ferner Th. Frings, Germ. Rom., S. 148, und Kluge-Götze, Etym. Wb. unter „Stachelbeere".

Digitized by Google

die oben aufgeführten Mundart-Formen zwischen Pfalz-Rheinhessen und Aschaffenburg mit „Heidelen-" oder „Heideleinbeere" verhochdeutscht und erklärt. Wesentlich ist, daß man doch nicht zu einem als vorausgehend angenommenen Heidelbeer eine Verkleinerung „Heideleinbeere" bilden konnte und auch nicht eine Mehrzahl „Heidelenbeeren", sondern sowohl die Mehrzahl als die Verkleinerungsform am Ende des Gesamtwortes „Heidelbeere" die entsprechende Veränderung hätten erfahren müssen, nicht am Ende des Bestimmungswortes. Also bleibt es auf jeden Fall dabei, daß zunächst ein einfaches Wort *heidel* vorausgesetzt werden muß, an das später „-beere" verdeutlichend angetreten ist.

Und genau so kam es auch vom einfachen *heidel* zu dem heute in Deutschland vorwaltenden Namen Heidelbeere bzw. von einem schon als frühmhd. (mindestens schon um 1100) anzunehmenden *heidel* zu mhd. *heidelber*, da letzteres ja schon im 12. Jahrhundert mit nach Siebenbürgen, der Zips und nach 1200 auch nach Dobschau wanderte. Man kann nun freilich einwenden, daß dieses mhd. *heidel* nicht aus alten Quellen zu belegen ist; das Schicksal teilt es mit sehr vielen Wörtern, die wir erst aus den Mdaa. und On erschlossen haben und noch erschließen, und erst recht mit dem bisher allgemein als Zwischenstufe zwischen mhd. *heitber* und *heidelber* angenommen **heidenber*, dessen Existenz ich bestreite.

Festzustellen, wie das „Heidel"-Gebiet zwischen Bodensee und Lech und das von mir nachgewiesene zwischen Pfalz-Rheinhessen und Aschaffenburg — alle drei Eintragungen sind auf meiner Karte unterstrichen — zusammenhingen und wo „Heidel" zuerst entstand und galt, wo ferner sich *heidelber* zuerst entwickelte, dafür wüßte ich vorerst keine Anhaltspunkte zu gewinnen.

IV.

Wir kommen zum Schluß, ziehen die Folgerungen aus den Erkenntnissen, die wir in den Untersuchungen der Teile I, II und III gewannen:

1. So wenig „Heidelbeere" aus einem zu Unrecht angenommenen **heidenber* (Heidenbeere) entstanden sein kann, so wenig ist der Name der Stadt Heidelberg bzw. des Berges, von dem sie ihren Namen überkommen hat, aus einem älteren „Heidenberg" entstanden.

2. Dagegen kann er im ersten Teil ein *heidel* enthalten, das frühmhd. einmal Name der Heidelbeere war und zwischen Bodensee und Lech noch ist; da es spätestens im 12. Jahrhundert *heidelber* bilden half, muß es älter sein und kommt für die Bildung des Stadtnamens vor allem in Frage. Doch kann „Heidelberg", da es vor 1196 nicht belegt ist, auch Klammerform für „Heidelbeerberg" sein. Diese beiden Deutungen gewinnen besondere Wahrscheinlichkeit durch die Zustimmung Dr. *Derweins*, da nach seiner Überzeugung die sachlichen Voraussetzungen für diese Deutungen einmal gegeben waren, d. h. der Raum, welchen ursprünglich der Name „Heidelberg" meinte, reichen Heidelbeerenbestand aufwies, wie ja der Odenwald heute noch an Heidelbeeren reich ist.

Ist es nicht eigenartig, daß wir damit zu einer recht alten Deutung unseres Namens zurückkehren, nämlich der, welche der Dichter Paulus *Melissus*

Digitized by Google

(† 1602) gab: „Wenn man die sprachliche Herkunft des Wortes Heidelberg erwägt, so ist die Ableitung am einleuchtendsten, die es aus zwei selbständigen Bestandteilen zusammengesetzt ansieht — aus Berg und Heidel, d. h. Heidelbeeren ... Die Ärzte nennen Heidelbeeren (myrtillos) jene schwarzen Beerchen oder kleinen Trauben, von denen hier im Gebirge eine sehr große Menge wächst[36]?" Hat vielleicht Melissus noch die Kurzform „Heidel" gekannt, noch in der Gegend von Heidelberg — er starb ja in Heidelberg — selber gehört? Oder wie kommt er zur Verwendung dieser Benennung?

Galt auch unsere Untersuchung eigentlich nur dem Namen der Neckarstadt, so kann doch nun darüber hinaus noch hinzugefügt werden:

3. Auf anderswo geltende Namen „Heidelberg" kann unsere Deutung nicht ohne weiteres übertragen werden, auch die oben bei Bretten und Adelsheim (Kr. Mosbach) sowie im hessischen Kreise Dieburg genannten nicht, die sich verhältnismäßig nahe bei unserem Heidelberg befinden; erst muß einmal das Alter dieser Namensformen festgestellt werden, dazu kommt dann noch die Untersuchung der sachlichen Grundlagen. Auch über die oben als schon vor 1200 genannten „Heidelbach" und „Heidelscheit" (Ellscheit) ist mit unserer Deutung von „Heidelberg" nichts ausgesagt, auch nicht über „Heidel" als Fln.

4. Heidel kann als Pflanzenname auch Heidekorn, welsche Hirse und Augentrost benennen; für ihre Heranziehung zur Deutung von On ist es nötig, die sachlichen Möglichkeiten zu untersuchen und das von mir oben festgestellte Alter dieser Wörter zu berücksichtigen, ferner ihr einstiges Geltungsbereich.

5. In „Heidelhahn", „Heidelkraut" und „Heideldorn" scheint eine Ableitung „Heidel" zu „Heide" („unangebautes, wildbewachsenes Land") vorzuliegen; über ihr Alter konnte nichts Sicheres ausgesagt werden, da sie über das Nhd. zurück nicht zu verfolgen ist.

[36] H. Derwein, Die Fln. von Heidelberg (1940), S. 28.

Digitized by Google

Der „Rolloß" zu Handschuhsheim.

Ein volkskundliches Stück Heidelberger Universitäts- und Kultgeschichte.

Adolf Spamer zum Gruß.

Von **Prof. Dr. Albert Becker**, Heidelberg-Handschuhsheim.

Am 29. Mai des Jahres 1423 bestimmte die damals noch junge Universität Heidelberg, daß kein Studierender ohne besondere Erlaubnis des Rektors, bei Strafe der Ausschließung, auf Montag der Bittwoche an dem Rolloß in Handschuhsheim teilnehmen dürfe; gleichzeitig wurde verboten, die Kirchweihen innerhalb einer Meile im Umkreis von Heidelberg zu besuchen. Diese Verbote wurden am 14. Januar 1441 (hier „Roeleyß") und am 5. Januar 1454 („Roeleysz") wiederholt. Sie gingen in die jeweils wieder verlesenen Universitätssatzungen über, die 1441 und 1442, auch 1448 und 1454 überprüft wurden. Das 1423 wohl erstmals erlassene Verbot wurde also zu einer dauernden Bestimmung der Gesetze für die Universität überhaupt wie für die Kameradschaften der Gemeinschaftshäuser, der Bursen, und dies in folgender Form: Item, quod nullus sine licentia rectoris visitet dedicationes in aliquo loco ultra unum miliare ab hoc loco non distante seu ad Roeleysz [Rolloß] in Hentschussen feria secunda Rogationum. sub poena exclusionis alteriusve gravis poenae per ipsam universitatem imponendae[1].

Das Wort Rolloß oder, wie es uns zuletzt begegnete, Roeleyß ist verschieden gedeutet worden und bis heute eigentlich ungeklärt geblieben. In der lateinischen Umgebung, in der es uns vor 500 Jahren entgegentritt und der es wohl auch verdankt, daß es ohne Geschlechtswort überliefert ist, kann es seinen volkstümlichen Charakter nicht verhehlen. Und doch scheint es mir kein

[1] E. Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg (1886), I. 122, 173. J. F. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, II (1864), 391—398; 394. (Eine bei Winkelmann nicht abgedruckte Stelle, die ich in der Urschrift des Universitätsarchivs, Ann. II, 215b, 216a, b, 217, einsah, weiß von einem Verbot [1448] an die Studenten, das Dorf Handschuhsheim von 11. Juni bis zum September, also die eigentliche Kirchweihzeit, im Blick auf vorgekommene Streitigkeiten zwischen den Dorfbewohnern [Burschenschaft] und den Studenten zu besuchen.) Das von mir angeführte Verbot nach Hautz, a. a. O., II, 394, dazu Winkelmann, a. a. O., I, 122 (statt „seu" dort „neque") und besonders 173 (Hinweis auf Hautz). Winkelmann, II, 39, spricht bei dem Verbot vom 11. Juni 1448 irrig von „einem" Monat.

Digitized by Google

mundartliches Wort etwa nur der Landschaft zu sein, wie das neben ihm stehende Hentschussen[2], Handschuhsheim; wir werden bei unserem Erklärungsversuch es ähnlich auch in anderer Gegend finden.

Wie wurde es nun aber hierzulande schon gedeutet? Was Hautz sich dabei dachte („barrière") bleibt unklar; Thorbecke, vielleicht auch Winkelmann, verstand darunter die Handschuhsheimer Kirchweih; Hufschmid wie nach ihm Sillib, Stemmermann und andere wollen es als eine nach dem [Aller]heiligenberg und seinen Klöstern am Montag vor Christi Himmelfahrt wallende „Bußprozession" verstehen; sie sei am 10. Mai 1423, also kurz vor dem Erlaß des ersten Verbotes, und auch in späteren Jahren noch allem möglichen Unfug der Heidelberger „Musensöhne" anscheinend ausgesetzt gewesen[3].

Zunächst ist in dem Verbot der Universität zwischen der Teilnahme an den Kirchweihen (dedicationes) und dem Rolloß offenbar unterschieden; dieser ist also nicht gleich Kirchweih zu setzen. Zum andern bewegen sich die Prozessionen der Bittwoche, die Bittgänge der litaniae oder rogationes, die der Woche um Himmelfahrt ihren Namen geben, schon seit der ersten Synode von Orléans (511) allgemein, in Deutschland seit dem 9. Jahrhundert durch die sprossende Flur[4]. Seit alters eröffnen dabei Kreuzträger (daher auch „Kreuzwoche") den feierlichen Umgang um die wachsenden und der Ernte entgegenreifenden Saaten im Monat Mai: der vorchristliche Brauch der bittenden Umkreisung ist zum christlichen Bittgang, zum „Saatgang" geworden, der pro fructibus terrae, für die Früchte der Erde sich durch die Felder zieht, um Mißwachs, Hagel, Ungewitter abzuwenden und dafür des Himmels Ernteseegen zu erflehen. Nach Zweck und Zeitpunkt wird also jene Handschuhsheimer Prozession sich nicht als Bußprozession nach dem Gipfel des Heiligenberges bewegt haben. Auch die lutherisch-evangelische Kirche kennt als Überbleibsel aus vorreformatorischer Zeit in nicht wenigen Gegenden noch diese alte Bitt- oder Betwoche vor Pfingsten, da und dort vielleicht auch unter dem Namen Hagelfeiertag oder Hagelfeier[5]. Der Rolloß, wenn man ihn als Prozession verstehen durfte, konnte demnach um diese Jahreszeit nichts anderes gewesen sein als ein

[2] Daneben Formen wie Hentschusheim, Hentschutsheim, Henczusheim, Hentzesheim, Hendschusheim u. a. Winkelmann, a. a. O., I, 467.

[3] Hautz, a. a. O., II, 394. A. Thorbecke, Die älteste Zeit der Universität Heidelberg 1386—1449 (1886), 62, Anm. 99. Winkelmann, a. a. O., I, 467. M. Hufschmid, Zur Geschichte der Kirchen und Klöster auf dem Heiligenberg: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, VIII, 156—174; XII, 91—128, 108. R. Sillib, Der heilige Berg bei Heidelberg (Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main", 11, 1925[2]), 22—23. P. H. Stemmermann-C. Koch, Der Heilige Berg bei Heidelberg (Sonderdruck aus „Badische Fundberichte", 16, 1940), 47.

[4] Etwa H. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus (1878), 46—88; 342—393. Im einzelnen etwa Volk und Volkstum, II, 1937, 350. Adolph Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, II (1909), 49—123. 68. 8. Xaver Haimerl, Prozessionswesen (1937), 15.

[5] Vgl. Anm. 4. Allgemein etwa R. Andree, Katholische Überlebsel beim evangelischen Volk, in: Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. in Berlin, 1911, 113—125. A. Jobst, Evangelische Kirche und Volkstum [1938], 60—63.

Digitized by Google

„Zug vors Korn", wie man z. B. in Thüringen bis heute solche Flurumgänge noch in evangelischen Kreisen feiert; in der katholischen Kirche sind Umgänge dieser Art einst wie heute allgemein üblich. Die Teilnahme an einer solchen Prozession an sich würde die Universität jener Tage gewiß nicht verboten haben, zumal ihren vorzugsweise noch geistlichen Studenten. Der geistliche Stand überwog ja aber fast noch in der Heidelberger Studentenschaft und trat erst allmählich während des 15. Jahrhunderts zurück: 1409 bis 1419 wird rund die Hälfte der in den ersten Jahrzehnten nach Gründung der Universität (1386) durchschnittlich nur etwas über 200 Studenten überhaupt als geistlich bezeichnet; erst kurz vor der Reformationszeit war der geistliche Hundertsatz so weit gesunken, daß es nur noch ein Vierzehntel (7,6%) waren[6].

Mitten in diesen Prozeß fortschreitender Verweltlichung und Loslösung vom geistlichen Stande fallen nun auch jene Universitätsverbote. Aber sie betreffen keineswegs nur die Kirchweihen und den Rolloß: es war nötig, auch viele andere Verbote in die Universitätsgesetze aufzunehmen, die uns heute zum Teil lebhaft aufhorchen lassen. Man hatte dabei immer noch das Ziel im Auge, das das Ideal klerikaler Lebensweise forderte. So verbot man nicht nur unziemliches Reden und Lästern, Schwören und Fluchen; nicht nur das Würfel- und Glücksspiel; die Teilnahme am Fechtunterricht; das Ausgehen nach dem Läuten der Abend-, der alten Heidelberger „Weinglocke", besonders ohne Licht, in Vermummung und in Waffen; wörtliche und tätliche Kränkung der Bürger; nächtliche Straßenaufzüge in Maskerade; niedrige Verunreinigung der Straßen und Plätze; dazu das nächtliche Hetzen von Schweinen; das Zerbrechen von Töpfen auf den Straßen; das Überklettern der Stadtmauern; blutige Raufereien aller Art; das Umhergehen im Bereich des kurfürstlichen Schlosses und seiner Befestigungen — Dinge, die noch als studentischer Unfug alter Zeit hingenommen werden konnten. Schwerer schon wiegt das Verbot, auf Vögel und Wild zu jagen; das Verbot des Garten- und Felddiebstahls; des Wegfangens von Gänsen und Tauben wie der Plünderung kurfürstlicher Fischweiher am Wolfsbrunnen; des Gebrauchs eines Nachschlüssels oder gar das Verbot der Spionage: — alles in allem ein verzerrtes Spiegelbild ausgelassenster jugendlicher Unart, als Gesamtbild ein buntes Durcheinander studentischen Lebens und Treibens, das freilich wenig Geistliches mehr an sich hatte. In diesem Zusammenhang wird auch immer wieder eine engere Berührung mit den laici verworfen, sei es in den Wirtshäusern der Stadt oder in ihrer Umgebung, vor allem auch der unziemliche Tanz, darunter vielleicht auch der bäuerliche Schwerttanz[18] der Fastenzeit in den nahen Dörfern. Wenn unter diesen Verboten auch die Kirchweih und ausdrücklich daneben „Rolloß" in Handschuhsheim genannt wird, so dürfen wir, wie bereits angedeutet, den Rolloß nicht der dortigen Kirchweih gleichsetzen, die dem Kirchenpatron Vitus zu Ehren (seit 1053) Mitte Juni gefeiert wurde[7]; der „Rolloß"

[6] G. Ritter, Die Heidelberger Universität, I (1936), 71—80.

[7] E. J. J. Mühling, Historische und topographische Denkwürdigkeiten von Handschuhsheim (1840). An das Vituspatronat (vgl. auch Hdwb. d. d. Abgl., 8, 1540) darf man keine zu weit gehenden Mutmaßungen (Veitstanz, Tanzwut, Slawensiedlung u. a.) knüpfen; auch hier spielt m. E. des Namens Klang eine neue Kräfte bildende Rolle, auf die ich schon oft hingewiesen habe.

Digitized by Google

aber fällt ja in die Bittwoche, im Jahre des ersten Verbots 1423 auf den 10. Mai vor Christi Himmelfahrt.

Ich sehe darin auch nicht eine Art „Springprozession", wie Sillib und jetzt auch Stemmermann vermuten; der „Rolloß" ist vielmehr, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, überhaupt keine geistlich-religiöse Handlung, die durch die Studenten gestört worden wäre, sondern meines Erachtens die Sammelbezeichnung für all die unziemlichen Begleiterscheinungen jener Flurprozession, die über sehr weltlichem Ton ihren kirchlichen Charakter verloren hatte, so wie es der spätmittelalterlichen Geisteshaltung entspricht, die J. Huizinga[8] einmal treffend bezeichnet: „Das ganze Leben war so von Religion durchtränkt, daß der Abstand zwischen dem Irdischen und dem Heiligen jeden Augenblick verwischt zu werden drohte. Das Heilige blieb durch seine unlösbare Vermischung mit dem täglichen Leben ständig mit der Sphäre des Alltäglichen verbunden." Ähnlich auch W. Andreas[8]: Kirchliches und Weltliches war im Mittelalter nie zu trennen.

Hinter jenen christlichen Flurumgängen wie dem zu Handschuhsheim stehen eben auch noch unverkennbar alte Glaubensvorstellungen. Vorchristliches klingt vernehmlich durch, bricht immer wieder mit ursprünglicher Wucht hervor. Ohne diesen Zusammenhang zu betonen oder nur zu nennen, läßt doch die Kirche der Zeit in ihrer Haltung gegenüber jenen Prozessionen erraten, daß sie das vorchristliche Element darin nicht übersah. Und wennschon die noch geistlich-klerikale junge Universität Heidelberg ihren Studenten den „Rolloß" mitzumachen verbot, so hatte die Kirche der Zeit überhaupt begründeten Anlaß, ihre eigenen Angehörigen immer wieder und Jahrhunderte hindurch auf das erlaubte und schickliche Maß gebührend hinzuweisen.

Es ist also gewiß kein zufälliges Zusammentreffen zwischen den Heidelberger Verboten und Maßnahmen der Kirche, wenn Speyerer Synodalbeschlüsse seit 1397 in scharfen Worten gegen den detestandus abusus, gegen vielerlei abscheuliche Mißbräuche einschreiten, die eben gerade an jenen Tagen der Bittwoche vor Christi Himmelfahrt, freilich nicht nur hierzulande, sich breitmachten.

So erging 1410 für die Diözese Speyer das Verbot, in der Bittwoche Kreuze, Fahnen und Reliquien unter Paukenklang, Pfeifen, Gesang, Tanz und anderem ungebundenen Wesen, wie es durch abscheulichen Mißbrauch üblich geworden, einherzutragen. Aus dem Jahr 1514, also hundert Jahre später, hören wir von Leuten, die sogar bei Prozessionen, unter den Augen der Gottheit, eine weltliche, lose Unterhaltung führen oder in schallendes Gelächter ausbrechen; andere wieder eilten während des Gebets an den Haltepunkten zu den Eßzelten, zu Fleisch, Ei und Wein; sie drängten sich schließlich mit glühenden, vollgestopften Backen ohne Scheu wieder in die Prozession hinein und störten immer wieder die Ordnung. Mehr als einer kommt zu spät zu der heiligen Handlung und stürzt dann pfeilgeschwind in die Abteilung, in der seine Abwesenheit schon bemerkt wurde; manche gehen wieder vor Schluß der hei-

[8] J. Huizinga, Herbst des Mittelalters ([1]1928), 222, 232: „Der Punkt, wo die Gewohnheit, die Glaubensdinge leichtfertig zu behandeln, in bewußte Religionslosigkeit übergeht, ist nicht festzulegen." W. Andreas, Deutschland vor der Reformation (1934[2]), 149 u. ö., 180, 211.

Digitized by Google

ligen Handlung beharrlich weg, „flattern" sogar ohne vernünftigen Grund und während ihrer religiösen Verpflichtung „wie Tauben" aus dem Umgang heraus und wieder hinein. Gegen zahllose solche Fälle, die Ärgernis erregen, müsse Abhilfe geschaffen werden; so gegen das leichtfertige und sonstwie windige Wesen, nicht zuletzt die Tänze, die an gewissen Orten in schlimmer Gewohnheit vorweg Brauch geworden. Ausgelassenes Treiben und damit verbundene Gelage, Trunkenheit und leichtfertige Art müssen solchen Prozessionen aber fernbleiben, die in gebührender Ehrfurcht und Hingebung durchgeführt sein wollen. Schwätzereien, Hin- und Herlaufen, oberflächliches Wesen und sonstwie unerlaubte Handlungsweise gelte es vollkommen zu meiden. Die weit auseinanderliegenden Jahre, aus denen die Verordnungen des Bistums Speyer stammen (1397—1720), zeigen, daß es sich um tiefeingewurzelte Mißstände handelte, von denen schon im Jahre 1413 die geistliche Behörde selber zugeben mußte, man könne nicht „mit allem Unkraut zugleich auch den Weizen selber ausreißen". Vielleicht war man aber auch bereit, Auswüchse zu übersehen gegenüber Vorteilen, die die Prozessionen brachten, selbst wenn es nur materielle waren[9]. Martin Luther hat einmal in seiner „Vermahnung" an die Geistlichen, die auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 zusammenkamen, seine Stimme gegen die Prozessionen erhoben, die in der Kreuzwoche Geistliche und Weltliche, Mann und Weib von einer Kirche zur andern, aus der Stadt auf die Dörfer und um die Flur ziehen ließen[10].

Es ist demnach nichts anderes, was die Universität Heidelberg 1423 und wiederholt ihren Angehörigen verbot: die Teilnahme an diesem durch die bischöflichen Erlasse[11] zur Genüge gekennzeichneten religiös-weltlichen Treiben, das sich unter dem Namen „Rolloß", mundartlich wohl nach Abschwächung der Endsilbe als Rolles oder Rölles birgt. Wir sprächen heute vielleicht ähnlich von einem Rummel und gebrauchten damit ein Wort, das es damals noch nicht gab; vielleicht auch einem „Gewärgel"[16] oder auch wieder einem „Gerolz"[12], oder wie sonst man ein solches stürmisch-ungestümes Massenerlebnis, einen ähnlichen „Betrieb" bezeichnen mag.

Nach Sillib findet sich das Wort Rolloß in keinem Wörterbuch. Das ist richtig und doch wieder nicht. Steht das Wort auch nicht in dieser Form zu lesen, so treffen wir doch in Mundartwörterbüchern[13] seine nächsten Verwandten oder sogar das Wort Rolloß nach unserer Auffassung selbst.

[9] J. Huizinga, a. a. O., 227.

[10] Weimarer Ausgabe der Werke Luthers, 30, Abt. 2, 251—261. Die Speyerer Belege in: Collectio processuum synodalium et constitutionum ecclesiasticarum dioecesis Spirensis ab anno 1397 usque ad annum 1720 (1786); ich habe die dortigen Angaben ins Deutsche übertragen.

[11] Vgl. Anm. 10.

[12] An dieses „Gerolz" („Herumrollen") dachte schon, ohne der Sache weiter nachzugehen, Karl Christ in seinem Mundartgedicht „Der Hendsemer Guguck" (Südwestdeutsche Touristenzeitung, 1897, Nr. 2, auch Festschrift zur Einweihung der Evangelischen Friedenskirche in Heidelberg-Handschuhsheim am 29. Juni 1910, Heidelberg 1910, 27—29).

[13] Die folgenden sprachlichen Belege sind neben Grimms D. Wb. dem Schwäbischen Wörterbuch von H. Fischer, dem Bayerischen[2] von J. A. Schmeller, dem der Elsässischen Mundarten von E. Martin-H. Lienhart entnommen;

Digitized by Google

Wörter wie rollen, rollern, röllern in der alten Bedeutung von sich umhertreiben, vor allem aber das dazu gehörige Intensivum rolzen (rollezen), rolsen, rölzen, lustig sein bis zur Ausgelassenheit, schäkern, besonders mit Personen des anderen Geschlechts; das davon wieder abgeleitete Dingwort Geroll, Geröll, Gerollez, Grollez, Grollz, die lärmende Lustbarkeit, Lustigkeit, Schäkerei; weiter der Grolles, Grollez, auch Krolles, das lustige Gelage, die lärmende Lustbarkeit bei einem Fest, etwa bei einer Kindtaufe als Kindtaufschmaus oder nach einem Kirchgang[14]: das ist doch nichts anderes als der Handschuhsheimer [Ge]rolloß, der seine klingendere Endung auf -oß noch nicht zu dem farbloseren -es abgeschliffen hat. Mit einem festlichen Gemeinschaftsmahl (G'rolles, Rolloß?) endete in alter Zeit auch jener feierliche Flurumgang. Die Umlautung in roelleiß aber begegnet, wie wir sahen, in Geröll neben Geroll oder in rolzen neben rölzen. Man braucht also nicht daran zu denken, daß der Handschuhsheimer Roeleyß in seiner Endung vielleicht an den Leis, das geistliche Volkslied erinnere, das bei jenen Flurprozessionen immer wieder aus dem Kyrieleis! heraus ertönte und in einem parodierten Namen etwa ausgeklungen sein könnte.

Das alte rollen und rolzen nimmt nun aber bald eine Hinwendung zum Übeln, Unzüchtigen an; so wird Rolle, eigentlich Bezeichnung für die brünstige Katze, zur Bezeichnung auch für ein liederliches Weib, wie rollen sich mundartlich und landschaftlich in vielfacher Berührung mit der Bedeutung brünstig sein, prurire von verschiedenen Tieren (Schwein, Kuh, Katze, Fuchs) erhielt und von da eben auf Menschen übertragen wurde. So spricht man auch von Rollzeit, Brunstzeit; vom Kater als Roller, auch Rolling, von einem rollerischen Weib, einer Rollerin (auch in dem Bereich ausgearteter Spinnstubenunterhaltung[15]), einem Rölling oder Rälling (Lüstling; Spottname auch Thomas

auch F. Kluge-A. Götzes Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache wurde herangezogen sowie A. Bertsch, Wörterbuch der Kunden- und Gaunersprache (1938), dazu A. Götze, Frühneuhochdeutsches Glossar (1920²), 179, sowie O. Behaghel, Gesch. d. deutsch. Sprache⁵ (Pauls Grundriß, 3, 1928), 347, 411 u. ö.

[14] Daneben bedeutet das Wort im Fränkischen einen klagbaren Gehaltsteil des evangelischen Pfarrers, der von bestimmten, meist den alten Höfen der Pfarrgemeinde jährlich eine bestimmte Menge Naturalien (Getreide, Flachs, Hülsenfrüchte u. a. oder als Ersatz dafür Butter, Brot, Schinken u. a.) in herbstlichem Sammelgang persönlich einhebt; an seiner Stelle erscheint auch die Pfarrfrau (freundliche Mitteilung von Herrn Pfarrer Plesch in Leerstetten, Mittelfranken). Schmeller, a. a. O., I², 994, denkt bei diesem „Grolles" „allenfalls" an rollen, aber auch an — Gral (Gefäß, Schüssel, Becken; dagegen doch K. Burdach, Der Gral [Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte, 14, 1938], 469—476), sowie an mlat. caraula, coraula, choraula, afranz. carole, Reihentanz, charraie, Zauberei. Der Kaland und die Kalende bei Adelung seien von ähnlicher Bedeutung: candelaria von candela, Kerze, die, zu Lichtmeß geweiht, beim Flurumgang gegen Hagel und Wetterschaden getragen wurde. Das Richtige scheint mir die Ableitung von rollen zu sein. Der Grolles des evangelischen Pfarrers geht meines Erachtens zurück auf das vorreformatorische Altartum oder Seltertum, das von der alten Kirche auf den neuen Pfarrer überging: Albert Becker, Zeitschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch., Germ. Abt., 56 (1936), 398—399, und Volk und Volkstum, I (1936), 302—303.

[15] Anton Naegele, Schwäbische Kunkelstuben, in: Volk und Volkstum, III (1938), 92—120, bes. 115 (Rollerinnen).

Digitized by Google

Murners), einem Rollart (Wüstling, geilen Menschen, wie Rammler), einem Rollbatzen und Rollenbatzen (einem wilden, ausgelassenen Menschen); ähnlich von einer Frau als Rollbusch und dem dazu gehörigen übeln Zeitwort rollbutzen. In der Kunden- und Gaunersprache bedeutet Roller soviel wie Taschendieb; der Priester heißt dort Rollach. Noch ist hier in rheinfränkischer Mundart Bubenrolz Bezeichnung für ein Mädchen, das gerne Umgang mit jungen Leuten pflegt. Am Oberrhein und weiterhin nach Norden und Osten gewinnt rolzen die intransitive Bedeutung von buhlen. Ein Rollzi ist im Elsaß der, der sich hin und her wälzt. Ausgangspunkt ist auch für diese Bedeutung des Wortes das rheinfränkische sich wälgere, das wie das lateinische volutari (cum aliqua) demselben Vorstellungskreis zugehört und dem gleichen Bedeutungswandel unterliegt: rolzen verhält sich zu rollen, wie an volvere jenes volutari[16] sich anschließt. In gleicher Richtung bewegen sich walgern, wälgern, wärgeln, Walgernacht, Wärgel, Wargel (dies gerade in Handschuhsheim).

Nun erinnern wir uns wieder des Verbotes, das einst an die Heidelberger Kleriker-Studenten erging: sich bei jenen Flurprozessionen ja des Tanzes zu enthalten. Und nahe liegt die Frage, welche Tänze wohl gemeint gewesen sein mögen. Wir kennen nun eine gerade im Rheinfränkischen bis auf den heutigen Tag besonders verbreitete Tanzform, die, wenn auch verblaßt, eben jenes Wälgern einzeln oder zu Paaren aufweist. Von unzüchtigen Roll- und Bubentänzen wußte man um 1570 auch aus dem schwäbischen Hall. Noch heute kennt man die verschiedenen Spielformen des Wechselhupfs, so des Siebensprungs mit dem Wälgern am Schluß der Sieben Sprünge[17]. Ob hierzu auch der alte südpfälzische Tanz Rellé, der an Roeleyß erinnern könnte, gerechnet werden darf, bleibe dahingestellt; auffallend ist, daß mit dem Rellé ein „Mädchenmarkt" verbunden sein soll[18]. Der Wechselhupf wenigstens, der sich ursprünglich mit dem Frühlingsfest verband, ist stets noch da in Übung geblieben, wo es sich irgendwie um Förderung der Fruchtbarkeit handelte — offenbar also ein Brauchtumstanz mit vorchristlich-kultischem Hintergrund.

Eine kirchlich-religiöse Handlung im Dienste der Fruchtbarkeit ist ja aber auch die Handschuhsheimer Flurprozession, die in christlicher Zeit die vorpfingstliche Kreuzwoche einleitete. Und die ganze Umwelt, in der sich noch im späten „Herbst des Mittelalters" jener geistliche Vorgang abspielte, zeigt, daß der vorchristliche Kern dieser nun längst schon verchristeten Fruchtbarkeitshandlung nicht vergessen war; wir dürfen so, ohne das Wort Rolloß selber schon als

[16] Albert Becker, Pseudo-Quintilianea (Münchn. Diss., 1904), 74—75. Etwa auch Kluge-Götze unter „Walze". K. von Bahder, Mundartliche Benennungen des Polterabends, in: Zeitschr. f. deutsche Mundarten, 1907, 193—199. 316—317, weiteres Schrifttum. E. Wohlhaupter: Nordelbingen, 17, 1941, 197.

[17] Hans v. d. Au, Das Volkstanzgut im Rheinfränkischen (Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, 70, 1939), 30, 50—56 u. ö., mit weiterem Schrifttum. Wälgerbräuche bei H. Winter, Fasnachtsbrauch im Odenwald (1941), Karte 55. Letzten Endes: A. Dieterich-E. Fehrle, Mutter Erde (1925³), 97. R. Kriß, Die religiöse Volkskunde Altbayerns [1933].

[18] Freundliche Mitteilung Hans v. d. Aus in Darmstadt. — Zum Schwerttanz auch Albert Becker, Forschungen und Fortschritte, 17, 1941, 381—382. — H. v. d. Au, Der Wechselhupf im Volkstanz der Landschaft Rheinfranken, in: Jahrb. f. Volksliedforsch., V, 1936, 134—146.

Digitized by Google

Bezeichnung für eine Art Springprozession anzusehen, doch allgemein an diese Luxemburger geistliche Handlung in Echternach erinnern[19]. Der Tanz, den die geistlichen und weltlichen Verordnungen verbieten, steht auch in unserem Handschuhsheimer festlichen Brauch noch in unmittelbarer Beziehung zur Fruchtbarkeit von Feld und Mensch; das Springen und Wälgern weckt die Kräfte der Erde und überträgt sie wieder auf den Menschen — im Grunde eine kultische Handlung, die der Fruchtbarkeit der Flur und ihrer Bebauer in gegenseitiger Wechselwirkung gilt. So gewährt der Handschuhsheim-Heidelberger „Rolloß" Einblick in ein Stück germanisch-christlichen Brauchtums, dem auch Verbote kein Ende bereiten konnten. Für die Kirche galt es nur, das volkstümliche Element, das sich dem religiösen Brauchtum gesellte, immer wieder in ihren Bannkreis zu ziehen.

So kam es früh schon zu jener innigen Verbindung von weltlichem und geistlichem Wesen, wie es aus zahlreichen solche Verbindung bezeichnenden Worten zu uns spricht, und das in vielen Sprachen bis zum heutigen Tag. Man denke nur an Worte wie Messe, Ferien, feriae, feria, fiera, foire, Dult[20], Kirchweih u. a. in ihrem kirchlich-weltlichen Doppelsinn. Und der tritt nicht nur sprachlich in Erscheinung: er gilt praktisch einst so wie heute. Ich erinnere mich da eines großen, von allen Münchner Anschlagsäulen grüßenden Plakates, das im August 1934 — vermutlich aber auch früher und später in gleicher Weise — auf die Ablaßzeit[20] des sog. Frauendreißigers (15. August bis 15. September) in dem vor München gelegenen Wallfahrtsort Thalkirchen hinwies und die Wallfahrer mahnte, über den geistlichen ihre leiblichen Bedürfnisse nicht zu vergessen. Da war zu lesen:

Deutsche Eiche Thalkirchen.

Altmünchner Einkehr
15. August — 15. September
Ablaßzeit.

Täglich die berühmten Thalkirchener Bratwürste, Brathühner, Schweinswürstl am Rost, Spanferkel und sonstige Schmankerl. Kaffee, die berühmten Zschwetschenbavesen, Nudeln usw. Stimmungskonzert ..... sowie verschiedene Belustigungen.
Löwenbräu-Ausschank.

Fehlt nur — das Tanzvergnügen, um den „Rolloß" zu vollenden. Das war im Jahr 1934, also nicht im Herbst des Mittelalters. Und es ist gewiß nur ein Beispiel für viele: vom Heidelberger „Rolloß" des Jahres 1423

[19] Richard Wolfram, Deutsche Volkstänze [1937], 19—20. J. Heß, Luxemburger Volkskunde (1929), 268—269. H. Moser-R. Zoder, Deutsches Volkstum in Volksschauspiel und Volkstanz (Deutsches Volkstum, 3, 1938). R. Stumpfl, Die Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas (1936), 15, 97, 124, 133 u. ö., 141, 147.

[20] Albert Becker, Von Salz und Sonne zu Wodan und St. Michael, in: Wörter und Sachen, 20, N. F. II, 1939, 215—233, 228. Zu Dult (< in-dultum, Ablaß? Vgl. S. 228) noch Hermann Günterk, in: Wörter und Sachen, 19, N. F. I, 1938, 75. L. Mackensen, Volkskunde der deutschen Frühzeit (1937), 98.

Digitized by Google

zum Thalkirchener Frauendreißiger 1934, aber auch einst wie heute vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein kleiner Schritt ...

Die Erinnerung an die vermeintliche Handschuhsheimer „Springprozession" soll fortleben in dem Namen des Rolloßwegs, durch den jene Prozession ihren Weg zum Heiligenberg genommen habe. Ich glaube gezeigt zu haben, wie das Wort Rolloß zu fassen ist. Als Mühling, der erste Geschichtschreiber Handschuhsheims, vor 100 Jahren seine Denkwürdigkeiten herausgab[21], da wußte er nichts von einer Rolloßgasse zu berichten. Und zu der von ihm besonders genannten Heiligengasse, die er unter den 13 an die Hauptstraße sich anschließenden Gassen nennt, weil sie auf den Heiligenberg führt, bemerkt er nur, sie sei ein Beweis dafür, daß die Kultur Handschuhsheims sehr durch den Heiligenberg gefördert wurde. Er hätte wohl, wenn der Name Rolloß in Erinnerung an eine Prozession noch irgend lebendig gewesen wäre, bei dieser Gelegenheit vermutlich daran erinnert. Nun trat die Bezeichnung Rolloß in dem heutigen Rolloßweg erst 1932[22] an die Stelle von „Rohloch", in dem M. Huffschmid, a. a. O., S. 108, eine Entstellung aus dem alten Rolloß glaubte erkennen zu dürfen. Urkundlich erscheint der Name Rohloch nicht vor dem Jahre 1600[23]. Es wäre sprachgeschichtlich denkbar, daß etwa aus einem alten Rohlochsweg oder einer Rohlochsgasse durch eine bekannte Lautwandlung Rolloßgasse oder Rolloßweg geworden wäre[24]. Diese Wandlung aber setzte voraus, daß es in der Tat einen Rohlochsweg (1574 freilich Rohrlochsgaß) gab; lautlich hätte die Assimilation in Rolloßweg schon vor rund 1550 eintreten müssen; man könnte nur annehmen, daß nach solcher, etwa unbelegter Wandlung der assimilierte Name Rolloß als Rohloch wiederaufgetaucht wäre. Und doch möchte ich die beiden Worte voneinander trennen und sie nebeneinander je für sich bestehen lassen. Es ist, zumal im Blick auch auf die Form Roeleyß, nicht anzunehmen, daß sie ein und dasselbe bedeuten: Rohloch ist ein Handschuhsheimer Flurname, der auf seine naheliegende Deutung wohl nicht allzu lange zu warten braucht; Rolloß und daneben Roeleyß aber bezeichnen nicht die vermeintliche Prozession nach dem Heiligenberg. Damit wieder fällt auch der Name des Weges, den sie gewählt haben soll. Nun mag man den Namen Rolloß, dessen Bedeutung wir kennengelernt haben, in dem heutigen Gassennamen weiter bestehen lassen, nachdem er einmal da ist. Aber man sollte sich doch bewußt sein, daß er nicht auf den Voraussetzungen beruht, die bei Benennung des Weges vor zehn Jahren galten und für manche heute noch gelten.

---

[21] Vgl. Anm. 7.

[22] So nach dem Heidelberger Stadtadreßbuch, 1933.

[23] Freundliche Mitteilung von Herrn Rektor Fritz Frey in Handschuhsheim. Nach H. Derwein, Handschuhsheim und seine Geschichte (1933), 172: 1574 Rohrlochgaß, 1609 im rohn loch, 1611 Rohlochsgasse, meist im 17. Jahrhundert: im Rohloch. Vielleicht weist Rohnloch hin auf Loch am Rohn, Rahn, Rain.

[24] Zu diesem Lautwandel, der hier im deutschen Südwesten z. B. aus Bruchsal > Brusel, Buchsbaum > Bußbaum, aus -sachsen > Saase, aber auch weitab aus Bruchsel > Brüssel werden ließ, vgl. Kurt Wagner, Geschichte eines Lautwandels ks < chs > s: Teuthonista, II, 1925/26, 30—46; auch E. Christmann, Oberd. Zeitschr. f. Volksk., 5, 1931, 87. A. Becker, ebenda 14, 1940, 148.

Digitized by Google

Ein niederdeutſcher Segen aus dem Vorland der Schwäbiſchen Alb.

Von **Walther Zimmermann**, (Illenau), Appenweier.

Im Heimatmuſeum der Stadt Kirchheim/Teck fand ich, angelockt durch die aufliegenden Pflanzen, einen Segen aus einer Häufung von Abwehrungen mit ſichtlich niederdeutſchen Wörtern und einer Anrufung der drei Schweſtern mit Namen, die ich im Handwörterbuch des deutſchen Aberglaubens nicht verzeichnet ſehe. Auch ſonſt ſuchte ich vergebens.

Der Segen wurde aus Dachſparren des Hinterhauſes, Marktſtraße 25, geborgen.

Die beigelegten Pflanzen ſind drei Stücke Bärlapp (Lycopodium clavatum) und 21 (3 × 7) Widertonmooſe (Polytrichum attenuatum).

Aus der Abbildung iſt die Anordnung der einzelnen Beſtandteile des Segens erſichtlich. Er lautet:

SATOR ORRR · DGIRVDBK · WDORWVRRMSWGRIBD ·
AREPO ſperam × meſiam × Emanuel + dama: × des weibes
TENET ſohn der ſchlangen den kopf zertretten. Gott Vatter
OPERA ſohn und heilgen Geiſt. Du brut Jeſus und derlich
ROTAS Du brut Chriſti und ſünd du Böſe des Job (Jos?)
dir im brut ich ver biette dier heit hauß
Hoff ſtatt Flath und alles was dar innen. im
Namen aller Neber die heilige 3 König Caſper ×
3 Trudenfüße melchior × Baldas × INRI · a · ab · abr · abro · abrov · [abrova ·
abroVIAUS · IV · NFMG · STORBN · ZDWSHD · SH · DK ·
XT · Heit · IST · NIGASIUS (Kreuzgruppe, Schnörkel) AM [(Schnörkel, Kreuz mit Kreuzbalken) W:
Spiegelſchrift x RED x GINEOK · TEREZRAN x NOV x SVSEI
+++NEBROSEG x HCIM x ROV x TSI x NEDVI
Holdaria · Burtu ſag du zu der ſchweſter urina ·
Was du in dieſer Nacht oder ſtund begriffen
B (durchgeſtrichen; Loch) gr (durchgeſtrichen) Beritten Beweht. das ſolt du nimer mehr Begreiffen Bereitten Bewehen im Namen Gottes des Vatters und Gottes des heiligen geiſtes.
Sohnes und Gottes

Digitized by Google

Wir sehen in dem offenbar nach einer Vorlage nachgemalten Segen:

1. Die Satorformel.
2. 3 Trudenfüße.
3. Eine verstümmelte Überschrift (man könnte etwa an folgendes Vorbild denken: DER · SPRUCH · WIDER WUERME V GRITD (vgl. beritten) oder GICHT.
4. Getarnte Einleitung wie eine Glaubensformel mit lateinischen und hebräischen Brocken: Anrufung Christi und Marias.
5. Anrufung der 3 höchsten Namen.
6. Anrufung von Christi Blut (so ist statt brut zu lesen) und Leib (ursprünglich wohl: des [= dessen] lich).
7. Anrufung des sündigen Hiobs unreinen Blutes; auch dies deutet auf einen Wurmsegen hin.
8. Abwehr durch ein Verbot der Umgebung (Heide) und aller Teile des Grundstücks (Haus, Hofstatt und Fleth).
9. Sicherung durch Verbot auch der Nachbarschaft „im Namen aller Nachbarn".
10. Anrufung der Heiligen 3 Könige.
11. Anrufung Christi: INRI.
12. Schwundsegen (verstümmelt)
    abroviaus
    abrova
    abrov
    abro
    ab
    a

    Die Spitze des im Segen in Zeile geschriebenen Schwundsegens richtet sich gegen das im Verbot angesprochene Unheil!
13. Die nächsten Zeichen bis STORBN sind vielleicht zu deuten: IN Nomine Filii Mariae gestorben; Anrufung Christi und Marias.
14. XT = Christus.
15. Anrufung des hl. Nikasius.
16. AM in Kreuzgruppen und Schnörkeln, die wie die Buchstaben durch Kreuzfüße gesichert und dadurch in ihrer Kraft verstärkt sind = Ave Maria.
17. In Spiegelschrift (!; durch das Schreiben von rückwärts nach vorn wird die Abwehr verstärkt, denn der den Zettel lesende Geist liest sich so hinaus) Anrufung Christi: W. = Vnd (d. h. man soll sprechen [ein] Ave Maria und dann IESUS VON NARZERET KOENIG DER IVDEN IST VOR MICH GESORBEN [das T wurde ausgelassen]).
18. Anrufung der drei Schwestern: Holdaria, Burtu, Urina.
19. Verbot an das Unheil.
20. Schlußanrufung der drei höchsten Namen.

Zählt man folgendermaßen: 18. Anrufung der Holdaria, 19. Anrufung der Burtu, 20. Anrufung der Urina, 21. Verbot an das Unheil, 22. Anrufung Gottes des Vaters, 23. des Sohnes, 24. des Heiligen Geistes, so kommen wir zur Zahl 24 (3 + 21) der beigelegten zauberwehrenden Pflanzen.

Digitized by Google

Niederdeutscher Segen aus Kirchheim/Teck.

Digitized by Google

Wir sehen in dem offenbar nach einer Vorlage nachgemalten Segen:

1. Die Satorformel.
2. 3 Trudenfüße.
3. Eine verstümmelte Überschrift (man könnte etwa an folgendes Vorbild denken: DER · SPRUCH · WIDER WUERME V GRITD (vgl. beritten) oder GICHT.
4. Getarnte Einleitung wie eine Glaubensformel mit lateinischen und hebräischen Brocken: Anrufung Christi und Marias.
5. Anrufung der 3 höchsten Namen.
6. Anrufung von Christi Blut (so ist statt brut zu lesen) und Leib (ursprünglich wohl: des [= dessen] lich).
7. Anrufung des sündigen Hiobs unreinen Blutes; auch dies deutet auf einen Wurmsegen hin.
8. Abwehr durch ein Verbot der Umgebung (Heide) und aller Teile des Grundstücks (Haus, Hofstatt und Fleth).
9. Sicherung durch Verbot auch der Nachbarschaft „im Namen aller Nachbarn".
10. Anrufung der Heiligen 3 Könige.
11. Anrufung Christi: INRI.
12. Schwundsegen (verstümmelt)
    abroviaus
    abrova
    abrov
    abro
    ab
    a

    Die Spitze des im Segen in Zeile geschriebenen Schwundsegens richtet sich gegen das im Verbot angesprochene Unheil!
13. Die nächsten Zeichen bis STORBN sind vielleicht zu deuten: IN Nomine Filii Mariae gestorben; Anrufung Christi und Marias.
14. XT = Christus.
15. Anrufung des hl. Nikasius.
16. AM in Kreuzgruppen und Schnörkeln, die wie die Buchstaben durch Kreuzfüße gesichert und dadurch in ihrer Kraft verstärkt sind = Ave Maria.
17. In Spiegelschrift (!; durch das Schreiben von rückwärts nach vorn wird die Abwehr verstärkt, denn der den Zettel lesende Geist liest sich so hinaus) Anrufung Christi: W. = Vnd (d. h. man soll sprechen [ein] Ave Maria und dann IESUS VON NARZERET KOENIG DER IVDEN IST VOR MICH GESORBEN [das T wurde ausgelassen]).
18. Anrufung der drei Schwestern: Holdaria, Burtu, Urina.
19. Verbot an das Unheil.
20. Schlußanrufung der drei höchsten Namen.

Zählt man folgendermaßen: 18. Anrufung der Holdaria, 19. Anrufung der Burtu, 20. Anrufung der Urina, 21. Verbot an das Unheil, 22. Anrufung Gottes des Vaters, 23. des Sohnes, 24. des Heiligen Geistes, so kommen wir zur Zahl 24 (3 + 21) der beigelegten zauberwehrenden Pflanzen.

Digitized by Google

Niederdeutscher Segen aus Kirchheim/Teck.

Digitized by Google

In die niederdeutsche Heide weist das Wort heit. Flath schrieb der oberdeutsche Nachschreiber für Fleth, Flett „Hausflur des niedersächsischen Bauernhauses". Neber ist Mehrzahl zu nd. naber „Nachbar". Nigasius wird im Schwäbischen nicht angerufen; wenigstens fand ich keinen Beleg, und Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, bringt das Stichwort Nikasius nur als Namen ohne volkskundliche Bemerkung über Anrufung.

Für diese dem Schwäbischen fremden Wörter finde ich nur die Erklärung, daß der Segen von einem niederdeutschen oder von einem oberdeutschen Wandergesell, etwa von Niedersachsen, nach Kirchheim/Teck gebracht wurde. Dort lag er schon in manchen Stücken falsch abgeschrieben vor.

Eigenartig sind auch die Namen der drei Schwestern. Holdaria, Burtu und Urina belegt weder das Schwäbische Wörterbuch noch das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, noch gelang mir sonst ein Beleg. Die Namen Skuld, beeinflußt von Hulde, Holde, Wurd (Burtu), Werdandi (vr[d]an[d]i = vrina) kommen von selbst zum Vergleich. — Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, sagt: „Urd, Werdandi, Skuld heißen die drei nordgermanischen Nornen nur bei Snorri und wahrscheinlich nur mit mythologisch-gelehrtem, jedenfalls begrifflich gefärbten Namen; sie sind, wie gesagt, für Deutschland nicht unter diesen Namen bezeugt. — Dem Worte U r d entspricht ein niederdeutsch-mundartliches W u r d (S. 297).

Durch die Formen Burtu und Urina bekommt somit der Segen eine bemerkenswerte Prägung.

Es dürfte sich um den Rest eines altertümlichen Segens handeln, dessen Verwandte in Norddeutschland oder im Norden nachzuweisen sein dürften, um so mehr als auch die Wörter „begreifen, bereiten" und vor allem „bewehen" nicht vom Schwäbischen Wörterbuch im vorliegenden Sinne bezeugt sind. Möglich wären „begreifen, bereiten"; sie würden aber wohl „(ge)griffe(n), (ge)ritte(n)" heißen. „Bewehen" ist ganz fremd.

Digitized by Google

Die Sternsinger in Oberdonau.

Von Dr. Ernst Burgstaller, Ried.

Ist die Foaste, Große Krapfen-Rauhnacht, die letzte vor dem Dreikönigstage, allmählich hingesunken und steigt der neue Morgen des „Perchtl"-, „Glöckel"-, „Dreikönigs"- oder „Groß-Neujahrstages" müd und langsam aus den schweren Wolken der brauchtumsüberladenen Nacht, so ist aus dem seltsam vermummten Volk der „Rauhnachtssinger" und „Maschkerer[1]" des Mühl- und Innviertels, das mit Schüssen und abenteuerlicher Musik die abgrundtiefe große Nacht durchtobte, ein anderes geworden, das bunt und geschäftig seine Straßen zieht: die „Sternsinger[2]" haben es abgelöst.

Einst allerdings war es anders: da war auch ihr Element die Nacht, aber heute erfüllt ihr Wanderschritt die hellen Straßen, auf denen sie nicht scheu wie die Rauhnachtler dahinhuschen, sondern stolz und laut einherziehen. Eine Welt der Wanderungen und Wandlungen liegt hinter diesen heute sowenig geachteten Gestalten unseres Weihnachtsbrauchtums.

Ruhig und feierlich zogen einst die Scharen der „Sternsinger" — besonders im Salzkammergute — schon mit dem sinkenden Abend des Silvestertages zu ihren weiten Fahrten aus, um auf den schneeverwehten Straßen und Steigen bis zum ersten Morgengrauen singend von Haus zu Haus zu wandern und in jedem Ort die festliche Stunde der Einkehr des neuen Jahres anzusagen. Und überall warteten die Bauern in ihren einsamen Gehöften auf die

[1] Vgl. Dr. Ernst Burgstaller, Die große Rauhnacht in Oberdonau. In „Deutsche Volkskunde", Vierteljahrsschrift der AG. f. D. Vk., II, 1. Heft, S. 9 ff.

[2] Die volkstümlichen Namen für diese Brauchtumsgestalten wechseln sowohl örtlich als auch nach den Gebräuchen, die sich mit ihrem eigentlichen Tun vermengen, es in besonderer Weise beeinflußten oder von denen es sich anderseits allmählich als etwas Besonderes abhob.

Die verbreitetste Bezeichnung ist zweifellos „Sternsinger" (umfassend die meisten Gebiete des Inn- und Mühlviertels, des Kremstales und einzelne Gebiete des Hausruckviertels bis in die Gegend von Kimpling. Hausruck- und Traunviertel (besonders aber das Salzkammergut) bevorzugen in Anlehnung an die Hauptfiguren ihres mittwinterlichen Brauchtums den so oft und so irreführend angewendeten Namen „Glöckler" auch für unsere Sternsinger-Gruppen. Das mittlere Kremstal (um Schlierbach und Nußbach) benennt sie, die sich hier ganz den Gepflogenheiten der „Rauhnachtgeher" angeglichen haben, als „Krapfensinger". Daneben taucht im oberen Krems- und Steyrtal, wie auch in einzelnen Teilen des Innviertels, die neue Bezeichnung „Dreikönigssinger" ab und zu auf. Das nordöstliche Mühlviertel, das lange an den Traditionen des weihnachtlichen Volksschauspieles festhielt, hat für unsere Gestalten den bezeichnenden Ausdruck „Sternspieler" gefunden (um Sandl).

Digitized by Google

freundlichen Boten, mit deren Gesang auch das Glück in Haus und Stall für die künftigen Tage seinen Einzug nehmen sollte. Alle durchwachten gerne die Nächte, bis sie endlich mit inniger Freude von ferne die weichen, zarten Gesänge ihrer Lieder hörten, bis der Stern, allmählich immer größer und leuchtender, sich nahte und auf einmal, den Mantel der Nacht völlig durchdringend, schön und strahlend vor ihrer Tür stand.

„Hört ihr Herren und Frauen, laßt euch sagen:
Der Hammer, der hat neune (10, 11, 12) geschlagen!
Der Hammer hat neune geschlagen!"

dröhnten die tiefen, warmen Stimmen der zwei Nachtwächter, die mit ihren langen Mänteln, Picken und Laternen neben dem unablässig kreisenden Sterne standen. Aber hell und frohlockend jubelten die zehn oder zwölf jungen Burschen über sie hinweg, die in älplerischer Tracht, hinter den Nachtwächtern dem Sterne folgten:

„Mit großer Freude kommen wir da!
Mit großer Freude kommen wir da!
Wir wünschen dem Herrn N. N., seiner Gattin und Kindern
ein glückseliges freudenreiches neu—e—es Jahr!
Gesundheit und ein langes Leben,
das wünschen wir aus Lieb und treuem Herzen wir.
So wünschen wir euch das neugeborene Je—e—suskind
zum neu—e—en Jahr!"[3]

Weit offen standen Tür und Fenster, und das volle Licht der hellen Stube flutete über die beschneiten Sänger und ihren lichten, kreisenden Stern. Krapfen, Fleisch oder Speck und hie und da ein wenig Geld, der Lohn für das Glückansagen im neuen Jahr, verschwanden rasch in den Taschen des „Sacktragers"[4], wenn die letzten Verse festlich und heiter zugleich verhallt waren und die Wanderer sich wieder zurechtmachten, um weiterzuziehen, hinein in die finstere, undurchdringliche Nacht, nach neuen Häusern und zu neuen Menschen, die schon lange auf sie warteten, daß sie auch ihnen das Glück hersangen.

Längst sind die wunderbaren Zeiten verloren und versunken[5]. Was einst in der stillen Feierlichkeit eines ergreifenden nächtlichen Brauches die Herzen aller mit Innigkeit erfüllte, ist nahezu verweht, und überall begegnen wir eigenwilligen Vermengungen und Wandlungen verschiedener althergebrachten Umzugsriten der Rauhnachtszeiten mit unserem Sternsingerbrauchtum und der, allmählich alles beherrschenden, in den letzten Jahrzehnten besonders stark betonten Vorliebe für die Darstellung der Hl. Drei Könige selbst. Und als solche

[3] Mitteilung Darner, Ebensee.

[4] Ähnlich geht heute noch ein „Sacktrager" mit den Sternsingern (die jetzt allerdings als die Drei Könige erscheinen) in Lichtenberg im Mühlviertel und sammelt die Gaben ein, die nach vollbrachtem Umzug gemeinsam in einem Gasthaus verzehrt und verzecht werden. (Mitteilung H. Wöß, Lichtenberg.)

[5] Nur eine kleine Gruppe von heimatbewußten Menschen hält immer noch an diesem Brauche fest: alljährlich durchziehen sie von 6 Uhr abends bis 4 Uhr morgens in Ebensee die Neujahrsnacht und singen ihre uralten Lieder: die Familien Darner, Großpointner und Engl sind die hauptsächlichsten Träger dieses schönen Brauches.

Digitized by Google

nun ziehen sie heute tagelang nach dem Dreikönigsfest durch alle Gassen und Straßen in Stadt und Land.

„Die richtigen Heiling Drei König sind allweil von auswärts kommen", sagte mir einmal der alte Daxner in Ebensee und deutlich genug kann man, wenigstens im Salzkammergut (bei einem genauen Brauchtumsvergleich) erkennen, daß die Darstellung der Drei Könige wirklich verhältnismäßig jungen Datums ist. Doch verraten die heutigen bunten Kostüme, daß das Volk den neuen Brauchtumsgestalten willig sein Herz geöffnet hat und sie würdigte, sich mit den ältesten und schönsten Gestalten seines heimischen Brauchtums zu verbinden. Natürlich können wir nicht alle Übergänge und Einzelheiten, so aufschlußreich sie auch sein mögen, hervorheben, nur die wichtigsten mögen hier ihre Schilderung finden: Während die alten Sternsinger-Gruppen in ihrer ortsüblichen älplerischen Tracht erschienen, finden wir heute vom Salzkammergut bis heraus zum Hausruckkamm[6] ganz in Weiß gekleidete Gestalten unter dem Namen „Sternsinger" umgehen, ganz ähnlich den „Glöcklern[7]" und „Krupf-Krupf[7]" dieser Gebiete, nur daß sie ihr Gesicht mit einem breiten Hut und dichten Barte zu verdecken suchen und auch so wieder deutlich auf besondere Gestalten des rauhnachtlichen Brauchtums hinweisen. Energischer dringt jenseits des Hausrucks der Dreikönigsaufzug vor, doch ohne die alten Sternsingertraditionen und deren parallele Erscheinungen ganz zu durchbrechen. War jedoch früher die Zahl der Teilnehmer am Sternumzuge mit etwa zehn bis zwölf festgesetzt, so erscheint die Dreizahl in ihrem heutigen Brauchtum nahezu unerläßlich. Dabei ist aber keineswegs erforderlich, daß sich die Hl. Drei Könige auch wirklich in königliche Gewänder hüllen, wir begegnen zum Beispiel in der Gegend um Attnang[8] prächtig aufgeputzten Gruppen, die ihre drei Teilnehmer in verschiedene Farben kleiden: so ist der eine ganz in Weiß, der andere in Schwarz, der dritte endlich, der Sternträger, in grelles Rot gehüllt. Aber keiner von ihnen trägt, wie man doch wohl erwartet hätte, eine Krone auf dem Haupte, sie zieren, genau so wie einzelne Nikolausgestalten oder Krampusse, nur mächtige Hüte! Besonders eigenartig und in ihrer Buntheit zweifellos reizende Formen schuf die Brauchtumsentwicklung im Bezirke Braunau am Inn, wo in der alten Stadt selber, wenn die Kinder die beliebten Hl. Drei Könige darstellen, die kleinen himmlischen Gestalten zwar recht feierlich in königlichen Gewändern erscheinen, dazu aber hohe papierene Pyramiden, Kugeln, Quadern oder Würfel und Kreuze tragen[9], genau so wie die Lichterkappen, mit denen die großen Glöckler des Salzkammergutes in der Dämmerung des Glöckeltages heilbringend den Ort durchlaufen. Im selben Bezirk Braunau aber findet auch die umfangreichste Vereinigung zwischen Sternsingerbrauchtum und Dreikönigsaufzug statt, die wir in Oberdonau kennen, indem an der Spitze der ernst und gravitätisch dahinschreitenden Gruppe der

[6] Mitteilung B. Ammering, Hausruck. „Kripperlsänger" in Hirtentracht und falschen Bärten kannte man um 1860 auch im Windischgarstener Becken (A. Baumgarten. Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat, Heimatgaue, VII, 1—23, 96—118).

[7] Vgl. E. Burgstaller, Die große Rauhnacht, a. a. O.

[8] Mitteilung F. Schönbaß, Attnang.

[9] Mitteilung Maler A. Wach, Braunau.

Digitized by Google

Könige und ihres stattlichen Gefolges ein weißer „Sternreiter[10]" einhertrabt, der wie ein schöner Herold des neuen Jahres das lichte Zeichen voranträgt, so immer noch zeigend, daß in Wahrheit der Stern das Wesentliche des ganzen Brauchtums darstellt, zu dem erst später die Magier aus dem Morgenlande traten.

Mit den Sternsingern hat sich aber auch das Bild unserer Bäckerladen gewandelt, in denen verschieden große Brotsterne in den Auslagen erscheinen und mit ihren vier-, fünf-, sechs-, acht-, ja sechzehnstrahligen Gebilden eine wahrhaft erstaunliche Formenfreiheit zeigen. Zweifellos liegt ihnen allen ein uraltes Sinnbild zugrunde, das sich auch in den sternförmigen Einkerbungen auf unseren „Osterflecken", diesen reinsten Sonnensymbolen, wiederfindet. Sicher stehen diese Brotsterne auch mit den erleuchteten und drehbaren Sternen in Verbindung, die unsere Umzugsgruppen wie ein kreisendes Sonnenrad von Haus zu Haus vor sich hertragen (oft sogar am hellen Tag beleuchtet!), uralten Überlieferungen folgend, die sich bis in die Bronzezeit durch klare Steinritzungen auf schwedischen Felsbildern (etwa von Stora Backa in Böhuslän) nachweisen lassen, auf denen man in feierlicher Prozession einhergetragene Sonnenräder auf hohen Stangen sieht[11].

Wie um der wiederkehrenden Sonne willen sich einst alle Räder — nach dem langen Stillstand in der Julzeit — drehen mußten und in einzelnen Orten unseres Gaues auch in Oberdonau noch um die Jahrhundertwende brennende Sonnenräder in der Großen Rauhnacht in die Tiefe fuhren[12], um dem hehren Gestirn in seiner gefahrvollen Fahrt zu helfen, dreht sich noch heute der erleuchtete Stern unserer Dreikönigssinger, den die Kirche in den Stern von Bethlehem umdeutete, und wirft seine Strahlen als kleine Sonne seinem großen Urbilde voraus.

Besonders schöne Umzugssterne[13] kannte das Mühlviertel, wo auch Hirtenknaben durch die Dörfer pilgerten, um für ein paar Kreuzer in einem Uhrgehäuse einen sich rasend drehenden, blinkenden Stern zu zeigen[14]. Überall drehen sich eben die Sonnenräder, genau so wie die, welche die schwedischen Jungen heute wie vor dreitausend Jahren um die Zeit des Stephanstages der Sonne zu Liebe durch ihre Landschaft tragen.

Das Drehen des heiligen Sternes aber ist ein hohes Amt und nicht allen

[10] Mitteilung an die Landesstelle Oberösterreich des Deutschen Volkskundeatlas-Werkes.

[11] Vgl. O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, 1934, Abb. 49—51a, b, vgl. auch 57—72, 92.

[12] Geinberg (Innkreis): Abrollen über die Innleiten gegen Kirchdorf a. J.; Münzkirchen und St. Roman: Abrollen über die Vorberge des Sauwaldes; Peuerbach: Abrollen am Salletforst; Engelhartszell: Abrollen ins Donautal.

[13] Die Form der Sterne ist ziemlich einheitlich: meist sind es sechs- oder achtzackige Papiergebilde, die auf beiden transparenten Schauseiten Heiligenbilder aufgemalt tragen. Meist sind in ihrem Innern Beleuchtungsvorrichtungen angebracht, jetzt natürlich meist für Glühbirnen mit Taschenbatterien. Das Gaumuseum in Linz verwahrt einen sehr schönen Barockstern, das Städtische Museum in Steyr zwei sehr hübsche, leider stark beschädigte Stücke aus der Wende vom 18. bis 19. Jahrhundert. Im allgemeinen werden drehbare Sterne bevorzugt, doch finden sich vor allem im mittleren und oberen Innviertel auch sehr viele feststehende.

[14] Öpping i. M., Mühlviertler Landes- und Volkskunde, I, 35.

Digitized by Google

stand in frühen Zeiten (und das ist eine wesentliche Erkenntnis, die sich auch für Oberdonau aus heute kaum mehr beachteten Einzelheiten des Brauchtums ergibt) die Teilnahme am Dienst der Sonne offen, wenngleich die heutigen Umzüge unserer Sternsinger eher das Gegenteil zu beweisen scheinen! Wie die meisten unserer weihnachtlichen Brauchtümer und Riten scheint auch das „Sternsingen" ursprünglich zum besonderen Aufgabenkreis der germanischen Jungmännerbünde gehört zu haben, so wenig Feststehendes wir auch darüber wissen. Jedenfalls ist auffallend, daß bei dem großen „Rauhnachtssingen", das noch jetzt einige Dorfburschenschaften im nordwestlichen Mühlviertel alle drei bis sieben Jahre veranstalten, auch die Figur eines eigenen „Sterntreibers" traditionell ist. Wie die Darstellung der übrigen Umzugsgestalten wird auch seine Rolle erst nach einer gründlichen Beratung der Burschenschaft vergeben. Seine Tracht, das charakteristische Weiß seines Anzugs, die hohe Spitzmütze auf seinem Haupte und der drehbare, erleuchtete Stern in seinen Händen sind altes Kulturgut. Allerdings ist heute der Sternsingerbrauch zum größten Teil in die Hände der Kinder und Bettler abgeglitten, aber schon die Art der Heischegänge setzt den Brauch in Beziehung zu den bekannten Umzügen der „Armen-Seelen-Geher" in der Allerheiligenzeit und der „Rauhnachtler" in der Dreikönigsnacht. Seit langem schon hat die Volkskunde in diesen oft recht ungestümen Heischezügen Reste uralten Totenkultes in den Wendezeiten des Jahres erkannt und weiß, daß diese Riten nahezu zur Gänze in Händen gewisser Altersklassen unserer germanischen Gesellschaft lagen. Und noch heute treten uns diese „Knaben- und Burschenschaften" als „Zechen", „Kameradschaften", „Ruden", „Gesellschaften" und „Passen" nahezu in ganz Oberdonau entgegen. Als ihre öffentliche Hauptaufgabe ist den Burschenverbänden die Betreuung und Bewahrung des heimischen Brauchtums anvertraut. Sie setzen den Maibaum, laufen als „Nigeln" und „Habergaissen", führen die weiten Fahrten der „Maschkererumzüge" und des „Rauhnachtssingens" aus, eilen als „Glöckler" mit ihren Lichterkappen segenbringend durch den Ort und veranstalten die großen Feste des Dorfes[15]. In den von den Städtern so genannten „Bauernspielen" bewahren sie — oft gezeigt bei ihren wöchentlichen Zusammenkünften — höchst altertümliche Handlungen, die ihre ursprünglichen rituellen Wurzeln kaum verbergen. Oft begegnet man dabei Darstellern mit weiß oder schwarz bemalten Gesichtern, durch die sie sich deutlich als Gegenspieler kennzeichnen. Eines der wichtigsten Hauptmotive ihrer Handlungen bildet die Erschlagung des Schwarzen durch den Weißen und die mühsame Wiederbelebung des Getöteten, der alsbald mit seinem Mörder in einem fröhlichen Tanze aus der Stube eilt. Rituelle Tötung und Wiederbelebung, wie sie alten Kulten öfters eignen, sind hier, wie so oft, zu einfachem Spiel geworden, aber treu bewahrt. Die Hintergründe dieses sogenannten „Leanlroasns" (Leonhardreisens) sind deutlich sichtbar[16].

[15] Ich hoffe, mein Material über das Zechenwesen bald in einem größeren Aufsatz vorlegen zu können.

[16] Belege über die Beziehungen zwischen unseren heutigen Zechen und einstigen kultischen Gemeinschaften ließen sich in langer Reihe anführen. Ich werde sie in einer späteren Arbeit vorlegen, ebenso eine Darstellung der Bauernspiele nach diesen Gesichtspunkten.

Digitized by Google

Und in Schwarz und Weiß sind auch die Gesichter der verschiedenen Innviertler „Rauhnachtler" unkenntlich gemacht: Meist erscheinen diese lautlosesten und geheimnisvollsten Gestalten des heimischen Brauchtums mit Ruß geschwärzt, doch finden sich daneben auch zahlreiche Gruppen in hellem Weiß — „wie die Geister", sagen die Weilbacher Bauern[17]. Das Gesicht dick mit Mehl (oder gar mit Kalk und Kreide bestrichen) laufen die bäuerlichen Sternsinger besonders in der Schildorner Gegend[18] von Haus zu Haus, jenes einstigen Hauptsitzes der wildesten Zechen des ganzen Gaues. Angeblich tun sie dies „um nicht erkannt zu werden", in Wahrheit aber steckt dahinter sicherlich die Darstellung der Übersinnlichen, der Toten, deren Rolle sie zu spielen hatten. So ordnet sich das Sternsingen in das ungeheuer große und ausgedehnte Brauchtum, das sich aus dem Glauben an die segenbringende Wiederkehr der Toten entwickelte und das gerade in der Weihnachtszeit seine höchste, umfassendste Ausbildung erfuhr. Daß das Sternsingen ursprünglich ein Vorrecht der Zechen und Burschenschaften darstellt, beweist aber nicht nur die heute noch im nordwestlichen Mühlviertel[19] geübte Gepflogenheit, daß die dortige Burschenschaft als Sternsinger in Dreikönigstracht (mit reichem Gefolge, unter dem der „Sacktrager" nicht fehlen darf) von Hof zu Hof ziehen und die gesammelten Gaben nachher am Zechentisch wie eine Art Kultmahl, auf das sie Anspruch haben, verzehren, sondern auch ähnliche Nachrichten, wie sie über die furchtbaren Kämpfe vorliegen, die zwischen zwei sich auf freiem Feld begegnenden Gruppen von Schwerttänzern, Maschkerern oder Rauhnachtlern und Glöcklern überall sofort entstanden (im Salzkammergut zeugt noch manches einsame Holzkreuz von dem oft so tragischen Ausgang einer derartigen Schlacht) über unsere Sternsinger-Gruppen bekannt sind[20]. Noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts konnten zwei Sternsingerabteilungen nicht aneinander vorübergehen, ohne sich sofort zum Kampf zu rüsten, der freilich viel friedlicher ausgetragen wurde als bei den gewalttätigen Rauhnachtlern und Schwerttänzern. Augenblicklich erhob der „Vorsänger" der ersten Gruppe seine Stimme, um Kampfaufforderung und Rätselfrage an die Gegner zu richten. Sofort hatte der Vorsinger der anderen zu antworten und seinerseits eine schwere Frage zu stellen. Vers um Vers, Rätsel, Antwort und Gegenfrage flogen hin und her, bis endlich einer nicht mehr zu antworten wußte und sich damit als besiegt erklärte. Beschämt lieferte die geschlagene Gruppe ihren Stern an ihre Überwinder ab und zog ruhmlos und traurig zurück in ihre Heimstatt. Die rituellen Kämpfe, denen wir auch in zahlreichen Darstellungen auf den nordischen Felsbildern begegnen[21], erhalten hier die uralte germanische Form des Streitgespräches, in dem sich in Frage und Antwort die wahre Weisheit des Weitgereisten kundtut, und des indogermanischen Halslöserätsels, das sich in dieser gemilderten Form über die Jahrtausende hinweg in unseren schönen Alpentälern hielt.

Daß unsere Sternsinger in großer Tradition stehen, bezeugt aber nicht

[17] Mitteilung A. Regl, Weilbach. Vgl. auch die Sternsinger am Hausruck!
[18] Mitteilung Joh. Haslberger, Schildorn.
[19] Mitteilung H. Wöß, Lichtenberg, Mühlkreis (siehe oben).
[20] A. Baumgarten, a. a. O.
[21] Vgl. O. Almgreen, a. a. O., S. 207 ff.

Digitized by Google

allein ihre Gebundenheit an bestimmte Gemeinschaften und an das kreisende Rad der Sonne, nicht allein, daß es Sternsingersprüche gibt, die denen der Schwerttänzer auffallend ähneln, sondern auch die enge Beziehung, die zwischen der Überlieferung vom „Goldenen Rössel[22]" und den „Drei Königen" besteht, wie aus manchen Sternsingerliedern hervorgeht:

Die heiling drei König mit ihrem Stern
die essen und trinken und zahlen nicht gern.
Sie reiten auf ihrem g o l d e n e n R o ß
von Haus zu Haus, in jedes Schloß.
In Himmel kommts ihr ganz gewiß,
weil in der Höll kein Platz mehr ist[23].

Wie nahe steht doch dieses Sprüchlein der großen Überlieferung vom Tiroler Hexenmeister Kachler, der seinen berühmten Kraftgürtel von einem der „zwölf Thierseer Herren" bekam, die in der Dreikönigsnacht „auf feurigen Pferden" durch den „Gschlößlwald" unter dem Rosengarten ritten!

Dieses goldene Rössel aber, das in der Weihnachtszeit nach holdem Kinderglauben über die Scheunendächer unserer Gehöfte hinwegsetzt, und so mitten in den sonnenfernsten, winterlichen Nächten wie ein Gruß des erhabenen Gestirns den Menschen Trost und Hoffnung auf kommende schönere Tage bringt, denkt man sich im Tal von Gosau einem goldenen Wagen vorgespannt, genau so wie wir es im bronzezeitlichen „Sonnenwagen von Trundholm" tatsächlich vorgebildet finden und wie es auf schwedischen Felsbildern (z. B. Kolleberg oder Lilla Arendel) zu sehen ist, wo Pferde die große Sonnenscheibe ziehen. Und auch diese Vorstellung vom Sonnenwagen kehrt bei unseren Sternsingern wieder, die mit ihren Sternen und Liedern Sonnenkult, Sonnenmythos und Fruchtbarkeitswünsche für Mensch und Tier und Acker wunderbar verbinden:

A glückseligs, freudenreiches neues Jahr,
Gesundheit, langs Leben und s'Himmelreich daneben,
an Kastn voll Habern und Korn,
an Sack voll Geld, daß a in Dachbodn ansteht,
z w o a r R ö s s e r mit an g o l d e n e n W a g n,
mit den kinnan der Herr und d'Frau in Himmel fahrn! (ö. Mühlv.).

So zeigt denn dieser bescheidene und ob seiner Verflachung ins Bettelhafte oft geradezu verachtete Brauch der Sternsinger eine große Überlieferung, die bis in die frühesten Tage germanischer Kultur zurückreicht und uns die seltsamen Könige mit Stern und Krone lieb und wertvoll macht, so daß wir nun verstehen, warum wir unbewußt am Beginn jedes neuen Jahres immer wieder Ausschau halten, ob denn nicht doch ein paar der kleinen „Sternsinger" die Straße gezogen kämen, um uns mit ihren kindlich vorgetragenen Versen ein gesundes, gutes „Neues Jahr" zu wünschen.

[22] Dr. E. B u r g s t a l l e r, Das Wunder des Goldenen Rössels, in „Welt und Heimat", Linz, VII, 2; ds. Das Goldene Rössel in Oberd. Zeitschrift für Volkskunde, 14. Jahrg., 1940, 68 ff.

[23] Mitteilung Fr. Schwertfärber, Dorf a. d. Pram. Der letzte Vers zeigt, in wie enger Verbindung oft Totenkult und Sonnenriten stehen!

Digitized by Google

Tiroler Volksglaube.

Aus der Sammlung von **Karl Wohlgemuth**, herausgegeben von **Eugen Fehrle**[1].

Die Pinzgermesser haben einen Griff aus dem Horn der Gemsen mit oft prächtigen Beineinlagen (Gemsen, Hirsche, Steinböcke, Schweine usw.). Am Heft befindet sich stets eine sehr breite Einfassung aus Messing. Auf der Klinge sind die magischen neun Kreuze und Halbmonde eingeritzt. — Das Pinzgermesser schadet auch den Wetterhexen. Man wirft es mit offener Klinge gegen das Hagelwetter in die Höhe mit den Worten: „Das Wetter mit die neue Kreuz wirf ich in die Luftspreiz." Dabei fährt das Messer in den Leib der Wetterhexe und dieselbe hat für immer ihren Denkzettel (Eisaktal und Pustertal).

Hexen haben einen bösen Blick und wer von bösem Hexenblick getroffen wird, ist vermeint. Auch das Vieh im Stall kann leicht vermeint werden, deshalb soll man verdächtige Weiber nicht in den Stall schauen lassen. Gegen das Vermeintsein soll man ein Skapulier am bloßen Leib tragen oder sich ein Amulett mit dem Bildnis des heiligen Silvester um den Hals hängen. Der heilige Silvester ist ein großer Vieh- und Wetterheiliger (Völs im Eisaktal).

In der Wallbach-Alm bei Sankt Jakob im Ahrental „feierten" einmal die Almer. Als sie dabei so ihre Späße trieben, schaute zum Hüttenfenster eine Katze herein. Einer von den Buben sagte: „Soll ich die nit ‚angfrearn'?" (gefroren machen, an den Platz bannen). Da bekam die Katze große, rollende Augen und konnte nicht mehr fortkommen. Der Almer, der die Katze gebannt hatte, zog nun ein kleines Büchl aus dem Sack und begann darin rückwärts zu lesen. Daraufhin konnte sich die Katze wieder bewegen und machte sich davon.

Am heiligen Christabend wird nach dem Abendessen noch eine große Schüssel voll Milch aufgetragen und die Löffel aller Hausinsassen werden im Kreise um dieselbe herumgelegt. Wenn die Leute dann von der mitternächtlichen Christmette aus der Kirche zurückkommen, findet man den einen oder den anderen Löffel nicht mehr an der gleichen Stelle. Jener Person, welcher der Löffel gehört, wird im nächsten Jahr etwas Besonderes widerfahren, weil der lichte Geist damit gegessen hat. Ein Bauer wollte das nicht glauben und

[1] Vgl. die anderen Mitteilungen Wohlgemuths in dieser Zeitschrift: 8, 1934, 186 f.; 9, 1935, 166, 175; 10, 1936, 53 f.

Digitized by Google

versteckte sich in der Christnacht in der Stube. Gegen Mitternacht wurde das Zimmer so hell wie am Tage und eine lichte Gestalt trat herein. Wie sie den Mann erblickte, gab sie gegen ihn mit der Hand einen Deuter und er blieb blind sein ganzes Leben lang (Gries bei Bozen).

Kinder, welche ungetauft sterben, müssen in der Christnacht mit der Perchtl umgehen. Ein Bauer wollte das nicht glauben und versteckte sich aus Vorwitz in der Christnacht in der Stube. Da kam die Perchtl richtig mit ihrer Kinderschar und schlug ihm mit einem kleinen Hackl in's Knie. Der Bauer blieb zeitlebens krumm (Lajen im Eisaktal).

In der Jagdhausalpe, die im hintersten Defferegggen liegt, war ein ganz feiner Norgg, der niemandem etwas zu Leid tat und auf das Vieh ordentlich obacht gab, daß es zu gutem Gras kam und sich in den Knotten nicht schädigte. Da meinten ihm die Almer eine Freude zu bereiten und legten ihm ein neues „Gewandl" (Kleid) zurecht und auch ein Paar Schühlein nebst warmer Mütze. Als das gute Nörggelein all diese schönen Sachen sah, weinte es bitterlich und klagte:

I bin so alt
Weiß die rothspitz
Klein wie a Kitz
Und die Jagdhauswies
Neunmal Wald
Neunmal Wies!
Weil mi hat der Senner zahlt
Muß i fort!

ging hinauf gegen den „Fleischbach-Keese" (Gletscher), und niemals sah man den Norgg wieder (Rein im Ahretal).

Ein Bauer ging in der heiligen Nacht nicht zur Christmette, sondern blieb daheim im Bett in aller Bequemlichkeit liegen. Da kam ein altes Weiblein mit einer ganzen Kutte Kinder zur Tür herein, weckte ihn auf und trieb ihn in die Kirche (Steinhaus im Ahretal).

Wenn man den Mund zum Gähnen aufmacht, so muß man ein Kreuzzeichen hineinmachen, sonst fährt der Teufel ins Maul (Bozen).

Altboznerspruch.

Wer beim Toggeburg[2] vorbeikommt ohne Wind
Und in der Rauschpasse sieht kein Kind
Und durch die Laubengasse geht ohne Spott,
Der hat die größte Gnad vor Gott.

[2] Toggeburg ist ein gräflicher Ansitz im Norden der Stadt Bozen, wo der kalte Wind aus dem Sarntal tüchtig herausbläst.

Digitized by Google

Die Judenbertha.

Die alte Judenbertha war die Tochter des letzten Posthalters von Bozen. Mit Einführung der Eisenbahn hörte die alte Zeit der Posthalter auf. Die Judenbertha, eine kleine, feiste, drollig aufgeputzte Jüdin, wohnte im Judengaßl, wie man das enge, finstere Ghetto Bozens nannte, wo die meisten Juden beisammen waren. Sie ging zu jedem Zug auf den Bahnhof, um den Messias zu erwarten. Den Schulbuben war sie ein willkommenes Spottobjekt. Sie sangen und umtanzten sie:

Jüdele, Jüdele wett, wett, wett,
Schweinefleisch macht Jüdle fett.

Wenn sie dann drohend den Schirm gegen die Meute schwang, gab's ein grenzenloses Gejohle. Späterhin ertrug sie mit Resignation diese Auslassungen— und sie hatte Ruhe vor den Rangen (Bozen).

In der Dreikönigsnacht reiten in Olang und Rasen die Buben und Mädchen auf Schlitten durchs Dorf. Je länger sie reiten und je lustiger es dabei hergeht, desto länger und reichlicher gedeiht im nächsten Sommer das „Haar" (Flachs). Man nennt dieses Reiten das „Harrlangreiten" (Rasen im Pustertal).

Der „Kirchtagmichl" ist eine Strohpuppe, welche die Dorfburschen am Kirchtag zu ihrem Vergnügen herrichten. Der Brauch, einen Kirchtagmichl zu machen, ist auch in Ober- und Niederrasen daheim. Der Michl wird von Burschen ängstlich gehütet. Gelingt es aber den Burschen des Nachbardorfes, den Kirchtagmichl zu stehlen, so ist das für die Rasener eine große Schande (Rasen im Pustertal).

Allenthalben ist in den Tälern das „Eierhecken" zur Osterzeit im Brauch. Die rotgefärbten, mit Sprüchen und Figuren gezierten Eier werden zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, so daß nur noch ein kleiner Spalt des Eies herausschaut. Trifft der Spielpartner mit der Münze durch diese Öffnung das Ei, so gehört ihm dasselbe.

In der Gegend um Brixen wird ein Osterei über das Hausdach geworfen. Zerbricht das Ei dabei, so wird dasselbe eingegraben. Bleibt es aber unversehrt, wird es zum Hausaltar gelegt und bleibt so viele Jahre dort, bis es wieder von einem heil gebliebenen Osterei abgelöst werden kann. Das alte Ei wird dann vom Hausaltar genommen und unter der Bodendiele verborgen. Erst vor zwei Jahren wurde in Naaz beim Aufreißen einer Bodendiele ein solches Osterei aufgefunden, das nach der darauf ersichtlichen Jahreszahl über hundert Jahre im Boden lag.

In der Gegend von Villanders und Felthurns werden die Ostereier von den Mädchen ausgeblasen, mit gefärbtem Binsenmark und Goldflitterchen beklebt und so dem Herzliebsten verehrt.

Ein alter Bauer übergab mir ein Osterei, indem er sagte: „Ich erhielt dieses Ei vor vierzig Jahren von jemandem sehr Lieben. Sie hat das Ei rot gefärbt und beim Zaun dort vor dem Haus die ersten ‚Blattlen' geklaubt, mit einem Hüderle um das Ei gebunden und im Wasser kochen lassen. Dann haben

Digitized by Google

wir das Ei weihen lassen, unversehrt über das Dach geworfen und seit vierzig Jahren ist es beim Hausaltar geblieben" (Eisaktal und Pustertal).

In Ober-Olang gibt es eine eigene Brechlstube; anfangs November wird dort am Herd das „Haar" (Flachs) geröstet. Aus dem „Groben" (Werg), das zuletzt übrig bleibt, bereitet man den „Rupfen" (groben Stoff). Gerät nun ein Fremder unversehens in die Brechstube, so wird er mit Werg abgerieben, was bedeuten soll: „Gib mir einen Schnaps." Oder es wird aus Werg ein Kranz geflochten, damit er das „Brechelgeld" (Trinkgeld) hineinwerfe (Olang).

Der Oktober ist in den Hochtälern der eigentliche Kirchtagsmonat, und der Kirchweihsonntag wird allenthalben festlich begangen. Vom Kirchturm flattert das Kirchtagsfahnl, eine kleine rote Fahne mit weißem Kreuz; alles freut sich auf das heutige Festmahl. Der Kirchtag ist auch zugleich das Erntefest. Da geht es zu Mittag hoch her:

„Besundere Schnapplan von Hühnlan und Happlan.
Gesott'nes, Geschmalz'nes, Gebratns und Gsalzns
Allerhand Schink'n von Schnepfn und Finkn
Geröstet's, Gebahnts, Gepfefferts, Verdrahnts
Lauters und Dickts, etwas und nix
Gepreßt und gedruckt, daß man's leichter erschluckt"

wie es im Reim heißt. Aber auch das Vieh im Stall erhält an diesem Tage festliches Fressen. Nachher wird dann dasselbe, wie bei der Heimfahrt von der Alm, mit den großen Almglocken behangen, mit dem kostbaren Almkranz geschmückt, auf die „Atze" (Weide) hinausgetrieben, und die Hirten knallen mit ihren langgezopften Peitschen lustig drein (Monthal im Pustertal).

Digitized by Google

Zur Geschichte der Federkielstickerei.

Von **Anna-Maria Link**, München.

Die Volkskunst der Pfaufederkielstickerei, die bis ins 18. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist und im ersten Drittel des 19. ihre Hochblüte erlebte, ist noch nicht ganz ausgestorben. Es ist erstaunlich und erfreulich, wie lebendig die Erinnerung an das „Ausnähen", wie der allgemein übliche Fachausdruck lautete, unter der alten Lederhandwerkergeneration noch ist. Auch finden sich da und dort im Land besinnliche Naturen, die, teils auf Familienüberlieferung fußend, teils aus Freude an einer der schönsten Volkskunsttechniken, die Kunst der weißen Kiele noch ausübend in unsere unruhige Gegenwart herübergerettet haben.

Nach den bisherigen Feststellungen war das Ausnähen hauptsächlich an das zünftige Riemer- und Sattlerhandwerk gebunden. Verschiedene Eigentümlichkeiten, wie das Sticken auf dem Nährößl oder Nähkloben, dem charakteristischen Gerät der Sattler- und Riemerwerkstatt, die Verwendung der Ahle statt einer Nadel, die Bezeichnung „Riemen" für den Stickfaden lassen die Bindung deutlich erkennen. Auch die schlichte Bezeichnung „Ausnähen", die schon in einem Protokoll von 1804 in Zusammenhang mit den von den Riemern hergestellten Gürteln gebraucht wird, deutet darauf hin, daß die Federkielstickerei lediglich als schmückendes Beiwerk des Lederhandwerks und selten als eigenes Handwerk auftritt. Beobachtungen und Ermittlungen in Werkstätten, die meist überlieferte Handwerksübung mit großer Treue festhalten, haben es bestätigt. Die Gürtel, in verschiedenen Gegenden verschieden bezeichnet (Leibgürtel, Beigürtel, Geldgurten, Geldkatzen, Ranzen, Fatschen, Bauchgurten, Riemen), die Hosenträger, auch Hosenkraxen genannt, das Pferdegeschirr, die Taschen wurden in den meisten Fällen von der Werkstatt, in der sie hergestellt wurden, auch „ausgenäht". Nach einem aufgefundenen Wanderbuch eines früheren Federkielstickers und den Erzählungen eines noch lebenden sind die stickkundigen Riemer und Sattler auch manchmal von Ort zu Ort gezogen und haben sozusagen „auf der Stör" ihre Kunst ausgeübt.

Die Federkielstickereien, die uns in unseren Museen entgegentreten — in reichster Fülle und Schönheit im Innsbrucker Volkskunstmuseum, im Landesmuseum Oberdonau in Linz und im Offenbacher Ledermuseum —, setzen, in verschiedenen Abstufungen der Begabung und Kunstfertigkeit, eine ganz bestimmte Art von Handwerkerpersönlichkeiten voraus: künstlerische Naturen, mit Phantasie und sicherem Formgefühl begabt, die zugleich treueste Handwerker sind, aus dem Volk heraus für das Volk schaffend; Menschen mit einer guten,

Digitized by Google

stillen Beharrlichkeit, einer inneren Geruhsamkeit und mit Augen ausgestattet, die einem ständigen Angespanntsein standhalten. Schon das richtige Schlitzen der Kiele, die erste Voraussetzung für eine gute Stickwirkung, ist eine Kunst, die eine ungemein sichere Hand verlangt und in mühevollster Übung gelernt werden muß. Mancher frühere Federkielsticker erzählte, daß er lange gebraucht hat und viele Federn „verschnipfelt" hat, bis er hinter das Geheimnis kam und daß mancher Mitgeselle es überhaupt nie lernte.

Auffallend ist, wie oft sich die Federkielstickkunst in der Familie weitervererbte, in zwei, drei, sogar bisweilen vier Generationen. Der Meister, der sie beherrschte, war durch sie herausgehoben aus seinen Standesgenossen und war stolz, sie seinem Sohn oder Schwiegersohn, dem Werkstatterben, weitergeben zu können. Der Sohn seinerseits hatte schon manchmal als Kind dem Vater dabei an die Hand gehen müssen, hatte erlebt, wie von weit und breit die Leute kamen und einen Gürtel, die schönste Zier ihrer Tracht, oder die stolzen Pferdegeschirre beim Vater bestellten. Das regte den Ehrgeiz an, es ihm gleichzutun. In den vielbeschäftigten Werkstätten wurden oft auch weibliche Familienmitglieder zur Mitarbeit herangezogen, ein Vorgang, den wir übrigens gelegentlich auch bei der bäuerlichen Möbelmalerei beobachten.

Es haben sich im allgemeinen wenig Namen in der Volkskunst erhalten, auch da, wo sie an das zünftige Handwerk angeschlossen ist. Der Meister tritt hier ganz hinter seinem Werk zurück. Mag auch zu ihrer Zeit die Werkstatt weit über die Grenzen ihres engeren Bezirks bekannt gewesen sein, mit des Meisters Tod verweht der Name; zumindest sind keine Aufzeichnungen vorhanden. Aber in der mündlichen Überlieferung steckt noch vieles, was wert ist, ans Licht geholt zu werden. Ich habe nun, aufbauend auf den Kenntnissen, die über die Federkielstickerei bereits vorhanden sind und an dieser Stelle in zwei Arbeiten eingehend behandelt wurden[1], in einer Reihe von Orten alte Sattler- und Riemerwerkstätten aufgesucht. Über 30 Namen teils früherer, teils noch lebender und arbeitender Federkielsticker, konnte ich feststellen, in den meisten Fällen in Verbindung mit Mitteilungen über die Eigenart ihrer Träger. Es lassen sich mancherlei Fragen dieses Kunsthandwerks dadurch klären und es ist reizvoll, die Erzeugnisse sozusagen lebendig in der Werkstatt entstehen zu sehen.

Die angeführten Namen sind ein kurzer Querschnitt vom Tiroler Inn- und Zillertal abwärts nach dem Sarntal, vom bayerischen Voralpenland bis herauf nach dem Altmühltal und ostwärts bis Traunstein, mit einem abschließenden Seitensprung ins Oberdonaugebiet.

Beginnen wir mit der einst weit und breit berühmten Werkstatt in Stumm im Zillertal, die dem alten Sattler Georg Stiegler gehörte. Ihre Hochblüte hatte die Werkstatt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Außer neun Gesellen arbeiteten 8 Söhne und Töchter des Meisters mit. Einer der Söhne, Josef Stiegler (1854—1933), ging dem Vater schon als Kind von 12 Jahren mit selbständigen Entwürfen und Arbeiten an die Hand. Die alpenländischen Gürtel waren damals meist zugleich Geldtaschen, sogenannte Geldkatzen. Ein breites ovales Schild oder „Blattl", reich gestickt, verdeckt

[1] Ferdinand Herrmann, „Die Federkielstickereien der Tiroler Ledertaschen", Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 6, 1932, 104 ff. und „Das Federkielsticken", ebenda, 13, 1939, 73 ff.

Digitized by Google

den Geldschlauch, der als Gürtel um die Körpermitte geschlungen wird. Solche Schildranzen und breite lackierte Kalblederfatschen (Fatschen von Fascia-Binde) stellte die Werkstatt in großer Zahl her, teils auf Bestellung, teils zum Marktverkauf. Auf Schubkarren wurden die Gürtel auf die Märkte von Innsbruck und Kufstein gebracht. Josef Stiegler setzte sich, oft in Widerspruch zum Vater, für neuere Muster und Technik ein und führte die Werkstatt schließlich selbständig weiter. Als mit dem Aufkommen des Papiergelds und dem allgemeinen Rückgang der Tracht keine Geldkatzen mehr getragen wurden und der Verdienst aufhörte, begab sich die ganze Familie als Zillertaler Sängergruppe auf die Wanderschaft und durchzog ganz Europa bis hinüber nach Moskau[2]. Die beiden Töchter Moidl und Judith verfertigten später die Goldquasten der Unterinntaler Frauenhüte.

Der alte Josef Stiegler ist unterdessen gestorben. Nun hat sein Sohn, Sattlermeister Franz Stiegler die Familientradition fortgesetzt und stickt noch gelegentlich Gürtel, Schuhe und Glockenbögen in dem kleinen Haus am Ausgang des Dorfes Stumm im Zillertal. Wie sein Vater und Großvater entwirft er selber die Muster und ist der richtige Sinnierer, dem jede Linie eine Bedeutung hat. Seine zwei Buben, der 13jährige Herbert und der 10jährige Friedrich, helfen dem Vater bei der Arbeit. Herbert hat bereits mit dem Vater auf der Messe in Innsbruck arbeiten dürfen. Das ist nun die vierte Generation in dieser Familie.

Nicht weit vom Zillertal, im Unterinntal in Schwaz, arbeitet ebenfalls heute noch Sattlermeister Josef Oberlechner (geb. 1887) seine schönen Gürtel und Glockenbögen. Er hat bei Sattler Much Lehner gelernt, der mit seiner Schwester einstmals in Schwaz ausnähte. Oberlehner beherrscht noch meisterhaft das schwierige freihändige Schlitzen der Kiele, zu dem er ein aus einer Sense geschliffenes Messer benützt (vgl. Abb. 1). Oberlechner hat die Kunst seinem Sohn Hermann vererbt.

Jenseits des Brenners, im Sarntal, ist die Federkielstickerei erstmalig als selbständiges Handwerk nachzuweisen. Anton Regele, geb. 1872, dessen Vater Franz Regele (1840—1922), und dessen Großvater Anton schon im gleichen Ort, in Nordheim, ausgenäht haben, ist Meister der Federkielstickerei. Ein Meisterbrief wurde allerdings von der Handwerksbehörde nicht ausgestellt. Sorgfältig ist die sehr feine und gediegene Technik von Generation zu Generation weitergegeben worden. Jetzt arbeitet neben der Frau von Anton Regele auch noch die Tochter Klara am Rößl, wie bei Stiegler nun ebenfalls in der vierten Geschlechterfolge. Ohne Sattler zu sein, arbeitet Anton Regele die Fatschen und Hosenkraxen selbst aus, nur die Schuhe und Taschen werden ausgegeben.

Vom Haus Regele gingen noch zwei weitere Federkielsticker aus: Jakob Gruber in Sarntein, geb. 1912, der drei Jahre bei Anton Regele gelernt hat, und Josef Stauder, genannt Kohler, in Nordheim, geb. 1897, dem seine Frau, eine geborene Regele, die Kunst lehrte. Es ist immerhin erfreulich, daß auf dem kleinen Raum noch fünf Federkielsticker tätig sind, die ihr heimatliches Tal mit den Erzeugnissen ihrer altüberkommenen Volkskunst versehen

[2] Vgl. Gertrud Pesendorfer, „Die Federkielgürtel der Tiroler Bauerntracht", Tiroler Heimatblätter, 1, Januar 1932, S. 4.

Digitized by Google

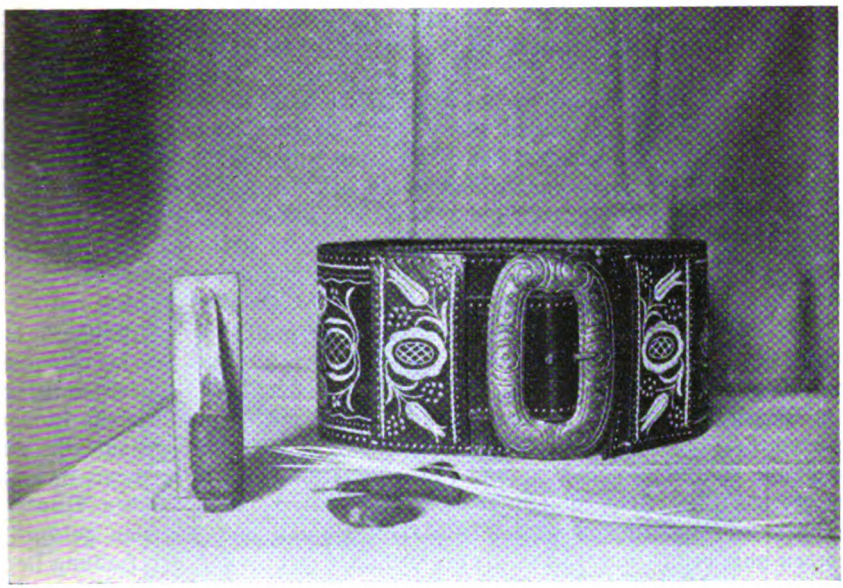


Abb. 1. Werkzeug und Gürtel von Sattler Josef Oberlechner, Schwaz (Tirol).

und darüber hinaus auch für „draußen" Aufträge zu erfüllen haben. Als sechster gesellt sich dazu noch Johann Taler, geb. 1912, der seit einigen Jahren in Sarntein stickt.

Aus Lana bei Meran ist uns der Name eines kunstfertigen Schuhmachermeisters erhalten, Jakob Rainer (geb. 1840, gest. 1900), der Männerschuhe mit Kiel verzierte. Dies ist bis jetzt der einzige Nachweis, daß gelegentlich auch Schuster das Ausnähen besorgten.

In der volkskundlichen Lehrschau der Universität Heidelberg befindet sich eine sehr schöne Sammlung von alpenländischen Trachtengürteln und Frauengehängen. Einer der Gürtel trägt den Namen „Peter Steiner". Das Notizbüchlein, das einst ein Lehrer, der Sammler dieser Gürtel angelegt hatte, nennt Peter Steiner „wohl den letzten Fatschenmacher des Pustertals". Steiner hat offenbar den Gürtel für sich selbst gestickt. Es ist immer eine Freude, zu einem der verklungenen Namen auch noch ein Werk zu besitzen.

In dieser Sammlung sind Stücke vorhanden, bei denen man deutlich die Meisterhand von der Lehrlingshand unterscheiden kann und zwar am gleichen Stück. Das „Blattl" oder auch „Schild" genannt, das schon erwähnte Hauptstück des Gürtels, mußte mit aller Sorgfalt hergestellt werden und war Sache des Meisters. Die nebensächlicheren Teile, das rückwärtige Querteil, die Ziernaht entlang dem Schlauch, manchmal auch die Lochstrupfe sind öfters ganz sichtlich von ungelenkerer Lehrlingshand ausgenäht. Es war eben ein weiter und mühevoller Weg von der ersten Handhabung der Ahle bis zum fertigen Meisterstück.

Nun geht es in den bayerischen Alpenraum. Da hat sich ein Bauer, der

Digitized by Google

auch Handlodenweberei betreibt und schon manchem Auslandsdeutschen dieses Handwerk gelehrt hat, der alten Kunst angenommen. Es ist der weithin bekannte Leonhard Hagn, nach dem Hausnamen „Schlemm Hardl" genannt. Auf Wanderungen in das benachbarte Tirol hat er auf alten Dachböden herumgestöbert und alten Ranzen und Glockenbögen nachgespürt. In mühevoller, stiller Winterarbeit hat er sich dann selber die Technik angeeignet. Voll Stolz zeigt er einen ganzen Dachboden voll der schönsten Glockenbögen, die er für seine Kühe als Schmuck beim Almabtrieb gestickt hat, kräftige Muster, von bunten Wollfäden umrahmt, erfreuliche, fröhliche Bauernkunst. Auch an Gürtel hat er sich gemacht und sich zum selbstgewebten braunen Lodenrock den Ranzen mit dem weißblauen bayerischen Wappen gestickt.

In Schlemm Hardl ist wieder eine jener Persönlichkeiten erstanden, die direkt vom zünftigen Handwerk in den Feierstunden sinnt und werkt, rein aus dem schöpferischen Trieb heraus. Es sind deren vielleicht weniger, als man bei dem Begriff Volkskunst annehmen möchte. Denn diese lag doch meist in den Händen der ländlichen Handwerker. Aber das bayerische Oberland ist ein günstiger Boden für die bäuerlichen Künstlernaturen. Wir brauchen nur an die altbayerische Krippenkunst zu denken. Vieles davon ist an den Winterabenden in stimmungsvollen Kirchtürmen von Bauern und Knechten geschnitzt worden und welche Ausdruckskraft der Gesichter, der Haltung liegt oft in dieser Figürlein, eine Ausdruckskraft, die sich lebendig schauspielerisch äußert in den Werkstücken und Schnitzereien Bauernbetten, in den Oberammergauer Passionsspielen und in manchen Stücken bei Kiem Pauli und seinen Bühnenbildern. Bei uns Schlemm Hardl auch hier.

In Linz in Oberammergau wurde 1886 Ignaz Bredinger geboren. Er war in Oberammergau als Schnitzer und als Schnitzerhandwerk erzogen und da er die 40 Jahre alt in Linz lebte in Tirolerhaus bei Pöttmes, schuf er in seiner Heimat Linz Bilder, Schnitzereien und Pferdegeschirr gebaut. Sein Lehrmeister war Schnitzermeister Reichhardt in Linz gewesen, der von der Jugendzeit Freund des Großvaters gewesen. Mit Bewunderung wurde das Kind neben die Knaben Schnitzer hingesetzt. Die Meisterstücke gezeigt gewesen und gelobt worden in Linz nicht vergessen.

Das Jugenderlebnis mag überhaupt zur Verehrung der Federkielgürtel beigetragen haben. Schon in der Linz gestickten Gürtel finden wir das Motiv des Schnitzgeschirr der Pferde mit dem gleichmäßigen Rosenband. Der eben hier die Landschaft um Linz und Bauern eine neue noch mehr gehobene Bedeutung, auch in der künstlerischen Ausdruck. Auch das Motiv ausgesprochene Fuhrwerk des Chemgaues die Kummet nach Südtirol. Das Pferde in die Bergwälder Pferde und Wein und Salz in die Ebene zurückbringen, kommt in die Umgebung unserer Volkskunst vielfach ebenfalls vorkommt in Betracht. Das Roß, stolz und in reizvollem Fuhrmannsgeschirr, wurde eine große Rolle in der Kunst der Bauern. Die Sprüche die heilig das Pferdum des Schmuckes bilden. „Gut Roß auch", „Gut Roß auch" mögen hinaus auf die Fruchtbarkeit des Bundes zu deuten sein.

In Kochelheim, wieder Volksdeutsche genannt, und der in der Gegend weitverbreiteten Sitte der Fuhrmannsschuh, erfreut sich die Kunst des Aus-

Digitized by Google

Abb. 2. Muſter, Schablonen und Blattl aus der Werkſtatt von Thaddäus Schuſter, Traunſtein.

nähens bis faſt in die Gegenwart herein. Joſef Hackl, Sattlermeiſter am Salzſtadel und Riemermeiſter Ellmerer ſind ihre letzten noch feſtſtellbaren Vertreter.

In Traunſtein, dem Zentrum des Chiemgaus, gelang es, einer ganzen Federkielſtickerfamilie auf die Spur zu kommen. Da ſaß um 1839 der Riemermeiſter Thaddäus Schuſter auf ſeinem Stammhaus, das damals ſchon 300 Jahre in der Familie war, gerbte ſein Leder zum Teil noch ſelber, fertigte Driſchelköpfe (das ſind die Lederbänder für die Dreſchflegel) und war dazu weit und breit bekannt für ſeine wunderſchönen Federkielſtickereien (vgl. Abbildung 2). Drei Brüder halfen ihm dabei, zwei ſeiner Geſellen waren ebenfalls lediglich mit Ausnähen beſchäftigt. Das Driſchelzeug und die Gürtel wurden, ſoweit letztere nicht auf Beſtellung geſtickt waren, auf die Märkte von Troſtberg, von Grabenſtätt am Chiemſee und Reit im Winkel gefahren. Der eine Bruder Alois machte ſich ſchließlich in Gmunden am Traunſee ſelbſtändig.

Digitized by Google

Der zweite Bruder Joachim war, scheint es, ein wanderfroher Geselle. Von ihm wird in der Familie noch das Wanderbuch aufbewahrt, auf dem er sich selber auf dem Umschlag als „Pfauenfedernarbeiter" bezeichnet. Die Einträge erstrecken sich über einen Zeitraum von 30 Jahren von 1839 bis 1869. Der letzte amtliche Eintrag vom 12. April 1869 aus Vilsbiburg in Niederbayern lautet: „Produzent hat sich hier behufs Steueranlegung am 3. März als Pfauenfedernarbeiter gemeldet und sich während dieser Zeit hier aufgehalten. Heute geht er um Bestellungen nach Messingen und Eggenfelden." Die übrigen Einträge sagen über seine Tätigkeit nur aus, daß er ein Riemer war und immer bei Riemern und Sattlern gearbeitet hat. Es ist aber anzunehmen, da er auf dem Umschlag als Pfauenfedernarbeiter bezeichnet ist, daß er in den verschiedenen Werkstätten seine Kunst ausgeübt hat. Dieses Wandern mit Ahle und Kielen sowie das Gesellenwandern überhaupt, wirft übrigens auf eine weitere mögliche Verbreitungsart dieser Technik ein aufschlußreiches Licht.

Vom 23. August 1839 bis 15. April 1856, also 17 Jahre, arbeitet Joachim in der Werkstatt des Bruders Thaddäus, später noch einmal vom Mai 1859 bis März 1860 und vom Dezember 1864 bis Januar 1865. In der Zwischenzeit ging die Wanderung kreuz und quer durch Ober- und Niederbayern bis nach Gmunden zum Bruder Alois, der ihm die Mitarbeit attestierte. Die einzelnen Stationen seien von da ab in zeitlicher Reihenfolge hier angegeben, da sie zeigen, wie Joachim immer wieder in den gleichen Orten, mitunter auch in den gleichen Werkstätten gearbeitet hat, offenbar von den Meistern gerufen, wenn wieder Aufträge eingegangen waren. Es werden genannt: Aibling, Miesbach, Tölz, Straubing, Tölz, Taufkirchen, Dorfen, Straubing, Eggenfelden, Bogen, Pleinting, Vilshofen, Eggenfelden, Straubing, Sünching, Geisenhausen, zum fünftenmal Straubing, Neuötting. Mit dem schon erwähnten Eintrag von Vilsbiburg endet das Wanderbuch. Nach Erzählungen der Familie hat Joachim sich schließlich in Landshut niedergelassen.

Dieses langandauernde Wanderleben, währenddessen sich Joachim Schuster oft nur einige Wochen oder Monate an einer Stelle aufhielt, deutet wohl mit Sicherheit daraufhin, daß er seine vielleicht noch vielerorts neue Kunst von Ort zu Ort getragen hat. Immer wird ihm bestätigt, daß er „mit Fleiß" und „zur Zufriedenheit" gearbeitet hat. Möglicherweise hat er auch Gesellen angelernt. Jedenfalls wird man alle die Namen der Orte und der Werkstätten für die weitere Nachforschung von Federkielstickern im Auge behalten müssen. Es ergeben sich da oft seltsame Querverbindungen. In Aibling z. B. stand Joachim 1865 bei einem Sattler Anton Huber in Arbeit. Einem heute noch stickenden Sattlermeister Anton Huber begegnen wir im gleichen Aibling, wohl dem Enkel des Lehrherrn von Joachim Schuster. Ein anderer Fall, der aber nicht mit diesem Wanderbuch im Zusammenhang steht: In Schärding bei Passau erzählte ein junger Sattler, dessen Haus über 100 Jahre die Sattlerei beherbergte, daß er als Kind schon auf seinem Dachboden einen dicken Buschen Pfauenfedern gefunden hätte. An irgendeine praktische Verwendung konnte er sich nicht erinnern. Gelegentlich einer Umfrage in Deggendorf in der bayerischen Ostmark nannte eine alte Frau, eine Sattlerstochter, die gleiche Schärdinger Sattlerei als Lehrwerkstatt ihres Vaters und erinnerte sich genau, daß er von dorther Federkielstickereien mitgebracht hatte. Somit waren wohl die Pfauen-

Digitized by Google

federn ein Relikt aus der Zeit, in der noch dort ausgenäht worden war. Schärding kann also ebenfalls als Erzeugungsort ins Auge gefaßt werden.

Zurück zur Familie Schuster: Hier wiederum der Erbgang: Meister Thaddäus übergibt die Werkstätte und die Kunst seinem Schwiegersohn Sattler- und Riemermeister Georg Winter (1856—1925), ebenfalls einem gesuchten Meister in seinem Fach. Dessen Söhne, die Sattlermeister Max und Georg Winter bewahren noch pietätvoll einen prachtvollen Ranzen ihres Großvaters Thaddäus auf. Ein anderer von seiner Hand soll sich nach ihren Aussagen im Bayer. Nationalmuseum in München befinden. Ein plastisch schöner Ranzen mit kräftigem Blumenmuster, gestickt von Georg Winter, wird ebenso in Ehren gehalten wie das geschnitzte Nährößl und einige Muster und Schablonen (Doppeladler und Ochse, = Metzgerzunftzeichen), Abb. 2.

Das Wanderbuch von Joachim Schuster führte bereits tief ins Oberbayerische und Niederbayerische hinein. Der vermutliche Enkel von Joachims Lehrherrn, Anton Huber in Aibling wurde bereits genannt. Sein Onkel, Sattler Alban Huber, geboren 1905 in Glonn bei München, hat wohl von der Familienüberlieferung der Federkielstickerei gewußt, und es hat ihm keine Ruhe gelassen, bis er sie wieder herausklügelte. Ohne direkte Anleitung hat er die Handgriffe selber ersonnen und stickt in guter Stichlage in Anlehnung an den alten Stil, aber mit selbst erdachten Mustern Gürtel und Hosenträger in seiner freundlichen Geburtsstadt Glonn. Alban Huber steht z. Z. im Feld, konnte infolgedessen nicht persönlich über die Zusammenhänge mit dem alten Anton Huber befragt werden.

Daß die Umgebung von München, vielleicht München selbst, um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert sehr viele ausgenähte Gürtel in die Welt hinausgehen ließ, besagt das schon erwähnte Protokoll von 1804, das diese Erzeugnisse als eine der Haupteinnahmequellen der Riemer bezeichnet. Es ist aber nicht erwiesen, daß die zwei Namen, die sich im Norden Münchens, in Dachau, feststellen ließen, Endglieder einer Traditionskette sind. Denn der Sattler und Wagenbauer Georg Geiger, geb. 1799 in Hieblingen bei Augsburg, gest. 1879 in Dachau, war in jungen Jahren von seinem Onkel Hofkoch nach Wien geholt worden, um dort die Wagenbauerei zu erlernen und hat möglicherweise dort die Federkielstickerei kennen gelernt. Jedenfalls war sie ihm sehr willkommen, um seine Pferdegeschirre mit kunstvollen Kielmustern zu verzieren. Die Gürtel, die er gestickt hat, sind, soviel sich seine Tochter noch erinnert, nach auswärts gegangen. Die Dachauer Tracht kennt keinerlei Federkielranzen.

Georg Geiger gibt seine weithin hochgeachtete Sattler- und Wagenbauerwerkstatt und seine Kunst dem Schwiegersohn Jakob Heinzinger weiter (1839 bis 1910). Auch hier hört in den achtziger Jahren das Ausnähen allmählich auf.

Nun geht es weiter nach Norden in das Getreideland Niederbayerns hinein. Seit 125 Jahren sitzt in der Stadt Aventinus', des bayerischen Geschichtschreibers, in Abensberg, das Sattlergeschlecht Müller auf dem gleichen Haus. Treu wie zu ihrem Handwerk hielten sie auch zu dessen schmückender Kunst. Urgroßvater Ignaz Müller war 1816 auf das Anwesen gekommen und war der Lehrmeister seines Sohnes Johann Müller gewesen (1831 bis 1890). Von diesem wußte dessen Sohn, Sattler Johann Müller, geb. 1869, zu berichten, daß er außer Hosenträgern und Männerstiefeln die dieser Gegend

Digitized by Google

eigentümlichen schmalen Frauengürtel ausnähte und die hübschen geflochtenen „Zegerer", die Marktkaschen, die mit Lederintarsia geziert wurden und federkielgestickte Namenszüge, Jahrzahlen und Rosetten erhielten. Den letzten Zegerer stickte Johann Müller im Jahr 1884. Die Gürtel und die mancherorts dort angehängten Taschen, die das Schmalzgeld der Bäuerin zu verwahren hatten, waren beliebte Brautgeschenke, denen sich noch der leder- oder federkielgestickte Glockenbogen zugesellte für die Brautkuh. Solch schöner Glockenbogen hängt noch in der Werkstatt Johann Müllers. Er ist vielleicht die Anregung gewesen, daß der junge Sohn Hans Müller, geb. 1910, den Vater, der selbst der Kunst nicht mehr kundig war, bat, ihm doch vom Großvater Johann und vom Urgroßvater Ignaz zu erzählen, und wie sie's denn mit den Kielen gemacht hätten, daß sie zu solch schönen Mustern tauglich wurden. Das tat denn der Vater und so sitzt der junge Säckler Hans Müller in Regensburg wie einst Großvater und Urgroßvater über der Ahle, und Gürtel und Hosenträger gehen hinaus in alter Art und neuem Sinn geziert, Zeugen einer stillen Handwerkstreue durch Geschlechter hindurch. Dicht bei Abensberg, in Rottenburg a. d. Laaber sind für Anton Kirzinger, geb. 1840, dieselben Werkstatterzeugnisse bezeugt wie der Abensberger Sattler Müller sie ausführte.

Vater und Sohn Rost sowie Vater und Sohn Graf, alle Sattlermeister in und um Riedenburg im Altmühltal, waren von den sechziger bis zu den neunziger Jahren Vertreter der farbenfrohen Lederintarsiakunst, die die Glockenriemen, die Marktkaschen und Frauengürtel zu echt bäuerlich reizvollen Kunstwerken gestaltete. Name und Jahrzahl, kleine Verzierungen und Rosetten wurden dann noch mit dem Kiel dazugetan. Mit dem Reißmesser aus Messingblech mit doppelter Klinge wurde der Umriß des Namens gezogen, das Muster nach alter Handwerkssitte freihändig aufgetragen. Farbhändler aus Württemberg, die mit dem Blachenwagen herumzogen, lieferten die Farben zum Buntmachen der Kiele.

Mit Sattlermeister Maderer aus Engeltal bei Hersbruck in Mittelfranken greifen wir bereits in den fränkischen Raum, der wohl die nördliche Grenze für die Federkielstickerei darstellt. Auch er fertigte vorwiegend die Zegerer, mit Lederintarsia und Kiel, die als „fränkische Taschen" vielfach in den Heimatmuseen zu finden sind. Der Sohn Maderers, Sattlermeister in Engeltal, konnte noch genaue technische Angaben über das Schlitzen, Sticken und die Lederarten machen, die verwendet wurden.

Aus Abensberger Schulung ging Sattlermeister Fink hervor, der Vater des bekannten Mettener Volkskunders Wilhelm Fink. Straubing, das schon wiederholt im Wanderbuch Joachim Schusters auftritt, war später der Ort seiner Tätigkeit. An diesem Sammelplatz des niederbayerischen Getreidehandels trugen noch in den achtziger Jahren nach den Erzählungen alter Ortseingesessener die Getreide- und Viehhändler durchweg ihr Geld in den federkielgestickten Ranzen, den Geldkatzen, die sie, wenn der Handel gut gediehen und das Säckel zu prall voll geworden war, abnahmen und über die Schulter schlugen.

In der Gegend von Straubing, in Geiselhöring, war der Geselle Anton Hutterer der Lehrmeister seines Mitgesellen Ludwig Kolbeck, geboren 1860, jetzt Sattlermeister in Deggendorf, bayerische Ostmark. Kolbeck war in Kärnten und im Allgäu gewandert, arbeitete außer in Geiselhöring in Bogen,

Digitized by Google

und machte ſich ſchließlich in Deggendorf anſäſſig. Das Pferdegeſchirr, der Stolz des Bauern, ſtand im Mittelpunkt ſeiner Federkielaufträge. Aber auch Gürtel, deren Ledergrund mit dem Riffeleiſen verziert wurden und die verſilberte Schnallen bekamen, Schuhe mit geflochtenen Käntchen der Sohle entlang, und Schultaſchen mit dem Namenszug verſehen, wurden von ihm geſtickt. Kolbeck arbeitete ebenſo wie der Ettaler Brodinger im Gegenſatz zu den meiſten anderen Handwerksgenoſſen auf dem Nähkloben, einer Holzklammer, die zwiſchen den Knien gehalten wurde. Hier hören wir zum erſtenmal von einer kleinen Riemenſchneidmaſchine, die das Spalten der Kiele beſorgte. Auch in Traunſtein wurde ſpäter von einer ſolchen berichtet.

Abb. 3. L. Furthmoſer bei der Arbeit. Man beachte das Nähröſſl, auf dem er rittlings ſitzt, um das eingeſpannte Blattl auszuſticken.

Zum Beſchluß ſei ein guter Sprung getan hinüber ins Mühlviertel des Gaues Oberdonau. Dieſer Gau trieb wohl die prunkvollſten Blüten der Federkielſtickerei. Das Muſeum in Linz bewahrt einzigartige Kunſtwerke auf, Blattl- und Dreiecksranzen bis zu 18 cm hoch, ſo überquellend reich geſtickt, daß von dem dunkeln Ledergrund kaum etwas zu ſehen iſt und in einer Harmonie der Formen, die ein hohes künſtleriſches Können verrät. Seltſam iſt hier einmal wieder der Zuſammenhang mit altgermaniſchen Formen: das Blattl eines Ranzens weiſt einen Spiralwirbel auf, der genau in der gleichen Anordnung und im gleichen Rhythmus kreiſt wie die Zier eines Metallhängegefäßes aus der Bronzezeit[3].

Die Prunkſtücke des Muſeums mögen aus dem reicheren Flachland ſtammen, wo die wohlhabenden „Kerndlbauern" (von Korn) einen ſtolzen Aufwand mit ihrer ſchönſten Trachtenzier trieben. Das Mühlviertel iſt ärmer und beſcheidener, obwohl auch in dem Heimatmuſeum in Freiſtadt Stücke von hoher Schönheit aufbewahrt ſind. Darunter iſt ein merkwürdiges mit einer liegenden Acht, dem Ewigkeitsſymbol, von Blumenblattgebilden umrankt. Kaum mehr bewußt gebraucht allerdings, aber doch in Formtreue bewahrt von Urväterzeiten her. In Freiſtadt im Mühlviertel ſtarb im Jahr 1936 der 84jährige Ludwig Furthmoſer, „ein Original ohnegleichen und göttlicher Grobian", wie ihn der Freiſtädter Archivar bezeichnete (Abb. 3). Seine Familie iſt aus Bayern eingewandert, ſein Vater, Carl Furthmoſer, hatte in die alte

[3] Anna-Maria Link, „Sinnzeichen und Formen auf den alpenländiſchen Trachtengürteln" in „Brauch und Sinnbild", Eugen Fehrle zum 60. Geburtstag, Karlsruhe 1940, S. 184.

Digitized by Google

Aignersche Riemerwerkstatt eingeheiratet. Wie Jos. Stiegler im Zillertal, half auch Ludwig Furthmoser seinem Vater schon als zehnjähriger Bub beim Ausnähen und lebte sich so von früher Jugend auf in seine Kunst ein. Auch hier wie bei Stiegler brachten die sechziger Jahre eine Fülle von Aufträgen, die vom Meister, den drei Gesellen und dem Lehrbuben bewältigt werden mußten. Auch des Meisters Schwestern wurden noch zur Mitarbeit herangezogen. Der Preis der Ranzen schwankte zwischen 7 bis 60 Gulden. An einem besonders reichen Stück wurde oft wochenlang gearbeitet. Mit Ende der achtziger Jahre hörten hier wie fast überall die Aufträge auf. Furthmoser hat noch genaue Angaben über allerhand Handwerksregeln machen können, die festgefügt sich fortgeerbt haben und die er noch gründlich beherrschte[4]. Als ich 1939 Ludwig Furthmosers Witwe in dem kleinen gotischen Haus des verträumten Städtchens aufsuchte, war als einzige Spur des einstmals hier blühenden Handwerks nur noch ein kleines gesticktes Lochstrupferl vorhanden, der vordere gelochte Teil des Gürtels, der in die Schließe eingreift. Es war an einen Stock gebunden und diente als Fliegenpatsche!

Ein Abglanz des Stolzes und der Freude am künstlerischen Werk schimmert immer wieder entgegen, wenn ein Kundiger von seinem jetzigen oder einstigen Schaffen erzählte oder in lebendiger Erinnerung von Vater und Großvater berichtete. Freilich hellt sich nur das letzte halbe Jahrhundert der Pfaufederkielstickerei durch diese Werkstattforschung ein wenig auf, weiter zurück verdämmern die Namen und nur Zufallsgriffe bei Archivstudien mögen hie und da noch einen an das Licht ziehen. Auch harren noch weite Gebiete, das Salzburger Land, die Steiermark, Kärnten, der Bearbeitung.

[4] G. Brachmann, Der alpenländische Trachtengürtel, in: Welt und Heimat (Linz), 40, 1935.

Digitized by Google

Deutungen einiger Pflanzen bei Klaus von Metry: Serpentaria, Sideron, Edrica.

Von **Walther Zimmermann**, Apotheker, Appenweier (Baden).

Es ist ein eigenartiger Zufall, daß zwei Arbeiten sich gleichzeitig an zwei verschiedenen Vorlagen mit dem Arzneibuch des Klaus von Metry beschäftigen.

W. Ganzenmüller bringt in dieser Zeitschrift, 14 (1940), 99, einen Beitrag „Einige Alpen- und Schwarzwaldpflanzen im Volksglauben des 15. Jahrhunderts". H. Ebel veröffentlicht in den „Texten und Untersuchungen zur Geschichte der Naturwissenschaften; Schriftenreihe, herausgegeben von Dr. habil. Jul. Schuster, Dozent an der Universität Berlin", als Heft 1: „Der ‚Herbarius communis' des Hermannus de Sancto Portu und das ‚Arzneibüchlein' des Claus von Metry", eine Textübertragung.

Ebel lag die Handschrift Pal. Germ., 215, der Heidelberger Universitätsbibliothek vor. Er überträgt den Vermerk über die Abfassung folgendermaßen: „In dem jar, do man zalt von Christus geburt tausent vierhundert und inn dem achtundachtzigisten jare, was diß büchlein geschriben, zu lob und zu eeren dem Durchleuchtigisten Hochgebornnen Fürsten und Heren, Heren hertzog Sigmunden, Ertzhertzog zu Österreich, Grave zu Tyrol etc., meinem genedigisten Hern und was hernach geschriben stat, das ist wahrhaftig bewert und gerecht und ich, Claus von Metry, dise nachgeschriben stugk, ich selber all mit meiner hanndt bewert hab und ich es Euren Fürstlichen Genaden ungern wollt ytzund geben, das da nit gerecht were, das mir es ymmer mer sollt zu verweisen kommen, wann Eur fürstlich Genad. Hiemit bevilh ich mich gannтz in Eur Genad."

Die Niederschrift des Augsburger Goldschmieds Hans Schweinperg, die Ganzenmüller aus dem Cod. Germ., 4226, fol. 114 f., der Münchener Staatsbibliothek mitteilt, ist eine Abschrift aus diesem in Heidelberg liegenden Büchlein des Claus von Metry. Schweinperg fertigte sie in den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts. Es ist natürlich möglich, daß er schon von einer andern Abschrift abschrieb, denn es zeigen sich gegenüber dem Urtext Abweichungen, die sich so erklären lassen. Sie sind für den Zweck dieser Veröffentlichung bedeutungslos. Sie soll eine Deutung zweier Pflanzen versuchen, in denen Ganzenmüller und Ebel nicht übereinstimmen.

Zur Person des Claus von Metry meint Ebel, der in Innsbrucker Archiven „Meister Nikolaus von Metri" Genannte sei ein Schwarzwälder gewesen. Der Vermutung, er sei ein Tiroler gewesen widerspreche, „daß er bei

Digitized by Google

der ausführlichen Beschreibung seiner Pflanzen einen einzigen Fundort angibt, nämlich den Feldberg im Schwarzwald und dabei diese Erhebung als „Hohen Berg" bezeichnet. Diese Bezeichnung „Hoher Berg" für die verhältnismäßig niedrige Höhe des Feldbergs könne kaum von einem Innsbrucker stammen, der andere Höhen gewohnt sei. Weil Claus von Metri die Gegend von Todtenau

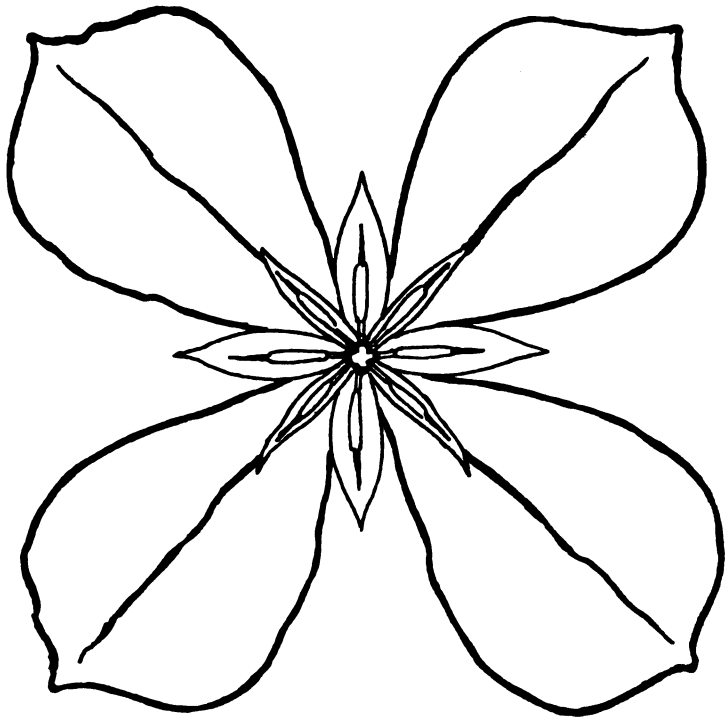


Abb. 1. Paris quadrifolia, Einbeere (stilisiert).

(Todtnau) erwähnt, das Silberbergwerk dort kennt und 1486 von der erzherzoglichen Rechnungskammer in Innsbruck „191 Gulden für Schulden in Friburg" erhält, verlegt Ebel die Heimat des Claus in den badischen Schwarzwald. Die Deutung Ganzenmüllers, daß es sich um Klaus von Matrei am Brenner handle, der 1488 ein Buch „Etlich stückh in der arzney und anderen Sachen" für Christoph Freiherrn von Wolkenstein verfaßte, ist sicher richtig.

Beide Verfasser stimmen in einer Pflanze überein, bei der es nach Benennung „sigwurz", Beschreibung und Abbildung auch keine andere Möglichkeit gibt: Allium Victorialis, Allermannsharnisch, Siegwurz.

Die zwei anderen Pflanzen heißen bei

Claus von Metri	Sarpentaria, Syderon Edrica;
Schweinperg	Serpentaria, Sideron Eddrica.

Digitized by Google

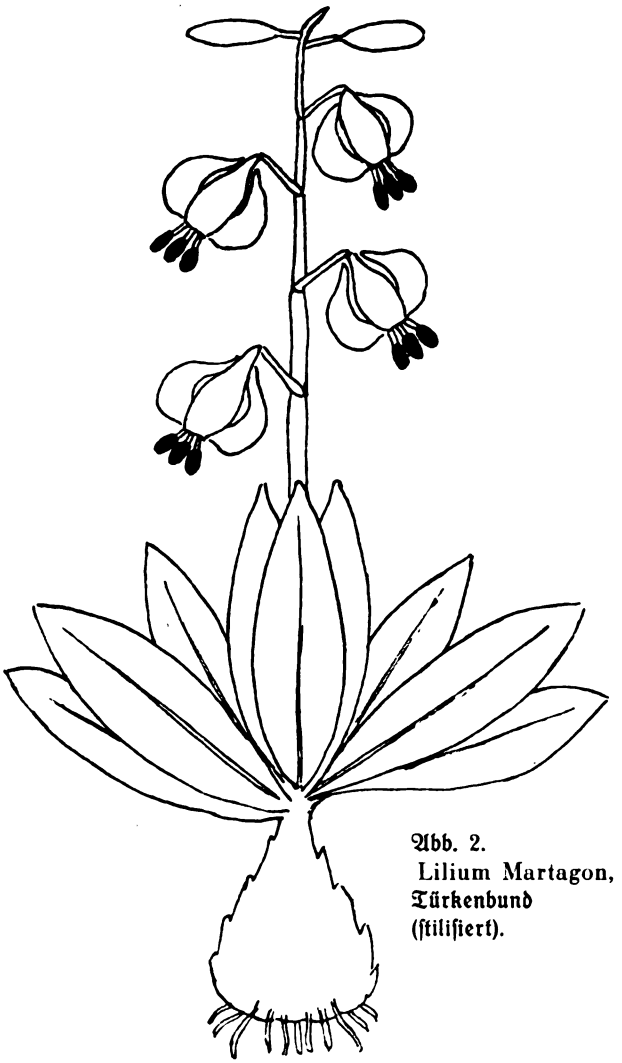


Abb. 2.
Lilium Martagon,
Türkenbund
(ſtiliſiert).

Sie werden gedeutet von

Ebel	Eiſenkraut, Verbena	Zaunrübe (männl.), Bryonia dioeca ♂;
Ganzenmüller	Pfingſtroſe, Paeonia	Heidekraut, Calluna (Erica).

Ich werde verſuchen nachzuweiſen, daß es ſich um

Einbeere, Paris quadrifolia für Serpentaria, Sideron,
Türkenbund, Lilium Martagon für Edrica

handelt und ſuche dies durch die beigegebenen, ſtiliſierten Zeichnungen zu erhärten.

Ebel ſtützt ſich auf die bei Marzell für Eiſenkraut geführte Neben-

Digitized by Google

bezeichnung „Herba, Radix Syderon", das die Heidelberger Handschrift als „arba, Radix Syderon", die Münchener als „arbor radix Sideron" durch Schreibfehler verstümmelt zeigt. Er meint weiter, die Abbildung Metris stimme gut zu seiner Deutung. Ganzenmüller nimmt an, daß es sich in der Abbildung um eine stilisierte Blüte von Paeonia handelt. Er sieht in dem Stern die zahlreichen Staubblätter zeichnerisch verwertet und in den Schlangen die Mittellinie der Blumenblätter. Seine Deutung macht er mit allem Vorbehalt.

Faßt man — abgesehen von der auf alle Fälle willkürlich erdichteten Wurzel — das Bild des Sideron als ganze, von oben gesehene Pflanze auf, wie sich die niedrige Einbeere dem Betrachter darstellt, so kann man sich eine bessere Stilisierung nicht denken.

Auch die Namen „serpentaria" und „sideron" werden verständlich, sobald man daran denkt, daß volkstümliche Namen zugrundelagen, die Claus von Metri oder ein Vorgänger in gelehrte Form brachten. Wir finden für Paris quadrifolia tatsächlich Volksnamen wie Schlangekrut (Elsaß), Schlangenbeeri (Graubünden). Bock nennt sie in seinem Kräuterbuch (1530) Sternkraut. Auch Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, V, 1740, belegt Sternkraut aus Bairisch-Schwaben.

Claus von Metri rühmt die Gegengiftwirkung der Pflanze „Serpentaria, Sideron". Lonicer bringt im Kräuterbuch 1679 eine lange Beschreibung der Giftwidrigkeit und eine Vorschrift zu einem Antidotum ex herba Paridis.

Während die Richtigstellung der Deutung auf Paris quadrifolia keine größeren Schwierigkeiten machte, bietet der Name „edrica" keinen Anhalt. Die Heidelberger Handschrift gibt folgende Kennzeichnung „Dise wurtz haist edrica, und wechst auf den hohen pergen, sonnder wechst ir vil auf dem Veltberg, auf dem schwartzen walld. Die lanndfarer graben sy vaßt, wo sy darzuo komen mögen, und fürent sy hinweg in frembde land, besonder die Niderlender und man spricht für war, welche frauv nit fruchtbar sey und die wurzt plos an irem leib tregt, dreißig tag. Ob er sorg hett, das es sein schulld wer, so möcht ers auch alls wol bey im tragen, alls die frauv, so soll sy in allen fäll[1], inn den dreißigisten tagen swanger werden, und sollt gewiß und bewert sein, doch ich habs nit versucht noch bewert".

Daß Ganzenmüller an Erica denkt bei den Glockenblüten, ist begreiflich. Ebel ging von der Knolle und den Ranken aus. Das Gesamtbild hat aber mit der Zaunrübe (Bryonia dioeca) nichts gemein.

Hingegen zeigt Lilium Martagon, die auch Lilium montanum wegen ihres Standortes heißt, Blüten und Zwiebel in guter Übereinstimmung mit der Abbildung. Man beobachtet bei Lilium Martagon, daß die oberen Knospen abgefallen sind. Diese leeren Stiele oder auch ungeöffnete Knospen stilisierte Claus von Metri — wohl aus Erinnerung — zu Ranken um.

Die beste Stütze glaube ich für meine Deutung — Lilium Martagon — aus der Standortsangabe „sonder wechst ir vil auf dem Veltperg, auf dem schwartzen walld" nehmen zu dürfen. Lilium Martagon sah ich dort oben in großen Mengen. Und Siegwurz, Allium Victorialis, ist ebenfalls eine

[1] Ebel ergänzt: in allen Fäll(en); Ganzenmüller schreibt: an allen Fel. Die letzte Lesart dürfte die richtige sein und besagt „ohne allen Fehl, unfehlbar". Ebel zeigt noch mehrere Ungewandtheiten.

Digitized by Google

Pflanze des hohen Feldbergs. Über diesen Standort sagt die Heidelberger Handschrift: „Ain berg ligt auf dem schwartzemvalld, bei tottenauv, da man silber grebt, haist der Veltberg, da send[2] ir vil auf." Zaunrübe, Bryonia dioeca, brauchte man nicht auf dem Feldberg zu holen; die war in jedem Dorf im Tal zu finden.

(Zur Ableitung des Namens „edrica" fehlen im Schrifttum die Mittel. Bis jetzt ist edrica nur bei Claus von Metri belegt. Eine Verstümmelung aus „martagon" durch Hör- oder Erinnerungsfehler dürfte nicht in Frage kommen, denn martagon tritt erst im 16. Jahrhundert auf. Man sieht darin eine Ableitung der Alchimisten zu Mars = Eisen, denn die Zwiebel des Türkenbunds wurde zum Veredeln von Metallen verwandt. [Ein Versuch könnte wagen, auf dieser Gedankenspur an „edrica" heranzukommen. In Sommerhoff, Lexicon pharmaceutico-chymicum (1701) stehen folgende Stichworte: Edic, Edich ... est Mars ♂. Germ. Eysen. — Edir, id est, Chalybs seu Ferrum ♂. Germ. Stahl oder Eysen. — Ferner finde ich dort: Edes, Edez, est Aurum ☉, Gold. Sollte edrica eine gekünstelte Gelehrtenbildung für Goldwurz sein, etwa *edrhiza??].)

Die von Claus von Metri angezogene Brauchung gegen Unfruchtbarkeit kennt das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens nicht. Als Tragezauber hängt man nach ihm die Zwiebel zahnenden Kindern um. Wer sie bei sich trägt, ist vor dem Teufel gefeit, er wird sich nachts nicht fürchten. „Melancholici" sollen sie bei sich tragen.

Türkenbund, Lilium Martagon, gehört in die Gruppe der Springwurzeln. Das Handwörterbuch bringt einen Beleg aus einem handschriftlichen alten Arzneibuch der Dresdener Bibliothek. Man könnte dieses Tragen einer Springwurzel verstehen als Wurzel, die einen verschlossenen Schoß, verschlossenen Samen öffnet. Anscheinend wurde der Brauch, daß Schwangere einen Alraun bei sich trugen, auf die Goldwurz, Lilium Martagon, deren Zwiebel auch andere Alrauneigenschaften zugeschrieben werden, übertragen in erweiterter Bedeutung auf die Empfängnis.

Ganzenmüller hat sich durch den Anklang zwischen Edrica und Erica bestimmen lassen, obwohl die Glocken des Heidekrauts ganz andere Größenverhältnisse zur Pflanze haben und Calluna keine Knolle oder Zwiebel hat. Mit der Widerlegung der Deutung „Erica" fallen auch seine Auslassungen über die Verbringung der Zwiebel nach den Niederländern (Niederdeutschland). Lilium Martagon kommt im nördlichen Deutschland streckenweise nicht vor. Zu Bryonia bestehen — außer der Knolle — keine gestaltlichen Beziehungen. Ebel stellte seine Deutung einzig auf die Knolle und die aus den Glöckchen herausragenden Staubgefäße. Deretwegen hielt er die Pflanze für ein männliches Stück der Zaunrübe.

Die neuen Deutungen „Serpentaria, Sideron" = Paris quadrifolia und „Edrica" = Lilium Martagon dürften genügend gesichert sein. Es ist bemerkenswert, wie Claus von Metri in seiner Zeichnung die Begriffe „Serpentaria-Schlangenkraut" und „Sideron-Sternkraut" zu vereinen sucht. Die Wurzel bzw. den Wurzelstock von Paris zeichnet er nach freier Erfindung. In Wirklichkeit ist er ein dünner, im Boden kriechender Sproß.

[2] Ganzenmüller: stent (was sicher richtiger gelesen ist).

Digitized by Google

Germanische Religionsgeschichte und deutsche Volkskunde.

Von **Martin Ninck**, Riehen (Schweiz).

Unter den herrlichen, echten Sprößlingen, die in der Geburtsstunde der germanistischen Wissenschaft unter dem gewaltigen Schaffensimpuls der Brüder Grimm ans Tageslicht traten (Deutsche Wortforschung, Deutsche Sprachgeschichte, Vorarbeiten einer deutschen Rechtsgeschichte in den Rechtsaltertümern und in der Sammlung der Weistümer) mischte sich auch ein Kind, das, zuerst mit besonderer Liebe gepflegt, mit Zärtlichkeit überhäuft von den Brüdern selber, von Ludwig Uhland und ihren Schülern und Nachfolgern bis Wolf, Simrock und Mannhardt, doch mit erstarkendem Jahrhundert einem wachsenden und sehr auffallenden Argwohn begegnete. Ein Geraune, ein Suchen und Forschen erhob sich: Wer ist die Mutter? verbreitete sich immer weiter und erhielt sich hartnäckig. Während einige Idealisten und Dorfschullehrer ihre fleißige Sammelarbeit ruhig weiterbesorgten, wurde es an den Hochschulen stiller und stiller um die Volkskunde. Achselzucken und kühle, ja mancherorts frostige Abwehr: „Wir bedauern, aber — — —."

Die Volkskunde wirklich ein unechtes Kind, die natürliche Tochter der Germanistik? Man braucht die Frage nur zu stellen, um das heillose Gähnen von Ginnungagap zu empfinden, das sich aus diesem Vorwurf eröffnet. Volk, das ist uns der Mutterboden, ist das Band, das uns mit den Urvätern unserer Heimat verbindet, und die Mutter der Volkskunde — ich spreche hier nur von ihrem geistigen Niederschlag in den Sagen — sollte hergewandert, eine überall und nirgends heimische Landstreicherin sein? Wo führt eine Brücke über die Kluft?

Wären von Anfang an Gegenstand, Wege und Ziele der Volkskunde genauer bezeichnet und umschrieben worden, die gefährliche Spaltung wäre vielleicht unterblieben. Es war nicht gut, daß Jakob Grimm das Hauptwerk, welches Ausgangspunkt für die ganze hierhergehörige Forschung werden sollte, Deutsche Mythologie benannte, und unvorsichtig, daß ihm seine Schüler Johann Wilhelm Wolf, Karl Simrock und Friedrich Panzer das nachsprachen, indem Simrock für seine eigene Darstellung den Titel beibehielt, Wolf und Panzer aber ihre ergänzenden Sammlungen als „Beiträge zur deutschen Mythologie" ausgaben. Zum Mythus gehört nun einmal eine Götterwelt, dem Sinne nach, den das Wort bei uns angenommen. Nicht daß er durchaus unter Göttern

Digitized by Google

spielen müßte; viele Mythen halten sich im niederen Bereiche unter Geistern, Dämonen, Vorzeithelden; aber das Bestehen einer darüber waltenden höheren Ordnung bleibt dabei stille Voraussetzung. Fehlt dieser Bezug und gleitet demgemäß die Handlung ins Dämmerlicht der Geschichte hinüber, dann sprechen wir von einer Sage. Die Drachenkämpfe der halb historischen Dieterichshelden sind eine Sage, der Siegfrieds aber eine Mythe, weil durch Brünnhild und Odin die Verknüpfung mit dem Allgeschehen gegeben ist und die Erzählung damit in den größeren Allzusammenhang einrückt. Jakob Grimm wußte das wohl. Er hat in seine deutschen Sagen keine Göttergeschichten aufgenommen. Zu unserm Erstaunen prangt aber ein Großteil dieser Sagen nun nochmals als Zeugenschaft in der deutschen Mythologie und wird ihnen dort stillschweigend plötzlich der Rang von Mythen zuerkannt. Wie war das möglich? Ganz unserer Unterscheidung gemäß durch Anknüpfung an einen höheren Götterkreis, durch den Kunstgriff kühner Unterstellung des weitschichtigen jüngeren Sagenguts unter das Patronat der altgermanischen Götter. Die ganze germanische Götterwelt, uns zur Hauptsache nur aus der skandinavischen Sonderform des Wikingerzeitalters noch klar greifbar, ward hereingezogen, um dieser deutschen Mythologie als Folie zu dienen. Als Voraussetzung galten folgende stillschweigende Annahmen: 1. Die deutsche Götterwelt hätte sich ohne Dazwischentreten des Christentums aus der anzunehmenden Urquelle eines urgermanischen Glaubens in gleicher oder doch ähnlicher Weise entwickelt wie im Norden. 2. Aufs zäheste erhielten sich unterschichtig im Volk aus der Zeit des Heidentums, also aus den Jahrhunderten des frühesten Mittelalters bedeutende Reste des alten Glaubens, zwar teilweise umgebildet, aber immer doch noch deutlich genug als solche erkennbar. 3. Was sich das Volk erzählt und sich der Sammler als Volkssage, Volksmärchen, Volksbrauch aufzeichnet, trägt schlechtweg die ehrwürdigen Züge einer im grauen Altertum sich verlierenden Überlieferung und darf unbedenklich daher als Quelle für die altdeutsche Mythologie benutzt werden.

Wir sehen jetzt schon: Sollte der Titel Mythologie gerechtfertigt werden, dann hätte Jakob Grimm besser Germanische und nicht Deutsche M. geschrieben, zumal er ja auch bei der Aufnahme jüngeren Überlieferungsgutes beständig nach Skandinavien oder nach Holland und in die Schweiz hinübergreift. Sah er aber den Schwerpunkt in Deutschland und lag ihm daran, das unterschichtige, großenteils von ihm selbst zusammengetragene Überlieferungsgut von im Volk umlaufenden Vorstellungen, Sagen und Bräuchen ordnend und erklärend vorzulegen, dann wäre dem Werk der Titel Deutscher Volksglaube oder Geschichte des deutschen Volksglaubens mehr angestanden. Neuere Darsteller sind denn auch diesen Weg gegangen und entschieden sich fürs eine oder andere: Die Sammlung und kritische Untersuchung der Volksüberlieferungen ward durch einen eigenen Wissenschaftszweig der neu sich begründenden Volkskunde an die Hand genommen. Die versprengten Trümmer und Bruchstücke des älteren mythischen Glaubens in Deutschland dagegen finden sich in den einschlägigen Werken seit Elard Hugo Meyer, Mogk und Golther gewöhnlich im weiteren Rahmen einer „Germanischen Mythologie" abgehandelt. Das Material aus jüngeren Volksüberlieferungen schrumpft in diesen Handbüchern mehr und mehr zusammen. Es nimmt schon bei Golther einen schma-

Digitized by Google

len, bei De Vries einen kaum mehr nennenswerten Teil ein. Der Zweifel an den drei Annahmen Grimms, den Hauptträgern des gewaltigen Baues, gewann die Oberhand; die Widerlegung einzelner Aufstellungen machte keine allzu großen Schwierigkeiten; der übrigbleibende Rest war damit unterhöhlt, schien in sich selber zusammenzustürzen, und die Hände fanden sich, welche die Trümmer wegfegten. „Es ist noch niemandem gelungen und wird bei der Dürftigkeit unserer Überlieferungen aus dem deutschen Heidentum kaum je gelingen, auch nur eine einzige der heutigen deutschen Volkssagen mit Sicherheit als zum Erzählungsschatz der noch unbekehrten deutschen Stämme gehörig zu erweisen", schreibt Ranke in der Deutschen Volkskunde von J. Meier (im wesentlichen zustimmend von Adolf Bach in seine Deutsche Volkskunde, 1937, aufgenommen). Der Zweifel wirkte auch auf die Einschätzung des echten altgermanischen Überlieferungsgutes zurück: „Man darf sogar fragen, ob so etwas wie Naturbeseelung überhaupt jemals im germanischen Volksglauben bestanden hat" (De Vries, Altgermanische Religionsgeschichte, I, 281). In die Lücke traten Erklärungen der Sagen aus Wandermotiven oder bewußter Übernahme von Einzelzügen und ganzen Geschichten des Orients, der griechisch-römischen Antike oder aus christlichem Legendenschatz, für die Bräuche aber aus jüngeren Institutionen, aus Spontanan läſſen und Augenblickseinfällen oder im äußersten Gegensatz dazu aus „primitivem Gemeinschaftsgut", welches, älter noch als die germanische Mythologie, für diese so gut wie für die jüngeren Brauchtümer den Mutterboden abgegeben habe.

Wie in einem Scheidewasser zersetzte sich demgemäß die ausgebreitete Stoffmasse der Grimmschen Mythologie, um an zwei entgegengesetzten Polenden, der altgermanischen Mythologie und der deutschen Volkskunde anzuschließen. Die Spannung droht in einen Bruch überzugehen. Ist dieser wirklich unvermeidlich? Zerfließt der Traum wurzelechter, bis ins germanische Altertum zurückführender Ahnenschaft, der das Suchen und Sammeln nach alten Sagen und Bräuchen lange zu einer heiligen Sache machte und dem wir die schönsten Anstrengungen zum Ausbau der Volkskunde verdanken?

Prüfen wir scharf, ohne Voreiligkeit und ohne Voreingenommenheit! Keine deutschen Volkssagen, die sich mit Sicherheit als zum Erzählungsschatz der noch unbekehrten deutschen Stämme gehörig erweisen? Ich dächte, wir haben die Sagen vom Marienritter, der im Gebet vor dem Bilde der Jungfrau verharrt, während seine Seele ausschweift und er in vorderster Schlachtreihe von den Mitkämpfern leibhaft gesehen wird, oder die vielbeliebten Heimkehrsagen im Typus von Kaiser Karls wunderbar schnellem Ritt nach Aachen oder wir hätten die Erzählungen von bergentrückten Helden oder die Sagen vom wütenden Heer, Wutanes her, wie es noch im 14. Jahrhundert heißt[1]. Gewiß gibt es zu diesen im Mittelalter weitverbreiteten Sagen Gegenstücke

[1] Ich beschränke mich aus Raummangel auf Behandlung dieser vier Sagen, denen aus dem Wodankreise weitere beigefügt werden könnten, und übergehe das Allernächstliegende, die große Reihe der auf dem Weg über die Heldensage sicher mit altgermanischer Überlieferung zu verknüpfenden Sagen von Riesen, von Zwergen und Alfen. Daß der Nachweis für viele Profansagen halbgeschichtlichen Charakters aus dem Kreis der Dietrich-, Hildebrand- oder Tellsage noch leichter fiele, sei nur nebenbei bemerkt.

Digitized by Google

aus einem Raum, der nicht mehr scharfgenau mit dem germanischen sich deckt; gewiß auch sind die alten Züge teilweise überlagert von jüngeren und haben manche den Einfluß ähnlicher antiker oder orientalischer Überlieferungen erfahren.

Gregorovius führt im Aufsatz „Palermo" seiner Wanderjahre in Italien an, Aſed-ben-Forad, der Führer der Sarazenen, habe, das Kapitel des Korans Ja-Sin betend, wie Mohammed und Ali in Verzückung gelegen, während die Seinen in der Schlacht vom 17. Juni 827 Sizilien eroberten. Ähnlich erhebt Moſes während Joſuas Kampf mit den Amalekitern auf dem Berg bei Raphidim die Arme zu Gott, und nur solange er Kraft dazu hat, siegen die Scharen der Israeliten. Sollte das die Quelle des Marienritters sein? Niemand wird es glauben; denn die germanischen Belege für die Sage liegen nicht nur näher, sondern decken sich auch wesentlich genauer mit den Überlieferungen des Mittelalters. Die dänische Sage von Bjarki[2], dem Gefolgsmann des letzten Skjöldungenfürsten, spricht zwar nicht von einem Gebet, sondern von einem Zauberschlaf, in dem der berserkerhafte Kämpe beim nächtlichen Überfall der Schweden gefesselt liegt, kennt aber und erklärt uns erst eigentlich das Motiv der sprengenden Ausfahrt, welche die Seele in Gestalt eines Bären austreten und Wunder der Tapferkeit vor dem Feind vollbringen läßt. Ganz ähnlich, nur noch wirklichkeitsnäher schildert die Saga der Leute vom Swarfadstal das Erlebnis an den Hauptgestalten Thorstein und seinem Sohne Klaufi. Daran schließt sich die mittelhochdeutsch, niederländisch und französisch erhaltene Erzählung vom Marienritter[3] genau an, nur daß der Kampf durch ein Turnier, der Schlaf durch das Gebet ersetzt ist und der Austritt nicht mehr in Tiergestalt erfolgt, sondern der Ritter in seiner wahren Gestalt unter den Tiostierenden gesehen wird. Setzen wir statt Gebet „Andacht"[4], den alten, sich mit dem Wortsinn von Minne (eigentlich „Erinnerung, Gedenken") nah berührenden Grundbegriff der germanischen Frömmigkeit, dann ist auch in diesem einzigen Zug, der als christlich angesprochen werden könnte, die Brücke zum Germanischen geschlagen. Auf deutschem Boden hat sich diese Sage am längsten in Baden erhalten und knüpfte zuletzt im Dreißigjährigen Krieg an Tilly an. Der berühmte Feldherr soll an dem Tage des sagenhaften Untergangs der Pforzheimer Bürger lange in einer Kirche zu Wimpfen vor dem Bild der Heiligen Jungfrau ins Gebet versunken gekniet haben. Vergeblich kamen hintereinander zwei Kuriere aus dem Lager, um ihn zu mahnen, weil das Gefecht schon begonnen habe. Er blieb, aber indes er noch betete, erschien auf dem Felde ein Reiter auf weißem Roß und ganz in der Tracht Tillys. Sofort richteten

[2] Näheres zum Verständnis der hier behandelten Sagen in meinen Büchern „Wodan und germanischer Schicksalsglaube" und „Götter und Jenseitsglauben der Germanen".

[3] Walter von Bierbeek oder Bierbais (bei Löwen), auch Walter Persijn im Niederländischen, Walter von Birbach bei Caesarius von Heisterbach, Dial. mir. VII, c. 38, A. Kaufmann in Ann. d. hist. Ver. v. Niederrh., 47, 1888, 323, Von der Hagen, Gesamtabenteuer, 3, CXXIII f., 465 ff.

[4] Sie kommt in der Swarfadsaga darin zum Ausdruck, daß Thorstein berserkerhaft ausfährt, indem er mit allen Gedanken am Kampf seiner Gesippten teilnimmt. Ursprünglich sind die Berserker Odinskämpen, das Gedenken umfaßte Odin mit, der hier in der Form mittelalterlicher Minne durch Maria ersetzt ist.

Digitized by Google

sich Hunderte von Gewehrläufen auf ihn, aber unverletzt sprengte der Reiter durch die feindlichen Scharen und warf Feuer in die Pulverwagen, so daß sie alle in die Luft flogen. Der furchtbare Donner dieser Explosion erschütterte die Kirche, Tilly erhob sich und trat auf die Straße, aber da kam ihm bald schon die Siegesbotschaft entgegen. Den Reiter hat niemand wiedergesehen — so schließt die Sage[5]. Mit der zweifachen Mahnung und mit der Anknüpfung an die Notlage eines Entscheidungskampfes biegt die lehrreiche Sage noch treuer als die mittelhochdeutsche Erzählung zur altdänischen Überlieferung zurück. Das Lied von Bjarki und Rolf Krakis Untergang stammt aus dem 10. Jahrhundert[6] und bezieht sich auf Vorgänge aus dem ausgehenden 6. Jahrhundert. Der Schlachtengott Odin erscheint darin noch als mehrfach genannte und sehr wirklichkeitsnah empfundene Macht. Die Verwurzelung der Sage im altgermanischen Glauben ist damit bestimmt erwiesen.

Beliebt waren in Süddeutschland auch die Heimkehrsagen vom Typ der erwähnten Erzählung von Karls Ritt aus Ungarland, wie sie Jansen Enenkel in seinem Weltbuch im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts aufgezeichnet hat. Ich erinnere an die Volksballade vom Moringer aus dem 14. Jahrhundert, die nach Thomann um 1500 zu Buch unweit Schwäbisch-Weißenhorn allgemein gesungen wurde und von 1493—1605 in zahlreichen Einzeldrucken erschien[7], an die Sage von Graf Friedrich von Zollern aus der Zimmernschen Chronik[8], vom Grafen Hubert von Kalw[9] und die noch bis jüngsthin volkstümliche Erzählung vom Ritter Hans von Bodman und dem Nebelmännchen[10], sowie an die Ursprungslegende der Schwanenkirche von Karden an der unteren Mosel[11]. Wieder bieten sich antike und orientalische Vorbilder zur Erklärung der einzelnen Züge an. Nicht ernst zu nehmen ist der Versuch A. E. Bergers, sie alle von der Geschichte des Abulfauris in 1001 Nacht[12] herzuleiten. Eher ließe sich die Odyssee als Quelle erwägen, die zwei Hauptmotive gleich hat, die wunderbar schnelle Heimfahrt des schlafenden Helden im Schiff der Phäaken und die Heimkehr im Augenblick, da Penelope nach Ablauf der ihr zur Wartefrist gesetzten 20 Jahre eben den Wettkampf der Freier um ihre Hand in die Wege leitet. Daß sie Einfluß auf einzelne Fassungen übte, wird aus einer von Gaston Paris[13] beigebrachten Version der Karlssage der Reali di Francia wahr-

[5] Nodnagel, Hess. Sagen in J. W. Wolfs Zschr. f. deutsche Myth. u. Sittenkunde, I, 33, dazu Gmelin, Beitr. z. Gesch. d. Schlacht bei Wimpfen, Ztschr. Gesch. d. Oberrh., 31, 1879, 340, 349.

[6] Die Ausfahrt in Bärengestalt wird in Saxos Wiedergabe des Liedes nicht erwähnt, wohl aber der tiefe Schlaf Bjarkis, der, wie schon Paul Herrmann, Die Heldensagen des Saxo Gramm., II, 187, gesehen hat, die in der altnordischen Rolf Krakisaga bewahrte Fassung mit der Ausfahrt voraussetzt. Wie häufig, hat Saxo willkürlich geändert.

[7] Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530, XLV und 101 f.

[8] Uhland, Schr. z. Gesch. d. Dichtg. u. Sage, VIII, 447.

[9] Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 530.

[10] Die von Ernst Meier und L. Reich aufgezeichneten volksmäßigen Fassungen und die ältere der Zimmernschen Chronik bei Uhland, VIII, 419 ff.

[11] Wolf, Beitr. z. deutschen Myth., II, 211.

[12] Cabinet des Fées, Genève, 1786, XV, 321 ff.

[13] Hist. poét. de Charlem., 397.

Digitized by Google

ſcheinlich, wo der heimkehrende Karl in Pilgertracht bettelnd (wie der Moringer) ſein Haus betritt und nicht zuerſt von ſeiner Gemahlin, ſondern von ſeinem treuen Hündchen erkannt wird, deſſen Freudengebell erſt die Kaiſerin ſtutzig und näher aufmerkſam auf den Fremden macht. Aber die Urquelle für die überaus vielfältigen deutſchen und normänniſchen Heimkehrſagen iſt auch ſie nicht. Das läßt ſich freilich von den ſüdweſtdeutſchen Faſſungen allein aus nicht überſehen, und man muß die Sagen von Heinrich von Oſterdingen[14], von Ritter Everhard, Gerhard von Holenbach[15] und Werner von Stretlingen[16], von Heinrich dem Löwen[17], Thedel von Walmoden[18], vom Herzog der Normandie, Richard I. ohne Furcht[19] und endlich die ſeit dem 16. Jahrhundert an Fauſt angelehnten Sagen von des Erzzauberers wunderbarem Ritt auf dem Mantel oder auf dem Zauberroß dazunehmen. Wieder liegt der Fall vor, daß wir näherliegende und das Weſen dieſer Sagen ſchärfer beleuchtende germaniſche Vorbilder haben: für das Motiv der raſchen Heimkehr aus plötzlicher Angſt vor möglicher Untreue der Verlobten die Sagen von Gram und Signe und von Haldan und Gurith bei Saxo[20] (beidemal mit der Wendung, daß der König unerkannt ins Haus tritt, dann aber mannhafter als in den deutſchen Beiſpielen im Geiſte der Odyſſee perſönlich ſein Recht verficht und Rache am eben zur Hochzeit anweſenden Freier nimmt[21]); für das Motiv aber von der wunderbaren Entrückung durch die Luft im Zauberſchlaf die wichtige und aufſchlußreiche Sage von Hadding[22], dem Sohn des eben genannten Gram, den Odin ſelber nach hartem Kampfdrang entführt, ihn in ſeine Halle bringt und dort mit ſüßem Trunk erquickt. Der Kampfgott und beſondere Schützer des Helden ſagt ihm die nächſte Zukunft voraus, wie er in Gefangenſchaft ſeiner Feinde geraten werde, und weiſt ihm ein Mittel, ſich daraus zu löſen. Dann ſetzt ihn Odin wieder auf ſein Roß, ſchlägt ſeinen Mantel um ihn und führt ihn in wunderbarem Ritt über Land und Meer zurück an den Ort, von dem er ihn aufgehoben. Alles erfüllt ſich ſchließlich ſo, wie es der Gott vorausgeſagt.

Roß und Mantel ſind in den deutſchen Sagen genau bewahrt, jenes bei Karl und als Zauberroß bei Everhard, Friedrich von Zollern, Thedel und Fauſt, der Zaubermantel bei Gerhard von Holenbach, Werner von Stretlingen, Heinrich von Oſterdingen (lederne Decke), bei dem normänniſchen Richard ohne Furcht und wieder bei Fauſt. Merkwürdig tritt beim Ritter von Karden der Schwan dafür ein. Überdies läßt die Sage den Rittter meiſt in Pilgertracht heimkehren, da das Bild des Wanderergottes mit Mantel und Breitrandhut weiterwirkt. Der Name des alten Entrückergottes darf natürlich nicht mehr genannt werden; dafür tritt der Teufel ein bei Everhard, Gerhard, Her-

[14] Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 561.

[15] Caeſarius v. Heiſterbach, Dial. mir., V c. 37 und VIII c. 59.

[16] Die Stretlinger Chronik, herausgegeben von J. Baechtold, 1877, 24 ff.

[17] Grimm, Deutſche Sagen, Nr. 526.

[18] Simrock, Volksb., IX, 497 ff.

[19] Chronique des ducs de Normandie éd., Fr. Michel, II, 336 ff.

[20] Saxo ed. Holder, p. 18 und 242 ff.

[21] Weitere Parallelen aus den Fornaldarſögur bei P. Herrmann, Saxo Gr., II, 84 f.

[22] Saxo, p. 23 f.

Digitized by Google

zog Ernst, bei Friedrich und Faust oder der Zauberer Clingsor im Wartburgkrieg. Wie das Wunder eigentlich zu verstehen sei, lassen die Sagen nicht im Zweifel, da in den meisten Fassungen der Ritter während der Fahrt in tiefem Schlafe liegt: deutlich also ein Entrückungserlebnis, das nur insofern unverständig aufgefaßt ist, als sich die Entrückung meist einseitig als Heimfahrt darstellt. Die Haddingsage gibt den ursprünglichen Zusammenhang, die Ausfahrt der Seele auf dem Schlachtfeld und ihre Rückkehr an denselben Ort, d. h. in den Körper zurück. Ihr noch ganz nah steht die Sage von Richard, Thedel und Everhard, da auch hier Ausgangs- und Endpunkt zusammenfallen und überdies die Fahrt zu Kämpfen geht, also eine Kriegerekstase zeichnet. Kaum nötig zu sagen, daß andere Züge der deutschen Sagen nicht mit der Haddinggeschichte zusammenzubringen sind. Teilweise dürften sie auf andere Entrückungsgeschichten zurückführen, die uns verloren sind. Andernteils verstehen sich viele Abweichungen ohne weiteres als Veränderungen im neuen Geist der Zeit. Von der Ausmerzung Odins ganz abgesehen, die tiefeinschneidend war und im Grunde den Lebensnerv traf, mußten für Veranlassung und Ende der Fahrt neue Motive gewonnen werden. Das weitbeliebte und, wie Saxo zeigt, auch schon auf germanischem Boden verbreitete Motiv der raschen Heimkehr aus plötzlicher Angst um das Schicksal der Gattin wurde meist herangezogen, bezeichnenderweise aber auch nicht mehr im heldischen Geist der nordischen Sage durchgeführt. Die Vertreibung der Freier oder des Buhlen blickt nur noch eben durch (Moringer) und, mehr zu rühren als zu erheben, schiebt sich das bekannte Wiedererkennungsmotiv mit den sich zusammenfügenden Ringhälften in den Vordergrund. Im selben Geist wird der Anfang verändert, und an die Stelle der Kriegerausfahrt tritt die Pilgerreise oder der Kreuzzug. Bemerkenswert immerhin, daß mit dem Mantelmotiv oft schon gleich anfangs dabei gespielt und dafür die bekannte Mantellegende des heiligen Martin beigezogen wird (Gerhard und Werner von Stretlingen). Die Richard- und darnach auch die Thedelsage schachtelt sehr bezeichnend beide Erzähltypen, die ältere vom Schlage der Haddingerzählung und die jüngere Heimkehrsage ineinander, indem Richard in der Sippschaft Helequins ins Morgenland entrafft wird, am Berg Sinai aber einen schon sieben Jahre in Gefangenschaft schmachtenden Verwandten findet, der ihm die Ringhälfte mitgibt, da er vom Herzog bestürzt vernimmt, daß seine Frau in drei Tagen sich einem neuen Manne verbinden wolle. So wird diese normännische Erzählung zum wichtigen Bindeglied zwischen den Sagen aus heidnisch germanischem Geist und den jüngern aus christlicher Atmosphäre und läßt uns den Übergang mit Händen greifen. Als Ergebnis merken wir uns, daß sie deutlich auf ein Entrückungserlebnis und nicht minder bestimmt auf Odin-Wodan als den entrückenden Gott zurückweisen. Ich halte es unter solchen Umständen nicht für zu kühn, den Schwan der Geschichte vom Kardener Ritter in seiner bekannten walküriischen Bedeutung zu begreifen, wenn auch in diesem Punkt keine volle Sicherheit mehr zu gewinnen ist. Ein Ritter, heißt es, geriet in Gefangenschaft der Heiden. Einst träumte er, ein Schwan trage ihn über Land und Meer in die Heimat, und da er am folgenden Morgen erwachte, fand er sich wirklich in Karden an der Mosel, schrieb das Wunder der Jungfrau zu und stiftete ihr am selben Ort die seither darnach benannte Schwanenkirche. Die Vermutung liegt nahe, daß der Ritter Schwan-

Digitized by Google

helm oder Schwanwappen führte, was sich jetzt nicht mehr nachweisen läßt. Er würde dann zu den mehrfach bezeugten lothringischen Schwanrittern zählen, deren Wappentier mit genügender Sicherheit auf die schwangestaltigen Walküren zurückgeführt werden kann.

Von Bergen mit sagenhaften Totenscharen, die von Zeit zu Zeit ausbrechen und von hellsichtigen Menschen gesehen werden, hat Südwestdeutschland nicht die redenden Beispiele wie die angrenzenden Gebiete Hessen im Odenberg[23], Thüringen im Kyffhäuser, Bayern im Scherenzer Wald, wo nach alter Überlieferung[24] der welfische Stammvater Eticho mit zwölf seiner Edlen „in den Berg ging", und das Salzburger Land in seinem Untersberg[25]. Dafür weist es eine der ältesten hier einschlägigen Nachrichten auf in der Erwähnung bewaffneter Reiterscharen, die zuzeiten am Tag aus einem Berg bei Worms zu gruppenweisem Gespräch herauskämen und von mehreren Bewohnern der Gegend schon gesehen worden seien[26]. Ansprechende Vermutung, aber nicht sicher ist, ob der Donnersberg (Thoneresberg in einer Urkunde von 869) zwischen Worms und Kaiserslautern damit gemeint sei. — Die jüngeren Sagen vom Bergschloß Geroldseck[27] und vom Guckenberg[28] bei Gemünden in Unterfranken zeigen die gewohnten Züge der dort harrenden Helden und vom Kaiser mit seinem Heer, der wiederkommen wird, wenn sein Bart dreimal um den Tisch gewachsen. Bei der Sage von Geroldseck spürt man die nacharbeitende gelehrte Hand an den Namen, die ihr Gewährsmann Sittewald den Helden zulegt (Arioviſt, Hermann, Witechind, hürnen Siegfried).

Zugrunde liegt offensichtlich eine ferne Erinnerung an altgermanische Hügelgräber mit ihren Bestattungsmöglichkeiten für ganze Sippen oder das Heergefolge eines Fürsten. Davon abzuleiten ist der nordische Glaube, die Toten würden in den Sippenberg entrückt, auch wenn sie nicht gerade in ihm beigesetzt wurden, und lebten dort mit dem Sippenältesten, mit dem Goden oder dem Gaufürsten weiter, wie die bekannte Geschichte von Thorolf Mosterbart besonders deutlich macht. Beachtenswert ist, daß die bayerische Nachricht von Eticho wieder ihr genaues Gegenstück in der altnordischen Überlieferung[29] hat, nach der König Herlaug von Namdal (nördlich Drontheim) selbzwölfter in das Hünengrab geht, das er sich drei Jahre vorher hatte bauen lassen, und den Grabhügel hinter sich schließen läßt, weil er dem gegen ihn ziehenden Großkönig Harald Schönhaar sich nicht wie sein Bruder Hrollaug ergeben will. Selbst die Begründung ist die gleiche, da Eticho aus Zorn und Scham über seinen Sohn Heinrich so handelt, der sich in Lehensunterkänigkeit des fränkischen Kaisers Ludwig begeben hatte. Daß Fürsten, die im Leben beliebt und erfolgreich waren, auch aus dem Grabe noch heilkräftig wirken, stellt die Ge-

[23] Grimm, Myth., IV, 782 f.

[24] MGH., VI, 660, Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 524.

[25] Grimm, Deutsche Sagen, 27 f.

[26] Grimm, Myth., 797, aus dem chronicon universale zum Jahr 1123.

[27] Grimm, Deutsche Sagen, 21, aus Philander von Sittewald, Gesichte, Straßburg 1665, 32. 33.

[28] Grimm, Myth., 796.

[29] Egilssaga, Thule, Bd. 3, S. 31, und Königsbuch, Thule, 14, 96.

Digitized by Google

schichte von Olaf Geirstadalf[30] (Onkel Harald Schönhaars) anschaulich dar. Auch der Glaube an die mögliche Wiederkehr erlauchter Toter war altgermanisch. Man hielt dafür, daß in Olaf dem Heiligen der genannte Olaf von Geirstad wiedergeboren sei[31]. Angesichts solcher Tatsachen sehen wir keinen Grund, die deutschen Überlieferungen von bergentrückten Helden und Königen von fernwärts herzuleiten, mag immer auch das erste Zeugnis für den Glauben zufällig erst Ende des 11. Jahrhunderts auftauchen[32]. Eine andere, uns nicht mehr näher angehende Frage ist es, warum dieser Glaube sich in der Zeit der Kreuzzüge und erst recht nach dem Untergang der Hohenstaufen in neuer Färbung und in sichtlicher Empfänglichkeit für einzelne vom Orient her eindringende Motive persisch-christlicher Herkunft belebte.

Schließlich zu den Sagen vom Wuotasheer[33] und zur vielbesprochenen Frage, ob sie auf alten Wodanglauben zurückgeführt werden dürfen. Dafür sprechen die vielen gleichlaufenden Züge, die immer schon aufgefallen sind. In Südwestdeutschland ist der Glaube reichlich bezeugt und an einzelnen Orten wohl bis heute lebendig. Die Grundzüge sind gleich wie im übrigen Verbreitungsgebiet, und was davon abweicht, ergibt sich meist als jüngerer Zuwachs aus ursprünglich nicht zugehöriger Sphäre. Wir können uns nur ans Wesentliche halten.

Man spricht von einem Heer, vom Wutes oder (mit Lautwandel) Muotehaer, Modes-, Modisheer, auch vom wilden oder wütigen Heer oder sagt einfach mit Auslassung von Heer s'Wuotas oder s'Muotas, wie man s'Meiers sagt und deren Haus oder Familie meint. Daneben heißt es auch das wild Gejäg und demgemäß wird es bald als gespenstischer Heerzug, bald als tobender, alles mit sich reißender Jagdzug beschrieben. Jenes scheint ursprünglicher; denn in den älteren Quellen (Zimmernsche Chronik, Martin Crusius, Geiler von Kaisersberg und Straßburger Chronisten) tritt das Heer entschieden bedeutender hervor, und aus dem gleichen Grund haftet später der Name noch, wenn aus dem Heer längst etwas ganz anderes, eine vierspännige Kutsche, ein Einzelreiter oder, sehr merkwürdig, eine Frau (die Muotiheer in Rotenburg am Neckar)[34] geworden ist. Es zieht mit großem Brausen durch die Lüfte, hält sich meist an bestimmte Straßen (oft darnach die Heerstraße genannt), tobt zuweilen selbst durch Häuser mit zügigen Durchgängen und bevorzugt feste Zeiten im Jahr (Adventszeit, Weihnacht, Zwölfnächte, „die Nächte der übrigen großen Feste"[35] oder Frühling und Herbst[36]). Es lärmt furchtbar, rasselt, dröhnt oder läßt andernorts eine ganz feine, wunderbar eindrückliche Musik erklingen. Es bringt Sturm selbst mit oder kündigt ihn an und fegt so unwirsch seinen Weg, daß den Menschen Hören und Sehen vergeht — schon manchem Für-

[30] Saga von Olaf dem Heiligen, c. 3—8, Fornmanna Sögur, X, 209 ff.

[31] Weitere Beispiele bei Golther, Handbuch der germ. Myth., 96 f.

[32] Im chronicon universale zum Jahr 1096, MGH., SS., VI, 215.

[33] Weitschichtiges Material darüber in den bekannten Sammlungen von Baader, Schnezler, Birlinger, Ernst Meier, Wilhelm Hertz usw.; vgl. auch O. Huth in Arch. f. R.-W., 32, 193 ff., 34, 371 ff.

[34] E. Meier, 140.

[35] E. Meier, 127.

[36] Ebenda, 128.

Digitized by Google

witzigen hat es die Spältle (Augen) für einige Zeit zugestrichen, erzählt sich der Schwabe — und andere lebendigen Leibes eine Zeitlang mitgerissen wurden. Der bekannte Warner zieht voraus mit seinem Spruch „Außem Weg! Daß Niemer was g'scheh!", und was sich dann platt auf den Boden legt, kommt heil davon. Das Heer kündigt Krieg oder anderes Unheil an, andererseits bringt es Fruchtbarkeit und wird im Frühjahr nicht ungern gesehen.

Wenn nur vom Einzelreiter oder Gespenst im Wagen die Rede ist, dann weiß man sich viel von seinem Pferd, seinem breitrandigen Hut (daher sein Name Breithut im Filstal) und seiner Hundekoppel zu erzählen. Der Schimmelreiter kann über Land und Meer reiten, er trägt grünes Jägerwams, oft aber auch einen Mantel und schmeißt allzu vertraulich ihn Anredenden einen Geißfuß oder Pferdeschinken zu. Der Schimmelreiter läßt sich in Schlettstadt auf einem alten Schlachtfelde sehen. In Oberlarg (Sundgau) hat der Mann mit dem Lapphut nur e i n Auge und schreitet schwarz und finster den Berg hinan.

Auf Einäugigkeit, Schlapphut und Roß, die rein äußerlich schon an Wodan erinnern, legen wir nicht allzuviel Gewicht, weil die Verbreitung dieser Züge im gesamtgermanischen Raum noch genauer Sondierung bedarf. Von Bedeutung aber ist die alte Beziehung der Sagen zum Krieg. Odin-Wodan war bei allen Germanen bekanntlich Kriegsgott. In der nordischen Überlieferung hat der Jenseitsglaube davon seine Färbung erhalten. Odin gilt dort als Gott der Kampftoten (Walvater). Er wählt die Tapfersten in der Schlacht (als Walkiosandi), verleiht ihnen Sieg oder läßt sie im Tod durch die Walküren nach seiner Halle, Walhall führen, wo sie als Einherier Tag für Tag kriegerischem Spiel draußen im Hof und frohem Gelage am Abend leben. Das ist Mythus oder Glaube. Der Glaube ruht aber auf erlebtem Grund. Denn real schildern viele Quellen, wie Odin in manchen Schlachten auf seinem Roß plötzlich eingreifend gesehen worden sei, oder sie berichten, wie er durch sein Erscheinen vor der Schlacht die kommenden schweren Ereignisse angekündigt habe. Denselben Doppelcharakter zeigen die deutschen Überlieferungen. Sie geben sich als Wirklichkeitsbericht, während andere mehr einem darauf gründenden G l a u b e n Ausdruck geben. „Oft schien sich Odin den Schweden zu zeigen, bevor es zu großen Kämpfen kam", sagt Snorri im Anfang des Königsbuchs[37], und der schwäbische Sagensammler Ernst Meier notierte sich aus Blaubeuren[38]: „Man hörte das Mutesheer oder wilde Heer namentlich vor den großen deutschen Freiheitskriegen mit Musik und Trommeln über die Stadt hingehen." Ich wüßte nicht, wie diese im Kerngehalt durchaus entsprechende Überlieferung aus dem Königsbuch geflossen sein könnte. Im selben Werk berichtet Snorri[39], vor den schweren Kämpfen des Jahres 1135 in Kungälf (an der schwedisch-norwegischen Südgrenze) habe sich fast Nacht für Nacht von Ostern bis Himmelfahrt „in der ganzen Stadt ein ungeheures Getöse auf den Straßen erhoben, als ob der König dort mit seinem ganzen Gefolge langzöge", wobei die Hunde sich wie toll gebärdeten und alles bissen, was ihnen in den Weg kam. „Denen aber, die am klügsten waren, schienen diese Vorgänge von großer Bedeutung

[37] Thule, 14, 35.

[38] Deutsche Sagen usw. aus Schwaben, 132.

[39] Thule, 16, 254 ff.

Digitized by Google

zu sein, und sie befürchteten, was ja auch der Fall war, daß sie Vorboten zukünftiger wichtiger Ereignisse seien."

Etwas jünger ist die Überlieferung der Hakon-Swerrissohnsaga[40], nach der vier Nächte vor der großen Schlacht vom Jahr 1208 zwischen König Sörkwir und Eirik in Schweden ein Schmied in Norwegen abends von einem Manne herausgerufen wurde, der bat ihn um Herberge und daß er sein Roß beschlage, weil er noch weit zu reiten habe. Zum Erstaunen des Schmieds werden unter seinem Schlage die Hufeisen größer, versichert der Fremde, daß er die Wegstrecke bis nach Schweden in einem Tage reiten werde (für die andere sieben Tage gebrauchten) und stürmt er endlich, indem er als Odin sich kundgibt, über den sieben Ellen hohen Zaun davon.

Beide Beispiele sind außerordentlich lehrreich. Denn sie zeigen, wie auch im nordischen Glauben die Ankündigung bald durch den Heereszug, bald durch den Einzelreiter erfolgt, jenes dem Wuotasheer entsprechend und dieser ähnlich dem Schimmelreiter (die Motive der Schmiederzählung greifen wenigstens nach Dänemark und bis Mitteldeutschland über). Dazu nun der sprechende Name Wuotasheer (mit seinen verschiedenen Varianten), der auf Wutanes Her (um 1300 im Wiener Nachtsegen) zurückgeht, also ausdrücklich das Heer als den Gefolgszug Wodans anspricht.

Wie im Norden wird dann in den jüngeren Überlieferungen das Erlebnis mit Glaubenselementen durchsetzt und geht vielfach ganz in Glaubensdoktrin über. Das Heergefolge ist unter christlichem Bannstrahl heimatlos, vielerorts (so in den meisten süddeutschen Sagen) auch führerlos geworden, oder der Führer wurde verteufelt und seine Scharen mit ihm in grausigen Höllenspuk verwandelt. Christliche Höllenstrafen schauerlich versinnbildend, muß der Zug, heißt es jetzt, ewig umgehen, in dem neben Kampftoten nun auch ungetaufte Kinder und bezeichnenderweise „alle Ekstatiker mitziehen, in deren Körper die entrückte Seele nicht zurückgekehrt ist, weil jemand sie, um sie zu wecken, beim eigenen Namen nannte"[41]. Walhall ist nicht mehr, der Gott mit dem Breithut zu endlosem Schweifen verdammt, wenn dem Zug nicht seine neue Heimstatt wird in einem Totenberg, wie wir ihn bei Worms kennen lernten. Die von Priestern betriebene Verteufelung — man lese Geilers von Kaisersberg 1508 im Münster von Straßburg gehaltene Predigt „Von dem wütischen und Unholden Heer" — hat sich immerhin nicht ganz durchsetzen können. Daher der Glaube, daß das Heer vor Weihnachten, in den Zwölften, im Frühling und Herbst, überhaupt in den Nächten der großen Feste umziehe, daß es Fruchtbarkeit bringe und daß, wie es Überlieferungen aus anderen Gebieten deutscher Zunge deutlich machen, dem Unholdenheer ein solches der Holden, der Guten oder Säligen mit sanfter Musik umziehend gegenübersteht.

Es ist nach all dem nicht mehr möglich, den Zusammenhang der Wuotasheersagen mit dem Wodanglauben abzuweisen. Die an sich wenig wahrscheinliche Annahme fremden Imports einer mit derartiger Zähigkeit nachlebenden Sage — vom 11. Jahrhundert bis heute laufen ununterbrochen die Zeugnisse —, eines in solcher Stärke und Bildhaftigkeit erlebten Glaubens — die Reich-

[40] FMS., IX, 55.

[41] Nach Martin Crusius (1526—1607) schwäbischer Chronik.

Digitized by Google

haltigkeit der Belege und deren eindringliche Kraft der Schilderung bezeugen es — bricht in sich zusammen. Die Gegner müßten denn bessere Gründe für den Gegenbeweis aufbringen, als sie es bis jetzt getan. Die antiken Zeugnisse, die Karl Meisen in seiner Quellensammlung[42] zusammentrug, sind für den Kern der Frage nicht entscheidend. Denn beides, der nächtliche Schwarm der Hekate und der von mehreren alten Schlachtfeldern bezeugte und aus der Leidenschaft des Ringens heraus leicht erklärliche Aberglaube eines phantastischen Weiterkämpfens der Totengeister in den Nächten nach der Schlacht oder an wiederkehrenden Jahrestagen wirkte zwar gelegentlich auf die Wuotasheersagen ein (wobei aber wieder das Vorbild der wesensgleichen Hiadningenkämpfe näher liegt), berühren aber den Kern der deutschen Sagen nicht. Und die gewichtigen Zeugnisse aus Frankreich endlich, angefangen mit dem Erlebnis des Priesters Gualchelm im Dorf Bonneval (Dép. Calvados) aus dem Jahr 1091[43], entstammen fast alle der Normandie, betreffen die auch aus der Geschichte von Richard ohne Furcht bekannte Vorstellung von der familia Herlechini und bezeugen sichtlich eine normannische Sonderform des germanischen Glaubens, die unsere Auffassung nur stützt. Daß demgegenüber Meisen das Zeugnis des Snorri über Kungälf ausschaltet, dient wenig dazu, die Beweiskraft seiner Sagenherleitung innerlich zu festigen.

Bis jetzt haben wir die Wuotasheersagen nur mit Zeugnissen der nordischen Religionsgeschichte verglichen. Läßt sich alter Wodansglaube aber auch für das südlichere Deutschland sicher nachweisen? Wie bei der kirchlichen Unduldsamkeit zu erwarten, sind der Spuren wenige, und wir müßten uns nicht wundern, wenn sie ganz fehlten. Lehrt doch die altsächsische Abschwörungsformel mit ihrer Verteufelung Wodans eindrücklich genug, welche Künste die Kirche brauchte, um die heidnischen Hauptgötter zu vernichten. Trotzdem reicht das Material eben hin, um alten Wodanglauben der Alemannen sicherzustellen. Wir haben die vita Columbani vom Jahr 642 mit der wertvollen Nachricht, Kolumban habe bei seiner Reise 610 die Sueben bei Bregenz eben bei einem Opferfest und der Weihe einer Bierkufe für ihren Gott Wodan angetroffen. Wir besitzen die Nordendorfer Spange aus einem Gräberfeld bei Augsburg aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, in der Wodan neben Donar unanfechtbar genannt ist, und wir haben überdies das die Alemannen miteinschließende Gesamtzeugnis einer Reihe voneinander unabhängiger Schriftsteller des Altertums, daß alle Germanenstämme den Wodan-Merkur als Hauptgott verehrten. Berserkerglauben endlich, wie er sich an den Wodankult besonders nah anschloß, bezeugt die Schwertscheide von Gutenstein bei Sigmaringen aus dem 7. Jahrhundert. Die dreifache Zeugenschaft genügt, und gehen wir nicht von Entstellungen späterer Sagenformen aus, scheiden wir aus, was trübe Pfaffengehässigkeit im Mittelalter hineinfälschte, und halten wir die Hauptzüge der Sagen neben die wirklich wesenhaften Vorstellungen des Wodanglaubens, dann wird niemand mehr zögern, über die Kluft von Jahrhunderten hinweg jenen Kerngehalt in den Zeugnissen des späteren Volksglaubens mit dem noch für das 7. Jahrhundert beglaubigten Wodankult zusammenzubringen. Von Volks-

[42] Volkskundliche Quellen, Heft 1.

[43] Bei Ordericus Vitalis, Hist. eccl., III, 367—377.

Digitized by Google

liedern und Heldensagen ist es erwiesen, daß einzelne Stücke sich mehr als ein halbes Jahrtausend durch rein mündliche Weitergabe erhielten. Was beim flüchtigen Liede möglich ist, darf für die Hauptsage eines Volks ebenfalls in Anspruch genommen werden.

Wir halten darum einen Zusammenhang wichtiger Teile des Volksglaubens mit der germanischen Religionsgeschichte für erwiesen. Gewiß, bei weitem nicht alles bewährt sich als Gold, was der Sammler an umlaufenden Geschichten und Fabeleien im Volke aufgreift. Manches ist importierte Münze, anderes abstruses Wahngebilde einer herrenlos gewordenen Einbildungskraft, manches auch dermaßen abgegriffen, abgeschliffen, aus Mißverstand verdorben oder roh überstempelt, daß nur mühsamster Vergleichung mit den andern Fassungen, genauer Zurückverfolgung bis zu den ältesten Prägungen und scharfsinniger Sondierung der echten und unechten Legierungsteile gelingt, das gediegene Gold wieder rein auszuscheiden. Alle Beispiele, für die wir im vorigen den Beweis antraten, liegen, wie wir jetzt rückblickend leicht erkennen, in der Sphäre des Wodanglaubens, am nächsten die Sagen vom Wuotasheer, noch durchsichtig nah genug die vom Marienritter und die Entrückungs- oder Heimkehrsagen, entfernter endlich damit zusammenhängend die Sagen von der Bergentrückung, die schon das Gebiet allgemeineren Totenglaubens berühren. Die Verhältnisse liegen für Wodan am günstigsten, während auf unseren Breiten die klare Rückführung auf andere Hauptgötter der Germanen nur noch ausnahmsweise gelingt. Immer wird dabei der Schluß nur möglich und überzeugend werden, wenn wir genügend ältere Vorstufen haben und ersichtlich solche, die nicht nur gewisse äußerliche Beziehungen zu den Göttern des germanischen Pantheons aufweisen, sondern deutlich aus demselben Geist, aus demselben Anschauungs- und Vorstellungskreis wie jene erwachsen sind. Solche Schatzgräberei, so schließen wir, ist, richtig betrieben, kein leerer Wahn, keine romantische Spielerei, sondern vornehmste Aufgabe und nur gemeinsam erreichbares Ziel der Religionsgeschichte und ihrer Zwillingsschwester, der Volkskunde.

Digitized by Google

Von einem Wodans-Heiligtum im alten Wormsgau.

Von **Prof. Dr. Ernst Christmann**, Kaiserslautern.

1930 gab uns Ed. Schröder in seinem Aufsatz „Harug, Harah in Ortsnamen“[1], der 1938 in der „Festgabe seiner Freunde und Schüler“[2] neu erschien, eine bessere Deutung des Siedlungsnamens Harxheim. Er lautet im 8./9. Jahrhundert Harahesheim. Hatte man bisher wenigstens für Harxheim im heutigen Gau Westmark (drei Wegstunden westlich von Worms) als Bestimmungsort einen Personennamen angenommen[3], dann wies er nach, daß wir es hier mit ahd. harug, harah „Heiliger Hain, Kultstätte, Heiligtum“ zu tun haben. Somit müßte sich bei diesem Harxheim ein altgermanisches Heiligtum befunden haben, das Anlaß für die Benennung der fränkischen Siedlung gegeben hätte, die im 5. Jahrhundert oder um 500 herum entstand, als die rechtsrheinischen Franken über den Strom herüberkamen und sich in der alten Germania superior niederließen.

Aber Ed. Schröder ist es vor allem um Harxheim a. Steig im Landkreise Mainz zu tun, auf das schon J. Grimm[4] hinwies, und er nennt das Harxheim, von dem ich hier ausführlicher sprechen will, eigentlich nur deshalb mit, weil „es schwer ist, die betreffenden Zeugnisse des Codex Laureshamensis mit Sicherheit zu verteilen“[5], nämlich zu verteilen zwischen dem hessischen und dem westmärkischen Harxheim. Deshalb verlohnt es sich wohl, eingehender darzulegen, daß gerade bei letzterem tatsächlich eine altgermanische Kultstätte lag, und zwar — das will ich gleich vorwegnehmen — ein Wodansheiligtum.

I.

Ehe wir auf den Kern der Sache eingehen, wollen wir uns in der Gegend und ihrer älteren Geschichte etwas umsehen.

Sie gehörte zum Wormsgau. Wie der Speyergau nach dem Speyerbach,

[1] Schuhmacher-Festschrift, herausgegeben von der Direktion des Röm.-Germ. Zentralmuseums in Mainz. Mainz 1930.

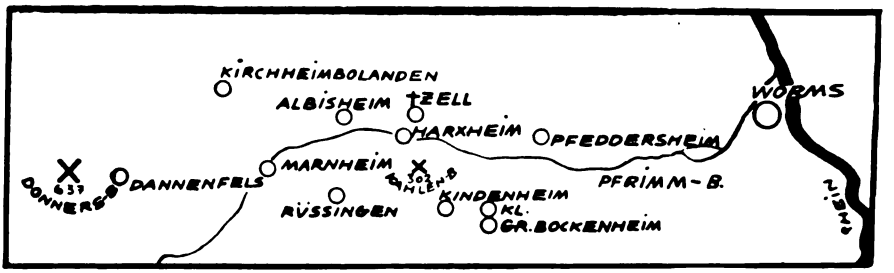
[2] Ed. Schröder, Dt. Namenkunde. Göttingen 1938.

[3] Gg. Heeger, Die germ. Besiedlung der Vorderpfalz an Hand der Ortsnamen, S. 9. Landau 1900.

[4] Nachträge z. Dt. Mythologie. 4. Aufl., III, 32.

[5] Ed. Schröder, Dt. Namenkunde, S. 198, Fußnote 1.

Digitized by Google



Ehemalige Wodans-Kultstätte bei Harxheim-Zell (†).

der Bliesgau nach dem Saarzufluß Blies und der Nahegau nach der Nahe — diese drei begrenzten ihn von Süden, Südwesten und Westen — so trug er seinen Namen ebenfalls nach einem Flüßchen; es gab auch zugleich der Hauptstadt den keltischen Namen, Borbetomagus, der im deutschen Mund allmählich zu „Worms" zusammenschmolz. Im ersten Teil, Borbeto, steckt jener Flußname; heute heißt das Gewässer im Volksmund Premm und wird „Pfrimm" geschrieben. Der Wormsgau hatte in südwestlicher Richtung eine merkwürdig langgestreckte Gestalt; reichte er doch noch weit über Kaiserslautern hinaus. Die Ursache war die alte Straße, welche vom Rhein, und zwar von Worms, über Kaiserslautern nach Saarbrücken und Metz (und weiter durch das Rhonetal ans Mittelmeer) führte. Daß sie schon in fränkischer Zeit eine Rolle spielte[6], erweisen die sich an ihr aufreihenden, einstigen fränkischen Königshöfe, so unmittelbar westlich von Harxheim zu Albisheim (Albulvi villa; hier war auch eine Königspfalz, in der Ludwig der Fromme zahlreiche Urkunden ausfertigte), zu Kaiserslautern, zu Landstuhl, Waldmohr und Saarbrücken. Aber schon eine Römerstraße verlief im gleichen Zug, und mit wenig Abweichungen setzt sie sich in mittelalterlichen Geleitstraßen fort. Noch erinnert im östlichen Nachbarort von Harxheim, in Wachenheim, der Flurname „Über der Heerstraße" an sie, und auf dem Kahlenberg, der ehemals Kaltenberg hieß, unmittelbar südlich von Harxheim sich erhebend, war eine Straßenkreuzung, auch im späteren Mittelalter eine immer wieder genannte Geleitsgrenze; ein Flurname „Zollstock" hält die Erinnerung daran wach.

Die Namen aller Dörfer rund um Harxheim her haben als Grundwort „—heim", erweisen sich als Gründungen der Zeit des 5./6. Jahrhunderts, auch fand man zu Harxheim-Zell und in anderen Orten fränkische Gräber, und wenn sich auf dem Kahlenberg ein mittelalterliches Landgericht befand, das öfter zusammen mit einem Stalbühl bei Dirmstein und einer alten Gerichtsstätte im Stumpfwald „Bei den Stühlen" genannt wird, besteht hinreichend Grund, dieses Landgericht ebenfalls als Fortsetzung einer fränkischen Gaudingstätte anzusehen, wie es die beiden anderen bestimmt waren[7]. Wir bewegen uns also unzweifelhaft auf germanischem Siedlungsboden des 5./6. Jahrhunderts mit zahlreichen

[6] Vgl. D. Häberle, Alte Straßen und Wege in der Pfalz (Neustadt an der Weinstraße, 1931), S. 40, 36 37, 22 u. 17; H. Graf, Die -stein und -stadt (statt) = Orte in der Vorderpfalz (Pfälz. Mus. — Pfälz. Heimatkunde, 1927, S. 122—125).

[7] Vgl. E. Christmann, Von Hochgericht und Jahrgeding: Obd. Zeitschr. f. Vkde., 14, 1940, 37 ff.

Digitized by Google

Zeugnissen aus jener Frühzeit, und zu ihnen kommt nun noch das Heiligtum, auf das nach Ed. Schröder der Name Harxheim deutet und auf das wir jetzt genauer eingehen wollen.

II.

Harxheim hat eine Meereshöhe von 160 m; die Pfrimm geht, etwa 5 m tiefer in westöstlicher Richtung fließend, nördlich am Dorf vorbei, und jenseits liegt auf einer Vorhöhe des Osterberges in rund 233 m Höhe, also fast 90 m über der Talsohle, das Dorf Zell, dessen evangelische Kirche jedem aufmerksamen Besucher sofort auffällt. Sie ist eine alte Stiftskirche. Um 1550 wurde das Stift aufgehoben und vom pfälzischen Kurfürsten mit seinen Gütern der Universität Heidelberg zur Ausstattung gegeben. Zell ist als Dorf weit jünger als Harxheim, Albisheim, Wachenheim und alle die „—heim" in der Runde. Die Siedlung entstand erst nachträglich um jenes Gotteshaus her. Ist es deshalb nicht merkwürdig, daß dieser jüngere, dazu noch auf der Höhe liegende Ort dem an seinem Fuße sich hinziehenden Pfrimmtal den alten Namen genommen und einen neuen gegeben hat: Zeller Tal? Und wie kamen die Grafen und Fürsten von Leiningen dazu, die in den weitentfernten Schlössern zu Altleiningen, Heidesheim und Hardenburg residierten, gerade hier zu Zell Mitglieder ihres Hauses beisetzen zu lassen? Weil in diesem Stift der heilige Philipp begraben lag und diese Stätte daher einen besonderen Ruf genoß.

Hier „war ursprünglich anders nichts als eine Klause, wobei eine Kapelle oder Kirchlein zur Ehre des heil. Michaels gestanden hat. Denn unter dem fränkischen König Pipin wählte ein aus Engelland gebürtiger Priester Namens Philipp diesen auf seiner Reise aus Welschland nach Frankreich angetroffenen Ort, und errichtete daselbst jene Klause oder einsame Zelle zu seinem Aufenthalt. Ihm folgten bald mehrere nach, und so entstand in kurzer Zeit eine förmliche Versammlung. Philipp starb im Rufe der Heiligkeit, und es wurden seiner Fürbitte viele Wunderwerke zugeschrieben. Die vormalige kleine Kapelle zu St. Michael ward darauf in eine Hauptkirche verwandelt, und dem heiligen Salvator geweihet"[8]. Noch einmal müssen wir fragen: warum ließ sich jener Philipp ausgerechnet hier nieder? Zwei Dinge geben uns die Erklärung: die alte Michaelskapelle und eine noch heute nach ihm benannte Quelle zu Zell, der Sankt-Philipps-Born. Wir wissen doch auf Grund einer großen Anzahl von Beispielen, so im Rheingebiet vor allem von Godesberg (alt: Wodanesberg) und dem Heiligenberg bei Heidelberg, auch von mehreren Gudes- (Wodans-) und Michelsbergen im Gau Westmark[9], daß man in frühchristlicher Zeit immer dann eine dem Erzengel Michael geweihte Kapelle irgendwo auf eine einsame Erhebung stellte, wenn man dort die Erinnerung an Wodan auslöschen und an seiner Kultstätte für einen christlichen Verehrungsgegenstand sorgen wollte. So riet es ja auch Papst Gregor I. (590—604): man solle gediegene heidnische Tempel nicht zerstören und den Bewohnern liebgewordene

[8] J. G. Widder, Versuch einer geogr.-hist. Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz a. Rh. Frankfurt und Leipzig 1787, III, 153.

[9] E. Christmann, Von Wodans- und Donarsbergen in der Pfalz: Saarpfälz. Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung, 1937, S. 5ff., und E. Christmann, Wodans- und Donarskultstätten in der Saarpfalz: Germanenerbe, 1938, Heft 8.

Digitized by Google

vorchristliche Bräuche nicht verbieten, sondern nur für einen christlichen Verehrungsgegenstand sorgen. In diesem Sinne verfuhr man auch hier. Zudem gab es hier eine heilige Quelle. Sie kam aus Wodans Hain und fließt, wie schon gesagt, heute noch. Man schrieb ihr bis in die jüngste Vergangenheit besondere Heilkraft zu. Gibt es auch in weiter Umgebung Zells keinen Wald mehr — alles ist in gesegnetes Rebengelände umgewandelt —, so erinnern doch noch Namen wie „Hahnborn" und „Hahnpfad" (d. i. Hagenborn, Hagenpfad) an den einstigen Wald, in dem Wodans Heiligtum lag.

Wie der heilige Wendel (Wendalinus) sich zu St. Wendel bei einer Donarsquelle die Stätte für seine Missionstätigkeit auswählte[9], wie Disibodus auf einem Hügel mit einer heiligen Quelle an der Nahe, Pirminius ebenso zu Hornbach usw., so tat es in entsprechender Weise Philipp zu Zell, das nach seiner Zelle benannt ist. Wenn darum hier an Stelle der Michaelskapelle später ein Stift entstand, das weithin Ruf genoß, und wenn dieses dem Tal zu seinen Füßen einen neuen Namen gab, wenn hier die Leininger sich bestatten ließen, dann steht keineswegs bloß die Persönlichkeit jenes Heiligen dahinter, sondern hier wirkte die Tatsache nach, daß sich einst auf der Höhe im Wald bei einer heiligen Quelle eine Wodanskultstätte befand.

Noch immer schweift der Blick von dieser Stelle aus ostwärts über die Rheinebene und das sagenumwobene Worms hinüber nach dem blauschimmernden Odenwald, südwärts über das „Zeller Tal" hinweg zum nahen Kahlenberg mit der einstigen Gaudingstätte und nach Westen zum mächtig sich aufreckenden Donnersberg, d. i. „Donars"-Berg, den man auch einmal durch Aufsetzung eines Petersklosters in einen Petersberg umstempeln wollte. —

Damit dürfte zu Ed. Schröders sprachlicher Deutung von „Harzheim" auch die sachliche Grundlage nachgewiesen sein. Ob sie für jenes Harxheim a. Steig im Landkreise Mainz ebenso erweisbar ist, ist mir unbekannt.

Digitized by Google

Hakenkreuz und Sonnenräder.

Von **Hochschuldozent Dr. Heinrich Grund**, Darmstadt.

Mit 39 Abbildungen, 32 nach Aufnahmen des Verfassers.

Neben der Sprache der ans Wort gebundenen Begriffe steht die Sprache sinnerfüllter Bilder, die in der Volkskunst und im Brauchtum wie auch in andern Bereichen des Volkslebens ihre Anwendung findet. Sie ist etwas anderes als eine bloße Zeichensprache, wie sie in verschiedenster Form z. B. im technischen und militärischen Leben weitgehend verwandt wird. Diese dient nur der raschen und treffenden Verständigung, also rein praktischen Zwecken. Sie setzt für die Dinge Bilder von Dingen oder Zeichen, die in der Verständigung für jene gelten. Die Sprache der Sinnbilder hingegen will etwas anderes und ist nur von einer andern Ebene aus begreifbar, aus dem Mythischen. Die Sinnbilder sind Heilszeichen. Sie wollen nicht einen Gegenstand bloß abbilden oder

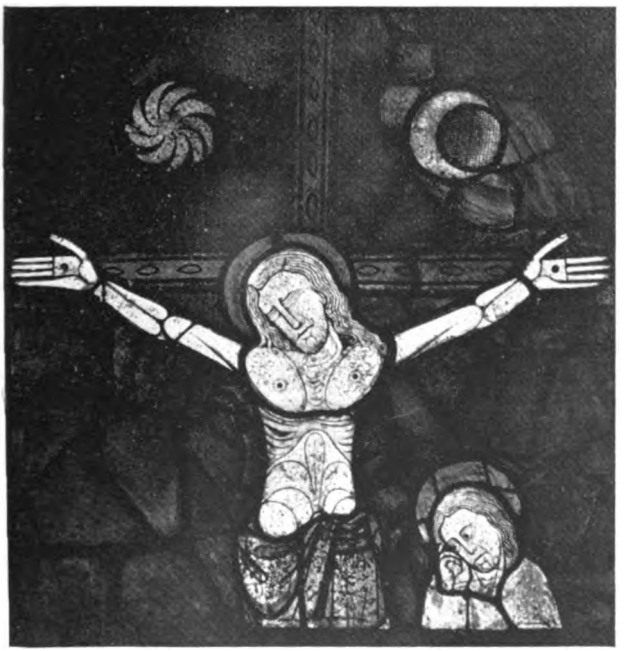


Abb. 1. Mittelalterliches Glasfenster um 1000 aus der Bodenseegegend, Kreuzigung mit der Sonne als Wirbel dargestellt.

Aufn.: Hessisches Landesmuseum, Darmstadt.

Digitized by Google

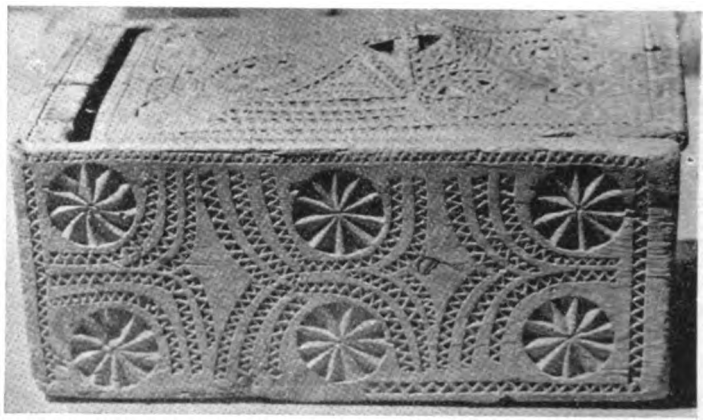


Abb. 2. Bozener Truhe mit Sonnensinnbildern im Innsbrucker Volkskunstmuseum.

einen Sachverhalt mitteilen. Sie meinen mehr, als der Begriffsinhalt des Dargestellten ausmacht, denn mit ihnen ist „Weihung, Bannung, Segnung" verbunden (vgl. E. Krieck, Heilszeichen, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 14 [1940], 77 ff.).

Wer echte Volkskunst vor sich entstehen sieht, der kann beobachten, daß hierbei nicht einfach Zeichen für Begriffe wie Sonne, Leben, Liebe, Treue usw. aneinandergereiht werden, sei es geschnitzt, gemalt, gewebt, gestickt oder irgendwie geformt, sondern daß die Sonne, das Herz, Tiere und Pflanzen, das Menschenpaar u. ä. als sichtbare Bilder für Erlebtes und Empfundenes, für erfahrene Kräfte und Geschicke gestaltet werden mit dem Wunsch, diese Kräfte dem Gegenstand und seinem Träger zu verhaften, damit sie ihm Glück bringen, d. h. weiteres quellendes Leben sichern und Lebensfeindliches abwehren. Die Sicherung des Lebens ist es, worauf die Sinnbilder als Heilszeichen abzielen und auf vielfache und mannigfaltige Art und Weise wird dies zu erreichen versucht. Aus dem oft unbewußten Wertgefüge des volkskünstlerisch Schaffenden, aus dem mythischen Denken des Volkes entspringen die Sinnbilder und von hier aus sind die Ansätze zur Deutung zu gewinnen.

Die wortbegrifflich bestimmte Sprache mag in vielen Fällen abgegrenzter, eindeutiger als die sinnbildliche sein und dennoch ist es nicht so, daß sich ein jeder unter den Sinnbildern etwas anderes vorstellen und ausdenken kann. Er kann sie höchstens in individueller Weise auf seine eigenen Verhältnisse beziehen. Wenn eine Zeit von einer einheitlichen Weltanschauung erfüllt ist und daraus schöpferisch tätig ist, so sind auch die alsdann geschaffenen Sinnbilder in ihrem Sinngehalt einheitlich und sie werden auch einheitlich erfaßt und gedeutet. Unsicherheiten in der Deutung ergeben sich immer erst in Zeiten des Umbruchs oder individualistischer Haltung.

Die verbreitetsten Sinnbilder der deutschen Volkskultur sind die Sonnenzeichen und der Lebensbaum. Der Baum als Sinnbild des sprießenden, sich im Jahreslauf erneuernden Lebens kommt im Brauchtum und in der Volkskunst in vielerlei Formen vor, sei es als Weltesche, die das Weltall trägt, als

Digitized by Google

Dorflinde, Tanzlinde und Gerichtsbaum, als Mai-, Pfingst- oder Kirchweihbaum, als Richtstrauß und Weihnachtsbaum. Die Sonne als Sinnbild des Lichtes und der Wärme, als Erweckerin des Lebens überhaupt, erscheint im Sinnbild als ruhende Scheibe mit Strahlenkranz oder Gesicht, als einfaches Rad oft mit dem Kreuz, vor allem aber als sogenanntes Wenderad, Wirbel oder Wirbelrosette. Die einfachste Form hiervon ist das Hakenkreuz mit seinen vier Armen, wenn man von dem verhältnismäßig seltenen Dreibein (Triskele) absieht. Das vierarmige gekrümmte Hakenkreuz ist als Sonderfall des fünf-, sechs- oder mehrarmigen Sonnenwirbels anzusehen und muß mit diesem in Zusammenhang betrachtet werden. Beide kommen nebeneinander vor (vgl. z. B. Abb. 18), ohne daß ein Unterschied in der Bedeutung ersichtlich wäre. Daß der Wirbel als Sonnensinnbild aufzufassen ist, geht aus einem Glasgemälde im hessischen Landesmuseum zu Darmstadt aus der Bodenseegegend eindeutig hervor (vgl. Abb. 1). Es ist ein Fragment einer Kreuzigung um das Jahr 1000, bei der rechts der Mond und links die Sonne als Wirbel dargestellt ist (vgl. dazu Fr. Mößinger, Der Wirbel als Sonnensinnbild: Germanien, 1939, S. 156).

Die folgenden Funde von Hakenkreuzen und Sonnenrädern sollen in Ergänzung zu dem reichhaltigen Aufsatz von E. Fehrle, Das Hakenkreuz (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 8, 1934, 5—38) darlegen, wie verbreitet diese Sonnensinnbilder in den verschiedensten Jahrhunderten in Süd- und Mitteldeutschland sind. Es wird dabei von dem Gedanken ausgegangen, daß für die Volkskunde, insbesondere die Symbolforschung, eine Bestandsaufnahme und genaue Wiedergabe der Sinnbilder ebenso wichtig und notwendig ist wie die Fundberichte für die Vorgeschichte.

Volkskünstlerisch schöne Gestaltungen der Sinnbilder finden wir besonders bei den Holzarbeiten. Die kleine Truhe aus Zirbelholz (Abb. 2) aus Bozen oder Umgebung (jetzt im Volkskunstmuseum zu Innsbruck) zeigt an der Längsseite und auf dem verschiebbaren Deckel Rosetten und Zickzackstreifen in Kerb-

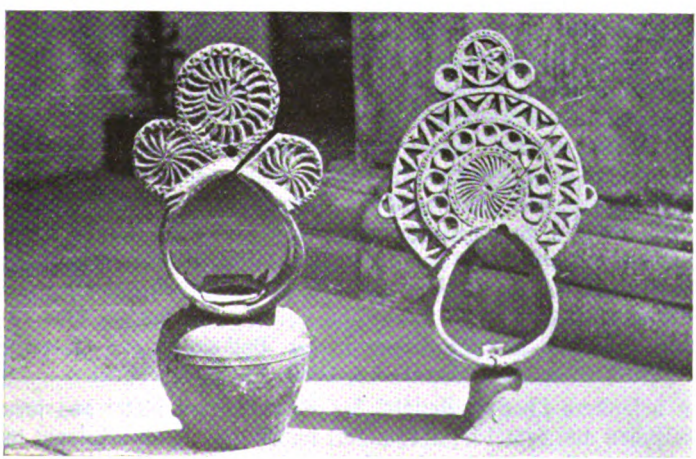


Abb. 3. Glockenbögen aus dem Pustertal im Innsbrucker Volkskunstmuseum.

Digitized by Google

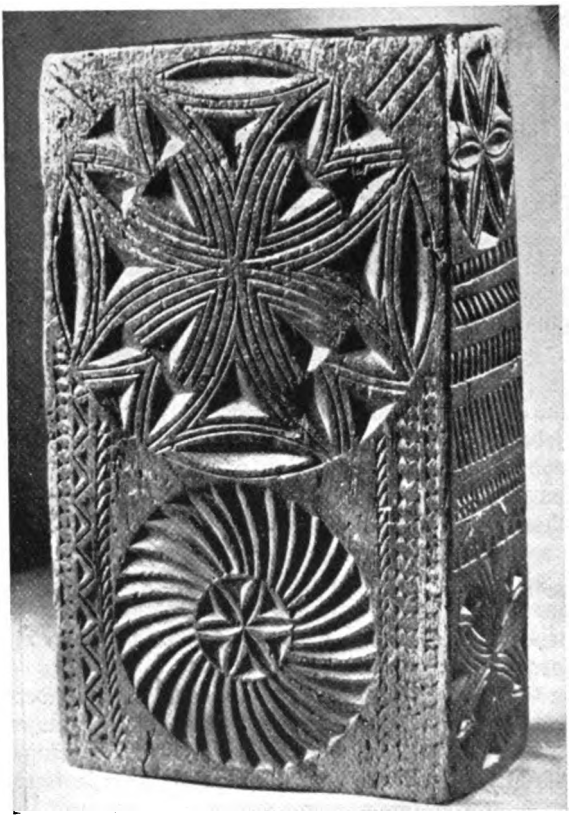


Abb. 4. Minnekäſtchen aus dem 15. Jahrhundert.

Aufn.: Theodor-Zink-Muſeum in Kaiſerslautern.

ſchnitt. Während bei den meiſten Roſetten die Sonne ruhend und ſtrahlend dargeſtellt iſt, iſt bei der linken oberen eine drehende Bewegung, ein Sonnenrad angedeutet. Deutlich ausgeführt ſind die Sonnenräder bei den ſchönen Glockenbögen aus dem Puſtertal (Abb. 3, ebenfalls im Innsbrucker Volkskunſtmuſeum). Es ſind formvollendete Erzeugniſſe der bäuerlichen Schnitzkunſt. Der linke ſtammt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und zeigt das Sonnenrad in einfachſter, aber eindringlichſter Form, die durch die dreifache Wiederholung des Motivs noch geſteigert iſt. Beim größeren Mittelteil iſt es von einem zweiten Strahlenkranz umgeben. Der rechte Glockenbogen zeigt um das Sonnenrad einen Kranz kleinerer Sonnen und einen Strahlenkranz. Weitere ſchöne Sonnenſinnbilder aus Tirol ſind bei F. Herrmann, Vor- und frühgeſchichtliche Formen und Sinnbilder in der Volkskunſt des Oberetſchgebietes (Oberd. Zeitſchrift für Volkskunde 13, 1939, 13 ff.) abgebildet.

Ein beſonders ſchönes Beiſpiel des Sonnenrades bietet das formenreiche Minnekäſtchen aus dem 15. Jahrhundert im Theodor-Zink-Muſeum in Kaiſerslautern (Abb. 4). In der Mitte des Sonnenrades iſt ein anderes Sonnenzeichen, der Sechſerſtern, der auch an der Längsſeite oben ſichtbar iſt.

Digitized by Google

Abb. 5. Süddeutsche Schranktür mit Flachschnitzerei aus dem Jahre 1492 im Bayerischen Nationalmuseum in München.

Abbildung 5 gibt eine Schranktür mit Flachschnitzerei wieder, wie sie vor allem in Süddeutschland bei Weichholzmöbeln verbreitet ist. Sie ist vom Jahre 1492 datiert und befindet sich im Bayerischen Nationalmuseum in München. Von den vier eingeschnitzten Hakenkreuzen sind drei rechtsdrehend und eins linksdrehend. Hervorzuheben ist das Rankenwerk mit den Köpfen, von denen der mittlere oben mit herausgestreckter Zunge als Neidkopf deutlich zu erkennen ist. In dem Nebeneinander von Hakenkreuz und Neidkopf kommt die bannende, abwehrende (apotropäische) Bedeutung klar zum Ausdruck.

Im Heimatmuseum in Butzbach in der Wetterau befindet sich ein schöner oberhessischer Bauernstuhl mit einem Hakenkreuz in der Lehne (Abb. 6). Außerdem ist er mit noch andern Sonnensinnbildern und mit Herzen versehen. In der Form sind barocke Einflüsse unverkennbar, doch läßt sich daraus nichts Näheres über das Alter dieser gediegenen handwerklichen Arbeit ableiten.

Außer am häuslichen Gerät treffen wir die Sinnbilder in besonderer Fülle am Haus an und zwar an bestimmten Stellen. Es sind diejenigen Stellen, die im Volksglauben und Brauch eine besondere Rolle spielen: das Tor, die Tür, das Fenster, der Eckpfosten und der Giebel. In der Gegend von Innsbruck (z. B. in Natters) stößt man öfters auf Haustüren mit zwei sich in entgegengesetzter Richtung drehenden Sonnenwirbeln wie bei der hier wiedergegebenen Tür von Mutters (Abb. 7). Die Art der Ausführung dieser Türen läßt er-

Digitized by Google

kennen, daß es sich um jüngere handwerkliche Arbeiten handelt, denen die kräftige Gestaltungskraft älterer Arbeiten fehlt.

Auffallend reich mit Sinnbildern versehen sind die schönen Hoftore in dem ehemaligen hessischen Amt Hüttenberg, der Gegend zwischen Gießen, Wetzlar und Butzbach. Es sind oft Meisterwerke der Zimmermannskunst. Sie sind in eine kleine Tür für den Personendurchgang und ein großes Hoftor für die Wagendurchfahrt unterteilt, eine Gliederung, die vor allem bei den Toren der Sachsen, Madjaren (Szeklern) und Rumänen in Siebenbürgen anzutreffen ist, an denen oft die gleichen Sinnbilder vorkommen. Ob diese Torform aus der westdeutschen Urheimat der Siebenbürger Sachsen nach Siebenbürgen gekommen ist oder ob sie auf ostgermanische Einflüsse (Gepiden) zurückgeht, ist nicht entschieden. Die Sinnbilder sind vorwiegend an dem quadratischen oder rechteckigen Feld über der Eingangstür angebracht, das oft eine besonders schöne Gestaltung aufweist. Ähnliche Tore der Szekler mit Sonnenrädern, wie das bei Fehrle, a. a. O., S. 8, abgebildete aus dem Dorfe Menyaság, sind in Rugonfalva, Máréfalva, Székely-Udvarhely und Mikháza. Zum Vergleich mit diesen Toren in Siebenbürgen seien hier drei Hüttenberger Tore mit Hakenkreuzen wiedergegeben. Das aus dem Jahre 1712 stammende in Niederkleen (Abb. 8) ist durch eine wuchtige Gestaltung des Feldes über der kleinen Ein-

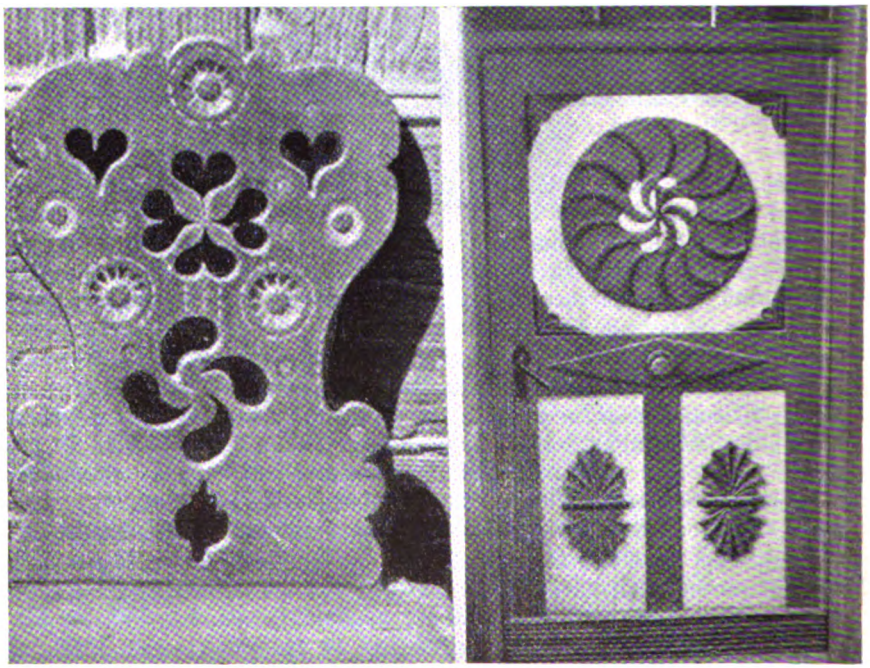


Abb. 6. Oberhessischer Bauernstuhl im Heimatmuseum in Butzbach.
Abb. 7. Haustür in Mutters bei Innsbruck.

Digitized by Google

gangstür gekennzeichnet, während die beiden um etwa 100 Jahre jüngeren Tore in Ebersgöns (Abb. 11) und in Klein-Linden bei Gießen (Abb. 12) zierlichere Formen aufweisen und außer mit Hakenkreuzen auch mit andern Sinnbildern (Herz, Sechsterstern, Raute, Kreuz und Malkreuz) versehen sind.

In einer Tordurchfahrt eines älteren Hauses der im 18. Jahrhundert vorwiegend von Deutschen bewohnten Festungsstadt Peterwardein an der Donau ist im „Oberlicht" ein Hakenkreuz, wobei es sich allerdings um eine recht mittelmäßige Schmiedearbeit handelt (Abb. 13).

In der Sakristeitür der Kirche zu Birthälm in Siebenbürgen befindet sich eine siebenbürgisch-sächsische Einlegearbeit aus dem Jahre 1515 mit einem Hakenkreuz auf dem Kelch (Abb. 14).

An einer Scheuer an der alten Salzstraße zwischen Hall in Tirol und dem Brenner ist bei Matrei der abgebildete Giebel aus dem Jahre 1844 zu sehen (Abb. 16). In den oberen Teilen sind Balkenfügungen, die an die „wilden Männer" und die „Andreaskreuze" des fränkischen Fachwerks erinnern und wohl ebensolche sinnbildliche Bedeutung haben. Außer zwei Hakenkreuzen erkennen wir christliche Sinnbilder: Kelche mit Kreuzen und das Kruzifix. Aus der Häufung dieser Symbole aus den verschiedensten Vorstellungskreisen ist das Bestreben zu erkennen, das Haus auf vielfältige Weise zu weihen und zu sichern, damit alles Unglück und Übel gebannt und ferngehalten werde.

Das Sonnenrad am Hausgiebel (Abb. 15) stammt aus Felsönána, einem deutschen Dorf im Komitat Tolnau (Ungarn), dem von Hessen besiedelten nördlichen Teil der „Schwäbischen Türkei". Auch in dem Nachbardorf Kéty ist ein ähnliches zu finden, wie überhaupt in jenem auslandsdeutschen Siedlungsgebiet Sonnensinnbilder am Hausgiebel, insbesondere Halbsonnen, aber auch Lebensbäume nicht selten sind. Aus Lehm und Mörtel werden sie an die Hauswand gestrichen, öfters sind sie auch farbig bemalt, so daß man lebhaft an das 16. Kapitel der Germania erinnert wird, wo Tacitus von den Germanen sagt, daß sie gewisse Stellen ihrer Häuser mit einer Erdmasse bestreichen, daß es wie Malerei und farbige Zeichnung aussehe.

In Weinheim a. d. B. befindet sich an einem alten Fachwerkhaus unweit des Marktplatzes eine schöne Fensterbrüstung mit drei Gefachen. Das erste enthält ein Sonnenrad, das zweite einen Doppeladler, das dritte (bei Abb. 17 nicht abgebildet) eine Sonne mit einem Gesicht in der Mitte. Auf den Pfosten dazwischen ist ein Wappenschild mit einem Sonnenrad und Buchstaben zu erkennen, dazu die Jahreszahl 1598 und ein sechsspeichiges Rad, auf dem zweiten Pfosten ein Fisch oder eine Schlange, die den Schwanz um ein Sonnenrad schlingt.

Am sogenannten Lindenhaus in Offenthal, Kr. Offenbach a. M., finden wir am Schnittpunkt von Andreaskreuzen zwei Hakenkreuze an einer Fensterbrüstung (Abb. 20). Dieses Fachwerkhaus aus dem Jahre 1671 ist deshalb bemerkenswert, da es am alten Dorfmittelpunkt steht, der Kirche und dem Gasthaus zur „Linde" gegenüber, und daß noch heute hier an Stelle der früheren Dorflinde der Maibaum aufgerichtet wird.

In ähnlicher Weise sind zwei Hakenkreuze in Heidelberg an einer Fensterbrüstung zu sehen und zwar am Erker des Eckhauses Seminarstraße/Grabengasse (Abb. 9). Vier Herzen in Kleeblattform stehen dazwischen. Bis in die

Digitized by Google

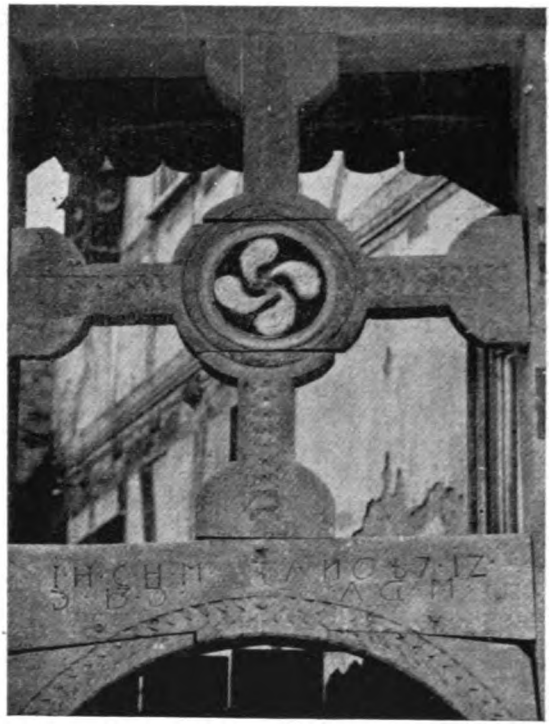


Abb. 8.
Teil eines Hüttenberger Tores in Niederkleen bei Butzbach aus dem Jahre 1712.

Abb. 9.
Fensterbrüstung an einem Hauserker in Heidelberg.

Abb. 10. Türsturz in Hetzbach i. O. mit einem fünfarmigen Sonnenrad.

Digitized by Google

Abb. 11. Hüttenberger Tor in Ebersgöns aus dem Jahre 1810.
Abb. 12. Hüttenberger Tor in Klein-Linden bei Gießen aus dem Jahre 1811.

jüngſte Zeit laſſen ſich ſolche Sonnenräder und Hakenkreuze bei handwerklichen Arbeiten verfolgen, insbeſondere an Türen, Toren und Fenſtern. Abbildung 24 gibt den Grundſtein eines Türrahmens aus Beerfelden im Odenwald wieder. An der gegenüberliegenden Seite der Tür iſt das Gegenſtück dazu. Abb. 25 zeigt einen Schlußſtein eines Türſturzes in Oberheſſen in Lauterbach, wie er vielerorts anzutreffen iſt. Ähnlich, wenn auch barocker in den Formen, iſt der Türſturz an der Mühle in Hetzbach im Odenwald (Abb. 10). Bei Abb. 26 handelt es ſich um ein Sonnenrad in Holz am Fenſterrahmen zwiſchen zwei Fenſtern in Oberbreidenbach im Vogelsberg. Ähnlich wie bei der Fenſterbrüſtung in Weinheim iſt auch hier ein Mal-(Andreas-)kreuz angedeutet, außerdem oben und unten eine Schlingbandverzierung mit fünf Kreiſen (Sonnen).

Reich verſehen mit Sinnbildern ſind die Eckpfoſten des mitteldeutſchen Bauernhauſes. Einzelne Balken des Hauſes, nicht nur die Firſtſäule der germaniſchen Halle, auch die tragenden Eckſtänder und die Schwellen, ſpielen im deutſchen Volksglauben und Brauch ſchon immer eine hervorragende Rolle, was ſicher mit dem indogermaniſchen Baum- und Pfahlkult zuſammenhängt.

Digitized by Google

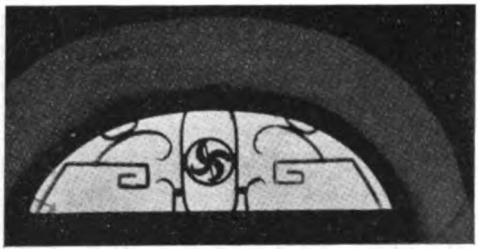


Abb. 13.
Oberlicht mit Hakenkreuz in einer Tordurchfahrt in Peterwardein an der Donau.

Es ist kein Zufall, daß in verschiedenen indogermanischen Sprachen das gleiche Wort für Balken und Gottheit gebraucht wird. Es sei hier nur an das gotische ans erinnert, das zugleich „Ase" und „Balken" bedeutet. Zahlreiche tragende Balken des Fachwerks sind als „wilde Männer"" gestaltet und zwar nicht nur durch die entsprechende Fügung des Fachwerks, sondern oft auch durch figürliche Schnitzereien, die allerdings in der Volksmeinung späterhin häufig aus bestimmten geschichtlichen Erinnerungen heraus anders gedeutet werden, sei es als Schwede, Tilly oder böser Melac. An diesen Eckbalken und Bundpfosten häufen sich geradezu die Sinnbilder. Das Beispiel aus Büttelborn im hessischen Ried (Abb. 22) zeigt den Sechserstern, das Hakenkreuz spiralig verschnörkelt und die Doppelspirale, dazwischen einen Hinweis auf den Erbauer: Petrus Gerlich 1705. Ungefähr aus der gleichen Zeit stammt der Eckständer in Hergershausen, Kr. Dieburg (Hessen). Die Kante ist als Schlangenstab gestaltet, der in einen Neidkopf (oder Sonne?) mündet. Rechts unten ist ein linksdrehendes Hakenkreuz, rechts oben eine vierteilige Linienverzierung etwa in Form einer doppelten Brezel. Links und rechts sind breite verschlungene siebenteilige Bänder. — Eine seltene Fülle von Sinnbildern ist an dem Eckständer des Gasthauses zum „Birnbaum" in der Altstadt zu Mainz

Abb. 14.
Einlegearbeit in der Sakristeitür der Kirche zu Birthälm (Siebenbürgen) aus dem Jahre 1515.

Digitized by Google

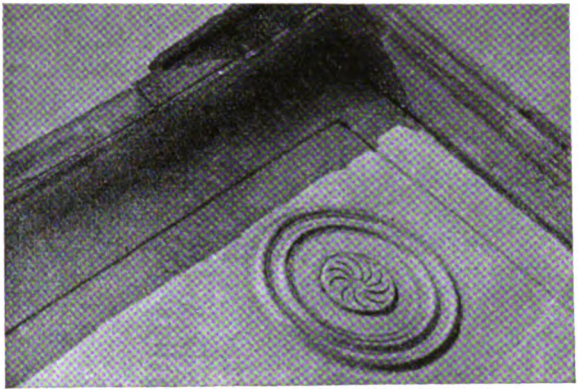


Abb. 15. Hausgiebel in Felsönána, einem deutschen Dorf in Ungarn, mit Sonnenrad.

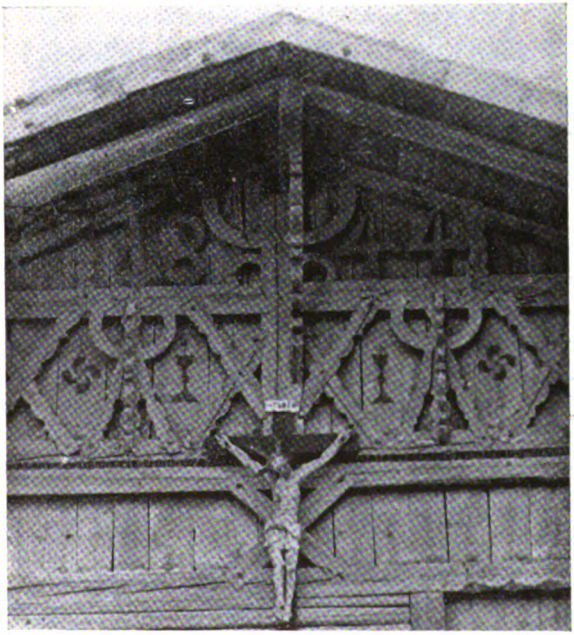


Abb. 16. Giebel einer Scheune bei Matrei am Brenner mit Hakenkreuzen und christlichen Sinnbildern.

aneinandergereiht (Abb. 27). Obenan steht das rechtsdrehende Hakenkreuz, dann folgen sechsstrahlige Blüte bzw. Stern, Sonnenwirbel, Raute, Sonne, drei verschlungene Fische, vierblättriges Kleeblatt und eine aufblühende Pflanze mit der Jahreszahl 1667.

Bei den an der Hauswand angebrachten Wappen und Hauszeichen ist das Hakenkreuz verhältnismäßig selten zu finden. An dem Haus Marktplatz 16 in Marburg a. d. L. (Abb. 30) sehen wir unter einem Fenster als Mittelstück eines

Digitized by Google

Abb. 17. Fensterbrüstung in Weinheim, Bergstraße.

Abb. 18. Fachwerkvorhalle der Kirche in Eudorf (Oberhessen) mit Hakenkreuz und Sonnenrad.

Abb. 19. Brunnenstock in Affolterbach i. O. mit dem Hakenkreuz.

Digitized by Google

Abb. 20. Fenſterbrüſtung am Lindenhaus in Offenthal (Kreis Offenbach a. M.) mit Hakenkreuzen.

Abb. 21. Opferſtock in der Kirche zu Offenthal (Kreis Offenbach a. M.) aus dem Jahre 1682.

Portals ein von Löwen getragenes Wappen mit drei Hakenkreuzen aus dem Jahre 1675, bei denen allerdings der vierte Querbalken fehlt. In den hier nicht wiedergegebenen Verzierungen darüber ſind „Sonnen" zu erkennen. Ein ſchönes Handwerkszeichen eines Metzgers an einem alten Fachwerkbau in der Borngaſſe in Pfungſtadt zeigt in der Mitte oben ein zwar kleines aber deutliches Hakenkreuz aus dem Jahre 1680 (Abb. 29). Ob es ſich bei dem Wap-

Digitized by Google

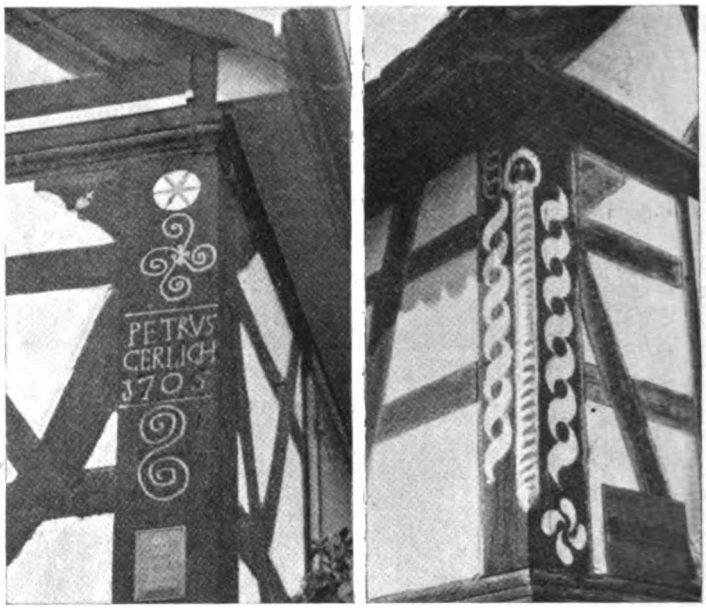


Abb. 22. Eckpfosten in Büttelborn (Kreis Groß-Gerau).
Abb. 23. Eckpfosten aus Hergershausen (Kreis Dieburg).

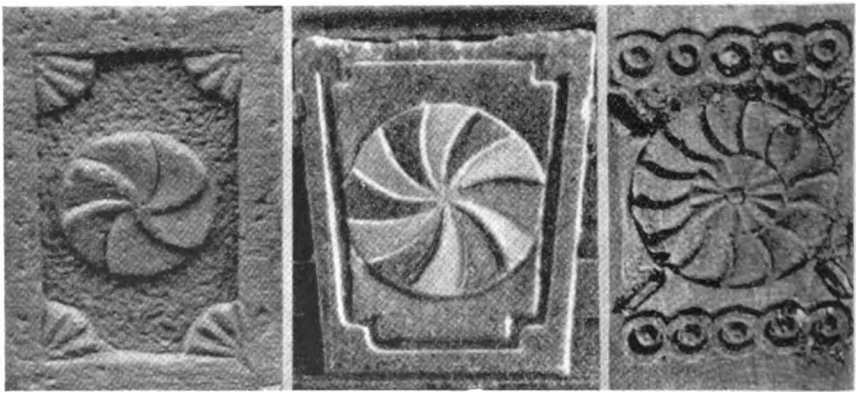


Abb. 24. Teil eines Türrahmens in Beerfelden i. O.
Abb. 25. Schlußstein in Lauterbach (Oberhessen).
Abb. 26. Teil eines Fensterrahmens in Oberbreidenbach (Oberhessen).

Digitized by Google

pen auf dem Grabſtein der Herrgottskirche in Creglingen (Abb. 28) tatſächlich um ein Hakenkreuz handelt, iſt fraglich. Die äußere Form iſt zwar vorhanden, doch wird ſie hier aus zwei ſich kreuzenden Wolfsangeln (Keſſelhaken) entſtanden ſein, die ſich ja oft in Wappen finden. Ähnlich iſt es bezüglich der Entſtehung der Hakenkreuzform bei zwei weiteren Beiſpielen. Bei dem Maueranker in Winkel im Odenwald (Abb. 31) und dem Gitter eines Kellerfenſters in Affolterbach i. O. (Abb. 32) iſt ebenfalls die Hakenkreuzform unverkennbar. Ob aber die Form des Sinnbildes bei der Entſtehung von Anfang an beabſichtigt war, iſt keineswegs ſicher. Sie kann ſich auch ohne weiteres aus der Konſtruktion ergeben haben. Im erſten Fall wird auf dieſe Weiſe die gleichmäßige Druckverteilung auf das Mauerwerk erreicht, im zweiten Falle werden auf die dargeſtellte Art der Abzweigung des Eiſens die Gitterſtäbe möglichſt wenig geſchwächt und der freie Raum doch gut geſperrt.

Abbildung 33 zeigt eine grüne Glasperle mit weißer Glasflußverzierung aus der Merowingerzeit im Bezirksmuſeum in Bad Mergentheim, die in einem fränkiſchen Frauengrab in der oberen Au bei Mergentheim gefunden wurde. Dieſes wohl als Spinnwirtel oder Halsſchmuck verwandte ſchöne Stück hat auf der einen Seite ein rechtsdrehendes Hakenkreuz, auf der andern ein „eiſernes“ Kreuz mit gerundeten Ecken und an der Seite eine Schlangenlinie (vgl. dazu den Fundbericht von E. Koſt, Die Beſiedelung Württembergiſch Frankens in vor- und frühgeſchichtlicher Zeit: Jahrbuch des Hiſtoriſchen Vereins für Württembergiſch Franken, N. F. 17/18, 1936, S. 87). Aus der gleichen Zeit und Gegend findet ſich die Hakenkreuzform auch in Silbertauſchierungen auf eiſernen Gürtelplatten in einem Reihengrab des 7. Jahrhunderts in Edelfingen bei Bad Mergentheim (vgl. E. Koſt, Neue vor- und frühgeſchichtliche Funde 1938 bis 1940 in Württembergiſch Franken, a. a. O., 20/21, 1940, S. 37). Über weitere Hakenkreuz-

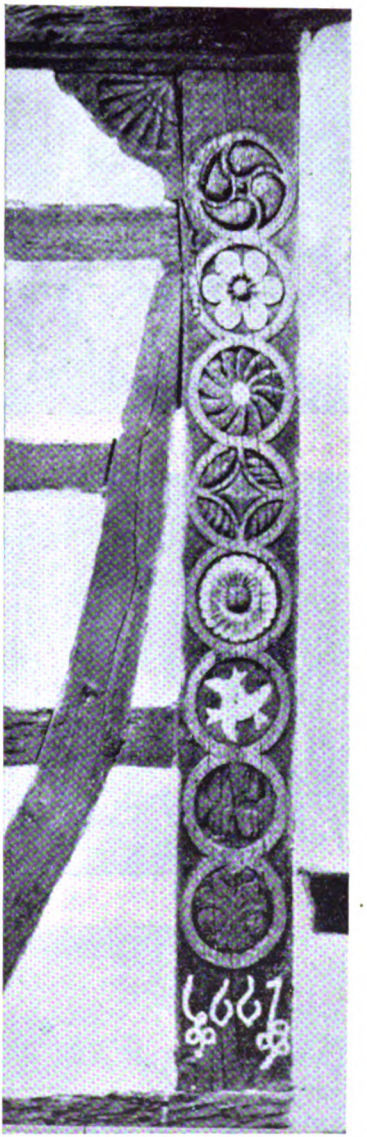


Abb. 27.
Eckpfoſten am Gaſthaus „Zum Birnbaum“ in Mainz mit acht Sinnbildern aus dem Jahre 1667.

Digitized by Google

Abb. 28. Wappen auf einem Grabstein in der Herrgottskirche zu Creglingen.

Abb. 29. Handwerkszeichen eines Metzgers in Pfungstadt.

Abb. 30. Wappen am Haus Marktplatz 16 in Marburg a. d. Lahn.

Digitized by Google

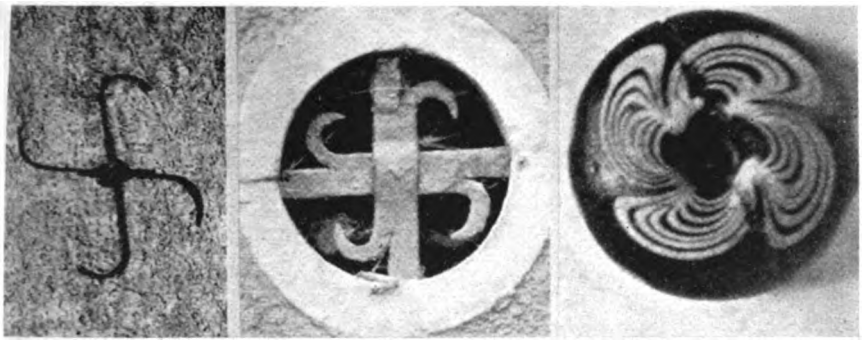


Abb. 31. Maueranker in Winkel i. O.
Abb. 32. Gitter eines Kellerfenſters in Affolterbach i. O.
Abb. 33. Grüne Glasperle mit weißer Glasflußverzierung (Hakenkreuz) aus der Merowingerzeit.

funde aus vor- und frühgeſchichtlicher Zeit berichtet G. Wieſenthal in ſeinem Aufſatz „Sonnenrad und Hakenkreuz in rheinheſſiſchen Bodenfunden" in „Volk und Scholle", 1939, S. 205—210.

In der Kirche zu Offenthal, Kr. Offenbach a. M., ſind an dem Opferſtock aus dem Jahre 1682 (Abb. 21) vier Hakenkreuze reliefartig auf blauem Grunde eingeſchnitzt, drei rechtsdrehend, eins linksdrehend. Das ganze iſt eine ſchöne handwerkliche Arbeit mit einer Blume und einer flammenartigen Bandverzierung auf der Rückſeite. Hakenkreuze in oder an chriſtlichen Kirchen ſind ja nicht allzu ſelten. Neben der oben abgebildeten Sakriſteitür in Birthälm iſt hier die Fachwerkvorhalle der Kirche zu Eudorf, Kr. Alsfeld (Oberheſſen), zu nennen. An den Knaggen des ſchönen Tores iſt dort ein rechtsdrehendes Hakenkreuz und ein fünfſtrahliges Sonnenrad zu ſehen (Abb. 18). Vor allem finden ſich Hakenkreuze auf mittelalterlichen kirchlichen Textilien. Außer den von E. Fehrle, a. a. O., S. 22—25, abgebildeten ſei auf die bei W. Schuhhardt, Weibliche Handwerkskunſt im deutſchen Mittelalter (Berlin 1941) Tafel 6, 31, 34 und 37 wiedergegebenen verwieſen.

Reich an Sinnbildern ſind unſere Gebildbrote, die vielfach älteſte Überlieferung bewahren. Auf einem Odenwälder Anisgebackenen im Odenwaldmuſeum in Darmſtadt (Abb. 36 — die Aufnahme verdanke ich dem Leiter des Muſeums, Herrn Dr. Adolf Müller) — ſteht eine weibliche Geſtalt in altartiger Darſtellung, die durch Schwert und Waage als Juſtitia gekennzeichnet iſt. Es handelt ſich dabei um eine hier wohl nur zufällig ins Juriſtiſche gewandelte Frauengeſtalt mit Sonnenrädern, wie ſie häufig auf Odenwälder Lebkuchen vorkommt, der in der Sage Frau Holle, im Mittwinterbrauchtum das „Chriſtkindchen" entſpricht. — Die Odenwälder Lebkuchenform aus dem „Überwald" (Abb. 34) zeigt eine männliche ſchlafende Geſtalt mit einem Sonnenrad und einer zum Himmel führenden Leiter. Es handelt ſich alſo wohl um eine Dar-

Digitized by Google

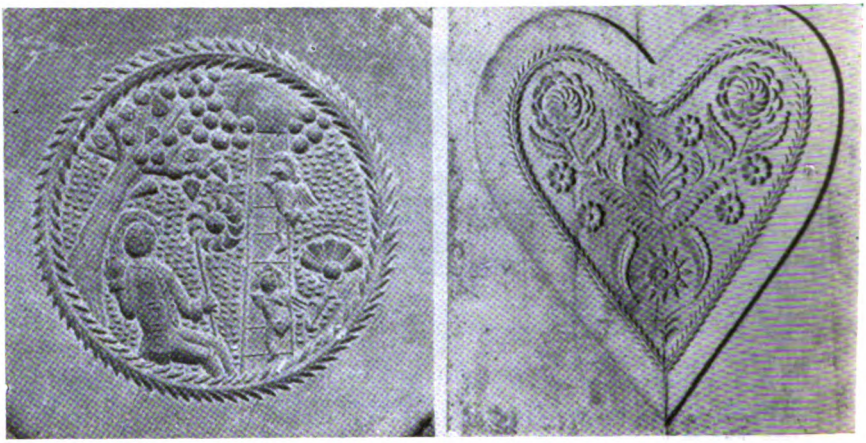


Abb. 34. Odenwälder Lebkuchenform. (Arch. Heimatbund für Hessen und Nassau.)
Aufn.: Dr. H. Winter.
Abb. 35. Odenwälder Lebkuchenform.

Abb. 36. Odenwälder Anisgebackenes.
Aufn.: Odenwald-Museum in Darmstadt.

Digitized by Google

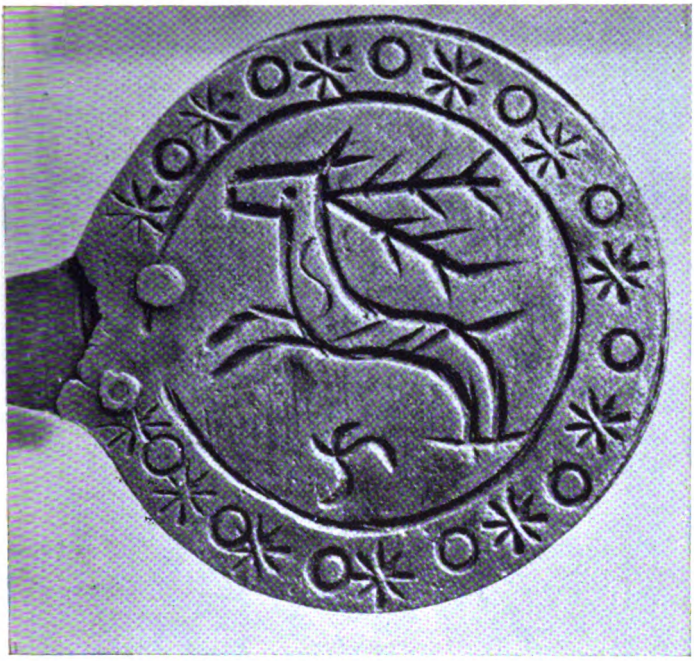


Abb. 37. Scheibe eines Waffeleiſens aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts.
Aufn.: Theodor-Zink-Muſeum in Kaiſerslautern.

ſtellung von Jakobs Traum von der Himmelsleiter, wobei die Verwendung des germaniſchen Heilszeichens bei dem chriſtlichen Stoff bemerkenswert iſt.

Das Odenwälder Lebkuchenherz aus Pfaffen-Beerfurth (Abb. 35) mit Sonnenrädern in den Blumen, wie ſie in der Volkskunſt oft vorkommen, iſt, nach der Ausführung der einzelnen Teile und der Schnitzarbeit zu urteilen, eine recht ſpäte und mittelmäßige Arbeit. Dennoch iſt auch hier das alte Sinnbild weiter überliefert.

Ein unregelmäßiges Hakenkreuz finden wir auf dem ſchönen Waffeleiſen im Theodor-Zink-Muſeum in Kaiſerslautern (Abb. 37). Für die Aufnahme danke ich wie auch für die von Abb. 4 dem Leiter des Muſeums, Herrn Dr. Moos. Es ſtammt aus der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts und iſt doch als eine jener ſchönen „zeitloſen" Geſtaltungen der Volkskunſt anzuſehen, wie ſie aus den verſchiedenſten Zeiten überliefert ſind. Im Mittelpunkt ſteht aber hier nicht das Hakenkreuz, ſondern ein anderes Zeichen, der Hirſch, der mit einem Kranz von Sonnen und Achterſternen umgeben iſt (vgl. dazu K. Th. Weigel, Der Hirſch, zur Verbreitung und Bedeutung eines Sinnbildes: Germanien, 1939, S. 313 ff.).

Wiederholt wurde auf Hakenkreuze in den deutſchen Siedelungen in Südoſteuropa verwieſen (vgl. Abb. 13, 14, 15). Auch bei unſern ſüdoſteuropäiſchen

Digitized by Google

Abb. 38. Trachtenschürze mit Hakenkreuzen und Sonnenrädern aus dem rumänischen Banat aus der Sammlung des Verfassers.
Aufn.: Fr. v. d. Smissen.

Digitized by Google

Abb. 39. Kappe mit Hakenkreuzen aus dem rumäniſchen Banat aus der Sammlung des Verfaſſers.
Aufn.: Fr. v. d. Smiſſen.

Nachbarvölkern ſind die Sonnenzeichen verhältnismäßig häufig zu finden. Hier ſeien noch zwei Beiſpiele aus der Tracht der Rumänen im Banat aus der Sammlung des Verfaſſers wiedergegeben. Abb. 38 zeigt eine bunte Schürze mit Hakenkreuzen und Sonnenrädern, Abb. 39 eine Kappe mit drei Hakenkreuzen und andern Sinnbildern.

Digitized by Google

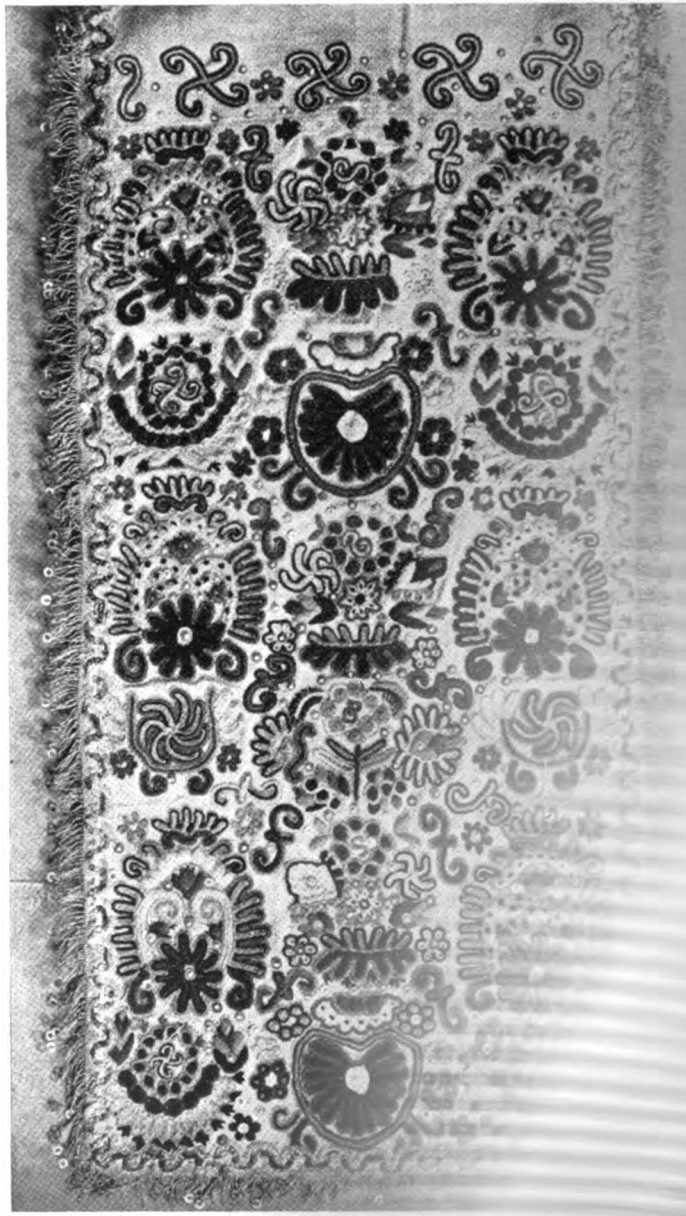


Abb. 38. Trachtenschürze mit Hakenkreuzen
dem rumänischen Banat aus der Sam
Aufn.: Fr. v. d. Smi

Digitized by Google

...festgelegten Stein ge-
...nicht wie an anderen
...m Fasnachtsonntag, son-
...benfeg[1].
...fortgeschleuderte Scheibe
...m Schatz, Mutter, Vater,
...rt der Werfer, er schlage
...in der Richtung, in welcher

...buchs hier angefügt habe, er-
...mers Schwartzenberger, seines
...chöriger.
Prof. Dr. Ernst Christmann.

...erbrannt.

...die Frühlingssonnenwende und an die
...ache. Auch in meiner Heimat Altdorf,
...hundertwende das sogenannte Scheiben-
...Funkensonntag kleine hölzerne Rädchen
...n und dann an einem langen Stecken mit
...aufzuschlagen und hoch im Bogen ins feuchte
...nen zu lassen. Gewöhnlich geschah dies an
...Herre"-Wäldele, das damals noch stand, aber

...egens" erlebten wir Knaben jeweils am Kar-
...iche Kirche nicht bloß das Taufwasser und den
...auch das Feuer neu entbrannt, das aus dem Zu-
...ündet werden soll. In aller Früh wurde nun auf
...legenen Kirche ein kleines Feuer von den Meß-
...acht, auf dessen glühende Holzkohlen dann zu gottes-
...auch gestreut wurde. Hier an diesem Feuer, das von
...wurden auch der Triangel, die Osterkerze und die
...Schon am Tage vorher haben wir Buben uns nach
...½ m langen Holzwalze umgesehen, in die an dem
...des Eisendrahtes oder der Kette eine Kerbe rundum
...das Ganze wie der Rumpf mit dem Kopf einer mensch-
...Holz, der Jud genannt[2], wurde nun im Feuer, über das
...wurde, allseitig angebrannt, so daß es hernach wie ein
...infeger aussah. Dem wurden alsdann die entsprechenden
...lungen zuteil — an den eigentlichen Zweck wurde kaum
...ren von dem verbrannten Juden, den man nun stolz nach
...auf den vielen steinernen Kirchenstaffeln zu sehen und auch
...Wickertsheimer hat die Treppen und die dahinter auf-
...e alte Barockkirche gemalt). Es machte uns wenig Sorge,

...Scheibenschlagens und des Scheibensteges aus dem alemanni-
...s, Deutsche Feste, 4, S. 41.
...chrift 12, 1938, 14.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Vom Scheibenschlagen in Lützelburg (Kr. Saarburg, Lothr.).

Das „Wörterbuch der Deutsch-Lothringischen Mundarten" von M. F. Follmann berichtet auf Seite 445:

„Am Fastnachtssonntag steigen die jungen Lützelburger hinauf zur Burg, um dort ‚Schiwe ze schlage' (= Scheiben zu schlagen). Jeder nimmt einige hundert viereckiger Holztäfelchen mit, die in der Mitte ein daumendickes Loch haben. Diese werden an einem Stock befestigt und glühend gemacht. Dann wird der Stock auf einen Stein geschlagen; die Scheibe löst sich und fliegt, wenn sie gut geschleudert wird, bis auf den gegenüberliegenden Berg. Über diese Volkssitte siehe Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, herausgeg. v. d. hist.-lit. Zweigverein des Vogesenklubs, Straßburg 1885 ff., II, 183; III, 118; IV, 114; V, 152; VI, 165; X, 225; XII, 187; — Els. Wb., II, 388, ‚Schib', 9; Schmeller, Baier. Wb., II, 356, Scheiben treiben oder schlagen."

Der Tag des Brauches ist der Sonntag vor Fasnacht. Träger des Brauches waren bisher die Burschen, die im laufenden Jahr musterungspflichtig wurden. Seit 1941 übernimmt die Hitler-Jugend den Brauch. Doch wurde bisher alljährlich von der Gemeindebehörde der Brauch verboten, weil die fortfliegenden Scheiben einen Brand verursachen könnten. Auch 1941 erfolgte dieses Verbot von seiten des Bürgermeisters, damit die Gemeinde gegen die Gefahr gedeckt war, für etwaige Feuerschäden aufkommen zu müssen. Nichtsdestoweniger ermunterte der Bürgermeister die Hitler-Jugend, den Brauch auszuüben; es ergingen sogar an auswärtige Parteistellen Einladungen, und es besteht die Absicht, künftighin dem Brauch eine besondere Pflege angedeihen zu lassen.

Laut Angabe von Schreiner Schwartzenberger in Lützelburg, der etwa 60 Jahre alt ist, sowie auch seines etwa 25 Jahre alten Sohnes, fertigen sich die Burschen den Stock und die Scheiben selbst an, und zwar werden in der Regel Haselnußstöcke verwendet. Die Scheiben haben eine flache und eine erhabene Seite. Letztere steigt von den vier Rändern nach der Mitte an. Die Scheibe soll so geschleudert werden, daß die flache Seite beim Fluge oben liegt, weil dann die Beschaffenheit der anderen Seite ein Steigen der Scheibe beim Fluge und damit einen weiteren Flug bewirkt, und es ist der Stolz jedes Werfers, möglichst weit zu kommen.

Das Scheibenschlagen spielte und spielt sich bei der Ruine der Burg Lützelburg ab; diese steht auf einem Berg, um welchen sich Straße und Kanal in einem weiten Bogen herumwinden, und auch das Dorf Lützelburg zieht sich in einem gleichen Bogen, doch meist auf der gegenüberliegenden Seite des Flüßchens Zorn um den Berg her. Vom Platz neben der Burgruine aus werden die Scheiben geschleudert. Nachdem sie am Stock befestigt und im Feuer glühend gemacht sind, werden sie zu-

Digitized by Google

nächst mehrmals im Bogen geschwungen, dann auf einen bereitgelegten Stein geschlagen und fortgeschleudert. Man verwendet hier also nicht wie an anderen Orten, wo der Brauch ebenfalls geübt wird, freilich nicht an Fasnachtsonntag, sondern an der Mittsommersonnwende, einen hölzernen Scheibensteg[1].

Noch ein Besonderes konnte ich hier feststellen: jede fortgeschleuderte Scheibe gilt einer dem Werfer nahestehenden Person, also seinem Schatz, Mutter, Vater, Schwester usw.; vor dem Schleudern der Scheibe erklärt der Werfer, er schlage diese Scheibe der X. Y., und dann wirft er sie möglichst in der Richtung, in welcher die genannte Person im Dorf wohnt.

Was ich dem Bericht des Lothringischen Wörterbuchs hier angefügt habe, ermittelte ich durch Befragen des genannten Schreiners Schwartzenberger, seines Sohnes, des Lehrers Fischer und weiterer Dorfangehöriger.

Prof. Dr. Ernst Christmann.

Der Jud' wird verbrannt.

Bekanntlich knüpfen sich vielerorts an die Frühlingssonnenwende und an die Karwoche altgermanische und christliche Bräuche. Auch in meiner Heimat Altdorf, Amt Lahr, kannte man noch vor der Jahrhundertwende das sogenannte Scheibenschlagen, das heißt den Brauch, am Funkensonntag kleine hölzerne Rädchen (Scheiben) am Feuer glühend zu machen und dann an einem langen Stecken mit einem Spruch auf eine Absprungstelle aufzuschlagen und hoch im Bogen ins feuchte Ried bei einbrechender Dunkelheit sausen zu lassen. Gewöhnlich geschah dies an dem Weg nach Wallburg hinter „s'Herre"-Wäldele, das damals noch stand, aber seit einem Menschenalter gerodet ist.

Eine andere Art des „Feuersegens" erlebten wir Knaben jeweils am Karsamstag. Da erneuert die katholische Kirche nicht bloß das Taufwasser und den Weihbrunnen, sondern es wird auch das Feuer neu entbrannt, das aus dem Zusammenschlagen von Steinen entzündet werden soll. In aller Früh wurde nun auf dem Friedhof hinter der hochgelegenen Kirche ein kleines Feuer von den Meßbuben oder dem Mesner angefacht, auf dessen glühende Holzkohlen dann zu gottesdienstlichem Zweck der Weihrauch gestreut wurde. Hier an diesem Feuer, das von dem Geistlichen geweiht wurde, wurden auch der Triangel, die Osterkerze und die neuen Wachskerzen entzündet. Schon am Tage vorher haben wir Buben uns nach einer wadendicken, ungefähr ½ m langen Holzwalze umgesehen, in die an dem einen Ende zur Befestigung des Eisendrahtes oder der Kette eine Kerbe rundum eingeschnitten wurde, so daß das Ganze wie der Rumpf mit dem Kopf einer menschlichen Figur aussah. Dieses Holz, der Jud genannt[2], wurde nun im Feuer, über das der Weihesegen gesprochen wurde, allseitig angebrannt, so daß es hernach wie ein kleiner Neger oder Kaminfeger aussah. Dem wurden alsdann die entsprechenden Benennungen und Liebkosungen zuteil — an den eigentlichen Zweck wurde kaum mehr gedacht. Die Spuren von dem verbrannten Juden, den man nun stolz nach Hause schleppte, waren auf den vielen steinernen Kirchenstaffeln zu sehen und auch auf der Dorfstraße (W. Wickertsheimer hat die Treppen und die dahinter aufragende über 150 Jahre alte Barockkirche gemalt). Es machte uns wenig Sorge,

[1] Abbildung des Scheibenschlagens und des Scheibensteges aus dem alemannischen Gebiet bei Fehrle, Deutsche Feste, 4, S. 41.

[2] Vgl. diese Zeitschrift 12, 1938, 14.

Digitized by Google

wer die verkohlten Treppen wieder rein zu machen hatte. Natürlich hänselten und foppten wir mit dem zu Tod „gemarterten" Juden die gleichalterigen nichtarischen Knaben, die sich dann auf ihre Weise rächten, indem sie vor ihrer Osterfeier hinterm Löwen den „Christ" verbrannten. Dr. Otto Biehler, Mosbach.

Die Schaffer bei der Hochzeit.

Eine Bemerkung zu Eugen Fehrle, Deutsche Hochzeitsbräuche (1937), Seite 17.

Fehrle spricht dort von den Schaffern bei der Hochzeit, d. h. den Männern, die Festleiter sind und allerlei Dienste leisten. Diese Schaffer kenne ich auch aus Rußland in derselben Tätigkeit und mit derselben Bezeichnung. Ich war selber einmal Schaffer in der griech.-kath. (russ.) Kirche. Die Schaffer hatten dort, es war im Jahre 1935, folgende Aufgabe: während der Trauhandlung stehen sie hinter dem Brautpaar. Es gibt Schaffer der Braut und des Bräutigams. Ihre Zahl richtet sich nach der sozialen Stellung des Paares oder deren Eltern und nach der Größe der ganzen Festlichkeit. Ihre Aufgabe ist es, während der Trauhandlung je eine der Kirche gehörende reich geschmückte Krone (vgl. Bild 7 bei Fehrle: norwegische Braut) über den Kopf der Brautleute zu halten. Meistens sind es je zwei oder drei Schaffer, die sich ablösen. Sie könnten die Krone, die sehr schwer ist, nicht während der ganzen Zeit halten. Dr. Wolf Goegginger.

Von Goethe und Grimm zur Heidelberger Plöck.

In Goethes Jugenddrama „Satyros" (I, 16—25) finde ich Verse, die mehrfachen Widerhall wecken:

Ich sah im Frühling ohne Zahl
Blüten und Knospen durch Berg und Tal,
wie alles drängt und alles treibt,
kein Plätzlein ohne Keimlein bleibt.
Da denkt nun gleich der steif' Philister:
Das ist für mich und mein' Geschwister.
Unser Herrgott ist so gnädig heuer;
hätt' ich's doch schon in Fach und Scheuer!
Unser Herrgott spricht: „Aber mir nit so!
Es sollen's ander' auch werden froh!"

Auch das Folgende fesselt heute besonders. Hier sei nur auf das „Plätzlein" hingewiesen, ein bebaubares Stückchen Feld oder Wiese oder Baumland, ein kleiner „Placken", wie er im großen hinter der Heidelberger Plöck zu suchen ist. Vgl. dazu meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift, 14, 1940, 28—36. Das Wort „Placken" kommt nun auch in dem Grimmschen Märchen „Hans heiratet" vor. Der Brautwerber zieht da „verplackte" Hosen an und sagt, sein Vetter, der Freier, habe „nicht weniger Placken" als er. Der Brautvater nimmt an, es seien damit Felder gemeint, und willigt, ohne an Flicken zu denken, in die Heirat ein — überlistet durch unseres Wortes Doppelsinn.

Heidelberg. Albert Becker.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächthold-Stäubli, Bd. 9, Berlin und Leipzig 1938 bis 1941, Walter de Gruyter.

Mit dem 9. Band ist das Handwörterbuch des Aberglaubens beendet. Er enthält die Schlußartikel von Waage bis Zypresse und die Nachträge. Ich nenne einige Artikel, meist größere, um einen Begriff von der Vielseitigkeit dieses Unternehmens zu geben.

Wacholder, Wachstum, Wagen, Wahrheit (hier hätte verwiesen werden müssen auf Max Faßnacht, Die drei Wahrheiten, Eine vergleichende Untersuchung, Bühl 1937), Wahrzeichen, Waldgeister, Walnuß, Walpurga, Wanze, Wäsche und Waschen, Wasser, Wassergeister und anderer Volksglaube, der mit dem Wasser zusammenhängt, wird Sp. 107 bis 200 von mehreren Verfassern eingehend behandelt, Wecken (von Eckstein bearbeitet, der auch die übrigen Gebildbrote behandelt), Weg, Wegerich, Wegewarte, Weide, Weihnachtsgebäck (zu beachten ist Ecksteins Auseinandersetzung mit Höfler), Weihwasser, Wein, weinen (zum 12. Abschnitt vergleiche meine Bemerkung zu Tacitus, Germania in meiner Ausgabe, 3. Auflage, S. 101 f.), weiß (warum wird mit Jehovas weißem Gewand angefangen, wenn man von deutschem „Aberglauben" handelt, warum nicht mit indogermanischen Bräuchen? Der Satz: „Der ursprüngliche Lichtcharakter der weißen Farbe ermöglicht ihre Verwendung als Zauberfarbe" geht von der falschen Voraussetzung aus, daß am Anfang der Zauber stehe. Vom Lichtcharakter aus würde ich zunächst auf Segen- und Feststimmung schließen, erst in letzter Reihe auf Zauber, nicht umgekehrt wie Sp. 341, wo die Bedeutung von weiß als Lichtfarbe aus der apotropäischen Kraft hergeleitet wird. Für verkehrt, mindestens nicht für Religionen aller Völker geltend, halte ich auch den Satz Sp. 343: „Als dann schon früh der apotropäische Charakter der weißen Farbe in Vergessenheit geriet, wurde das reine Lichtgewand zum Festkleid." Bei Hochzeitsbräuchen braucht die symbolische Deutung der weißen Farbe keineswegs, mindestens nicht allgemein, als Verdrängung des apotropäischen Charakters angesehen zu werden (Sp. 346). Ich hätte die erst Sp. 351 erwähnte „positive Kraft der weißen Farbe", die dazu geführt hat, daß „Weiß als Glücksfarbe betrachtet wird", an den Anfang der Erörterung gesetzt und wäre lieber ausgegangen von Tacitus, Germania, X, wo gesagt wird, daß die Germanen beim Loswerfen die Stäbchen über eine weiße Decke (super candidam vestem) ausstreuen, statt von einem siamesischen Spruch, der für deutschen Glauben nichts beweisen kann.)

Weissager (vgl. Propheten im Nachtrag), Weissagung (gelehrte, weit über den Aberglauben hinausführende Arbeit Peuckerts, Sp. 387 bis 441), Weißdorn, Weizen, Weltkriegs-Weissagungen, Wermut, Wespe, Wetterbeschwörung, Wetterbüchlein, Wettergespenst, Wetterkunde (Meteorologie) und ähnliches. Die geschichtliche Erforschung dieser Probleme kann durch genaues Durcharbeiten der griechischen Geoponica in vielen Punkten weitergeführt werden. Denn dieses zusammenfassende

Digitized by Google

Werk über Landwirtschaft wurde im Altertum in mehrere Sprachen, z. B. ins Syrische, Armenische, Persische, Arabische übersetzt und war dadurch wie durch die griechische Ausgabe sehr verbreitet. Später wurde es wieder in mehrere europäische Sprachen übersetzt und liegt vielen unserer Bücher über Landwirtschaft und Bauernglauben zugrunde. Ich habe eine Probe davon gezeigt in meinem Buch: Studien zu den griechischen Geoponikern, Leipzig, Teubner, 1920. Die Untersuchung der Frage, wie weit unser Bauernglaube durch die Geoponica überfremdet worden ist, wäre eine lockende Aufgabe. Auch im Catalogus Codicum Astrologorum ist mancher Stoff für diese Fragen zu finden. — Die meisten Artikel über Wetterglauben sind von Stegemann und sind gute, zuverlässige Arbeiten. Widder, Widerton, Wiedehopf, Wiedergänger, Wiesel, Wil, Wilenstein (dazu vgl. Christmann: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 12, 1938, 49 ff., gegen Schöll's und Becker's Erklärung), Wildschwein, Wind (bei der Frage: Wind-Wildes Heer hätte man eine Auseinandersetzung mit Otto Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, I, 1934, erwartet), Witwe, Woche, Wochentage, Wöchnerin, Wolf, Wolke, Wünschelrute, Wurm, Wurmsegen, Wurst (neben der alten Wurstologia von 1657 siehe jetzt Erich Lißner, Wurstologia oder Es geht um die Wurst, 1939, Frankfurt a. M.), Zaunkönig, Zeit, Ziege, Ziegenbock, Zitrone, Zopfgebäck, Zweikampf, Zwiebel, Zwölften.

Den Schlußartikeln sind zahlreiche Nachträge angefügt. Sie haben eine besondere Paginierung. Ich führe auch hier einige Stichworte an: Flöter als Spukgestalt, Fritschi, eine schweizerische Fasnachtsgestalt, Grimmelshausen, Morgenröte, Morgenstern, Opfer (wichtig ist dabei der Satz Beths: „Es ist bei weitem nicht alles Opfer, was nach Darbringung aussieht", vgl. diese Zeitschrift, 12, 1938, 166 f.), hl. Oswald, Pankratius, Paracelsus (es ist lehrreich zu sehen, wie dieser Mitbegründer moderner Heilkunst stark im Volksglauben seiner Zeit befangen war und wie der Volksglaube andererseits sich um ihn bildete); Propheten deutsche (Aufzählung von Männern und Frauen aus Deutschland und den Nachbarländern, die beim Volke als Propheten angesehen wurden und das Bewußtsein göttlicher Sendung hatten und aus dieser Vorstellung heraus weissagten, nach dem Abc aufgeführt), Rappe, Rasengang (vgl. A. Dieterich, Mutter Erde, 3. Aufl., 1925, 130 f.), Räuber, Reisighaufen, Sack, Salzfaß, Schäfer, Schatten, Schemel, Schere, Schicksalsbaum (Symbol des Lebens einer Familie, Sippe oder einer weiteren Gemeinschaft. Wesentlicher Beitrag zum Problem Lebensbaum), Schiff, Schiffer, Schiffsumzüge (vgl. diese Zeitschrift, 12, 1938, 26 ff.), Schimmel (eine nach mehreren Richtungen anregende und aufschlußreiche Arbeit Stellers. Zu Sp. 171 f. vgl. diese Zeitschrift, 12, 1938, 119 ff.), Schlacht, Schlachtenbaum, Schlachtfeld (dabei sind auch Flurnamen erwähnt, die oft mit Sagen verknüpft sind), Schlachtjungfern, Schlachtvorzeichen, Schmied, Schmiede (zu den Ausführungen über göttliche Personen, die beim Schmied einkehren und zum Beschlagen der Pfaffenköchinnen und zur Altweibermühle, vgl. Hans Fehrle, Die Eligius-Sage, 1938), Schneider, Schnellen, Schöpfung (man dürfte erwarten, daß bei der Behandlung der Entstehung des Menschen aus der Erde, Sp. 278, die germanische Entstehungssage behandelt würde, statt daß man von der Genesis ausgeht. Auch sonst wird die Frage öfters mehr für Ethnologen als für Volkskunder behandelt), Schornstein, Schreiben, Schrift, Geschriebenes (zu Hauszeichen, Sp. 317, vgl. K. K. A. Ruppel, Die Hausmarke, das Symbol der germanischen Sippe, 1939. Sp. 375, Anm. 990, muß es statt „Cic. de divinis" heißen de divinatione, II, 85 f.), Schreiner, Schuhmacher, Schule, Schüler, Schüssel, Sebastian, Hl., Seeschlange, Seide, Seil (hier hätte verwiesen werden können auf das Narrenseil und O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen, I, 301 ff.), Sense, Sichel, Singen, Soldat, Spahn, Speiseopfer (eine längere, gute Arbeit von Eckstein. Zur Percht mit der eisernen Nase vgl. Hans Fehrle, Eligius-Sage), Spiegel, Stall, Sternbilder — Tierkreisbilder (Sp. 596 bis 689, von Stege-

Digitized by Google

mann, dem gründlichen Kenner dieser Vorstellungen, die großenteils aus Antike und Orient zu uns kamen, ebenso wie die von Stegemann, Sp. 689 bis 762, besprochenen Glaubensäußerungen über Sterndeutung. Der Artikel Sterne, Sp. 762 bis 782 zeigt vor allem die deutschen Glaubensvorstellungen über Sterne nach ihrem heutigen Inhalt und Anwendungsbereich), Stube, Teller, Tonne, Verbot, Verbrecher, zum Tode Verurteilter, Wechselbalg, Weihnacht (Sp. 864 bis 968 von Lily Weiser-Aall. Das ausführlichste Nachschlagewerk über Weihnachten mit reichen Schrifttumsangaben und guter Orientierung. Bei Hohwölfle, Sp. 888, Anm. 209, hätte auf den Aufsatz von O. A. Müller in dieser Zeitschrift, 3, 1929, 16 ff. verwiesen werden können), Wilde Frauen und Männer, Zaun, Zaunrütteln, Zimmermann, Zwerge und Riesen (Sp. 1008 bis 1138 von Müller-Bergström. Sp. 1108, Anm. 1546, ist eine Abhandlung von Gerhard über den Tod des großen Pan genannt. Gerhard hat noch zwei weitere Aufsätze über dasselbe Thema geschrieben: Zum Tod des großen Pan in den Wiener Studien, 37, 1915, 323 ff., und: Nochmals zum Tod des großen Pan in Wiener Studien, 38, 1916, 343 ff.). Man vermißt die Behandlung des Riesen im Brauchtum. Vgl. Mössinger in dieser Zeitschrift, 11, 1937, 131 ff., und A. Becker, Riesenhaftes im Brauchtum und Glauben: Oberdeutsche Zeitschrift f. Vk., 13, 1939, 102 ff.

Deutsche Gelehrte haben mit diesem Handwörterbuch der Volkskunde ein wertvolles Werk geschaffen. Allerdings bedauern Volkskunder der verschiedensten Richtung, daß das Werk Handwörterbuch des deutschen *Aberglaubens* heißt. Irreführend ist es auch, wenn man schon die Bezeichnung Aberglauben wählte, im Titel von *deutschem* Aberglauben allein zu reden. Denn das Werk enthält viel mehr. Es behandelt vor allem auch den Volksglauben der außerdeutschen, europäischen Völker, besonders des griechischen und römischen Altertums. Das ist darin begründet, daß von dort her, aus der orientalisch gefärbten Spätantike viel Aberglaube zu uns gekommen ist. Aber auch Glaubensäußerungen fernerstehender orientalischer Völker, besonders der Juden, sind öfters erwähnt und behandelt. Deshalb werden Altphilologen und Orientalisten das Werk mit Nutzen einsehen. Wer davon ausgeht, daß wir als Aberglauben ansehen, was wider den deutschen Glauben geht, kann mit der Bezeichnung des Werkes nicht zufrieden sein. Vgl. Matthes-Ziegler, Aberglaube, eine volkskundliche Wort- und Begriffsbestimmung, 1940, 7 ff., und Beitl, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 41, 1931, 71 ff. Ebensowenig befriedigt der Titel den vom Christentum ausgehenden Forscher, dem es widerstrebt, kirchlichen Beiglauben als Aberglauben bezeichnet zu sehen.

Aberglaube ist ein Begriff, den man nur von einem bestimmten Standpunkt aus, aber nicht so allgemein wie in diesem Handwörterbuch, fassen kann. Deshalb sind von Anfang an von mehreren Seiten Einwände gegen die Bezeichnung des Werkes erhoben worden. Auf der Tagung des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde in Stuttgart im Jahre 1925 habe ich vorgeschlagen, das Werk Handwörterbuch des deutschen Volksglaubens zu nennen. Die dort anwesenden Volkskunder waren großenteils dafür, eine geringe Zahl war dagegen. Der Vorsitzer des Verbandes vertagte die Entscheidung bis zur nächsten Verbandstagung. Diese war 1926 in Kiel. Dort vertrat ich wieder, vor allem zusammen mit Friedrich Pfister, die Bezeichnung Volksglaube. Die Mehrzahl der Forscher war dafür, aber die Entscheidung wurde wieder hinausgeschoben. Sie wurde dann von einem kleinen Kreis herbeigeführt. Der Protest dagegen kam schon nach Erscheinen der ersten Lieferungen. Die Bezeichnung entspricht ohne Frage einer Einstellung zu volkskundlichen Fragen, wie sie eine frühere Zeit vertreten hat, die wir aber — nicht erst seit 1933 — nicht mehr billigen, ebenso der Inhalt. Wir können nicht deutschen Volksglauben durch Parallelen mit den Glaubensäußerungen verschiedenster, uns artfremder Völker, erklären. Durch solche Vergleiche kann man wohl die Struktur

Digitized by Google

religiöser Denkformen untersuchen, aber über den Kulturgehalt dieser Äußerungen nichts sagen. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens ist ein Teil der Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde. Diese aber will deutsches Volkstum erforschen. In solcher Hinsicht ist das Werk kein Auftakt für eine deutsche Volkskunde in dem Sinne, wie wir sie heute auffassen. Es ist vielmehr nach Titel und buntgemischtem Inhalt im wesentlichen Zeugnis der Forschung einer vergangenen Zeit, selbstverständlich nur im ganzen genommen. Denn im einzelnen enthält es viele Arbeiten, die durchaus den Forderungen unserer Zeit entsprechen.

Trotz solcher Mängel ist es für die deutsche Volkskunde wie für Deutschkunde im allgemeinen, für Kulturwissenschaft jeder Art, für Altphilologie, Romanistik, Anglistik, Orientalische Philologie, Religionswissenschaft, für Geschichte der Medizin durch die zahlreichen Artikel über Volksheilkunde, für Botanik und viele andere Wissensgebiete ein wertvolles, ja teilweise fast unentbehrliches Nachschlagewerk. In größeren Bibliotheken all dieser Forschungsgebiete sollte es vorhanden sein. Denn es enthält neben dem in reicher Fülle gesammelten Stoff wertvolle Angaben des einschlägigen Schrifttums und wird im ganzen unserer Forschung ein wichtiges Hilfsmittel sein, das weit über das Gebiet des sogenannten Aberglaubens hinaus Nutzen bringt und fördert. Deshalb empfehle ich es eindringlich.

Matthes Ziegler, **Aberglaube**, eine volkskundliche Wert- und Begriffsbestimmung, Berlin, Stubenrauch, 1940, 52 S.

Diese kleine Schrift ist sehr inhaltsreich und anregend. Sie stellt einen vom völkisch-deutschen Gesichtspunkt aus gesehenen klaren Begriff für das Wort Aberglauben fest, und verfolgt zielsicher von ihrem Ausgang her eine sichtbare Linie, die klärend wirkt neben den vielen verschwommenen Versuchen, das Wort Aberglauben begrifflich festzulegen. Doch das Schriftchen trägt weit über dieses Ziel hinaus bei zur Klärung wesentlicher Aufgaben der Volkskunde und vor allem zur Auseinandersetzung zwischen Christentum und deutschem Volkstum.

Der Deutsche Volkscharakter, eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge, herausgegeben von Martin Wähler, Jena, Eugen Diederichs Verlag, 1937, 559 S.

Dieses große Sammelwerk hat folgenden Inhalt: Wähler spricht zunächst von deutscher Volks- und Stammescharakterologie, ihren Möglichkeiten und ihren Grenzen. Dann werden von verschiedenen Verfassern die Niederdeutschen behandelt, die Niedersachsen von Paul Alpers, die Westfalen von M. Bringemeier, die Friesen von H. Lübbing, die Schleswig-Holsteiner von G. F. Meyer, die Hamburger von H. Freudenthal, die Mecklenburger von H. Witte, die Pommern von R. Holsten. In drei Abschnitten sind die Ostdeutschen dargestellt: Die Märker von R. Mielke, die Berliner von H. Kügler, die Ost- und Westpreußen von K. Blenzak. Die Rheinländer behandelt A. Wrede. Die Mitteldeutschen sind von vier Verfassern geschildert: A. Spamer behandelt die Hessen, M. Wähler die Thüringer, F. Sieber die Sachsen, W. E. Peuckert die Schlesier. Sieben Arbeiten behandeln die Oberdeutschen: J. Dünninger die Mainfranken, H. Bingemer die Frankfurter, A. Lämmle die Schwaben, H. E. Busse die Alemannen, A. Becker die Pfälzer, F. Lüers die Bayern, F. Lüers die Münchener. Die Volksdeutschen (außerhalb des Reiches), die heute aber großenteils zum Reich gehören, werden in folgenden Abschnitten dargestellt: Die Elsässer und Lothringer von W. Kapp, die Tiroler von H. Wopfner, die Österreicher in Salzburg, Ober- und Niederösterreich und dem Burgenland von A. Haberlandt, H. Jungwirth und von L. Schmidt, die Wiener von G. Gugitz, die Steierer von V. v. Geramb, die Kärntner von R. Morro, die Sudetendeutschen von E. Lehmann, die Siebenbürger Sachsen von M. Orend, die Balten von L. Mackensen, die stammliche Gliederung der deutschen Sprachinseln von W. Kuhm, die Bewohner

Digitized by Google

der jungen deutschen Sprachinseln im Ostraum von A. Karasek-Langer, Karpathendeutsche von J. Hanika, die überseedeutschen von H. Kloß.

Wie immer bei einem solchen Sammelwerke, sind die einzelnen Abschnitte nach Art und Wert verschieden. Im ganzen kann das 1937 herausgegebene und durch die Zeitereignisse teilweise überholte Buch empfohlen werden. Die Schilderungen sind großenteils anregend und beruhen auf sachlich einwandfreien Forschungen.

Archiv für Religionswissenschaft, herausgegeben von H. Harmjanz und W. Wüst, Leipzig, Teubner, 36, 2. Heft, 1939.

R. F. Merkel spricht über Christian Wilhelm Flügge, der im Jahre 1797 in Göttingen eine Vorlesung über „Allgemeine und besondere Religionsgeschichte" ankündigte. Flügge war damit der erste Dozent, der an einer deutschen Hochschule dieses Fach lehrte. Flügge will Religionsgeschichte gleichsam wie eine religiöse Geographie behandeln, er behandelt den Volksglauben vom Nationalcharakter aus. Germanisch-nordische Probleme, wie sie Herder und seine Zeit vor allem betonten, sind oft Gegenstand seiner Arbeit. — Mehrfach sind, der vergleichenden Haltung des Archivs entsprechend (vgl. Oberd. Zeitschr. f. V., 14, 1940, 150 f.) in diesem Heft Iran und Griechenland behandelt. Hinweisen möchte ich besonders auf zwei Arbeiten aus dem germanischen Gebiet. Alfred Dieck, Selbsttötung bei den Germanen, und Thede Palm, Der Kult der Naharvalen. Zum Schluß gedenkt R. F. Merkel des verstorbenen Bonner Religionshistorikers Carl Clemen.

Das leibhaftige Liederbuch, herausgebracht von Walter Schmidkunz und seinen Mitarbeitern Karl List und Wastel Fanderl. Gebr. Richters Verlagsanstalt, Erfurt 1938, 478 S.

Leibhaftiges Liederbuch heißt dieser entzückende Band, weil er der sprechende und lachende, singende und tönende Volksmund, das springlebendige, leibhaftige Leben sein will. Er möchte die Seele eines wundervollen deutschen Landes aufschließen, des altbayerischen Landes, dessen Kultur von Alpenluft umweht ist. „Alpenluft hat kein Wort, hat nur ein Klingen — was man nicht sagen kann, muß man halten singen." Diese Worte Roseggers passen vortrefflich an den Anfang des Buches, das das bayerische Leben in allen Lagen gibt. Das Buch enthält: Wiegengsangl und Krippenlieder. I bin der Bauer! Hoamat und Hoamatl, Von der hochen Alm, Jager und Wildschützen, Allerhand Ständ, I bin Soldat — Vallera! Verliabte Gsangl, Halbverheiratete Gsäng, und ganz verheiratete Brummer, Da is was gschehn! Leutl, müaßt's lustig sein! Nahrhafte und genußreiche Brocken, Städtische und halbseidene Gesänge, Abgesang.

Wer das bayerische Volk kennen lernen will, der greife zu diesem Liederbuch, wer in die bayerischen Berge fährt und vorher von Bergluft etwas ahnen möchte, auch er kaufe sich dies Buch, und wer die Berge und die Alpenbewohner schon kennt, für den wird es liebe Erinnerungen bringen, die ihm immer wieder Freude machen, wenn er darin blättert. Die drei Männer, die diese Lieder zusammengestellt haben, sind keine Stubengelehrten, sie haben die Lieder erlebt. Aber alle drei sind wissenschaftlich gut geschult, und so vereinigt dieser Band ernste Forschung und frohes Erleben, inniges Verständnis für das Volk und gute volkskundliche Schulung. Die von Neu beigegebenen Zeichnungen zeigen humorvolles Eingehen auf die Erlebnisse der Lieder und ein treffendes Können. Das Buch wird jedem Menschen, der Sinn für echtes Volkstum und für Humor hat, große Freude bringen und ist für unser wissenschaftliches Schrifttum eine schöne Bereicherung.

O. A. Müller, **Steinach i. K. 1139—1939.** Offenburg i. B., Verlag des Historischen Vereins für Mittelbaden, o. J., 68 S.

Ein Dorfbuch, das man warm begrüßen kann. Müller kennt das Kinzigtal

Digitized by Google

und das Dorf Steinach sehr gut und hat eingehend in Urkunden darüber gearbeitet. Er schildert Lage und Geschichte des Dorfes auf Grund gewissenhafter Studien und langjährigen Erlebens. Sorgfältig sind die Urkunden in Anmerkungen beigefügt. Es wäre wünschenswert, daß wir mehr solcher gediegener Heimatdarstellungen hätten. Dann könnte endlich Kulturgeschichte und Wirtschaftsentwicklung auf Urkunden der Heimatkenntnis aufgebaut werden und wäre weniger von Theorien abhängig. Auch für die Geschichte unseres Brauchtums gibt Müller wertvolle Beiträge.

Giulio Mele, **Gergo di guerra,** Rom 1941, 89 S.

Der an der Zeitschrift „Le Forze Armate" (= Wehrmacht) tätige Major Giulio Mele hat ein für den Kenner der italienischen Sprache sehr anziehendes Büchlein über die Sprache der Soldaten im Kriege herausgebracht, das für das Studium der volkskundlichen Gebräuche Italiens manche Aufschlüsse vermitteln kann. Es unterrichtet über Geist und Haltung des italienischen Soldaten und somit des italienischen Volkes. Das Büchlein ist Raffaele Corso, dem „Meister der italienischen Volkskunde" gewidmet, der selbst ein kurzes Vorwort dazu geschrieben hat. Die einzelnen Ausdrücke sind übersichtlich nach dem Abc geordnet und mit leicht verständlicher Erklärung versehen. Wir begrüßen das Büchlein als Gegenstück zu unseren Arbeiten über Soldatensprache.

Paolo Toschi, **Guida allo studio delle tradizioni popolari.** Edizioni Italiane, Rom 1941, 255 S.

Das Buch setzt sich zum Ziel, methodologische Hinweise für das Studium der Volkskunde Italiens zu geben. Es ist nicht nur eine synthetische Bibliographie, sondern weist auch auf die Hauptprobleme und auf die mit ihnen zusammenhängenden Fragen hin. Zunächst wird der Begriff Volkskunde und die dafür gewählte Bezeichnung „tradizioni popolari" erläutert. Toschi zieht die Bezeichnung „Volksüberlieferungen" den anderen wie Folklore, Demopsychologie, Demologie, Laographie usw. vor. Denn das Wort „tradizioni" = Überlieferungen umfaßt alle Formen dessen, was die geistige Mitgift des Volkes ist, das heilige Erbgut, das in sich aufnimmt und bewahrt, was seinen Lebensnotwendigkeiten und seinem Genius entspricht. Die Volksüberlieferung ist eine ewige geistige Kraft der Gemeinschaft, die jene Formen des praktischen und geistigen Lebens schafft, bewahrt und fortpflanzt, die der Gemeinschaft selbst notwendig und artgemäß sind, während sie gleichzeitig allmählich jene ausmerzt, die tot und überlebt sind. Daß eine derartige Kraft besteht, kann nicht bezweifelt werden. Die Wissenschaft von den Volksüberlieferungen steht in engstem Zusammenhang mit fast allen anderen Wissenschaften, so daß die Volkskunde ebenso Unterstützung und Anregung empfängt von den übrigen Wissenschaften, wie auch ihrerseits diesen Wissenschaften zu gewähren vermag.

Die Volkskunde hat in Italien vom Faschismus und in Deutschland vom Nationalsozialismus die stärksten Anregungen erhalten.

Nach Festlegung des Begriffes Volksüberlieferungen = Volkskunde werden die Untersuchungs- und Arbeitsmethoden behandelt, dann Sitten, Bräuche, Ausdrucksweisen des Volkes in Sprache, Spiel, Musik und Kunst erörtert. Zum Schluß folgt ein Hinweis auf Zeitschriften, Museen und Spezialbibliotheken. Toschi beschränkt sich im wesentlichen auf die italienische wissenschaftliche Literatur, zieht aber auch gelegentlich deutsche, englische und französische Werke hinzu. Hierbei wird es nicht ganz klar, ob Toschi die vielen übrigen nichtitalienischen Werke und Zeitschriften nicht kennt oder ob er sie absichtlich nicht erwähnt hat. Hier wäre eine Erweiterung wünschenswert. Zum Studium der italienischen Volkskunde ist das Büchlein recht nützlich.

Volkswerk, Jahrbuch des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde, 1941, herausgegeben in Verbindung mit der Deutschen Volkskunstkommission und dem

Digitized by Google

Institut für Volkskunstforschung der Universität Berlin von Konrad Hahm, Jena, Eugen Diederichs Verlag, 339 S. und 64 Tafeln, 8,50 RM.

Dieses reichhaltige Buch hat folgenden Inhalt: H. Harmjanz, Gemeinschaft, Sach- und Geistesgüter; A. Spamer, Volkskunstforschung als akademisches Lehrfach; S. Erixon, Volkskunst und Kunstkultur; O. Plaßmann, Das Sinnbild im Märchen; E. Jung, Hammer, Schwert und Speer als Götterbeigaben und Rechtssinnbilder; W. Stief, Das Steinbecken von Wipfra; A. Helbok, Hausforschung auf neuen Wegen; C. Schuchhardt, Die germanische Wurzel des slavischen Rundlings; A. Tsigara-Samurças, Die Säule am rumänischen Bauernhaus, B. Schier, Johann Georg Fischer, ein Meister des Egerländer Fachwerkbaues; J. M. Ritz, Das fränkische Bauernmöbel und die volkstümliche Bemalung von Holzwerk; O. Bramm, Truhentypen; E. Petewa-Filowa, Tier- und Menschenfiguren in der bulgarischen Textilornamentik; W. Schuchhardt, Bilddamaste der deutschen und europäischen Volkskunst; O. A. Erich, Tongefäße in der Milchwirtschaft; N. Michailow, Das Reservistenbild; G. Otto, Figürliche Bienenstöcke im schlesischen Raum; G. Groschopf, Die letzten Bauerntöpfer in Württemberg; E. Petrich, Eine ostfriesische Töpferwerkstatt; W. Stief, Dengelhämmer; F. Blumentritt, Bestandaufnahme alter Werkzeuge; K. Hentschel, Hausfleiß, eine volkskulturelle Aufgabe; O. Nord, Bäuerliches Wehrgerät im Heimatmuseum; O. A. Erich, Museumspflege; K. Hahm, Otto Lehmann zum 75. Geburtstag, Oskar Seifert †, Deutsche Volkskunstkommission; S. Leicht, Italienische Volkskunstkommission; K. Hahm, Institut für Volkskunstforschung; H. Riemer, Über die kulturellen Aufgaben des Deutschen Handwerksinstitutes; O. A. Erich, Neukatalogisierung im Staatlichen Museum für Deutsche Volkskunde; M. v. Grewingk, Staatliches Museum für Deutsche Volkskunde, Bibliothek und Bildarchive im Staatlichen Museum; H. Machunze, Restaurierung bemalter Bauernmöbel; M. Radtke, Das Staatliche Museum für Deutsche Volkskunde als Verwaltungsgebiet; L. Schwarz, Verzeichnis der Veröffentlichungen und Vorträge von Otto Lehmann, Altona; Schriften des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde.

Es würde zu weit führen, wenn ich auf die einzelnen Abhandlungen eingehen wollte. Besonders hinweisen möchte ich auf den Aufsatz von Harmjanz, weil er grundsätzliche Bedeutung hat und beitragen kann zur Klärung des Wesens und der Aufgaben der Volkskunde. Harmjanz behandelt vor allem die Frage nach dem Sinngehalt der volkskundlichen Erscheinungen und deren Beziehung zu ihrem Träger. Er legt dar, daß die Bearbeitung der Volksgüter nicht Selbstzweck ist, sondern nur Mittel, um die Beziehungen von Mensch zu Ding zu klären und damit den Menschen zu erkennen. Dazu ist eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung notwendig. Aus der Behandlung des Verhältnisses zwischen Einzelmensch und der Gemeinschaft führe ich die Sätze an: „Durch die Gemeinschaft entsteht ein nicht Greifbares, Überpersönliches, das dem Menschen gegenübersteht, ihn bestimmt und lenkt und dabei nur durch ihn wieder entstanden ist, durch ihn ständig genährt und geformt wird. Das heißt, diese aus der Vielheit der Einzelwesen geborene Schöpfung des ‚Sozialen' ist zwiefacher Natur, sie steht nicht nur außerhalb und über den zu einer Gemeinsamkeit zusammengeschlossenen Einzelwesen, sondern lebt auch wesentlich in ihnen selbst. Zwischen dem Ganzen und dem Einzelwesen bestehen ständig Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen, die weitgehend Denken und Leben des einzelnen bestimmen, ihm Inhalt, Ziel und Sinn geben, seine Beständigkeit sichern und gewährleisten und die Überlieferung bewahren." Beachtenswert sind die kurzen Ausführungen über Volkskunde und Völkerkunde. Zur Abgrenzung der Volkskunde sagt Hahm: „Es kommt uns nicht auf Sach- oder Wortkunde, auf Bauernkunde an, sondern einzig und allein auf Volkskunde, auf die Kunde vom Volk als einer Wir-Ich-Beziehung und deren inneres Verhältnis zu den Wörtern und Sachen. Dabei fragen wir uns, was die Erscheinungen und Vorstellungen für die

Digitized by Google

Gemeinschaft bedeuten, d. h. welche innere Haltung die Gemeinschaft ihnen gegenüber einnimmt und wie sie sich zu völkischen Werten umsetzen."

Hans Krcal, **Bibliographie der Iglauer Volksinsel 1918—1940:** Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, Jahrgang 4, 2. Heft, Leipzig, Verlag S. Hirzel.

Wer über die Iglauer Volksinsel arbeitet, wird diese Bibliographie willkommen heißen.

Martin Borrmann, **Ostpreußen,** Berichte und Bilder. Berlin, Atlantis Verlag, 1935, 252 S., geb. 3,75 RM.

Der Dichter Borrmann bringt verschiedene Zeugnisse über seine Heimat von der ersten Frühgeschichte bis in unsere Tage. Im Frieden wird es manchen Deutschen locken, Ostpreußen aufzusuchen. Dabei wird ihm dieses Buch zur Reisevorbereitung willkommen sein.

Josef Hanika, **Sudetendeutsche Volkstrachten,** 1. Grundlagen der weiblichen Tracht, Kopftracht und Artung (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, 22. Bd., 1. Teil), Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 1937, 290 S.

Es werden behandelt: Der Zippelpelz, Hemd und Pfeid, Tragmiederrock, Mäntel und Umnehmtücher, Jacke und Janker, Glockenbändel und Borten, Kopfschürze, Trümlein, Kopftuch, Mädchenhaube, Haubenformen. Dann folgt ein großer Abschnitt über die Kopftracht als Wesensschau der Artung. Man wird es begrüßen, daß derartige Fragen gestellt und somit Trachtenforschung und Rassenkunde verbunden werden. Aber überzeugt haben mich Hanikas Ausführungen in diesem Punkte zum großen Teil nicht.

Friedrich Panzer, **Der Deutsche Wortschatz als Spiegel deutschen Wesens und Schicksals,** Köln, Hermann Schaffstein Verlag, 1938, 64 S., brosch. 0,40 RM., geb. 0,80 RM.

Das reichhaltige Büchlein behandelt Wort- und Gebärdensprache, Sprache als Ausdruck rassisch begründeter Weltsicht, Erbwörtliches im Wortschatz, Entlehnungen, Römisches im Wortschatz, den christlichen Wortschatz, den ritterlichen Wortschatz, Humanismus und Verwelschung, Sondersprachen, Hochsprache, Umgangssprache und Mundart, Veränderungen im Wortschatz, Bedeutungswandel, Name und Bedeutung. Panzer gibt uns hier ein kenntnisreiches und zugleich feinsinniges und trotz der kurzen Zusammenfassung keineswegs trocken geschriebenes Büchlein, das ich aufs wärmste sehr vielen Volksgenossen empfehlen möchte.

Das Werden des deutschen Volkes, von der Vielfalt der Stämme zur Einheit der Nation, herausgegeben von Karl Haushofer und Hans Roeseler, mit 145 Bildern, 72 Karten, 569 S., Berlin 1939, Propyläen-Verlag.

Das Buch hat folgenden Inhalt: Paul Zaunert, Der Stammesbegriff in der deutschen Geschichte; Otto Scheel, Das Werden der deutschen Stämme. Von den westgermanischen Völkerschaften zum fränkischen Staat; Georg Schnath, Geschichte und Schicksal der Niedersachsen und Friesen; Erich Keyser, Der deutsche Nordosten von der Elbe bis zur Narwa; Friedrich König, Einheit und Vielgestalt der Franken; Rudolf Kötzschke, Seßhaftigkeit und Stammesneubildung im mitteldeutschen Raum. Vorstoß nach Obersachsen; Fritz Machatscheck, Das Sudetendeutschtum. Landschaft und Siedlung — Rudolf Craemer, Raum und Reich; Will-Erich Peuckert, Schlesien und die Schlesier; Albrecht Haushofer, Der Alpenraum in der deutschen Geschichte; Friedrich Metz, Der deutsche Südwesten; Karl Haushofer, Das Schicksal des altbayerischen Stammes; Rupert von Schumacher, Die Ostmark und der Donauraum; Hans Roeseler, Die Ausbreitung der Deutschen in der Welt.

Dieses wertvolle Buch gibt der Volkskunde und der Geschichte wesentliche An-

Digitized by Google

regungen. Es ist von guten Kennern großzügig geschrieben und übermittelt nicht nur Kenntnisse, sondern regt vor allem zum Weiterarbeiten an. In größeren Büchereien, auch in unseren Schulen, sollte es nicht fehlen. Auch der Einzelforscher wird es gerne bei sich haben und sich immer wieder von ihm anregen lassen.

Volko Freiherr v. Richthofen, **Die Vor- und Frühgeschichtsforschung im neuen Deutschland,** Berlin, Junker & Dünnhaupt Verlag, 1937, 80 S., brosch. 2,80 RM.

Aufgaben und Richtung der Frühgeschichtsforschung werden hier vom völkischen Standpunkt aus gewertet und dargestellt von einem Forscher, der gründliche Kenntnisse in seiner Wissenschaft mit einer guten deutschen Gesinnung verbindet. Von Richthofen fordert mit Recht, daß die Frühgeschichtsforschung weite Kreise unseres Volkes erfassen müsse, sich aber dabei nicht in laienhafte Unwissenschaftlichkeit verlieren dürfte. Was er über Vorgeschichte und Volkskunde sagt, kann in wichtigen Punkten ergänzt werden. Die Bestrebungen, die in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde in dieser Hinsicht mehrfach vertreten sind, werden nicht berücksichtigt.

Liselotte Hofmann, **Der volkskundliche Gehalt der mittelhochdeutschen Epen von 1100 gegen 1250,** Dissertation der Universität München, Zeulenroda/Thür., Bernhard Sporn Verlag, 1939, 144 S., 4,20 RM.

Diese gelehrte Dissertation behandelt das Aussehen des Menschen im Mittelalter und seine rassische Herkunft, die Kleidung, Wohnung, den Volksglauben, Volksbrauch, Volksmedizin, Volks- und Spruchweisheit. Viel Material ist zusammengetragen und erläutert. Jeder Volkskunder wird dafür dankbar sein. Nur vermißt man allerlei Hinweise auf volkskundliche Arbeiten und Gesichtspunkte, durch die Hofmanns Dissertation fraglos an Wert gewonnen hätte.

Richard Schimmrich, **Das Hohnsteiner Handpuppenspiel,** Eugen Diederichs Verlag, Jena 1937, 22 S. mit 32 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers.

Es wird hier dargestellt, wie dies Handpuppenspiel vom alten Volksgut ausgeht und darin verwurzelt ist, wie es dann eigene Wege ging und sich entwickelt hat. Die beigegebenen Bilder sind prächtig. Sie allein verlocken schon, sich dieses Spieles anzunehmen. Tatsächlich fällt jede Anregung, die man auf Grund dieses Buches gibt, auf fruchtbaren Boden. Das Handpuppenspiel, das ja heute viel gepflegt wird, entfernt sich da und dort vom alten volkstümlichen Spiel. Das ist nicht immer ein Fehler. Denn warum sollte es sich nicht selbständig entwickeln? Bei diesem Hohnsteiner Spiel ist volksverwurzelte Überlieferung und volkgebundene Eigenheit in prächtiger Weise vereinigt.

Gustav Hagemann, **Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensburg,** Münster i. W., Verlag Aschendorff, 1931, 284 S., geb. 9,50 RM.

Das Buch will nach der Forschungsart von Schwietering die soziologisch-historische Grundlage eines Dorfes untersuchen. Im ganzen enthält es viel Stoff für die Volkskunde, auch gute Ausführungen, z. B. über die Nachbarschaft, es betont aber einseitig die kirchlichen Gesichtspunkte. Wer z. B. die Ausführungen über Hochzeit liest, wird alles vermissen, was völkische, germanische Eigenart zeigt, während das Kirchliche eingehend geschildert ist. Und gerade hier, wie bei den Nachbarschaften spielt auch vom einseitig soziologisch-historischen Standpunkt aus betrachtet, das germanische Erbe in der Gemeinschaft noch eine große Rolle.

Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte Kärntens, Festgabe für Dr. Martin Wutte zum 60. Geburtstag, mit 4 Abbildungen im Text, 5 Bildertafeln und 1 Stammtafel (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, herausgegeben vom Geschichtsverein für Kärnten, 24. und 25. Jahrgang), Klagenfurth, Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten, 1936, 257 S.

Digitized by Google

Wutte ist bekannt als Verfasser des Buches „Kärntens Freiheitskampf", 1922. Außerdem hat er sich durch Schrift und Wort große Verdienste erworben um die Landeskunde und Geschichte von Kärnten. Mehrere Forscher der Ostmark haben dem Forscher und Kämpfer für den Bestand Kärntens zum 60. Geburtstag eine Reihe von Arbeiten aus seinem Arbeitsgebiet gewidmet: über die Geschichte von Kärnten und seine südlichen Grenzen gegen die Slovenen, über verschiedene Gebiete der Kulturgeschichte, der Münz- und Geldgeschichte, der Heraldik, der Kunstgeschichte. Auch die Volkskunde im engeren Sinne ist mit drei Arbeiten vertreten: Georg Graber, Das Köstenberger Passionsspiel; Oswin Moro, Das Karlbad, ein urtümliches Bauernbad; Josef Schmid, Siedlungsform und Hoftypen auf dem Südostabfall der Saualpe. Gerade heute wird mancher Forscher und Politiker gerne diese gründlichen Arbeiten wieder beiziehen als Unterlagen für die Kenntnis der Geschichte und des Volkstums jenes neuerdings wieder vielgenannten Gebietes.

Herbert Freudenthal, **Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk,** zur volkserzieherischen Sendung der Volkskunde, Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter, 1935, 52 S.

Die Volkskunde ist zwar eine alte Wissenschaft, aber amtlich ist sie neu und muß sich neben ihren längst anerkannten Schwestern behaupten. Es geht ihr in dieser Hinsicht wie in den letzten Jahrzehnten der Erdkunde und der Kunstgeschichte. Nun wird nicht nur in den Kreisen der Fachleute, sondern auch von Laien, vor allem von den Kollegen der anerkannten Wissenschaftsgebiete viel über die Volkskunde und besonders gegen sie geredet und geschrieben. Manche dieser Kritiker, die sie nicht ganz verwerfen wollen, versuchen ihr wenigstens einen anderen Namen zu geben. Ein Teil derer, auch der Forscher, die gegen die Volkskunde schreiben, kennen sie nur aus Büchern, die wir Volkskunder teilweise ablehnen. In einer Zeit, in der wir Volkwerden erleben, wie es Deutschland bisher nie gekannt hat, muß selbstverständlich auch die Wissenschaft vom Volkstum sich wandeln. Wenn unsere Gegner den volkskundlichen Unterricht von heute kennen würden, so müßten sie einsehen, daß das, was die Volkskunde heute lehrt, meist etwas ganz anderes ist als das, was sie in veralteten Handbüchern lesen und ihren Ausführungen zugrundelegen. Ja, vielfach müßten sie sagen: Die Volkskunde lehrt ja heute das, was ich unter einem anderen Namen — öfters einem fremden — fordere — Freudenthals Ausführungen darüber sind lehrreich, wenn auch da und dort einseitig. Die Arbeiten über die Ziele der Volkskunde in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde scheint er nicht zu kennen.

So zum Tanze führ' ich Dich, Deutsches Volksgut im Heimattanz, dargestellt und erläutert von Otto Schmidt, 2. erweiterte Auflage, Stuttgart, Verlag Silberburg, 75 S.

Schmidt sagt S. 5: „In Form, Spiel, Inhalt und Wesen ihres Brauchtums erleben die Menschen einer Volks- und Blutgemeinschaft sich selber, im Brauchtum findet das seelische Baugesetz eines Volkes seinen Ausdruck. Im volkhaften Brauchtum ist in beispielhafter Prägung ein Ewiges eingefangen, dort lebt es und kann immer wieder neu erlebt werden. Und aus dieser Quelle steigt jenes eigenartige, unausweichliche innere Müssen, das unser Handeln bestimmt in den Auseinandersetzungen und Kämpfen des Tages, wurzelnd im Unbewußten und viel stärker als alles bewußte Wollen."

In diesem Sinne wird eine Reihe von Reigen mit Wortlaut, Weise und Spielform veröffentlicht. Schmidt ist sich dessen bewußt, daß er Neues schaffen will, dies aber ohne Bindung an Überlieferung nicht geschehen kann. Möge sein Buch dazu beitragen, daß alte Weisen in unserer Jugend weiterleben und Brauchtum gestalten, das deutsche Art offenbart.

Digitized by Google

Die Idee des Volkes im Schrifttum der deutschen Bewegung von Möser und Herder bis Grimm, herausgegeben von Paul Kluckhohn, Berlin, Junker & Dünnhaupt Verlag, 1934, 226 S.

Es ist lehrreich, zu überblicken, wie in jener großen Zeit deutschen Volkswerdens führende Männer über Volk und Staat, Volk und Menschheit, Volk und Einzelpersönlichkeit und ihr gegenseitiges Verhältnis geurteilt haben. Manchmal glaubt man, Stimmen unserer Zeit zu hören. Man fühlt eine ähnliche Bewegung, wie wir sie heute durchmachen und teilweise hinter uns haben. Ernst Moritz Arndt kennzeichnet den Geist seiner Zeit mit den Worten: „Es war ein junges, schöneres Leben, was seine besseren Schriftsteller angezündet hatten, ein allgemein werdendes Gefühl von dem, was in dem Volke liege und was es wert sei; und daher eine gewisse Annäherung und Hinneigung aller zu allen, wenigstens durch den Sinn; mehr vielleicht, als es je vorher gewesen war. Man fing an, auf den Namen Deutscher, auf deutsche Kunst und Sitte stolz zu werden, und dieser Stolz hätte gewiß ein heiliges, unsichtbares Band um das ganze Volk geschlungen und es endlich zur Einheit der Gesinnung zusammengezogen, wäre nicht die französische Revolution dazwischen gekommen."

Die Auseinandersetzungen mit der französischen Revolution und ihrer störenden Wirkung auf eine schöne, friedliche Entwicklung des deutschen Volkstums wird mehrfach betont in den Predigen Schleiermachers so gut wie bei Wissenschaftern und Dichtern. Kluckhohns Sammlung solcher Äußerungen der Deutschen Bewegung ist außerordentlich lehrreich. Sie zeigt uns, wie führende Männer der Wissenschaft und der Politik „mit glaubensvoller Hingabe, tiefbohrendem Denken und glückhaftem Forschen" um die Volkwerdung Deutschlands sich bemüht haben, wie sie alle das große Ziel im Auge hatten, im einzelnen aber öfters abhängig waren von Gegebenheiten, die dann andere Zeiten, auch die unsrige, ablehnt. Für jeden, der das langsame Werden des deutschen Volkes nach jahrhundertelanger Überfremdung verfolgen will, ist dieses Buch wertvoll und erfreulich. Es wäre gut, wenn weite Kreise unseres Volkes, vor allem auch die Politiker, solche Forschungen kennen würden.

Josef Heer, **Volkslieder aus dem Trierischen und aus Luxemburg** mit Bildern und Weisen, Bilder von Martin Wendgen, Kassel, Bärenreiter-Verlag, 1940, 64 S. 1 RM.

Diese Lieder sind für uns besonders beachtenswert. Denn es sind deutsche Lieder aus einem Grenzstreifen deutschen Volkstums. Wir sehen aus ihnen, wie alte deutsche Art sich treu erhalten hat in Gebieten, die man politisch zu überfremden versucht hat.

Besonderen Wert hat der Herausgeber auf schöne und alte Weisen gelegt. Deshalb enthält das Büchlein manches, was dem Fachmann willkommen sein wird. Es ist nach dem handlichen Format und seiner guten Ausstattung und der geschickten Auswahl seines Inhaltes geeignet, der sangesfrohen Jugend Grundlage zur Wiederbelebung des Volksliedes zu sein. Eugen Fehrle.

Karl Kramer, **Die Dingbeseelung in der germanischen Überlieferung**, Neuer Filser-Verlag, München, Band V der Beiträge zur Volkstumsforschung, herausgegeben von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde in München, 171 S.

Kramers Abhandlung ist, sowenig der Titel das zunächst vermuten läßt, eine politische Arbeit im besten Sinne des Wortes. Sie steht in deutlich ausgesprochener Front (S. 137 ff.) gegen den namentlich in Westeuropa gepflegten, aber auch bei uns noch nicht vollkommen überwundenen Rationalismus. Der Verfasser sucht ein Phänomen zu erhellen, das die Volks- und Völkerkunde nur zu oft einfach mit im Grunde wenig gehaltvollen Schlagworten wie „Animismus", „Präanimismus",

Digitized by Google

... u. a. abtun zu können glaubte, wobei häufig unausgesprochen ... des „aufgeklärten" modernen Menschen das eigentliche ... Forschung war.

... Das Wort „Dingbeseelung" — zum erstenmal ein deutscher ... Bezeichnung des germanisch-deutschen Vorstellens! — deutet das

... Sachlicher Gründlichkeit, reicher Quellenkenntnis und mit Ehrfurcht ... gegenüber an zentralen Stellen des Glaubens und des Brauches auf- ... Haus, dieser Mittelpunkt menschlichen Lebens, reich an oft schon ... Überlieferungen, reich auch an heilig gehaltenem, als belebt vor- ... Gerät, ist der Gegenstand des 1. Kapitels (S. 9 ff.). Motive der Volks- ... und reiche Belege aus der altnordischen Literatur (S. 84 ff.) wer- ... in den zwei folgenden Abschnitten zusammengestellt und gedeutet.

... in der mythologischen Forschung so ist auch hier bei der Motivbetrachtung ... Quellenkunde die erste und oberste Forderung, daß die Gegenstände der ... sprachlichen Bemühungen e r n s t genommen werden (was bekanntlich nicht ... der Fall ist). Die vorliegende Arbeit erfüllt vorbildlich diesen Grundsatz.

Das Schlußkapitel (S. 137 ff.) ist nach der Ausbreitung des vielgestaltigen ... der begrifflichen, philosophischen Auseinandersetzung mit den positivisti- ... Begriffen und einer einläßlichen Interpretation des neuen Terminus „Ding- ... gewidmet. Dabei zeitigt der Verfasser zwei überaus wichtige und weit- ... Ergebnisse:

1. In der Dingbeseelung ist nicht ein Rest primitiver Vorstellungsweise zu ..., der uns (leider!) noch anhaftet, sondern: Die Dingbeseelung ist eine dem ehr- ... naturverbundenen Menschen i m m e r w i e d e r m ö g l i c h e F o r m ... Verhältnisses zur Welt der Dinge. Sie lebt kontinuierlich von der ältesten Zeit ... auf uns Heutige.

2. Diese vom Verfasser aufgedeckte Verhaltensweise den Dingen gegenüber ist ... beschränkt auf eine „primitive Unterschicht" (mit welchem Begriff manche ... gern arbeiteten), sondern sie reicht von „unten" bis „oben" durch das V o l k s g a n z e (S. 146 ff.). Mit klugem Griff zieht der Verfasser auch neueste ... (etwa Weinheber, Carossa, Linke) mit in den Kreis seiner Betrachtung ... 148 ff.). In diesem kleinen Exkurs über die Dichtersprache wird vielleicht mehr ... über Dichtung und Dichter als in mancher n u r ästhetischen Betrachtung.

Eine bedeutende Bereicherung der Arbeit wäre es gewesen — was freilich ... Aufgabe noch Absicht des Verfassers war —, wenn dem letzten (wohl wich- ...) Kapitel noch breiterer Raum gegönnt, wenn das so glücklich g e s c h a u t e ... Phänomen ebenso scharf begrifflich unterbaut und in einen größeren philosophischen ... (Vorsokratiker, Hylozoismus, Giordano Bruno) gestellt worden wäre.

Ein gültiger, unzweideutiger Terminus wurde geprägt und wohl unterbaut. ... Forschung über ähnliche Gegenstände wird auf diesem Buch aufbauen müssen.

Kiel. Dr. Wolfgang Lange.

Brauch und Sinnbild, E u g e n F e h r l e zum 60. Geburtstag gewidmet von seinen Schülern und Freunden. Herausgegeben von F e r d i n a n d H e r r m a n n und W o l f g a n g T r e u t l e i n. Mit 133 Abbildungen, Südwestdeutsche Druck- und Verlagsgesellschaft, Karlsruhe 1940.

Ich habe es bisher vermieden, meine eigenen Bücher in dieser von mir herausgegebenen Zeitschrift durch andere Forscher besprechen zu lassen, sondern habe sie meist selbst angezeigt. Denn ich möchte nicht, daß jemand aus Rücksicht auf mich als Herausgeber vielleicht nicht offen schreibt, was er denkt. Ähnlich geht es mit der Festschrift zu meinem 60. Geburtstag. Wenn ich sie selbst anzeige, kann ich zu-

Digitized by Google

gleich den Herausgebern und Mitarbeitern meinen Dank sagen und Stellung nehmen zu den behandelten Problemen.

Ich danke zunächst den beiden Herausgebern für die Ehrung, die mich sehr gefreut hat. Sie haben ein Thema ausgewählt, an dessen Erforschung mir seit Jahren viel liegt. Denn ich bin überzeugt, daß wir durch Erforschung von Brauch und Sinnbild am besten dem deutschen Volke in die Seele schauen und zugleich viel beitragen können zu einer gesunden Gestaltung unseres Volkstums. Ein Kreis von Fachgenossen verschiedener Richtung hat dies Problem in der Festschrift behandelt. Ich danke allen Mitarbeitern und hoffe, meinen Dank am besten dadurch aussprechen zu können, daß ich Stellung nehme zu den behandelten Fragen und über sie berichte.

Wolfgang Treutlein hat schon vor 1933 mit mir zusammen gearbeitet. Damals im politischen Kampf um deutsche Art und Wissenschaft ist er ebenso treu mit mir gegangen wie nachher. Darum war er auch berufen, meinen Werdegang, der von ihm als dem jüngeren Freunde und Schüler miterlebt war, darzustellen.

Anneliese Jonas war bei mir Assistentin und hat den Sinn meiner Sammlung für Volkskunde und Religionswissenschaft durchschaut und die Sinnlinie richtig gesehen, die durch die volkskundliche Lehrschau läuft: sie hat hinter den Dingen, die uns im Brauchtum oft merkwürdig und fremd anmuten, Darstellungen des Mythos unseres Volkes erkannt.

Anne Bossong, meine langjährige Helferin, hat getreu meinen Werdegang verfolgt und, auch aus entlegensten Quellen, größere und kleinere Arbeiten von mir zusammengestellt. Ich bin dankbar, daß sie auch Zeitungsartikel aufgenommen hat. Denn gerade in Deutschlands schwärzester Zeit habe ich es für notwendig erachtet, mit den volkskundlichen Erkenntnissen hinauszugehen in weitere Kreise und auch in Zeitungen, die der kommenden nationalsozialistischen Bewegung feindlich gegenüber standen, um so Wege ebnen zu helfen für die deutsche Zukunft und Deutschbewußtsein wach zu rufen[1].

Mein alter Studiengenosse und Freund Friedrich Pfister hat in einer tiefgehenden und anregenden Arbeit, „Bild und Sinnbild", Wertvolles beigetragen zur Klärung der Fragen, die sich dem Volkskunder und Religionswissenschafter an den Begriff Sinnbild anschließen, wenn er die Sinnbilder bezeichnet als Erscheinungen einer in ihrer Wirkung erlebten Kraft und als das Ursprüngliche, von dem sie ausgehen, das Leben und das kraftvoll Lebendige annimmt. Sie sind bildliche Darstellung erlebter Wirklichkeit, heilige Erscheinungen. Über das Rad als Sonnensinnbild gehe ich von anderen Voraussetzungen aus als Pfister. Er sagt S. 43: „Ein Sinnbild ist immer ein krafterfülltes, wirksames Bild. Da das Rad auch im Sonnenzauber gebraucht wurde, um die Bewegung der Sonne zu beeinflussen, konnte es auch zum Abbild der Sonne in späterer Zeit werden, — aber das ist nicht ursprünglich — als der Erscheinung, in der sich vor allem die Vorwärtsbewegung verkörperte und die selbst eine kreisrunde Form hat. Denn an sich bedarf die Sonne, die selbst sinnlich schaubar ist, keines Sinnbildes; höchstens kann sie im Bild dargestellt werden." Ich bin überzeugt, daß die Sonnenräder, die Sinnbilder der Sonne sind, nicht unmittelbar von der Sonne genommen wurden, sondern vom heiligen Brauch. Im Vorfrühling, in einer Zeit, wo Winter und Sommer miteinander streiten, macht man im Höhenfeuer kleine Scheiben glühend oder umbindet Wagenräder mit Stroh, wirft und wälzt sie den Berg hinab und spricht dabei das Vertrauen aus, so wie diese Abbilder über die Gemarkung leuchten, so wird die Sonne bald wieder scheinen und wie alle Jahre ihren Segen bringen.

Das ist eine sinnbildliche heilige Handlung, die von der Dorfgemeinschaft und,

[1] Als Ergänzung darf ich nennen: Studien zu den griechischen Geoponikern, 1920; Deutsche Hochzeitsbräuche, 1936.

Digitized by Google

da man auch in anderen Dörfern dieselben Feuer leuchten sieht, weithin von der Volksgemeinschaft erlebt wird und Zuversicht schafft (vgl. Fehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, 1936, 39 ff.). Scheibe und Rad als gegenständliche Unterlagen des Brauches werden dann am Hofeingang, an Truhen, an Brautstühlen, an Wiegen und sonst angebracht, wo man Segen wünscht. Diese Bilder machen aus der Erinnerung die erlebte Gemeinschaftshandlung lebendig und erwecken dasselbe Vertrauen wie sie und lassen die Hoffnungen, die man an sie knüpft, beim Eingang ins Haus, beim Wiegen des Kindes, wenn man ins Bett geht, kurzum Tag für Tag und überall wieder neu entstehen und festigen sie so gut wie ein Christ durch Bilder von Christus und seinem Leiden immer und überall in Demut und Abhängigkeitsgefühl mit dem Heiland sich verbunden fühlt. So tragen diese immer wieder vor Augen tretenden Sinnbilder bei zu einer Lebenshaltung, die beim Germanen von aufrechtem Vertrauen, beim Christen von demütigem sich Beugen unter den Willen Gottes und seiner Gnade getragen ist. Sie sind aber wirksam, oft schon durch ihre Häufigkeit und immerwährende Begegnung, wären in der Volksreligion aber unmöglich ohne das große Erlebnis bei einem Gemeinschaftsfest, beim Germanen dem Feuerrad bzw. dem Scheibenwerfen unter freiem Himmel in einer Vorfrühlingsnacht. Dann wurde durch Anblick von Abbildern der Sonne das Erleben des sinnbildlichen Frühjahrbrauches immer wieder wirksam, wenn auch nicht in voller Stärke, aber es blieb doch durch die dauernde Wiederholung lebendig, bestimmte die seelische Haltung. Insofern ist das Bild mehr als Abbild, es ist Sinnbild, das Kraft und Willen weckt und erhält, und deshalb wirksam. Wenn durch das Bild das Vertrauen zu neuerstehendem und währendem Leben ausgesprochen und geweckt wird, so ist in der Tat das Bild wirksam, die Darstellung erlebter Wirklichkeit. Die Wirkungen der Sonne erlebt der Mensch an jedem schönen Frühlingstag; im Brauchtum wird sie weihevoll vorgeführt und beim gemeinsamen Erleben heilig empfunden. Die sinnbildliche Handlung des Brauchtums ist Ursprung der sinnbildlichen Darstellungen. Wenn durch diese heiliges Gefühl geweckt ist, dann verbinden sich die verschiedensten Vorstellungen mit dem vom Brauch genommenen heiligen Zeichen: Vorwärtsbewegung des Rades, Umlauf, Ring ohne Ende, und verstärken und bestätigen die heiligen Vorstellungen, die der Brauch geweckt hat.

Die Sonnensinnbilder knüpfen also an an den heiligen Brauch, den ich als ursprüngliche Handlung und als heiliges Erleben dessen auffasse, was ein naturverbundener Mensch im Vorfrühling oft erleben kann. Der Brauch ist gleichsam die Weihe und Heiligung und dadurch, daß das ganze Dorf dabei ist, zugleich das heilige und durch das Zusammensein der Volksgenossen gefestigte Gemeinschaftserleben des Vertrauens, das der einzelne bei der Arbeit und bei dem Beobachten der Natur für sich täglich aufnimmt: gleichsam die mythische Erhebung täglichen Frommseins und deutschen Gottvertrauens.

Eine scharfe Scheidung zwischen Sinnbild und Analogiehandlung, wie Pfister sie S. 45 vorschlägt, entspricht mehr dem Willen gedanklicher Scheidung als dem religiösen Erleben: sinnbildliche Handlung und Darstellung und Analogiebrauch sind, an Willen und Wirkungen gemessen, oft nicht zu trennen. Beide können vom Leben ausgehen und Kraft zuführen. Es ist aber nicht so oder braucht mindestens nicht immer so zu sein oder gewesen zu sein, als ob etwa der Schlag mit der Lebensrute durch eine Art Zauberwirkung Kraft zuführe. Aus dem Vertrauen, das an die heilige Handlung gebunden ist, entsteht die Kraft.

Neben Pfisters Arbeit gibt Ferdinand Herrmann in seinem Aufsatz „Brauch und Sinnbild im Bereich volkskundlich-ethnologischer Fragestellung" einen guten Beitrag zur Klärung der Begriffe Sinnbild und Symbol und der Aufgaben der Volkskunde und Ethnologie. Die Volkskunde hat das Wesenhafte eines Volkes zu erforschen. Also gehört sie zu den Wissenschaften, die den Unterbau des

Digitized by Google

Gesamtwissenschaftsgebäudes legen. Ähnliche Grundsätze gelten für die Ethnologie, wie sie Herrman m. E. richtig auffaßt, im Gegensatz zu manchen Forschern, denen Ethnologie hauptsächlich von einer Vergleichung „primitiver" Völker ausgeht — nur stellt Ethnologie nicht die völkisch-politische Aufgabe wie die Volkskunde, indem sie nicht nur die Art eines Volkes in seinem Wesen und seiner Beständigkeit im Wandel der Zeiten herausstellt, sondern Völkerarten vergleichend untersucht. Dabei darf man aber, wie Herrmann richtig darstellt, nicht von konstruierten Entwicklungsvorstellungen, sondern muß von einem Volke ausgehen, dessen Art man erlebt hat. Herrmann wendet sich gegen den Mißbrauch von Begriffen wie prälogisch, die in Volkskunde und Ethnologie vor allem von jüdischen Forschern entwickelt wurden. Dann geht er S. 55 ff. über zur Besprechung der Begriffe Symbol und symbolisch[2] einerseits und Sinnbild andererseits. Symbol ist ihm der weitere Begriff. Er umfaßt die Handlung und die Wiedergabe der Handlung durch das Bild. Diese Scheidung können wir auch mit dem deutschen Wort machen. Der Brauch ist eine sinnbildliche Handlung, das Bild ist die sinnbildliche Wiedergabe. In beiden Fällen kann ich statt sinnbildlich symbolisch setzen. Mir will die Unterscheidung willkürlich erscheinen. Ich habe den Eindruck, daß sie teilweise hervorgeht aus der Tatsache, daß Sinnbild ein durchsichtiges deutsches Wort ist: ein Bild, das einen Sinn vermittelt. Symbol dagegen ist für die meisten Menschen ein undurchsichtiger Begriff, mit dem sich gewisse unbestimmte Vorstellungen verbinden können. Wenn wir das Wort Sinnbild in diesem ursprünglichen Sinne nüchtern nehmen, dann umfaßt es nicht alles, was man vielfach unter Symbol versteht. Aber gerade auch Herrmann sagt S. 55: Das Bild der Gottheit ist die Gottheit, und verweist darauf, daß ein Bild eine Gottheit bzw. eine Handlung „wiedergibt". Schon unsere Sprache sagt in diesem Wort, daß wir Bild und Zeichen auch in dem Sinne nehmen können wie das griechische Wort Symbol — das übrigens seinem Ursprung nach sehr sachlich ist —. Ich sehe die Notwendigkeit einer Scheidung zwischen Symbol und Sinnbild nicht ein. Sie ist im Objekt nicht begründet, sondern rein subjektiv: ein Rad kann für einen nüchternen Menschen einfach ein Abbild der Sonne sein, für einen Menschen, der den Radbrauch bei Frühlingsfeuern mitgemacht hat, verbindet sich damit ein bestimmter Sinn, für einen Menschen, der tiefer religiös veranlagt ist, kann das Bild die Handlung lebendig machen und sein Herz ergreifen. Wann fängt das Zeichen an, heiliges Symbol zu werden? Werden wir, je nach Wirkung, verschiedene Benennungen für das Zeichen einführen? Mir scheint das deutsche Wort Sinnbild zu genügen. Meines Erachtens kann es überall wie Symbol gebraucht werden, vor allem, wenn wir bedenken, daß ein heiliges Bild nicht nur gedanklich, sondern auch seelisch „wiedergeben" kann, was es darstellt.

Paula Adelmann, die Verfasserin des Buches: Das Mieder in der Volkstracht des Oberrheins (1939) zeigt, wie Sinnbilder der Schwarzwälder Heimat bei den Alemannen, die nach Saderlach im Banat ausgewandert sind, weiterleben.

Josef Blau, der gute Kenner der Böhmerwälder Volkskunde, erzählt lehrreich von Sinnbildern des Brauchtums und Rechtslebens aus Böhmen.

Raffaelo Corso, einer der führenden Volkskunder in Italien, berichtet über mythische, symbolische und realistische Sinnzeichen in der italienischen Volkskunst.

Siegfried Harding, der längere Zeit bei mir Assistent war und dann nach Braunschweig ging und jetzt das Braunschweigische Landesmuseum volkskundlich betreut und die Neuaufstellung ausgezeichnet durchgeführt hat, macht Mitteilungen darüber und legt dabei den Sinn und die Art eines Volkskundemuseums dar.

[2] Wenn er neben dem Begriff Symbol das Wort Ekstase als „brauchbar und trefflich" anführt, so möchte ich für die deutsche Volkskunde feststellen, daß es mehr Verwirrung als Klärung gebracht hat und lieber weggelassen worden wäre. Vergleiche diese Zeitschrift 12, 1938, 65.

Digitized by Google

Otto Höfler bespricht die beiden Symbole auf den Scaliger-Gräbern in Verona: Leiter und Hund. Die Wissenschaft hat viele Vermutungen angestellt über den Namen des Größten der Scaliger, Congrande I., d. i. canis magnus, der große Hund. Das Hundebild haben die Scaliger auch in ihrem Wappen und sonst mehrfach auf ihren Denkmälern. Es muß für sie ein Symbol gewesen sein, auf das die Familie stolz war. Dante hat es in seiner göttlichen Komödie als ehrfurchtgebietendes Wahrzeichen gefeiert. Höfler sucht im Anschluß an Much den Ursprung dieses Symbols der Familie Scaliger in oder bei Verona, der Heimat der Scaliger, und führt es auf Vorstellungen der Langobarden zurück, auf die germanischen Hundingas, die cynocephali, d. h. Hundsköpfe. Diese werden von Höfler den Wölflingen, Bärenkriegern (Berserkern), den Trinkelstieren und anderen Kriegern zur Seite gestellt, deren Kampfzorn besonders hervorgehoben wird, und auf das Brauchtum zurückgeführt, d. h. auf verwandlungskultische Vorstellungen, die vielfach im germanischen Gebiet nachgewiesen sind und in Symbolen und Namen einzelner führender Familien sich erhalten haben. In späterer Zeit werden solche Symbole mehrfach zu Attributen. Höflers Zurückführung von Namen und Sinnbildern der Familie Scaliger auf ein kampfesmutiges Tier ist m. E. unter allen Erklärungsversuchen der Wahrzeichen dieser Familie die am meisten einleuchtende und entspricht durchaus germanischem Empfinden. Wem seine Beweisführung nicht lückenlos erscheinen sollte, der wird mindestens die Richtung der Forschung und die Fragestellung begrüßen. Schon der Versuch, den Ursprung einer der berühmtesten nordikalischen Familien auf germanische Ahnen und ihre religiösen Vorstellungen zurückzuführen, ist zu begrüßen. Es wäre wünschenswert, daß der Forschung auf verschiedenen Arbeitsgebieten die ernste und geschichtlich bedeutende Arbeit Höflers Anlaß zu weiteren Untersuchungen gäbe. Die Treppe als Wahrzeichen des Hauses della Scala führt Höfler auf die Bestattung des Langobardenkönigs Alboin unter der Treppe an seinem Palast zurück und erinnert an die Bestattung unter der Schwelle.

Richard Hünnerkopf behandelt die Hohnstangen und Hohnzeichen als Sinnbilder. Er geht von Berichten der Sagas aus. Auf einer Neidstange wird ein Roßhaupt befestigt. Auf die Stange werden Runen eingeritzt. Das Roßhaupt schaut nach dem Feind. Statt des Pferdehauptes kann auch das Bild eines Manneshauptes auf der Stange angebracht werden oder Hohnbilder. All das gilt als schmähliche Beschimpfung. Hünnerkopf stellt fest, daß es zwei Entwicklungsstufen der Hohnstange in der Saga gibt: 1. Die schadenbringende Wirkung durch Zauber. 2. Die Beschimpfung. Bei der Untersuchung der Gegenstände kommt er zum Ergebnis, daß diese ursprünglich segenbringend waren und erst im Verlauf der Zeit zum Schadenzauber verwendet wurden. Beide Möglichkeiten der Entwicklung, ebenso die Beschimpfung lassen sich am besten erklären aus der sinnbildlichen Verwendung dieser Gegenstände, die am Anfang steht. Ich würde dann allerdings die Entwicklungslinien teilweise anders ziehen als Hünnerkopf. Er behandelt z. B. den Strohwisch auf Hohnstangen, daran anschließend das Stroh im Brauchtum und betont richtig die doppelte Verwendung: einerseits ist das unfruchtbare Stroh Zeichen von Tod, Winter und Beschimpfung, andererseits weist es auf das fruchtbare Getreide und ist als solches Zeichen des Lebens und der Ehre. Ich würde diese letztere Bedeutung nicht als die ursprüngliche bezeichnen, sondern halte, von der Anschauung des Strohes als Sinnbild ausgehend, beide Vorstellungsreihen, je nach dem Ausgangspunkt der Anschauung und des Erlebens, für gleichberechtigt und ursprünglich. Allerdings sind sie im Verlauf der Zeiten öfters ineinander übergegangen, besonders als die Bräuche nicht mehr in ihrem Ursinn verstanden, aber noch beibehalten waren.

(Fortsetzung folgt.) Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Friedrich Stieve, **Vom Volksstamm zum Volksstaat,** ein Überblick über den politischen Werdegang der Deutschen. Frankfurt a. M., Verlag Moritz Diesterweg, 1937, 99 S.

Wenn wir heute die deutschen Stämme und den deutschen Staat überblicken, so achten wir wenig auf die Herrscherhäuser, durch die einzelne Länder früher in ihrem Umfang und teilweise auch in ihrer Geltung wesentlich beeinflußt worden sind, sondern wir betrachten die Stämme als Mitglieder des deutschen Volkstums, mit ihren gesamtgermanischen Eigenschaften und ihren Eigenarten, die in den Urvorstellungen übereinstimmen, mit der Zeit aber Verschiedenheiten aufweisen. Da wir eine gemein-germanische Sprache, gemein-germanische Sitten und Bräuche haben und die Tatsache vorliegt, daß auch die ältesten Schriften der Griechen und Römer über die Germanen unsere Vorfahren völkisch als eine Einheit gesehen haben, wenn sie auch staatlich damals nicht geeint waren, so müssen wir ein einheitliches germanisches Volkstum voraussetzen. Wenn Stieve, S. 11, sagt: „Von einem gesamtgermanischen Bewußtsein als dem eines einheitlichen Volkes kann nicht die Rede sein", so muß ich ihm hier widersprechen. Ich bin überzeugt, daß in irgendeiner Zeit, vielleicht in der germanischen Bronzezeit, diese Einheit weitgehend durchgeführt war. Ebenso ist später das Bewußtsein der Einheit des Volkstums vorhanden, wenn auch die Stämme stark auseinander strömten. Die Tatsache, daß aus den Stämmen wieder der einheitliche Staat geworden ist, ist ja schließlich nur verständlich aus dem Einheitsbewußtsein des Volkstums. Dieses Werden wird von Stieve gut dargestellt und bis in die neueste Zeit verfolgt.

Wilhelm Peßler, **Deutsche Volkstumsgeographie,** mit 21 Karten. Braunschweig, Verlag Georg Westermann, 1931, 108 S.

Wilhelm Peßler, **Volkstumsgeographie als Allgemeingut,** eine Aufgabe des niedersächsischen Volkstumsmuseums. Hannover, Verlag des niedersächsischen Volkstumsmuseums, 1938, 56 S. mit einem Anhang von 14 Seiten Karten und 8 Seiten Bildern auf Tafeln.

Peßler ist der erfolgreichste Vorkämpfer für die Verbindung von Geographie und Volkskunde. Diese beiden Schriften sind für das Zusammenarbeiten der beiden Wissenschaften richtungweisend und jedem Volkskunder zu empfehlen.

Mathilde Jung, **Eine Landschaft kocht,** ein pfälzisches Küchenbrevier (Saarpfälzische Schriftenreihe: Vom Rhein zur Saar, herausgeg. von Hermann Moos). Westmark-Verlag, Ludwigshafen a. Rh.-Saarbrücken, 1941, 108 S.

Wir haben hier ein fröhlich geschriebenes Pfälzer Kochbuch, das praktische Winke zum Kochen mit vielen kulturgeschichtlichen Einblicken in das Leben der Pfälzer gibt und deshalb nicht nur unseren Hausfrauen, sondern auch dem Volkskundeforscher empfohlen werden kann. Schöne Holzschnitte von Rolf Müller schmücken das Buch.

Brauch und Glaube, Weinholds Schriften zur deutschen Volkskunde, herausgegeben von Carl Pueßfeld, 176 S., mit Bildnis Weinholds. Gießen, Verlag Emil Roth, kart. 3,90 RM., geb. 4,50 RM.

Man wird es allgemein begrüßen, daß kleinere Aufsätze von Weinhold, der zu den Bahnbrechern der neuen Volkskunde gehört, durch diese Veröffentlichung leicht zugänglich gemacht werden. Es sind folgende Arbeiten Weinholds: Was heißt Volkskunde? Im Anfang war der Winter. Das deutsche Weihnachtsfest. Wettläufe als Kulthandlungen. Göttliches Wasser. Vom hl. Ulrich. Verwandlung des Geschlechts. Rituale Nacktheit. Dem Leben zurückgegeben. Die mystische Neun. Die Kraft im Stabe. Germanen ziehen ins Feld. Die Macht des Friedens. Der Geist des altdeutschen Hauses. Frau Zucht. Abenteuer in der Arktis.

Digitized by Google

Über manches denken wir heute in der Volkskunde anders als seinerzeit Weinhold. Und doch wird es jeder Forscher begrüßen, die Arbeiten dieses großen Gelehrten in einem handlichen Band beisammen zu haben.

Max Gottschald, **Die deutschen Personennamen** (Sammlung Göschen, Bd. 422). Berlin, Walter de Gruyter, 1940, 134 S., 1,62 RM.

Das reichhaltige Büchlein handelt von altdeutschen Namen, dann von kirchlichen und literarischen Benennungen, bringt dann Familien- und Taufnamen und Benennungen nach Wohnstätte, Herkunft, Stand und Beruf, Übernamen, Satznamen, Humanistennamen, Entdeutschungen, Namen aus fremden Sprachen, Vornamen und geht zum Schluß ein auf Namenwandel, Namendeutung, Namenkunde und Familienforschung. Willkommen ist das am Schluß angeführte ausführliche Verzeichnis der behandelten Familiennamen.

Georg Buchwald, **Volkskundliches bei Luther.** Köln, Verlag H. Schaffstein, 1936, 66 S., geb. 0,80 RM., kart. 0,40 RM.

Diese treffliche Übersicht zeigt, wie sehr Luther im deutschen Volkstum verwurzelt war. Ein gutgeordnetes Inhaltsverzeichnis und Quellennachweise machen das Büchlein auch für die Forschung wertvoll.

Friedrich von Klocke, **Westfalen und der deutsche Osten vom 12. bis 20. Jahrhundert.** Münster i. Westf., Universitätsbuchhandlung Franz Coppenrath, 1940, 135 S.

Wir erfahren aus diesem Buch, das auf gründlichem Wissen aufgebaut ist, wie sehr die Westfalen sich um den deutschen Osten verdient gemacht haben. Darüber hinaus ist das Buch für alle Deutschen ein Beweis dafür, daß Westen und Osten unseres Vaterlandes durch alle Jahrhunderte innig verbunden waren. Das gute Büchlein ist reich geschmückt mit schönen Bildern.

Hermann Wenzel und Bruno Ketelsen, **Flur, Dorf und Haus im Grenzkirchspiel Medelby,** mit einem Beitrag von Broder Grandt und Zeichnungen von Theodor Petersen, mit 34 Plänen und Abbildungen im Text und 3 Karten im Anhang. (Schriften zur Volksforschung Schleswig-Holsteins, Veröffentlichungen des Instituts für Volks- und Landesforschung an der Universität Kiel, herausgegeben von Otto Scheel, Bd. 5.) Flensburg, Verlag Heimat und Erbe, 1940, 136 S.

Geschichte und Volkskunde gehen auf vielen Wegen zusammen oder wo sie getrennt marschieren, haben sie wenigstens dasselbe Ziel. Längst hat man eingesehen, daß die Hausforschung von der Dorfforschung nicht zu trennen ist. Denn das Haus des Bauern ist nur zu verstehen als ein Teil des Dorfes. Das Dorf aber können wir wieder nur in Verbindung mit der Flur im ganzen in seinen geschichtlichen Werten begreifen. Diese Forschungsrichtungen sind in diesem gediegenen Buche sehr gut verbunden. Für Flurnamenforschung und Volkskunde bietet es viel Stoff und Anregung.

Karl Schulte-Kemminghausen, **Mundart und Hochsprache in Norddeutschland.** Neumünster, Verlag Karl Wachholtz, 1939, 122 S., 6 RM.

Das Buch ist in folgende Abschnitte gegliedert: Das Hochdeutsche in Norddeutschland. Die Verteidiger der Muttersprache. Die Wissenschaft. Die Vorkämpfer für die Hochsprache. Das 19. Jahrhundert. Der heutige Stand des Plattdeutschen in Westfalen. Wesen und Wert der Mundart. Schulte-Kemminghausen ist von der Universität Münster mit der Pflege und der Forschung der plattdeutschen Mundart beauftragt. Er ist einer der tüchtigsten Forscher auf diesem Gebiet und hat zudem allezeit ein warmes Herz gehabt für das Volk und Land seines Forschungsbereiches. Sprachgeschichte, Mundartforschung und Volkskunde werden dieses gründliche Buch wärmstens begrüßen.

Digitized by Google

Adolf Helbok, **Deutsche Siedlung, Wesen, Ausbreitung und Sinn.** (Volk, Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen, herausgegeben von Kurt Wagner.) Halle, Verlag Max Niemeyer, 1938, 228 S., 73 Abbildungen auf Tafeln.

Das Buch hat folgenden Inhalt: 1. Die Grundlage: Wort und Wesen, die Siedlungsformen (Dorf, Stadt, Flecken, Geschichte der Siedlungsformenlehre), örtliche Methode der Siedlungsforschung, Siedlungsform als Ausdruck volkhaften Gemeinschaftslebens, die Siedlungslandschaft als Sinnbild von Blut und Boden und die landschaftliche Methode. 2. Landschaftsschau deutschen Siedelns: Niederdeutschland, Mitteldeutschland, Süddeutschland, Alpendeutschland, die auslandsdeutschen Volksgruppen. 3. Rückblick und Ausschau: Der Werdegang des deutschen Lebensraumes als volksbiologisches Problem. Der Werdegang des volkshaften Lebensraumes als Problem der Lebensform des Volkes. Ein Namenweiser und ein Sachweiser erleichtern die wissenschaftliche Benutzung des Buches.

In vielen Einzelarbeiten hat Helbok sich als gründlicher Kenner auf diesem Gebiete unserer Wissenschaft ausgewiesen. Die Zusammenfassung, die hier vorliegt, ist wertvoll und nach vielen Richtungen anregend.

Hermann Hienz, **Quellen zur Volks- und Heimatkunde der Siebenbürger Sachsen.** (Beiträge zur Kenntnis des Deutschtums in Rumänien, herausgegeben von Rudolf Spek, Bd. 1.) Leipzig, Verlag S. Hirzl, 1940, 301 S.

Diese Arbeit ist gedacht als eine stofflich geordnete, übersichtliche Zusammenfassung der gesamten wissenschaftlichen — wissenschaftlich im allerweitesten Sinne des Wortes — Literatur, soweit sich diese auf die Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen des siebenbürgisch-sächsischen Volkes, auch in seinen Beziehungen zu seiner andersprachigen Umgebung, bezieht. Der Stoff ist in 16 Abschnitten gegeben: Vor- und Frühgeschichte, das Land und seine Bewohner — Statistik, Name, Herkunft und Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen, spätere Zuwanderungen, Ab- und Auswanderungen, untergegangene Siedlungen, allgemeine und politische Geschichte, Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, Wehr- und Kriegsgeschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde, wirtschaftliches Leben, kirchliches Leben, Volksbildung und Schulwesen — Jugendpflege und Jugendbewegung, wissenschaftliches Leben — Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte — Zeitungen, Zeitschriften und Kalender, künstlerisches Leben, Gesundheitswesen und Wohlfahrtspflege, Vereinswesen. Dann werden in Sonderabschnitten behandelt: 1. die Sieben Stühle und die angrenzenden deutschen Ansiedlungen auf Komitatsboden, 2. die Zwei Stühle und die angrenzenden deutschen Ansiedlungen auf Komitatsboden, 3. der Grundstädter Distrikt und die angrenzenden deutschen Ansiedlungen auf Komitatsboden, 4. der Bistritzer Distrikt und die deutschen Ansiedlungen auf Komitatsboden im Norden Siebenbürgens. Zum Schluß folgt ein Verzeichnis der Einzelortschaften und der Verfasser der angeführten Schriften.

Diese Zusammenstellung will dem zünftigen Wissenschafter dienen, vor allem aber auch dem gebildeten einheimischen Nichtfachmann, der sich zur Beschäftigung mit siebenbürgisch-sächsischer Volks- und Heimatkunde hingezogen fühlt, die Möglichkeit bieten, sich auch selbständig und selbsttätig über den engeren und engsten Kreis seiner Heimat genauer unterrichten zu können. Ohne Frage wird das Deutschtum im Ausland heute mehr und anders behandelt als bisher. Deshalb werden weite Kreise der Auslandsdeutschen und im Inneren des Reiches für diese eingehende Zusammenstellung sehr dankbar sein.

Walther Mitzka, **Deutsche Fischervolkskunde.** Neumünster, Karl Wachholtz Verlag, 1940, 126 S.

Das Buch gliedert sich in folgende zwölf Abschnitte: Die Eigenart des Fischerberufes, Tierkunde des Fischers, Wetter- und Gewässerkunde, Fanggerät, die

Digitized by Google

Arbeitstracht, das Fischerhaus, Volksrecht, Sitte und Brauch, Fischersprache, Volkserzählungen, Lied und Spruch, benutztes Schrifttum, Bilderverzeichnis. Auf einer Karte sind dann die Hauptarten des deutschen Fischerbootes und Arten des Ruderns verzeichnet. Wer einmal die Freude hatte, mit Mitzka irgendwo, ganz gleich ob am Neckar oder an der Nordsee in der Nähe des Wassers zu wandern, der weiß, mit wieviel Freude und innerer Anteilnahme, aber auch mit welch großer Sachkenntnis Mitzka sein Arbeitsgebiet betreut und behandelt. Er weiß sprachlich ebensogut Auskunft wie über die Formen der Kähne und aller am Wasser verwendeten Gebrauchsgegenstände, über die Schiffer- und Fischerbräuche, kurz über das ganze Leben, das sich am Wasser abspielt. Vieles von diesem reichen Wissen und Können und von diesem innigen Erleben, ist in seinem Buche wiedergegeben. Deshalb kann man diese Arbeit bezeichnen als eine der erfreulichsten, zuverlässigsten und ergebnisreichsten Bücher der Volkskunde aus den letzten Jahren.

Otto Lauffer, **Singvögel als Hausgenossen im deutschen Glauben und Brauch.** Berlin, Walther de Gruyter, 1939, 77 S.

Lauffer behandelt den Vogelruf und seine Deutungen, Stubenvögel in der deutschen Kulturgeschichte, deutsche Stubenvögel im Volksbrauch der Gegenwart, die Hauptarten der deutschen Stubenvögel. Dem Kanarienvogel ist ein besonderer Abschnitt gewidmet. Aus dem ganzen Buch hat man den Eindruck, daß der Verfasser aus Liebe zu den Vögeln diese Arbeit schrieb. Sie ist liebenswürdig und schön zu lesen, und doch spürt man überall den Gelehrten, der wissenschaftlich darstellt. Das zeigt sich zum Schluß des Buches in der Angabe des Schrifttums und in zahlreichen Anmerkungen. Das Buch kann also weiten Kreisen, vor allem allen Vogelliebhabern, wärmstens empfohlen werden, füllt aber auch in unserem wissenschaftlichen Schrifttum eine vielfach empfundene Lücke sehr gut aus.

Gau Bayerische Ostmark, Land, Volk und Geschichte, mit 128 Zeichnungen, Kartenskizzen und Schnitten und 120 Lichtbildern, bearbeitet von Hans Scherzer in Verbindung mit Otto Berninger, Werner Emmerich, Ch. Eschbach, E. v. Guttenberg, Fr. Maurer, E. Otremba, C. Scherzer, F. H. Schmidt, Fr. Stroh. Zeichnerische Ausgestaltung C. Scherzer, München, Deutscher Volksverlag, 1940, 527 S.

Der erste Abschnitt dieses umfassenden Buches handelt von Geologie, Landschaftskunde und Pflanzengeographie, der zweite von Wirtschaft und Verkehr, der dritte vom geschichtlichen Werden des Gaugebietes, der vierte bringt Beiträge zur Volkskunde des Gaues Bayerische Ostmark, zum Schluß folgen Beispiele praktischer Auswertung und Anwendung für die Schularbeit an Hand von Wandtafelzeichnungen. Der Abschnitt über Volkskunde enthält folgende Unterabteilungen: Übersicht über die Mundarten von Spessart und Rhön bis zum Böhmer Wald, die Volkssprache, die Flurnamen in ihrer Bedeutung für die Heimatkunde, volkstümliche Überlieferung im Saggut, bodenständiges Brauchtum als Bewahrer arteigener Überlieferung, die stamm- und landschaftsgebundenen Hausformen in Dorf und Stadt, bodenständige Volks- und Handwerkskunst. Die beigegebenen Bilder sind gut. Im ganzen muß das Buch als trefflicher Führer anerkannt werden. Vielfach sind die neuesten Forschungen gut verarbeitet, nur da und dort ist Veraltetes stehen geblieben, wenn z. B. S. 367 Karneval noch von carrus navalis hergeleitet wird. Vgl. dazu Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 12, 1938, 26 ff. Die Herleitung von Kirmes aus Kürweihe, S. 389, ist sprachlich und sachlich unbegründet und unmöglich.

Fritz Mielert, **Deutsches Ahnengut im Westfalenland.** München, Heger-Verlag (Verlag der ärztlichen Rundschau), o. J., 159 S.

Das Buch gliedert sich in die Abschnitte: Die Gegner, fest hielten sie am alten Brauch, die fernen Ahnen, Wert der alten Kultur, das große Heiligtum, Wall-

Digitized by Google

burgen, wo Druden weilten, Opferstätten und heilige Quellen (vgl. dazu meine Warnung im 12. Jahrgang der Oberdt. Zeitschr. f. Volkskd., 1938, S. 166 f.), Götterschicksale, entschwundene Schönheit, Naturentfremdung, Hünen und Zwerge, geheimnisreiche Berge, Wittekind, Wittekindburgen, Hunnen im alten Soest?, spätere Volksgut und Besinnung, wie Karl den Sieg errang, westfälische Art, die Birkenbaumsage, die Landschaften, was noch kommen muß, erhaltenes Kulturgut. Die Arbeit Mielerts ist gutem deutschem Empfinden entsprungen. Er klagt mit Recht darüber, daß man lange Zeit deutsche Eigenart und Frühgeschichte viel zu wenig erforscht habe, während unsere Wissenschaft über die Geschichte anderer Völker längst Bescheid wußte. Die Fragestellung in seiner Arbeit kann auch im ganzen bejaht werden. Wir müssen uns fragen, ob in Sagen, in Ortsnamen, in Bräuchen und sonst in Denkmälern, die uns durch die Sprache oder in Stein gegeben sind, irgendwelche Reste der Kultur unserer germanischen Vorfahren weiterleben. Wenn Mielert S. 20 feststellt, man habe sich bisher für die Erforschung unserer Frühgeschichte mit dem begnügt, was der Römer Tacitus sagte, so ist das in doppelter Hinsicht nicht richtig. Schon seit Jahrhunderten wird Frühgeschichte auch nach anderen Quellen erforscht. Aber vieles wäre besser als es noch im Anfang unserer Zeit war, wenn man sich ernstlich und sachlich mit Tacitus beschäftigt hätte. Denn dort steht schon sehr viel zum Ruhme unserer Vorfahren. Es muß als beschämend für die deutsche Geschichtsschreibung bezeichnet werden, daß sie lange Zeit die hohe Ethik, die Tacitus bei den Germanen voraussetzte, nicht anerkannte.

Hinter manches, was Mielert ausführt, wird man ein Fragezeichen machen. Was er von germanischen Druden und Göttern mitteilt, ist teilweise beliebig aus irgendwelchen Sagen rekonstruiert, aber nicht bewiesen. Bei vielen Problemen hat man den Eindruck, daß er die neueste Forschung, die in germanische Frühzeit zurückführt, gar nicht kennt, siehe z. B. bei seinen Ausführungen über die weißen Frauen. Vgl. dazu mein Buch Deutsche Feste und Jahresbräuche, 4. Aufl., S. 13 f., und das dazu angeführte Schrifttum. Zu viele Vorstellungen führt der Verfasser auf germanische Götter zurück. Unser Volksglaube und Brauch ist nicht so sehr mit germanischen Göttervorstellungen verbunden, wie Mielert annimmt. Wohl kommen wir überall auf germanische Haltung und germanischen Glauben zurück. Die Verbindung vieler Glaubensvorstellungen mit Göttern war aber nicht ursprünglich und vielfach nur zeitweilig vorhanden. Die Götter gehörten einer gewissen Zeit und Kultur an. Die Haltung, die dem Glauben zugrundeliegt, aber ist blutgebunden. Drum ist sie geblieben, auch in christlicher Zeit, als die Götter längst geschwunden waren. Das Weiterleben der Götter in einem „niedrigen" Bereich von Dämonen, Spukgestalten und Teufeln, wohin sie christliche Missionare verwiesen haben, ist nicht so wesentlich für die Erkenntnis unserer Frühzeit, wie der Nachweis germanischer Haltung in unserem Brauchtum und Saggut.

Volk erzählt, Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke, mit 7 Bildtafeln und 1 Karte, gesammelt und herausgegeben von Gottfried Henssen. Münster i. W., Verlag Aschendorf, 1935, 408 S., kart. 8 RM., geb. 9,75 RM. (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde, 3. Reihe, herausgegeben von Karl Schulte-Kemminghausen.)

Nach einer lehrreichen Einleitung, in der Henssen von seinem Sammelgebiet von den Erzählern und vom Aufnehmen der Erzählungen spricht, bringt er in drei großen Abschnitten mundartlich getreu, was er aus der mündlichen Volksüberlieferung des Münsterlandes zu berichten weiß. Die Sagen erzählen von Nachtmahr, Werwolf, Hexen, Schwarzkünstlern, Freimaurern, Teufeln, von Schätzen und Irrlichtern, weißen Frauen, Zwergen, Kobolden, Hünen, Wiedergängern und sonstigem Spuk und von Vorstellungen, die sich an Orte und geschichtliche Ereignisse anschließen. Die Märchen und Legenden sind gegliedert in Ursprungsmärchen, Tier-

Digitized by Google

märchen, Zaubermärchen, novellenartige Märchen, Räuber- und Diebesgeschichten, Rätselmärchen, Scherzmärchen, Schwankmärchen, vom geprellten Teufel und in eigentliche Legenden. In den Schwänken und Schnurren wird erzählt vom Till Eulenspiegel, vom Alten Fritz und seinem Kreis, von Beckumer Anschlägen, von Ehepaaren, Frauen, Mädchen und Männern, von Pfarrern, Küstern und Kirchen. Dann folgt allerlei Spott, dann Lügengeschichten, Schnurren und Anekdoten und zum Schluß werden hundert Schwanksprüche aus dem Münsterlande in Mundart angeführt. Die Gewährsleute sind genau genannt. In Anmerkungen gibt Henssen wertvolle Hinweise für den Forscher. Ein Wortverzeichnis mit Erklärung ist für alle Leser, denen die münsterländische Mundart fremd ist, willkommen. Dieses eingehende und gründlich durchgearbeitete Buch ist für viele Gebiete der Volkskunde äußerst wertvoll. Auch die Mundartforschung bekommt gute Anregungen.

Mark. Luther, **Wider die Jüden,** 400 Jahre deutschen Ringens gegen jüdische Fremdherrschaft von E. V. von Rudolf. München, Deutscher Volksverlag, 1940, 151 S., geb. 3,50 RM.

Es ist sehr dankenswert, daß der Tractat von den Jüden und ihren Lügen, den Luther kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg geschrieben hat, dem deutschen Volke heute, wo der Kampf gegen das Judentum stärker denn je entbrannt ist, wieder zugänglich gemacht wird. Schärfer als damals von Luther ist die Niederträchtigkeit des Judentums wohl kaum einmal dargestellt worden. Luthers Kampf gegen die Juden ist aber nur eine Einzelerscheinung, die in der ganzen deutschen Geschichte hunderte von Parallelen hat. Hoffentlich werden auch manche Leute bei uns und im Ausland durch Veröffentlichung solcher Schriften einsehen, daß der Kampf gegen das Judentum nicht heute willkürlich geführt wird, sondern daß deutsche Männer zu allen Zeiten eingesehen haben, wie schlimm deutsches Volkstum durch dieses uns artfremde Schmarotzervolk gefährdet war.

Erziehung im Großdeutschen Reich, eine Überschau über ihre Ziele, Wege und Einrichtungen von Ministerialrat Dr. Rudolf Benze, Gesamtleiter des Deutschen Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht. Frankfurt a. M., Verlag Moritz Diesterweg, 1939, 111 S.

Nach Angabe der Erziehungsvoraussetzungen spricht Benze von der nationalsozialistischen Erziehung und zwar in Hinsicht auf die Bildung des Einzelmenschen, wie auf das Heranbilden zum einsatzbereiten Gemeinschaftsglied. Eingehend werden dann die Erziehungseinrichtungen des Staates vom Kinderhort bis zur Hochschule und zum Wehrdienst besprochen, dann die verschiedenen Organisationen der Partei und die ihr angeschlossenen Verbände. Ein 3. Abschnitt bespricht den Erzieher im Staat und in der Partei. Eingehende Angaben über das Schrifttum sind beigefügt. Das Buch gibt einen guten Überblick über die deutschen Erziehungsfragen, ihre Grundsätze und ihre Organisation.

Alb. Pfleiderer, **Das kulturgeschichtliche Bild der Hallertau,** des bedeutendsten deutschen Hopfenbaugebiets, insbesondere des Bezirks Mainburg, mit 17 Zeichnungen und 11 Lichtbildern (Erdgeschichtliche und landeskundliche Abhandlungen aus Schwaben und Franken, herausgegeben von E. Hennig, C. Uhlig und G. Wagner, Heft 22). Oehringen, Verlag der Hohenlohe'schen Buchhandlung Ferdinand Rau, 1936, 75 S., kart. 2,20 RM.

Für Kultur und Leben der Hallertau ist der Hopfenbau wesentlich. Es ist lehrreich, zu untersuchen, wie sich dies auch auf das Volksleben auswirkt.

5000 Jahre Niedersächsische Stammeskunde, im Auftrage des Oberpräsidenten der Provinz Hannover herausgegeben von H. Schroller und S. Lehmann, mit 136 Abbildungen im Text und 34 Tafeln. Hildesheim und Leipzig, August Lax Verlag, 1936, 281 S., kart. 6 RM., geb. 7,50 RM.

Digitized by Google

Dieses Buch bildet den 3. Band der Darstellungen aus Niedersachsens Urgeschichte, die Prof. Dr. Jacob-Friesen herausgibt. In glücklicher Weise sind hier Vorgeschichte, Geschichte und Volkskunde verbunden. Mehrere Verfasser haben Beiträge geliefert. Jacob-Friesen schreibt über Herausbildung und Kulturhöhe der Urgermanen, W. Wegewitz behandelt die Herminonen, H. Gummel die Ingväonen, H. Schroller die Istväonen, O. Uenze beschreibt den Wanderweg der Langobarden, H. Schroller behandelt die Sachsen, M. Zimmer die Ostkolonisation der Niedersachsen, W. Lampe das Recht und Volkstum im Sachsenspiegel, S. Lehmann das bauliche Gefüge des Niedersachsen- und Friesenhauses, H. Ellenberg die Verbreitung der bäuerlichen Wohn- und Siedlungsformen Nordwestdeutschlands in ihrer Beziehung zur Landschaft und zur naturbedingten Wirtschaftsweise, H. Janssen berichtet über das niedersächsische Wörterbuch der Universität Göttingen und W. Peßler über den niedersächsischen Kulturkreis im Rahmen des Deutschtums. Das Buch ist gut und anregend.

Martin Wähler, **Thüringische Volkskunde.** Jena, Eugen Diederichs Verlag, 1940, 554 S., geb. 7,50 RM.

Wähler behandelt die Bildung des Thüringischen Stammes, die politische und kulturelle Entwicklung Thüringens, die soziale Schichtung der Bevölkerung, Siedlungsweise und Bevölkerungsbewegung, Wohnweise, Volksnahrung, Volkskunst und Volkstracht, Volkssprache, Volksmusik und Volkslied, Volksglauben, volksmedizinischen Glauben und Brauch, Brauchtum und Glauben im Lebenslauf, Sitte und Brauch im Jahreslauf, den Thüringischen Stammescharakter. Zahlreiche Belege und Anmerkungen sind dem Forscher ebenso willkommen wie das eingehende Stichwortverzeichnis. 142 Abbildungen und 2 Karten sind wertvolle Ergänzungen.

Wähler kennt die neuen Forschungen auf dem Gebiete der Volkskunde und reiht den Stoff aus Thüringen gut ein. Man könnte dieses gründlich durchgearbeitete und anregende Buch bezeichnen als eine deutsche Volkskunde mit Beispielen aus Thüringen. Das Buch ist aber nicht nur zusammenfassend, sondern bringt auch zu vielen Fragen neuen Stoff und neue Anregung.

Sagen der Beskidendeutschen, herausgegeben von Alfred Karasek-Langer und Elfriede Strzygowski, mit 8 Federzeichnungen von Hertha Strzygowski und 1 Karte. (Ostdeutsche Heimatbücher, herausgegeben von Viktor Kauder, 3. Band.) Plauen im Vogtland, Verlag von Günther Wolff, 1930, 260 S.

Heute, wo unsere Blicke wieder viel nach dem Osten gerichtet sind, möchte ich auf diese wertvolle Sagensammlung hinweisen. Sie enthält Landschafts- und Natursagen, Toten-, Seelen-, Zauber-, Teufel- und Schatzsagen, in einem 3. Abschnitt dann Geschichtssagen. Ein Anhang bringt schlesisches Vergleichsmaterial und Quellennachweise. Ein sorgfältiges Schlagwortverzeichnis ist der Forschung sehr dienlich.

Georg Schmidt-Rohr, **Das Land vor der Schneide des Keiles,** über die Volkstumsaufgaben der mittleren Ostmark und die Grundzüge der seelischen Strategie jeder völkischen Selbstbehauptung (als Handschrift gedruckt), 32 Seiten. Frankfurt/Oder, Buchdruckerei Paul Beholtz, Gr. Scharrnstr. 8.

Diese Arbeit enthält wertvolle Anregungen.

Grimmelshausens Wunderbarliches Vogelnest, 1. Teil, Abdruck der ältesten Originalausgabe (1672) mit den Lesarten der anderen zu Lebzeiten des Verfassers erschienenen Ausgaben, herausgegeben von J. H. Scholte. (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, herausgegeben von E. Beutler.) Halle, Verlag Max Niemeyer, 1931, 148 S.

Diese Schrift, die weltanschaulich dem Simplizissimus gegenüber eine merkwürdige Zerrissenheit zeigt, enthält für die Volkskunde viel Wertvolles. Grimmels-

Digitized by Google

hausen wird heute erfreulicherweise wieder viel mehr beachtet als bisher. Deshalb sei die Volkskunde empfehlend auf diesen sorgfältigen Neudruck hingewiesen.

Sinnbilder des Lebens in der deutschen Kunst, 48 Bilder, ausgewählt und beschrieben von Hubert Schrade, München, Verlag Albert Langen, 1938, 25 S.

In weiten Kreisen besteht immer noch die Ansicht, die Volkskunde beschäftige sich mit den Dingen, die volkstümlich seien, und vielen Menschen schwebt bei Beurteilung der Volkskunde irgendein Heimatmuseum vor, in dem ein Lichtspan aus Urgroßvaters Zeiten neben dem Bauer im Dreimaster und Regenschirm steht, und so wird Volkskunde dann angesehen als antiquarische Wissenschaft von veralteten Dingen, und da und dort kommt dann noch ein Tropfen Rührseligkeit dazu, und man bedauert, daß die schönen alten Zeiten dahin seien. Demgegenüber betont unsere Wissenschaft, soweit sie wenigstens nicht von veralteten Männern geleitet ist, daß die Volkskunde das deutsche Volkstum in seiner Ganzheit zu pflegen habe, d. h. die Frage zu beantworten suche: was ist das ewig Deutsche im Wandel aller Zeiten? Wir Volkskunder begrüßen es deshalb, wenn ein Kunsthistoriker wie Schrade diese Frage für das Gebiet der sogenannten hohen Kunst stellt. Schrade gibt Beispiele für Lebensbrunnen, Lebensbaum, das Gleichnis des Lebens, die Geburt des Kindes, die Arbeit als Sinn des Lebens, die Lebensalter, die Lebenskraft, den Krieg als Vater aller Dinge und zeigt dabei, wie urdeutsches Empfinden in solchen Kunstwerken Ausdruck findet.

Walther Flaig, **Das Silvretta-Buch,** Volk und Gebirg über drei Ländern, Erinnerungen und Erkenntnisse eines Bergsteigers und Skitouristen, mit über 50 Bildern und Tafeln. München, Gesellschaft Alpiner Bücherfreunde, 1941, 216 S.

Der Inhalt des Buches: Silvretta — ein Wort für ein Vorwort, Schwabenstreiche im Jam, welsche Spuren — auf alten Wegen, die Nordwand, die Fryenwalser (Alemannen und Walser im Paßnaun und Montafon), in den Verstanklawänden, Silvretta und Vereina, die beiden schönen Schwestern, Fermunt — Antlitz und Geschichte eines Bergraumes, Wintersturm und Winterglanz, altes germanisches Gut (vom deutschen Wesen im Montafon und Paßnaun), Vallüla — die steinerne Flamme, Nachlese: Reiserat für Bergsteiger und Skitouristen. Verzeichnis der Schriften und Quellen.

Dieses persönlich eigenwillige Buch ist von großem Reiz und Wert. Flaig will nicht ein populär wissenschaftliches Buch schreiben. Aber er hat es verstanden, in Einzelbildern das Leben eines Bergwanderers frisch, anregend, ja spannend darzustellen. Dabei kennt er die Forschungen über sein geliebtes Alpengebiet genau und berücksichtigt sie. Sein Buch ist deshalb nicht nur Touristen auf das Wärmste zu empfehlen, sondern hat auch für den Wissenschafter hohen Wert. Dort an der Dreiländerspitze, in der Silvretta, treffen sich Baiwaren und Alemannen. Gerade deshalb hat das Buch für die Leser unserer Zeitschrift besondere Bedeutung. Es zeigt uns nicht nur, wie alemannische und bayerische, sondern auch wie rhätoromanische und germanische Kultur dort zusammentreffen und ineinandergreifen.

Tirol, Volk, Heimat, Brauchtum, ein Bildwerk von Enno Folkerts, mit einem Vorwort von Karl Springenschmid. Innsbruck, NS.-Gauverlag und Druckerei Tirol, 1940, 159 S.

Dieses wunderschöne Bilderbuch kann nicht nur jedem, der in Tirol wandern will, auf das Wärmste empfohlen werden, sondern bringt auch dem Forscher gute Anregungen und Bereicherung seines Stoffes. Die ausgezeichnet wiedergegebenen Bilder sind durch kurzen Text erläutert.

Volkskunde des Burgenlandes, Hauskultur und Volkskunst, auf Grund des Denkmalbestandes dargestellt und erläutert von Arthur Haberlandt (Österreichische

Digitized by Google

Kunsttopographie, Band 26), 1 Karte und 206 Abbildungen. Baden bei Wien, Verlag Rudolf M. Rohrer, 1935, 135 S.

Nach einer allgemeinen Übersicht behandelt Haberlandt Siedlungsgeschichte, Ortsanlage und Ortsbild, Baustoffe und Bautechnik, Haus- und Gehöftformen, künstlerische Architekturformen, Gemeinschaftskultur, Volkskunst, Tracht, Volksbräuche. Dann folgen topographische Erhebungen aus verschiedenen Bezirken. Sorgfältige Nachweise und Verzeichnisse sind beigefügt. Das Buch kann für die Forschung verschiedener Gebiete der Volkskunde warm empfohlen werden. Denn es enthält nicht nur grundsätzlich Wesentliches, sondern bringt auch viel Material, das bisher wenig bekannt war. Auch die Abbildungen sind gut.

Deutsche Volkstänze, Heft 9—10: Hessische Volkstänze, 1. Teil, Heft 11—12, 2. Teil, Heft 17—18, 3. Teil, hrsgeg. von Hans von der Au. Kassel, Bärenreiter-Verlag.

Tanzweisen und Texte sind hier gesammelt und mit Anmerkungen versehen von einem der besten Kenner des deutschen Volkstanzes. Diese Hefte, von denen jedes 32 Seiten umfaßt, können deshalb der Forschung wie auch unserer Jugend, die solche Volkstänze wieder beleben will, und der Schule warm empfohlen werden. Das Einzelheft kostet 0,80 RM.

Albert Klinz, ἱερὸς γάμος, Quaestiones selectae ad sacras nuptias Graecorum religionis et poeseos pertinentes. Diss. Halle 1933, 135 S.

In dieser fleißigen und tüchtigen Arbeit ist die „Heilige Hochzeit" bei den alten Griechen behandelt. Wir verstehen darunter einmal kultische Bräuche, bei denen eine Hochzeit symbolisch dargestellt wird oder aber mythologische Erzählungen von Hochzeiten der Götter, die das heilige Urbild kultischer Bräuche sein sollen oder sonst im Gottesdienst, in Sage und Märchen eine Rolle spielen. Klinz spricht nach einer Einführung zunächst von Hochzeitsbräuchen des täglichen Lebens, dann behandelt er religiöse Vorstellungen auf den Inseln des Ägäischen Meeres und den angrenzenden Ländern, die dem griechischen Zeitalter vorangehen, daran anschließend heilige Vorstellungen von Götterhochzeiten in der ältesten Griechenreligion. Hierbei werden besonders Kulte, die mit Poseidon zusammenhängen, behandelt, schließlich sind auch die Hochzeiten in den Mysterienkulten eingereiht. In einer Schlußzusammenfassung behandelt Klinz die Frage, wieweit es sich hier um Vorstellungen der indogermanischen Kultur oder um Überreste einer vorindogermanischen Bevölkerung, die mutterrechtlich eingestellt war, handelt. Klinz neigt dazu, die Vorstellung der Heiligen Hochzeiten auf eine vorgriechische Bevölkerung zurückzuführen, die wir in der minoischen Kultur nachweisen können und deren Überreste in vielen Punkten hineinragen in die indogermanisch-griechische Welt. Ich möchte aber doch den Ursprung und Anfang der Heiligen Hochzeit nicht einseitig in der vorindogermanischen Zeit sehen, sondern bin überzeugt, daß solche Bräuche und Glaubensvorstellungen sich ebensogut in den indogermanischen Kulturen selbständig gebildet haben. In Griechenland trafen diese, sagen wir nordischen Vorstellungen, zusammen mit den teilweise auf mutterrechtlichen Anschauungen der minoischen Kultur beruhenden Glaubensäußerungen alter Zeiten. Das hat vor allem in der Sage stark nachgewirkt und die Ausbildung des Kultes beeinflußt. Wenn wir den Anfang und Ursprung verfolgen wollen, müssen wir den aus dem Erleben entstandenen Brauch der indogermanischen Völker zunächst beobachten. Sie haben das Werden des Lebens bei Menschen und Pflanzen immer in eins geschaut und wenn es sich um Feste handelte, bei denen das Vertrauen auf Segen und Fruchtbarkeit bei Menschen betont werden soll, Symbole aus der Pflanzenwelt beigezogen und umgekehrt, wenn das Werden neuen Lebens aus dem Schoß der Mutter Erde erhofft wurde, Hochzeitsbräuche der Menschen symbolisch in Parallele gesetzt. Es gibt wohl kaum ein indogermanisches Volk, bei dem die Erde nicht aufgefaßt worden wäre

Digitized by Google

als mütterlicher Schoß, aus dem das Leben geboren wird, und der Himmel mit Sonne und Regen als der befruchtende männliche Teil. Solche Vorstellungen entwickeln sich in den vaterrechtlich eingestellten indogermanischen Religionsgemeinschaften ebensogut wie in einer mutterrechtlichen Kultur. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß in der Griechenreligion stark ausgebildete Glaubensäußerungen und Bräuche einer vorgriechisch mutterrechtlichen Bevölkerung nachwirken. Nur wenn wir die Frage stellen, ob bei den Griechen solche Bräuche indogermanisch oder vorgriechisch mutterrechtlich, also nicht indogermanisch seien, müssen wir die anderen indogermanischen Völker beiziehen. Wir sehen bei ihnen, daß im Brauch, Lied, Sage, Spruch sich die Vorstellungen einer Heiligen Hochzeit durch Jahrhunderte erhalten und neubilden. Von Entlehnung aus einer fremden mutterrechtlichen Kultur kann dann wohl nur im einzelnen die Rede sein.

Diese Bemerkungen sollen den Wert der durch viele und genaue Einzeluntersuchungen wertvollen Arbeit von Klinz keineswegs herabsetzen. Sie ist für Volkskunde, Religionswissenschaft und klassische Philologie eine wertvolle Bereicherung. Hinweisen möchte ich auf einen Anhang über die kultische Verwendung von Kindern, deren beide Eltern noch leben.

Carl Pueßfeld, **Jetzt schlägt's dreizehn!**, tausend Redensarten und ihre Bedeutung. Berlin, Alfred Metzner Verlag, 1937, 142 S.

Die Auswahl der hier erklärten Redensarten ist gut. Sie sind zweckmäßig nach Stichworten aufgezählt und deshalb leicht zu finden. Die Erklärung ist kurz und zuverlässig. Deshalb kann das Buch der Schule vor allem, aber auch der Forschung und dann allgemein dem gebildeten Deutschen warm empfohlen werden.

Friedrich Silcher, **Die Schwäbische Nachtigall**, ein Gedenkblatt zu seinem 75. Todestage, im Einvernehmen mit dem Schwäbischen Sängerbund, herausgegeben von Hans Kleinert und Hans Rauschnabel. Stuttgart, Verlag J. F. Steinkopf, 48 S., 0,60 RM.

Das mit viel Liebe geschriebene kleine Büchlein wird vor allem unseren Sängern willkommen sein, gibt aber auch dem Volksliedforscher manche Winke.

Wir bekennen, Deutscher Dichterglaube, herausgegeben von Karl Kerber. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1933, 32 S.

In großen Zeiten der Revolution zeigen sich die Guten dreimal gut und die Schlechten dreimal schlecht. Männer mit deutschem Herzen, vor allem tiefempfindende Dichter wissen in solchen Zeiten dem Deutschtum besonders schön Ausdruck zu geben. In diesem Sinne begrüßen wir diese kleine Sammlung von Bekenntnissen.

Gerhard Eis, **Die Sendung der deutschen Kultur im Sudetenraum.** Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 1940, 64 S.

In Wort und Bild wird in diesem Büchlein die Geschichte des Deutschtums im Sudetenland gegeben. Die Darlegungen beruhen auf gründlicher Forschung. Ein eingehender Schrifttumsnachweis ermöglicht leicht ein Weiterarbeiten.

Otto Kleinschmidt, **Kurzgefaßte deutsche Rassenkunde.** Leipzig, Armanen Verlag, 1933, 28 S. und 8 Tafeln.

Dieses von einem guten Kenner der Rassenfragen geschriebene Büchlein behandelt die Rassenbildung in der Tierwelt und in der Menschheit. Es kann vor allem unseren Schulen empfohlen werden. Eugen Fehrle.

Alle Rechte vorbehalten. — Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge tragen die Verfasser, für die Gesamthaltung der Zeitschrift die Schriftleitung. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: W. Veser, Bühl i. B. Druck und Verlag Konkordia A.-G., Bühl i. B. (Direktor W. Veser). Auflage dieser Ausgabe 900.

Digitized by Google

Von den bisher erschienenen Jahrgängen der

Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde

sind noch die Jahrgänge 1927, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1940 lieferbar. Wir bitten, die Freunde der Volkskunde darauf aufmerksam zu machen und zu Beziehern dieser Zeitschrift zu gewinnen. Der Preis des Jahrgangs beträgt . . . . . RM. 4,—

Burgen und Schlösser Mittelbadens von der Murg bis zur Bleich

Herausgegeben von Dr. Batzer und Dr. Staedele. 596 Seiten mit 350 Abbildungen. Broschiert . . . . . RM. 4,50

Geschichte der altbadischen Gemeinde Neusatz (Amt Bühl) mit Waldmatt

Von Realgymnasiums-Direktor i. R. O. Stemmler. Hauptsächlich dargestellt nach archivalischen Quellen. 199 Seiten, 18 Abbildungen und Skizzen, teils nach Originalen, RM. 4,—, in Halbleinen . . . . . RM. 4,50

Geschichte der Stadt Bühl in Baden

Von Dr. Otto Gerke. 64 Seiten mit vielen Abbildungen . . . . RM. 0,75

Donauversinkung / Aachquelle

Von Professor Dr. A. Göhringer. Mit zahlreichen Bildern, einer Übersichtskarte des Donau-Aachgebietes, einer Orientierungskarte vom Hegau und mehreren Profilen . . . . . RM. 1,—

Mein Badnerland

Von Fr. Wilkendorf und K. Jörger. Heimatgedichte. 100 Seiten . . RM. 1,55

Die sehr sorgfältig ausgewählte Sammlung aus badischer und deutscher Dichtung birgt wertvollstes Heimatgut.

Rosmarin und Nägili

Alemannische Gedichte in Mundart von Elisabeth Walter . . . . RM. 1,—

Verlag Konkordia A.-G., Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

RIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UN
LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFO
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERS
UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARI
ORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIB
RSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · ST
RIES · STANFORD UNIV
LIBRARIES · STANFOR
STANFORD UNIVERS
UNIVERSITY LIBRARI
ORD UNIVERSITY LIB
RSITY LIBRARIES · ST
RIES · STANFORD UN

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES · STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

V.13-15
1939-1941

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google